lner

blätter



Lebensblätter.

Erinnerungen aus der Schulwelt,

von

Dr. L. Kellner,

Geh. Regierungs- und Schulrath a. D.

Mit dem Bilde des Verfassers.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

1891.

Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Lebensblätter.

Erinnerungen aus der Schulwelt,

von

Dr. L. Kellner,
Geh. Regierungs- und Schulrath a. D.

Mit dem Bilde des Verfassers.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1891.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Freund, hoffe nicht, daß bloß im leichten Spiele,
Was einst Gewinn sein soll für all' Dein Leben,
Anmuthig tändelnd Dir und schnell gedeihe;
Verlangt Dein Sinn nach einem edlen Ziele,
So binde an Geduld ein eifrig Streben;
In Gott und Arbeit such' die rechte Weihe!

Inhalt.

Vorhalle.

„Man hatte mir oft gesagt, es sei eine heilige Sache, von „unten auf dienen." —

Pestalozzi,
Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.

Von Freunden und von gar manchem lieben Bekannten aus der Lehrerwelt ist wiederholt die Aufforderung an mich ergangen, meinen Lebensweg zu schildern. Ich habe mit der Erfüllung dieser schmeichelhaften Forderung sehr lange gezögert und bin darüber zum Greise geworden. — Sonderbares Menschenherz! Als mir Diesterwegs „Pädagogisches Deutschland" (2 Bände, 1835 und 1836) zu Gesichte kam, es mag in den Jahren 1839 oder 1840 gewesen sein, da erfaßte mich die Einleitung und der Geist des Ganzen, insbesondere Kopfs und Ewichs Biographie, so gewaltig, daß ich sofort beschloß, auch mein eigener Lebensbeschreiber zu werden und meine Pilgerfahrt schwarz auf weiß zunächst nur für mich selbst aufzuzeichnen, dann aber auch meinen Verwandten und Kindern dereinst als Andenken zu hinterlassen. Wirklich wurde auch ein Anfang gemacht und aus Jugenderinnerungen oder gelegentlichen Mittheilungen des Vaters gar manches für den Zweck notirt und Vorhandenes weiter ausgesponnen. So ging es einige Jahre still und gelegentlich fort, und meine Annalen bildeten schon ein Heft von mehreren Bogen. Als ich aber einst den Vater wieder um einiges aus meiner frühesten Jugend fragte und ihm zugleich vertraulich meine Absicht, mich selbst zu biographisiren, mittheilte, lächelte er halb gutmüthig, halb ironisch, und meinte, ich solle doch noch einige Jahrzehnte warten, um erst noch etwas Ordentliches erlebt und geschafft zu haben. Ich stutzte und wurde nachdenklich. Als mir aber bald darauf durch Zufall ein Ausspruch Benvenuto Cellini's zu Gesichte kam, wurde ich noch nachdenklicher. Dieser Künstler sagt

nach Goethe's Mittheilungen: „Alle Menschen, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, sollten eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einem so schönen Unternehmen schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben." — Dieser bedeutungsvolle Ausspruch, vereint mit dem väterlichen Rathe, veranlaßte mich nunmehr, von meinem sehr jugendlichen Plane abzusehen und ihn erst dann wieder in Erwägung zu ziehen, wenn jene vierzig Jahre erreicht wären. Diese Jahre kamen gar bald, aber mit ihnen auch immer größere Zweifel und Bedenken, und die Lebensbeschreibung gerieth endlich ganz in Vergessenheit, weil das Leben selbst meine Kraft und Zeit genugsam in Anspruch nahm und mir keine Zeit zur Selbstschau in Form eines Tagebuches übrig ließ. Man sagt ja, daß der Mensch mit seinem Zweck wachse, und in der That kam dem rückwärtsschauenden vierzigjährigen Manne gar manches unbedeutend und kleinlich vor, was ihm seither als wichtig und bedeutungsvoll gegolten hatte. So nahete denn das Greisenalter leisen, aber sicheren Schrittes heran, mit ihm wuchs jedoch auch jene Demuth, welche trotz des redlichsten Ringens und Strebens sich selbst gesteht, daß gar manche Ideale unerreicht geblieben sind, und daß die Erfolge unserer Thätigkeit mehr in Gottes Händen, als in den unserigen liegen. — Wenn ich nun doch am späten Lebensabende den früheren Plan wieder aufnehme, so geschieht dies einerseits aus Rücksicht auf den Wunsch meiner Freunde und ein diesen gegebenes Versprechen, anderseits aber auch im Hinblicke auf die ruhelose Gegenwart und in dem Gedanken, daß gerade in solcher Zeit das schmucklose Bild eines bis zur äußersten Kraftanstrengung gesammelten Strebens in ein und derselben Bahn und Richtung unserem Lehrerstande, insbesondere dessen jüngeren Gliedern, vielleicht von einigem Nutzen sein könnte. Hatte doch außerdem mein bisheriges Leben und Wirken, besonders aber mein 75. Geburtstag, zu einer großen Anzahl von Vivisectionen

meiner Person in vielen pädagogischen Zeitschriften Anlaß gegeben, und Falsches und Wahres hatte sich darin bunt zusammengefunden. Warum sollte ich mir nunmehr Stillschweigen auferlegen? Muß ich nicht fürchten, daß nach meinem Tode eine schreibselige Feder aus allen jenen wohlgemeinten biographischen Fragmenten wieder ein neues Lebensbild zusammenstelle, in welchem abermals Wahres und Falsches sich zusammenfindet und der echte Kern und Stern vielleicht verfehlt sind! **„Was du bist, das wolle sein, und nichts wolle lieber!“** In diesem Wahlspruche ruht meine ganze Lebensweisheit durch alle Altersstufen hindurch; er hat mich bis zum heutigen Tage geleitet, und dieser Leitung danke ich gar manche Freude und manche mein Hoffen überflügelnde Frucht. Und wenn mein schmuckloses Lebensbild diesen Wahlspruch fest und tief in die Herzen mancher jungen oder älteren Lehrer senken und ihre Willenskraft richten und stärken sollte, so wäre ja mein in guter Absicht gewagtes Unternehmen wirklich auch ein schönes zu nennen. Wurde es so spät begonnen, leidet es deshalb vielleicht an Formvollendung, so dürfte es dafür an Wahrheit und leidenschaftsloser Betrachtung der Begebenheiten und Personen gewonnen haben. Statt breiteren Ausmalens und gefälligen Schönfärbens lasse ich einfach nur die Thatsachen reden und darf versichern, daß Dichtung und Phantasie mich nirgends bestochen oder mein Urtheil beeinflußt haben. Wer sein Leben zu beschreiben unternimmt, muß ja selbstverständlich von sich selbst reden, soll sich dennoch aber nicht mit bespiegelnder Vorliebe in den vordersten Vordergrund stellen und nicht darauf ausgehen, die eigene Person zu verherrlichen. Hier liegt allerdings eine schwer zu umschiffende Klippe, an welcher ebenso die Wahrheit, als das unbefangene Urtheil über Personen scheitern können. Ich habe mich redlich bemüht, in diesen Beziehungen richtiges Maß zu halten; ja ich bin vielleicht in manchen Hinsichten zu ängstlich und zu gewissenhaft

gewesen. Ich habe mich stets gefragt, ob dieses oder jenes Ereigniß, ob die Charakteristik dieser oder jener Persönlichkeit auch dem **Zwecke** meines Unternehmens diene, also im Bereiche der Lehrerwelt nützen oder ermuntern könne, oder nur für mich selbst persönliche Wichtigkeit beanspruche. In Bezug auf meine schriftstellerische Thätigkeit habe ich mich beispielsweise nur auf das Nothwendigste und Charakteristische beschränkt, und es möchte immerhin möglich sein, daß manche meiner Leser gerade in dieser Richtung eine größere Ausführlichkeit gerne gesehen hätten. Mich hat bei dieser Beschränkung ein Gefühl bestimmt, welches mich auch durch meine ganze berufliche Thätigkeit leitete. Niemals konnte ich mich überwinden, in Lehrerkreisen, amtlich oder außeramtlich, meine eigenen Schriften zu empfehlen, oder in dem vom Pfarrer Schmitz gegründeten, längere Zeit von mir mitredigirten, später aber allein fortgesetzten Schulfreunde lobend zu erwähnen und kritisirend die Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken. Was geschrieben war, hatte sich von mir losgelöst, und es blieb dessen innerem Werthe überlassen, für sich selbst zu sprechen und seine Wege und Freunde zu suchen.

Es kann meinen Lesern nicht entgehen, daß es sich in dem folgenden Lebensbilde wesentlich nur um drei für meine Entwicklung bedeutungsvolle Stufen handelt, welche in ihrer charakteristischen Thätigkeit nach außen und innen verschieden sind.

Die erste Stufe, als die des einfachen Volksschullehrers, entrollt das Bild eines jungen, strebsamen Mannes, welcher durch Gottes Fügung in das rechte Fahrwasser, d. h. in einen Beruf gelangte, für welchen ihn das Beispiel des Vaters, die gesammte früheste Umgebung und endlich auch angeborenes Talent und Neigung bestimmt hatten. So bescheiden der Beruf in seiner ersten Stufe auch war, so innig stand er mit meinem innern Leben in einem harmonischen

Einklange, welcher durch die genossene anspruchslose Erziehung keinerlei Störung erlitt. Daher kam denn auch jenes freundliche und freudige Genügen an der Berufsarbeit und das Streben, in ihr das Höchste zu leisten, ein Streben, welches wiederum nicht durch Vergleiche mit anderen Zielen und glänzenderen Lebensstellungen abgeschwächt oder getrübt wurde. Das katholische Schulwesen Erfurts, auf dessen Einrichtung und Leitung ich näher einzugehen Gelegenheit finden werde, begünstigte meine freie und frohe Entwicklung, erhöhte meine Schaffensfreude und mein Selbstgefühl.

Wenn mich diese nur fünf Jahre umspannende Lebensperiode zum praktischen Lehrer ausbildete, so war es der darauf folgenden Wirksamkeit als Seminarlehrer dagegen vorbehalten, mich in wissenschaftlicher Beziehung und in Hinsicht auf Welt- und Lebenserfahrungen wesentlich zu ergänzen und weiter zu fördern. Hatte ich als Volksschullehrer, wie wir später sehen werden, mich besonders eifrig mit der Methode des Unterrichtes beschäftigt, so war es jetzt der Unterrichtsstoff, welcher seine ernsten Forderungen stellte und weiter ausgedehnt werden sollte. Die zwölf Jahre meines Seminarlehrer-Lebens waren zugleich Jahre unablässiger ernster Studien und schufen mir als solche Ersatz für frühere Verluste und einen festeren Grund und Boden, auf welchem ich in meinem ganzen späteren Leben mit befriedigendem Erfolge weiter bauen konnte. Mit Eifer studirte ich nunmehr die Naturwissenschaften und Geschichte, beschäftigte mich eingehend mit der Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur, und versäumte auch nicht, meine im Gymnasium erworbenen Kenntnisse der alten Sprachen der Vergessenheit zu entziehen und weiter auszudehnen. Wenn damals Hegel auf der Höhe seines Ruhmes stand, und mit und in ihm die Philosophie als Gipfelpunkt alles geistigen Lebens gepriesen wurde, so lag darin für einen jungen, strebsamen Mann eine starke Ver-

suchung, sich auch auf dieses Gebiet zu wagen. Doch sie ging bald und ohne wesentlichen Einfluß auf meine Denkweise und religiöse Ueberzeugung vorüber. — Die Widersprüche, welche seit tausend und abertausend Jahren auf diesem Gebiete sich wechselseitig bekämpfen und vergebens bemühen, die Räthsel des menschlichen Lebens zu lösen, ließen mich noch zeitig genug erkennen, daß der einfache Katechismus doch die sicherste und beste Philosophie enthalte, und daß ich entschieden besser thun würde, meine Zeit und Kraft positiven Studien zu widmen, als sie in zweifelhaften Speculationen zu verschwenden. Ich erinnere mich, daß der Philosoph Jacobi einmal sagte: Grund und Ende aller Philosophie sei eine große Grube, an deren Rande wir stehen und hinuntersehen. Solche Erkenntniß liegt nahe, obgleich sie oft unbeachtet bleibt. Sie läßt sich aus jedem philosophischen Lexikon und jeder Geschichte der Philosophie leicht erwerben, hat mich durch das ganze spätere Leben begleitet und meine jüngeren Jahre vielleicht vor manchem Zweifel und inneren Zwiespalte bewahrt. Der arme Mensch hat in der That hienieden in allen Wechselfällen des Lebens mehr Ursache zu beten: Herr, stärke meinen Glauben! als sich diesen durch menschliche Meinungen untergraben zu lassen.

Meine dritte und bedeutungsvollste Lebensperiode umfaßt einen Zeitraum von 38 Jahren, von denen ein Septennat auf die Stellung in Marienwerder (1848—1855) kommt. Ich verließ den heimatlichen Boden, den Vater, die Jugendfreunde und zog mit Weib und Kind in eine weit entfernte Provinz, deren Sitten und Gebräuche, deren klimatische Verhältnisse und Sprache ich nur nothdürftig aus Büchern und Erzählungen kannte. Aber noch schwerer wog die Forderung, nunmehr in ganz andere Lebens- und Geschäftskreise einzutreten und, obgleich mir bisher niemals ein Actenstück in die Hände gekommen war, mich in das bureaukratische Formenwesen zu

finden. Das letztere gelang mir etwas schwerer, als ich geglaubt hatte, weil es eben mit meiner ganzen, auf das lebendige Wort bisher angewiesenen Thätigkeit im schneidendsten Gegensatze stand. Aber es mußte gelingen und gelang auch, wie der spätere Verlauf meiner Erzählung zeigen wird. Daß Marienwerder den Mann geistig zur möglichsten Reife brachte, ihm Welt und Leben aus mannigfachen, in die Höhe und Tiefe gehenden Gesichtspunkten erschloß, bedarf kaum der Erwähnung; ebenso versteht es sich von selbst, daß ich, gereift und gestählt durch meine Erlebnisse und Erfahrungen während jener sieben Jahre, das neue Amt in Trier (1855) mit größerer Zuversicht und Sicherheit antrat. Diese letztere Stellung bekleidete ich somit 31 Jahre, und es gehört heutzutage zu den Seltenheiten, daß jemand so lange Zeit in einer amtlichen Wirksamkeit ruhig ausdauert. Ich war stets conservativ in politischer Hinsicht, warum nicht auch in amtlichen Beziehungen! Ist es doch mit manchen Versetzungen und den daran geknüpften Hoffnungen nicht viel anders, als wenn ein zu Fuße Reisender sein Bündel von der einen Schulter auf die andere wirft. Im Anfange scheint es dann wohl weniger zu beschweren, aber nach kurzer Frist kommt doch der alte Druck wieder. Um nicht meine spätere Erzählung durch Zwischenfälle in ihrem Zusammenhange allzusehr zu unterbrechen, mag jedoch hier kurz erwähnt werden, daß auch an mich während dieser 31 Jahre die Versuchung zum Stellenwechsel herangetreten ist. Als im Jahre 1868 in Köln eine Schulrathsstelle erledigt wurde, fragte mich der Geheimrath Dr. Brüggemann brieflich, ob ich geneigt sei, diese anzunehmen, und gab mir eine vorläufige Zulage von 300 Mark mit dem Bemerken in Aussicht, daß ich mich aber rasch entscheiden möge, da wegen divergirender Wünsche und Forderungen von gewissen höheren Seiten die Stelle schon längere Zeit unbesetzt geblieben sei, gegen meine Person aber nichts eingewendet

werde. Ich lehnte ab. — Einerseits hatte ich damals keine Ursache, mit meinem Wirkungskreise unzufrieden zu sein, und hatte mich bereits mit diesem, den Menschen und Verhältnissen vertraut gemacht, andererseits konnte mich die rheinische Metropole um so weniger anziehen, als ich mir sagen mußte, daß die dargebotene Zulage durch die höheren Miethspreise und durch die größere Theuerung der Lebensbedürfnisse reichlich aufgewogen werde.

Verführerischer war eine andere Gelegenheit zum Stellenwechsel, welche an mich herantrat. Bekanntlich sollte der preußische Schulmeister bei Sadowa den Sieg erfochten haben, und so lag es denn nicht fern, daß auch die besiegten Oesterreicher sich solche Schulmeister wünschten und für künftige Zeiten heranbilden wollten. Noch näher lag es, daß zunächst die Haupt- und Residenzstadt Wien in dieser Richtung mit gutem Beispiele voranzuleuchten habe. Zu diesem Zwecke beschlossen die Väter der Stadt, vor allem ein Pädagogium zu gründen, in welchem die künftigen Lehrer Wiens jene Bildung erhalten sollten, welche von der Gegenwart und mehr noch von der Zukunft erwartet werden mußte, um nicht wieder ein Sadowa zu erleben. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erhielt ich denn von Wien auch die amtliche Anfrage, ob ich geneigt sei, die Direction des neuen Instituts zu übernehmen. An Gehalt wurden mir vorläufig und mit der Aussicht auf demnächstige Erhöhung 4000 Gulden und freie Wohnung verheißen. Das Anerbieten war verlockend, nicht bloß des Einkommens wegen, welches damals das meinige fast um das Doppelte überstieg, sondern auch wegen der Stellung selbst, durch welche ich wieder vom Actentische hinweg mitten in den mir so lieben Lehrerberuf versetzt worden wäre. Als Vermittler in der Angelegenheit war mir der Stadtrath Dr. Kolaczek bezeichnet worden, und von diesem erbat ich mir daher nähere Auskunft über Zweck und Einrichtung der

Anstalt und über deren Stellung zur Stadt, zum Staate und der Kirche. Die Auskunft war kurz und konnte kaum anders ausfallen, da die eigentliche Organisation erst von dem zu berufenden Director erwartet wurde. Ich las jedoch so viel aus der Antwort und zwischen den Zeilen, daß es sich um ein Institut handle, welches die erhabene Aufgabe erfüllen solle, Aufklärung im weitesten Sinne des Wortes zu fördern, und daß hierbei weder auf die Mitwirkung des Staates noch der Kirche sonderlich gerechnet werde. Die Sache erschien mir sehr bedenklich, und nach ernster Ueberlegung fiel meine Antwort verneinend aus. Es wird den meisten meiner Leser bekannt sein, daß es den Wiener Herren nach vielem weiteren Suchen gelang, in der Person des Seminardirectors Friedrich Dittes zu Gotha (1868) vorläufig den rechten Mann zu gewinnen. Ebenso bekannt ist es, daß der Gewonnene das Directorium bis 1881 führte, dann aber wegen Meinungsverschiedenheit mit den Gründern der Anstalt und wegen sich daran knüpfender Streitigkeiten vom Amte mit Pension zurücktrat. Der Stadtrath Dr. Kolaczek hat über diese vielen Staub aufwirbelnde Angelegenheit eine besondere Schrift verfaßt, in welcher er über Herrn Dittes sich schließlich in folgender Weise ausspricht: „Ditteismus und Ditteisten — der erstere ist eine pädagogisch-philosophische und philosophisch-pädagogische Weltanschauung, die sich aus trivialem Empirismus, banalem Idealismus und vulgärem Liberalismus zusammensetzt; — die letzteren sind eine Secte von Eiferern, deren Hauptstärke in der gegenseitigen Reclame und in der Herabsetzung anderer besteht. Eine nähere Betrachtung beider, die ein Product des modernen Bildung-Streberthums (!) und seiner gewandten Wortführer sind, wäre wohl am Platze, doch fehlt uns hier der Raum dazu.“ Kolaczek starb in Wien am 16. December 1889. Für seine Irrthümer hat der begabte Mann viel gebüßt. In die Bewegungen des Jahres 1848

stark verflochten, saß er eine Zeitlang als Gefangener in Kufstein, lebte dann im Exil in Amerika, widmete sich aber seit 1866 wieder in Wien den liberalen Strömungen und mußte endlich gegen den Krieg führen, welchen er selbst zum Mitkämpfer erwählt hatte. — Lehrreiche Schicksalswege! — Die Weisheit, welche schließlich aus ihm spricht, kam spät (1886), aber sie kam doch! Ich konnte mir zu der Ablehnung Glück wünschen. In Herrn Kolaczeks Streitschrift heißt es in einer Anmerkung: „Regierungsrath Kellner antwortete auf eine Anfrage verneinend, mit dem Bemerken, daß er seinem Könige nicht untreu werden wolle.“ — Als ich einem Freunde von der Angelegenheit und meiner Ablehnung Mittheilung machte, rieth dieser, doch von dem immerhin für mich ehrenvollen Anerbieten meiner höchsten Behörde Kenntniß zu geben, das könne mir doch für Gegenwart und Zukunft nur förderlich sein! Der Rath war wohlgemeint und vielleicht auch gut, aber ich habe ihn nicht befolgt. Heute, wo für mich nichts zu wünschen und zu hoffen ist, läßt sich eher von der Sache sprechen und erzählen. — Die Geschichte zeigt übrigens wieder, daß es leichter ist, die Geister zu wecken, als sie zurückzubeschwören; jedenfalls hat Herr Dittes seinen Gegnern gegenüber den Vortheil, sich in seinen Ansichten und Grundsätzen consequenter geblieben zu sein.

Eine andere Versuchung zum Stellenwechsel war leichter zu besiegen. Als nach der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen mein damaliger Präsident dorthin berufen wurde, kam er eines Morgens zu mir ins Bureau mit der vertraulichen Anfrage, ob ich geneigt sei, ihm in die neue Provinz zu folgen, vorläufig provisorisch. Obgleich die äußeren Verhältnisse bedeutend besser werden sollten als meine augenblicklichen, so dankte ich doch für das Vertrauen und zog meine damalige Wirksamkeit vor. — Hätte ich den kommenden Culturkampf mit allen seinen Schärfen und Bitterkeiten in jener Zeit voraus-

sehen können, so wäre mein Entschluß wahrscheinlich anders ausgefallen.

Doch gehen wir von dieser Abschweifung wieder im geraden Geleise weiter.

Selbstbiographen finden es in der Regel angemessen, wenn nicht sogar geboten, mit ihrer Jugend zu beginnen, und mein erster Versuch auf diesem Felde ging ja, wie schon erwähnt, auch von dieser Ansicht aus. Heute bin ich anderer Meinung. Als Hauptzweck der nachfolgenden Blätter steht mir die Ermunterung und Stärkung meiner Leser, unter welchen ich mir wesentlich unsere Volksschullehrer denke und wünsche, fürs Berufsleben obenan. Ich hoffe, durch offene Darlegung meines Ringens und Strebens ein weniges für die Ueberzeugung zu wirken, daß innere Zufriedenheit und äußere Anerkennung zunächst und wesentlich von uns selbst abhängen, und daß jeder Beruf, insbesondere aber der eines Lehrers, das wieder entgegenbringt, was man selbst hinein trägt und legt! Eine Kinder-Seelenlehre zu schreiben und als Selbstbiograph Beiträge zu einer solchen zu liefern, liegt nicht in meiner Absicht. Auch bietet meine Kinder- und Knabenzeit durchaus nichts Wesentliches, was mich nach meinem Dafürhalten von der Entwicklung und dem geistigen Leben anderer lebhaften Kinder unterschiede, und in meinem späten Alter fehlt mir wahrscheinlich auch die angenehme und fesselnde Darstellungsgabe, welche es versteht, selbst kleine und unbedeutende Ereignisse derart auszuschmücken, daß sie den Leser ergötzen. Was aus jener Zeit, insbesondere aus den Knabenjahren, etwa einige pädagogische Bedeutung haben möchte, ist im Verlaufe meines Lebensbildes da eingeflochten worden, wo ich von meinem Vater rede, und wo es sonst passend erschien. Meine Füße standen in diesem Lebensabschnitte nicht gerade unter einem dürftigen, aber doch unter sehr bescheidenem Tische, und die Einfachheit da-

maliger Zeit, vereint mit dem elterlichen Beispiele, mäßigte die jugendlichen Ansprüche. Wenn man überhaupt von einem bewußten Glücke der Jugendzeit reden darf, so waren wir Knaben damals unzweifelhaft glücklicher, als die heutige Jugend mit ihren ungleich größeren Forderungen und Genüssen. Ich mag in dieser Beziehung beispielsweise nur an die Lectüre erinnern. Wie selten und welch ein köstliches Geschenk waren damals noch Jugendschriften! In welches Entzücken versetzte eine Erzählung oder gar ein naturgeschichtliches Bilderbuch den Knaben, wie oft wurde es dann wieder und wieder beschaut und gelesen und bewundernden Spielgefährten der Schatz gezeigt! Vor allem waren es Christoph Schmids Erzählungen, welche mit ihrer Einfalt und Natürlichkeit in das jugendliche Leben damaliger Zeit hineinleuchteten, daneben kam auch wohl der Robinson und schon seltener Lossius' Gumal und Lina zur Geltung. Lag ein solches Geschenk auf dem Weihnachtstische, so griffen Knaben und Mädchen wohl zuerst darnach, und die Freude ob des gewonnenen Schatzes überdauerte weit noch die Tage des Festes. Aber was ist jetzt eine Jugendschrift! — Was ist ein Bilderbuch der oft so frühreifen Jugend noch werth? Die heutige Fülle macht solche Geschenke alltäglich, und soll die Phantasie noch gereizt, das Interesse noch gefesselt werden, so bedarf es der abenteuerlichsten Piraten- und Räubergeschichten. Und welchen Eindruck können heute noch Bilder machen, da diese zu dem allergewöhnlichsten Beiwerke jeder Anzeige und Zeitschrift gehören! Häufig genug geben sie sich nur in den Dienst der Oberflächlichkeit und setzen an die Stelle sinniger Anschauung und Betrachtung ein gedankenloses, flüchtiges Angaffen und leeren Zeitvertreib.

Was meine ziemlich langen Gymnasialjahre und meine kurze Seminarzeit angeht, so bieten auch diese nichts sonderlich Interessantes oder Bemerkenswerthes, was dem Hauptzwecke dieser

Lebensblätter etwa dienen könnte. Es sind eben Jahre, wie sie die meisten jungen Leute zu verleben pflegen, zwar nicht frei von Thorheiten, aber auch nicht durch frevelnden Leichtsinn getrübt. Das beste waren die während der Ferien stattfindenden Fußreisen in die Heimat, wenige Groschen in der Tasche und den Tornister mit dem nothwendigsten Bedarf auf dem Rücken. Kam man auch langsam, oft hinkend vorwärts, so lernte man dafür auch Land und Leute kennen, und erreichte man müde sein Nachtquartier oder das ersehnte elterliche Dach, so genoß man eine Ruhe, ein Behagen und ein Heimatsgefühl, welche die jetzigen Eisenbahnfahrten niemals mehr in solcher Fülle bieten können. Ich war übrigens in jenen Jahren, wie wohl die meisten meines Alters, bald fleißig, bald nicht gerade faul, aber träumerisch und lässig; es wechselten Ebbe und Flut, und wenn solche in der Natur vom Monde abhängen, so richteten sie sich bei mir oft nach den Lehrern und nach den Sympathien, welche diese mir einzuflößen wußten. — Aber warum sollte ich mich heute dabei aufhalten, jene Männer, welche längst heimgegangen, noch zu seciren und nach ihrem Thun und Lassen oder ihrem Einflusse auf meine geistige Entwicklung zu bekritteln? Nach meiner späteren Ueberzeugung haben alle, mit wenigen Ausnahmen, es in ihrer Art gut gemeint, jeder nach seinen Kenntnissen und Gaben und ohne die heutigen Kunstmittel, und wer möchte überhaupt nicht in reiferen Jahren eingestehen, daß ihm als Schüler oft mehr Schonung und Liebe zu theil geworden, als ihm eigentlich gut war und er verdient hat! Was so manchen sonst braven Männern jener Zeit fehlte, war zumeist die rechte Methode und daneben der elektrische Funke, welcher belebend vom Lehrer auf den Schüler überspringt und beide magnetisch aneinander knüpft. Man baute damals trotz Pestalozzi und Basedow noch viel auf das Gedächtniß; der geistige Hebammendienst lebte zumeist nur in den

wenigen Erziehungsschriften bevorzugter Geister. Und doch sind aus jenen Zeiten und Schulen viele tüchtige Männer hervorgegangen! Theilweise mag dies darin liegen, daß weniger die Vielheit der Richtungen, als die Uebung des einzelnen zur Geltung kam. Alles reifte langsam, oft sehr langsam, aber niemals ohne eigene Mühe und Anstrengung. Der Landmann sieht nicht ohne Besorgniß auf einen allzu schönen, frühzeitiges Leben erweckenden Lenz. Er mag in dieser Zeit nur säen, noch nicht ernten, und fürchtet die Wiederkehr rauher Stürme und Spätfröste. So möchte es auch oft mit einer zu frühen Verstandescultur und Vielwisserei sein. Sie bringen leicht fröstelnde Altklugheit und spätere Kälte, ein Nachlassen der Kraft, welches endlich in Blasirtheit ausartet. — Darum das eine thun und das andere nicht lassen, beides in harmonischem Verhältnisse, so daß mit gegebenem Stoffe auch organisches Leben erzeugt und verbunden wird.

Kehre ich nach solchen Bemerkungen, wie sie einem Lehrerherzen so gerne entfließen, wieder zu meiner Persönlichkeit zurück, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß ich das Vaterhaus kurz nach dem Tode meiner geliebten Mutter und im 15. Lebensjahre verließ, um erst im Mannesalter wieder bleibend in die Heimat zurückzukehren. Das Gymnasium der Vaterstadt bestand in jenen zwanziger Jahren nur aus vier Klassen mit zumeist schon alternden Lehrern, unter denen einer noch Professor an der aufgehobenen Universität zu Erfurt gewesen war. Dagegen bot das dem Lehrplane der Jesuiten im ganzen treu gebliebene Josephinum in Hildesheim nicht nur der Klassen mehr, sondern es schlossen sich daran auch philosophische Curse und das Seminar für die Ausbildung künftiger Priester. Zu dem guten Rufe, welchen diese Anstalt genoß, trat noch der Umstand, daß ihr damaliger Director Wand ein Landsmann aus dem Flecken Dingelstädt war, und so kam es denn, daß eine nicht geringe

Zahl junger Leute aus dem preußischen Eichsfelde dort ihre Bildung suchten und vollendeten, öfters auch solche, welche sich dem priesterlichen Stande zu widmen gedachten. Da auch ich einige Neigung zu diesem äußerte, so beschloß mein Vater im Einverständnisse mit einigen Freunden, mich jener Anstalt zu übergeben. Ich verließ demnach mein heimatliches Gymnasium, nicht ohne großen Trennungsschmerz, wurde aber in Hildesheim freundlich aufgenommen und bald heimisch. Es gelang damals noch, für den Preis von 200 Mark jährlich Kost und Logis in anständigen Familien zu gewinnen. Ich stieg jedes Jahr eine Klasse höher, und somit nahm alles einen guten Verlauf. Aber mit den Jahren sollte sich auch manches ändern. Zunächst erfüllte sich die Hoffnung auf etwaige Unterstützungen am Ausländer nicht, und wenn auch der Kostenaufwand gegenüber heutigen Anforderungen gering erscheinen mag, so fielen die desfallsigen Opfer doch meinem Vater in Anbetracht seines damaligen Einkommens bald sehr schwer. Fast jeder Brief aus der Heimat brachte mir dies zum ernsten Bewußtsein; noch schwerer aber wurden mir das Bitten und Fordern, und so hieß es denn oft recht sparsam wirthschaften, und die jugendliche Lebensfrische wollte nicht immer solcher Nothwendigkeit und Pflicht gegenüber vorhalten. Oft erheiterte jedoch in trüben Stunden die Lectüre unserer Classiker meinen Geist und senkte mich in die Vergessenheit der Gegenwart. Ich las viel und mancherlei, wahrscheinlich mehr, als mir gut war; aber ich überwand dafür doch manche äußere Versuchung und manche bittere Stimmung, während andererseits wieder die Sprachgewandtheit und mündliche Ausdrucksweise gewannen. Waren doch meine schriftlichen Arbeiten zumeist mit den besten Censuren bezeichnet. Daneben behielt ich meine Zelle lieb und lernte die Einsamkeit schätzen, und so lohnten sich wieder die einzelnen Groschen, welche ich mir absparte, um Bücher zu leihen.

Unter diesen Umständen war es jedoch ein Lehrer, welcher durch seine Persönlichkeit und seinen Unterricht mich nicht bloß erheiterte und erfrischte, sondern auch auf meine schwache Gesundheit förderlich einwirkte und einen nachhaltigen Einfluß auf mein ganzes späteres Leben übte. Ich gedenke dieses verdienten Mannes hier ausführlicher, da sich später eine passendere Gelegenheit nicht so leicht wieder bieten möchte. Er ist wohl in allen höheren Schulanstalten, in vielen Lehrerkreisen und unter allen Freunden der Naturwissenschaften als Professor Dr. Johannes Leunis rühmlichst bekannt. Geboren am 2. Juni 1802 zu Mahlerties bei Hildesheim, starb er am 30. April 1873. Damals, als ich mich seines Unterrichtes und seiner freundlichen Zuneigung erfreute, stand er im angehenden Mannesalter und gewann uns junge Leute, ungeachtet seines ernsten Wesens, durch den anziehenden Vortrag, mit welchem er selbst einem an sich trockenen Gegenstande interessante, den jugendlichen Geist fesselnde Seiten abzugewinnen wußte. Fast immer sprach und unterrichtete er ohne Buch und frei, und dieser Umstand blieb auch auf die Schüler nicht ohne belebenden Einfluß. Ich muß hier besonders hervorheben, daß Leunis katholischer Priester und als solcher Autodidakt in dem Fache war, in welchem er später so Großes leistete und als Autorität galt. Erwägt man hierneben die Zeit (1829 und 1830), in welcher ich zu ihm in Beziehung stand und die geringschätzige Stelle, welche damals die Realien, insbesondere die Naturgeschichte, in allen höheren Unterrichtsanstalten durchschnittlich einnahmen, so war Leunis mit seiner entschiedenen Neigung für diese, insbesondere für die Botanik, eine ebenso seltene als eigenthümliche Erscheinung. Obgleich er seine priesterlichen Pflichten in keiner Hinsicht vernachlässigte und auch dem Unterrichte in den classischen Sprachen allen Eifer zuwandte, welchen das allgemeine Ziel der Anstalt forderte, so blieb doch unverkennbar, daß er

zum Naturforscher geboren war, und daß er mächtig hingezogen wurde, den Geist, welcher ihn nach dieser Richtung hin erfüllte, auch auf andere mehr still als laut zu übertragen. Somit konnte es nicht fehlen, daß er dem meistens so stiefmütterlich und geistlos betriebenen naturgeschichtlichen Unterrichte, vorzugsweise der Pflanzenkunde, eine Ausdehnung und einen Reiz zu geben wußte, durch welche manche seiner Schüler mächtig angezogen wurden. Zu solchen gehörte auch ich; ja ich darf wohl sagen, daß mir durch Leunis' Unterricht eine neue Welt aufging, und daß er meiner Jugendzeit einen Frohsinn gab und zu erhalten wußte, dessen ich gerade damals dringend bedurfte. Wenn er bisweilen Pflanzen mit in die Unterrichtsstunde brachte oder einzelnen unter uns im Privatgespräche zeigte, wenn er sie nach ihren Theilen und ihrem Bau betrachten lehrte, wenn er uns den Blütenstand in seiner Regelmäßigkeit und Bedeutung enthüllte, dann fühlten wir jungen Zuschauer und Zuhörer uns doch entschieden mehr gefesselt, als ein Cäsar oder Virgil es vermochten. Mir wurde durch diesen Unterricht jeder Spaziergang in die Natur bedeutungsvoll, denn nicht mehr ging ich träumerisch und zwecklos umher, sondern jede Pflanze am Wege redete zu mir und wollte von mir gegrüßt und gekannt sein. Leunis fand unter den Schülern bald diejenigen heraus, welche seiner Neigung am meisten entgegen kamen, und solche durften sich denn auch häufig des Vorzuges erfreuen, ihn auf seinen botanischen Excursionen zu begleiten. Hoffmanns Flora in der Tasche, wanderte er mit seiner kleinen, auserwählten Schaar hinaus in Wald und Feld; man suchte und sammelte, und wenn sich ein zur Lagerstätte geeignetes, behagliches Plätzchen fand, so wurde Halt gemacht, einzelnes aus dem Gesammelten ausgewählt und an dessen Bestimmung Betrachtungen über Eigenthümlichkeiten, Nutzen oder Schaden fürs Ganze geknüpft. Leunis wußte mit sicherem Blicke und fesselnder Schilderung seine Unterweisungen

derart zu geben, daß wir dunkel ahnten, was Geibel zu bezeichnen strebt, wenn er sagt:

„Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt."

Als wir Begünstigten einst an einem schönen Spätsommertage, kurz vor Beginn der Ferien, wieder mit unserem Lehrer in der Nähe eines Gebüsches auf einem Hügel saßen und mit unseren gesammelten Schätzen beschäftigt waren, hörten wir wohl in der Entfernung Flintenschüsse von felddienstübenden Soldaten, aber wir beachteten dies wenig, da unsere ganze Aufmerksamkeit sich auf die Unterhaltung mit unserem Lehrer richtete, welcher uns eben mit den Eigenthümlichkeiten einer Parnassia palustris beschäftigte. Da war es mir plötzlich, als wenn Jemand leise mir ins Ohr pfiffe, und ich fühlte zugleich einen starken Luftzug. Ueberrascht wandte ich mich schnell nach der Seite und gewahrte nur noch ein Staubwölkchen, welches dicht neben mir aus der sandigen Erde emporstieg. Unser Lehrer hatte das Pfeifen gleichfalls vernommen und wußte es sofort zu deuten. Rasch commandirte er Aufbruch und schleunige Entfernung von der gefährdeten Stelle; denn es war außer Zweifel, daß sich von den Schießübungen eine Kugel bis zu unserer Gruppe verirrt hatte und daß eine Wiederholung eintreten könne. Ich selbst war einer augenscheinlichen Gefahr entgangen. Nur ein Ruck, eine leise Bewegung des Kopfes von der Parnassia weg nach der vom Lehrer abgewendeten Seite, und jene Kugel hätte meine Schläfe getroffen.

Dem lieben Lehrer sandte ich später und längst zum Manne gereift, einiges von meinen Schriften; er erwiederte dies, und so entspann sich ein sparsamer, aber freundlicher Briefwechsel, welcher bis wenige Jahre vor seinem Tode fortdauerte. So schrieb er mir unter anderem am 3. November 1853:

„Seit 1848 habe ich, geliebter Freund, fast nichts von Ihnen gehört und gesehen. Leben Sie jetzt noch in Marienwerder, so setzen Sie sich gleich hin und schreiben, damit ich Ihnen meine neuesten Werke zusenden kann. Zuletzt erhielten Sie meine Schulnaturgeschichte, wenn ich nicht irre. Gesund werden Sie hoffentlich sein und sich für Ihren alten Lehrer auch noch interessiren, sowie sich dieser für Sie interessirt und gern von Ihren guten oder bösen Schicksalen seit dem verhängnißvollen Jahre 1848 etwas erfahren möchte. Also baldige Antwort erwartet sicher Ihr Sie hochschätzender und liebender Leunis."

Viele Jahre verstrichen, ehe ich den mir unvergeßlichen Lehrer wieder sehen durfte. Es war einige Zeit nach der Annexion des Königreichs Hannover, als mich der Besuch einer Halbschwester, welche barmherzige Schwester in Hildesheim geworden war, wieder in die alte Bischofsstadt führte. Der liebe Mann war mittlerweile ins Greisenalter getreten, und kaum konnte ich noch die früheren Gesichtszüge wieder finden. Die Anstalt hatte im Laufe der Jahre manche moderne Wandlungen erfahren; alle seine früheren Collegen waren ihm vorausgegangen, bis auf einen, welchen damals die Mitra zierte; er selbst, der jeder Hochschule mit seinem Wissen zum Schmucke gereicht hätte, saß noch ruhig auf seinem alten Posten. — Nur seine Wohnräume waren andere geworden und umfaßten mehrere Zimmer, welche dem Umfange nach beinahe als Säle erschienen. Er lebte noch mit ganzer Seele für die Naturwissenschaften, welche er mittlerweile durch seine große Synopsis (Hannover, Hahn'scher Verlag) bereichert hatte, und wir erneuerten bei einem Glase Wein die alten Erinnerungen an längst geschwundene Jahre. Zum Abschiede führte er mich noch in seine Säle, welche ein reichhaltiges Naturaliencabinet aus allen drei Reichen der Natur in guter Ordnung umfaßten.

Ich sollte auf Erden den merkwürdigen Mann nicht wieder erblicken, doch aber noch einmal auf eigenthümliche Weise leb=

haft an ihn erinnert werden und mir sein Bild und Leben zurückrufen. Auf einer Erholungsreise, welche mich von Trier nach München und von da an den Starnberger See führte, gewahrte ich auf dem Dampfschiffe zwei junge Männer, denen ich ansah, daß sie dem geistlichen Stande angehörten und deren Sprache die schwäbische Heimat erkennen ließ. Sie trugen Botanisirbüchsen, und da mich dies und ihre einnehmende Gesichtsbildung anzogen, so trat ich freundlich mit der Frage an sie heran, welche Schätze sie in ihren Trommeln trügen? Als sie mir deren Inhalt bereitwillig zeigten, konnte ich einige der ihnen noch unbekannten Pflanzen mit dem richtigen botanischen Namen bezeichnen und daran die Frage knüpfen, nach welchen Schriften sie bisher Pflanzen bestimmt und Pflanzenkunde studirt hätten. Sie nannten mir sofort Leunis, und als ich ihnen hierauf sagte, ich habe diesen Mann gekannt und sei dessen Schüler gewesen, da war die Freude der jungen Leute groß, und ich mußte ihnen alles erzählen, was ich von dem merkwürdigen Manne über dessen Leben und Eigenthümlichkeiten wußte. So wirkt ein tüchtiger Geist mit seinem ernsten Schaffen auch in die Ferne und wirbt sich Freunde. — Er lebt in meinem liebevollen Andenken, bis wir uns im Coeleste Palmetum wieder finden.

Wende ich nach dieser Abschweifung den Blick wieder auf meinen Lebensweg, so gestaltete er sich keineswegs heiterer. Wenn sich auch die näheren Motive und Rücksichten meinem Blicke entziehen, so stand doch bald die Thatsache fest, daß den Studirenden aus preußischem Gebiete der gehoffte Uebergang zu den theologischen Studien erschwert, wenn nicht versagt wurde. Auf fördernde Unterstützungen durfte keineswegs mehr gerechnet werden. Infolge dessen entschlossen sich denn auch mehrere meiner Landsleute, die Anstalt zu verlassen und anderwärts ihr Glück zu versuchen. Unter diesen waren zwei der talentvollsten, welche dem geistlichen Stande entsagten und,

selbst Lehrersöhne, sich dem Lehrerberufe widmeten. Unter solchen Umständen durchkreuzten sich in mir selbst mancherlei Pläne. Ich träumte von einer Reise nach Italien und Rom, hoffte dort mein Ziel zu erreichen, und die nächste Folge war, daß ich mich mit Leidenschaft auf das Studium der italienischen Sprache warf. Jfe's und Meidingers Grammatiken lagen stets auf dem Tische, und nachts die eine oder andere unter meinem Kopfkissen. Aber dazwischen kamen wieder so manche Bedenken, so manches Kopfschütteln der Bekannten und endlich Briefe des Vaters mit großen Gedankenstrichen wegen der Mittel und der Ungewißheit des Erfolges. Schon eine Reise nach solchem Ziele war ja damals ein ebenso schwieriges als kostspieliges Unternehmen. Die Hoffnungen sanken mit der erlahmten Phantasie; meine Lage war entmuthigend, und manche trübe Stunde saß ich einsam auf meinem Stübchen oder irrte im Freien umher. Auf einer dieser Wanderungen kam mir plötzlich und wie durch höhere Eingebung der Gedanke: Werde auch du Lehrer! Erleichtere deinem Vater dadurch die Sorgen! — Wähle den Beruf, in welchem er lebt und sich zufrieden fühlt. Mit diesem Gedanken, welcher bald zum Entschlusse reifte, fand ich wieder Muth und die nothwendige Ruhe. Ich durfte mit dem Dichter sagen:

„Er war mir zum Heile, er riß mich nach oben!"

Ich theilte meinem Vater den neuen Lebensplan mit, bat um Zustimmung und erhielt diese bald unter Aeußerungen der Zufriedenheit. So kehrte ich denn am Schlusse des Schuljahres Hildesheim, nicht ohne das Gefühl tiefer Wehmuth, aber mit gutem Zeugnisse versehen, den Rücken, um nach kurzer Frist in dem unter Zerrenners Leitung stehenden, sich eines besonders guten Rufes erfreuenden Seminare für Stadtschulen zu Magdeburg das nunmehr gesteckte Ziel zu verfolgen. Zerrenner selbst stand damals auf dem Gipfel seines pädago-

gischen Rufes und Ruhmes; seine Pädagogik und Methodik, sowie die Schrift über Schuldisciplin waren allgemein verbreitet und galten auf ihren Gebieten als sicherste Führer [1].

Mein religiöses Bewußtsein erlitt durch den Eintritt in eine protestantische Anstalt keinen Nachtheil, da ich bald mit der katholischen Kirche und dem dortigen bischöflichen Commissarius, Deleker, in engere Beziehung trat, und sowohl der Director als die Anstaltslehrer mich in Glaubensangelegenheiten ganz unbehelligt ließen. Auch kann ich mich bei schärfster Prüfung nicht erinnern, während des verschiedenen Unterrichtes jemals kränkende und schmähende Ausfälle gegen meine Kirche gehört zu haben, wie solche die Gegenwart leider so häufig aufweist. Daß ich aber in der Wahl des künftigen Berufes nicht fehlgegriffen hatte, wurde bald erkannt. Schon nach dem ersten Jahre meines Aufenthaltes in der Anstalt wurde ich von Zerrenner beauftragt, in der Vorbereitungsschule für höhere Lehranstalten in einer Mittelklasse Unterricht zu ertheilen und mich somit praktisch auszubilden. Ich ertheilte wöchentlich nachmittags sechs Stunden Unterricht in der Geographie, im Rechtschreiben und in Denkübungen. Das Seminar erhielt dafür, soviel ich mich erinnere, 60 Thaler Vergütung aus der Schulkasse, wogegen ich freien Mittagstisch in der Anstalt genoß. — Bald fand sich auch durch Empfehlungen meiner Lehrer Gelegenheit zu einigen Privatstunden in besseren Familien, und somit gestaltete sich das Leben sorgenfreier. Aber eine schwere Zeit blieb mir doch, denn ich war für jene Lebensperiode jugendlicher Entwicklung viel zu sehr beschäftigt und angestrengt. Die Unterrichtsstunden in der Anstalt, welche schon um 7 Uhr früh anfingen, der

---

[1] Für Landschulen bereitete damals die Anstalt in Gardelegen hauptsächlich vor.

Privatunterricht, die Pflichten als Hilfslehrer und alle damit nothwendig verbundenen Arbeiten waren viel für einen jungen Menschen, welcher sich keineswegs einer kräftigen Constitution rühmen durfte. Als Hilfslehrer erfreute ich mich jedoch einer besondern Anerkennung, welche mir große Freude machte. Der liebenswürdige Rector der Schule, Namens Rathmann, gestattete mir auf meinen etwas dreisten Wunsch, bei einer Klassenprüfung ausnahmsweise auch als Examinator aufzutreten, und ich erntete in meinem Gegenstande (Geographie) durch mein jugendfrisches Auftreten solchen Beifall, daß einer der Oberlehrer mir die Hand reichte und sagte, daß er durch mich vor den Leistungen des Seminars alle Achtung bekommen. Zerrenner hörte bald von meinem günstigen Erfolge, ließ mich rufen und sprach mir gleichfalls seine Zufriedenheit aus. Außer dieser Anerkennung sollte ich mich noch einer andern erfreuen, welche, so geringfügig sie an sich sein mag, doch nicht ohne nachhaltigen Eindruck blieb. In Magdeburg befand sich zu jener Zeit eine vorzügliche Schauspielertruppe, und in der mir anvertrauten Schulklasse war einer der besten Schüler Sohn eines dieser Truppe angehörigen Mitgliedes. Am Tage nach der erwähnten Prüfung brachte mir gedachter Schüler mit freundlichem Gruße vom Vater ein Freibillet mit dem Bemerken, daß dieser am Abend in seiner Benefizvorstellung auftreten werde. Ich erhielt Erlaubniß, das Theater zu besuchen, in welchem Schillers Jungfrau von Orleans aufgeführt wurde, mein freundlicher Geber aber den Dunois spielte. Das Stück war mit allem möglichen Pompe ausgestattet, die Rollen waren sämmtlich gut besetzt, und der Eindruck, welchen die herrliche Dichtung daher auf mich machte, ein ganz außerordentlicher. Viel des Großen und Schönen ist mir ja auf meinem spätern Lebenswege begegnet, niemals aber hat etwas aus dem Bereiche der Kunst auf mich wieder einen solchen Zauber geübt. Als bei der Stelle, in welcher Dunois den zaghaften

und schwankenden König Karl zum Handeln auffordert und in die Worte ausbricht:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt. —
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders;
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

das übervoll besetzte Haus sich aber wie ein Mann erhob und in ein stürmisch brausendes „Bravo" ausbrach, da pochte auch mein Herz heftig, und den Wellen tiefer Rührung, welche der wunderbar schöne Schluß endlich hervorrief, konnte nur eine fast schlaflose Nacht späte Ruhe gebieten.

Mit diesem Glanzpunkte aus meinem Magdeburger Leben schloß bald danach auch mein dortiger Aufenthalt. Die Zeit der vorschriftsmäßigen Prüfung kam, ich bestand sie fast in allen Fächern vorzüglich und erhielt auch in der Religionslehre vom bischöflichen Commissarius das Prädicat sehr gut. Zerrenner gab mir noch zum Abschiede ein eigenhändig geschriebenes, empfehlendes Zeugniß, und somit waren mir nach kurzer Frist die Thore Erfurts geöffnet, wo damals die katholischen Schulen besser organisirt werden sollten.

Ehe ich in meiner Erzählung weiter schreite, kann ich hier nicht übergehen, daß die gesammte Einrichtung der Anstalt, welche zu verlassen ich im Begriffe stand, eine höchst bescheidene war, und nach dieser Seite hin der hohen, und ich möchte sagen, idealen Auffassung des Lehrerberufes wenig entsprach, welche Zerrenners Schriften, seine Lehrweise und ganze Persönlichkeit athmeten. Die Zöglinge schliefen in Sälen unter dem Dache und waren daher im Sommer von der Hitze, im Winter von der Kälte geplagt. Während der heißen Jahreszeit peinigten Wanzen oft so arg, daß ein förmlicher Krieg gegen diese stinkenden Blutsauger mit Seifenwasser, Tabaksjauche, Nußblättern und anderen Mitteln eröffnet werden mußte,

wenn man wieder einige Nächte Ruhe haben wollte. Ein Krankenzimmer war nicht vorhanden. Wer etwa ernstlich erkrankte, fand im städtischen Hospitale Zuflucht. Von einer Badeanstalt, von Turnapparaten und einer Bibliothek für die Zöglinge war keine Spur vorhanden, und die Wohn- und Arbeitszimmer für die jeweilige Zahl der Einquartirten (8—12) viel zu beschränkt. Daß eine Uebungsschule fehlte und der Zögling dafür in die Stadtschulen entsendet wurde, war insofern der größte Mangel, als die praktische Uebung ohne fremde Kritik und zu selbständig geschehen mußte. Der Garten am Seminargebäude, einer frühern Prälatur, war von geringem Umfange und wurde ausschließlich vom Director benutzt. — Ja, man machte damals noch herzlich bescheidene Ansprüche, und wenn eine Anstalt, welche unter des berühmten Zerrenner Leitung stand, so dürftig eingerichtet war, obgleich sie vorzugsweise die Ausbildung für städtische Schulen erzielte, so mag der Schluß auf die Ausstattung anderer Seminare den Lesern überlassen bleiben. Meines Wissens gebührt Harnisch in Weißenfels das Verdienst, ernstlich und mit Erfolg auf die Gesundheitspflege in den Lehrerbildungsanstalten hingearbeitet und hiernach auch die gesammte Hausordnung und Beschäftigung der Zöglinge geregelt zu haben. Die Anregungen, welche sein „Frisches und Firnes“ (drei Bände, 1835—1839) gaben, dürfen nicht vergessen werden.

Man glaube nicht, daß die Zöglinge des Seminars unter so äußerst bescheidenen Verhältnissen unzufrieden gewesen wären oder sich unbehaglich gefühlt hätten! Im Gegentheil! Unter den jungen Leuten herrschte im ganzen ein froher und zufriedener Sinn, und Scherz und Laune waren keine seltene Würze des engen Zusammenlebens. Man war in jenen Jahren, mehr als ein halbes Jahrhundert ist ja seitdem verflossen, noch nicht verwöhnt und wurde noch nicht durch Gegensätze und Vergleiche zur Unzufriedenheit gereizt. Dazu kam noch, daß die Aufsicht

und gesammte Hausordnung keineswegs kleinlich waren und jeden Fußtritt argwöhnisch überwachten. Man ließ uns in den Freistunden beliebig schalten und walten, und ich wüßte nicht, daß diese Freiheit sonderlich gemißbraucht worden wäre. Der Umstand, daß viele Zöglinge des obern Cursus gerne von Familien zu Privatlehrern gewünscht wurden, und außerdem selbständig in den städtischen Schulen Unterricht ertheilten, hatte noch den Nutzen, daß die jungen Männer sich eine freiere Haltung aneigneten, und daß der Sprung aus der klösterlichen Zucht und Abgeschlossenheit ins spätere öffentliche Leben weniger grell und verführerisch wurde. Die hohe Ehrfurcht, welche Zerrenners ganze imponirende Erscheinung einflößte, seine vorzügliche Unterrichtsgabe, endlich das Bewußtsein, Schüler eines hochgeachteten, durch seine Schriften weitberühmten Mannes zu sein, wirkten vortheilhaft auf das sittliche Leben und auf den Fleiß der Zöglinge ein. Schließlich kommt doch, um wieder mit Goethe zu reden, alles auf die Persönlichkeit an!

Das Lehrpersonal war bunt zusammengewürfelt. Es bestand aus zwei Candidaten der Theologie und drei Rectoren der städtischen Volksschulen, welche ihre Mußestunden unserem Unterrichte widmeten. In der Wahl dieser letzteren war Zerrenner glücklich gewesen; sie verstanden zu lehren und zu ermuntern. Neben diesem Kleeblatte arbeitete noch ein junger, seminaristisch gebildeter Mann als ordentlicher Seminarlehrer an der Anstalt, dessen Lieblingsfach neben dem Zeichnen die Naturgeschichte war, und dessen feines, zierliches Wesen uns alle anzog. Für Gesang und Musik überhaupt waren sehr tüchtige Kräfte berufen. Der gutmüthigste unter allen war der mit Zerrenner in der Anstalt wohnende Candidat der Theologie, welcher Oberlehrer benamset wurde und nur beim Unterrichte das Mißgeschick hatte, sich im Eifer oft zu versprechen.

Doch es nahte die Zeit für mich heran, wo ich praktisch in einem Berufe arbeiten durfte, in welchen mich neben äußeren Umständen auch das Herz geführt hatte. Die Jugend mit ihren bisher sehr bescheidenen Freuden lag hinter mir, und der Ernst des Lebens und Wirkens begann. Die Gegenwart beanspruchte den Geist sofort und ließ zu einem Rückblicke wenig Zeit. Nur „Vorwärts" lautete die Losung! — Lebt man doch in jener Jugendperiode nur der Zukunft, und das Herz ist voll von Hoffnungen und Wünschen. Je weiter man fortschreitet, desto häufiger werden die Rückblicke, bis man endlich im späten Alter nur noch der Erinnerung und Vergangenheit lebt. Schaute ich in der abwärts gehenden Lebensperiode zurück, so mußte ich mir bekennen, daß meine Jugendzeit nicht sonderlich reich an Freuden gewesen; aber ich hatte ja auch nicht viel begehrt und beansprucht. Ich war von Kindheit an nicht verwöhnt worden, und darin lag die Quelle eines bescheidenen und zufriedenen Sinnes, welche heutzutage entschieden weniger in Jugendkreisen sprudelt. Wäre es mir heilsamer, wäre es für meinen Charakter besser gewesen, hätte ich fürs Allgemeine nützlicher gewirkt, wenn meine Wiege in reicherer Umgebung gestanden und mir Fortuna glänzendere Mittel in den Schoß geschüttet hätte? — Das weiß Gott allein, und seine Führung bleibt die beste! Wenn ich in späteren Lebensjahren auf jene Jugendzeit prüfend zurückschaute, dann konnte ich mir doch mit einiger Genugthuung das Zeugniß geben, mich muthig durchgekämpft zu haben und ohne jedwede fremde Unterstützung an einem achtungswerthen Ziele angelangt zu sein. Jedes auf sich selbst gestellte und auf sich selbst angewiesene Leben bleibt nicht ohne förderlichen Einfluß auf den Charakter und lehrt einerseits dulden und leiden, andererseits aber auch handeln und kämpfen. Dafür gewinnt man wieder durch jeden Sieg an Selbstvertrauen und muthiger Ausdauer.

Und so mögen mich nunmehr meine Leser nach diesen Vorausschickungen ins Amt und in die Schulstube begleiten. Ich hoffe, daß sie durch keine Stickluft zurückgeschreckt werden!

Immer muthig auf der Bahn,
Die Dir Gott beschieden!
Hast das Deine Du gethan,
Kommt Dir auch der Frieden!

Der Volksschullehrer.

„Ernst und fest im Streben;
Still gesammelt im Leben!“ —

Spruch.

Die „erste Berufung“ in ein öffentliches Amt ist für jeden, auch den leichtlebigsten jungen Mann, ein Ereigniß von hoher Bedeutung. Er hat ein heiß ersehntes Ziel erreicht, seine Wünsche sind, verdient oder unverdient, vorläufig befriedigt, und er ist mit der Menschheit in eine Verbindung und in Verpflichtungen getreten, welche zu erfüllen ihm Ehre und Gewissen auferlegen. Er ist ein wirksames Glied in der großen Kette der Gesellschaft geworden, und mit dieser verbunden zur Erreichung aller edlen Zwecke der Menschheit und jeder staatlichen Vereinigung. Hat der junge Mann den Beruf, in welchen er nunmehr handelnd eintreten soll, mit wahrer Liebe, mit idealer Auffassung gewählt, dann erfüllt ihn die Gewißheit des erreichten Zieles, welche ihm wohlverbrieft entgegenleuchtet, auch mit einem Hochgefühle, welches späterhin kaum wieder seinesgleichen findet. Freudig schlug denn auch mein Herz, als ich im Juni 1831 vom Magistrate zu Erfurt ein Schreiben empfing, laut dessen ich zum zweiten Lehrer an die dortige dreiklassige Dom-Knabenschule provisorisch und mit einem jährlichen Gehalte von 200 Thalern berufen, zugleich auch angewiesen wurde, sofort die mir bestimmte Stelle anzutreten. Alle äußeren Verhältnisse, insbesondere das kleine Gehalt, kamen mir dabei gar nicht in Betracht und Erwägung. Ich durfte mich ja von Rechts wegen Lehrer nennen, sah mich im Geiste schon unter einer Schaar von Kindern, lernend, lehrend und liebend; ich war urplötzlich aus einem Jünglinge ein selbständiger Mann geworden, und vor mir öffnete sich eine Wirksamkeit, vor deren ernster Bedeutung alle Nebenumstände im Schatten blieben. In

solcher Stimmung betrat ich die mir fast unbekannte Stadt, hatte aber sofort das Glück, durch Vermittlung eines Bekannten eine passende, meinen bescheidenen Mitteln entsprechende Wohnung nebst Frühstück und Mittagstisch bei einer braven Beamtenwittwe zu finden.

Wenn ich später nachdenklich auf jene Zeit und auf mich zurückschaute, und wenn ich prüfend und erinnernd überdachte, was ich von meinem damaligen Lebensgange in das Amt und die mir neue Welt mitbrachte, so stellte sich zunächst heraus, daß mein positives Wissen sowohl dem Umfange als der Tiefe nach manches zu wünschen übrig ließ. Ein Gefühl, welches mir mit jedem Jahre deutlicher ins Bewußtsein trat, aber mich auch mit jedem Jahre zu größerem Eifer anspornte. — Dagegen hatte ich durch frühen guten Umgang, durch Lectüre und durch den bereits ertheilten Schul- und Privatunterricht eine genügende Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucke gewonnen, so daß ich das, was ich selbst verstand und mir angeeignet hatte, klar, sicher und gewandt mitzutheilen vermochte. Durch Zerrenners Persönlichkeit und lebendiges Beispiel hatte ich einen Begriff von anschaulichem Unterrichte, von elementarem Verfahren und Stufengange, von entwickelnder Lehrweise erhalten, und mein von Jugend auf genährtes Lehrtalent kam mir derartig zu Hilfe, daß ich später oft instinctmäßig die rechte Art der Mittheilung traf. — Ich hatte einen hohen Begriff von der Würde des Lehramtes, von der Wichtigkeit der Volksschule und somit auch von der Stellung eines Lehrers. Ich liebte diesen Beruf; seine Ausübung war mir Lust und Freude. — Im übrigen war ich jedoch ohne klare, der Wirklichkeit entsprechende Begriffe von Welt- und Lebensverhältnissen. Die Gliederung der Stände, die Stellung des Lehrers zu diesen, dem Staate und der Kirche, die Politik mit ihren Begriffen von Staatseinrichtungen, waren mir fremd und noch kein Gegenstand meines Nachdenkens gewesen.

Es mangelte mir an manchem, was man heutzutage im gesellschaftlichen Leben von einem jungen Manne verlangt; es fehlte mir weniger an geselligen Gaben und Talenten, als an Unbefangenheit. Ich war schüchtern im Umgange mit Fremden oder Höherstehenden. Meine frühe Trennung vom elterlichen Hause, das eingezogene, abgeschlossene Gymnasial- und Seminarleben, endlich die bescheidenen Verhältnisse des Vaters und die frühen Anstrengungen, um manchen Widerwärtigkeiten Trotz zu bieten, hatten mir früh eine ernste, nachdenkliche Haltung gegeben, ja einen Anstrich von Schwermuth verliehen, welcher durch die ideale Auffassung des Berufes noch Gehalt und Wahrheit empfing. Für mich selbst machte ich sehr wenig Ansprüche, sowohl was Kleidung, Speise und Trank, als Vergnügen betrifft. An solche Nebendinge, überhaupt an den leiblichen Menschen, dachte ich zuletzt; ich war von Hause aus nicht verwöhnt, und die bescheidenen Forderungen, welche mein Vater an das Leben stellte, waren auf mich nicht ohne tiefen Eindruck geblieben.

So war ich beschaffen, als ich mein Amt übernahm. Aber hier noch eine Bemerkung, welche sich nicht leicht passender einschieben läßt. Ich war, was man noch heute einen Elementarlehrer nennt, nichts weniger und nichts mehr. Aber mit dieser gebräuchlichen Bezeichnung kann ich mich nicht sehr befreunden. Einmal behagt mir das Wort schon deshalb nicht, weil es halb deutsch und halb lateinisch ist (elementa, Mehrheitsform = Grundstoffe, Anfangsgründe), anderntheils verbindet sich auch damit die nur halbwahre Vorstellung, daß der sogenannte Elementarlehrer lediglich die Elemente, das heißt bei den meisten Leuten das A B C und Einmaleins, einzupauken habe. Bedeutet doch auch das lateinische elementa bei späteren Schriftstellern geradezu das Alphabet. — Man sehe aber nur unsere heutigen Lehrpläne an, selbst die der einfachsten Landschule, um sich zu überzeugen, daß die

neuere Volksschule doch entschieden etwas mehr bietet, als die bloßen Anfänge des Wissens und Könnens. Jedenfalls pflegt sich mit der Bezeichnung „Elementarlehrer" leicht der Begriff des Niedrigen, Geringfügigen oder Handwerksmäßigen, sowohl in subjectiver als objectiver Beziehung, zu verknüpfen, und in schmeichelhafter Absicht dürfte sie überhaupt wohl selten gebraucht werden. Der Mann ist ja eben nur „Elementarlehrer" und dadurch schroff von jenen unterschieden, welche an höheren Anstalten unterrichten, obgleich doch zweifelsohne derjenige, welcher mensa und amo einübt, gleichfalls zeitweilig Elementarlehrer ist, eben weil er buchstäblich elementa lehrt. Und was fordert mehr Methode und Geschick? — Lesenlehren und Einmaleins, oder mensa und amo? — Dort Anschauung, scharfes Unterscheiden, Stufenfolge und Vergleichung — hier meistens nur Gedächtniß und mechanisches Einprägen. Aber auch hiervon abgesehen, immerhin bleibt der Begriff „Elemente" sehr dehnbar; es kann einer ein sehr dickleibiges Buch schreiben, und es doch als „Elemente der Wissenschaft" bezeichnen.

Ich verachte keine jener Richtungen, schätze vielmehr eine jede nach Verdienst, — aber das eine will ich hier nur sagen, daß ich den Elementarlehrer gerne und für immer mit dem „Volksschullehrer" vertauscht sehen möchte. Seine Schule ist die Bildungsstätte für den größten Theil des Volkes und gehört dem Volke, — er selbst aber steht mitten unter diesem und gehört ihm mit seiner ganzen Person. Das Wort gibt den Begriff, wie der Begriff das Wort, — darum noch einmal: „Volksschullehrer!" Daß die Schule erziehen soll, wird wohl niemand bestreiten, dann aber ist der Volksschullehrer auch ein Erzieher! — Die Bezeichnung „Elementarlehrer" läßt jedoch diese Thätigkeit fast ganz zurücktreten und beschränkt den Mann wesentlich auf den Unterricht, aufs Stundengeben.

In neuester, wortschaffender Zeit begegnet man öfters auch in amtlichen Schriftstücken der Bezeichnung „Lehrpersonen". Ich kann es nicht verhehlen, daß auch dieser Ausdruck etwas Unangenehmes und Abstoßendes für mich hat. Er klingt so schablonenartig, so äußerst sachlich, fast möchte ich sagen, so geschäftsmäßig, daß man unwillkürlich an das bureaukratische Scepter denkt. Wenn man jedoch so viel schreibt und verfügt, wie eben heutigen Tages, so würde ich es immer lieber sehen, wenn man anstatt Lehrpersonen wieder „Lehrer und Lehrerinnen" sagte und schriebe und sonach weniger sparsam in Worten wäre!

Aber werde ich nicht etwa weitläufiger, als die Angelegenheit es verdient? Mag sein, aber zu meiner Rechtfertigung noch folgendes:

Gutzkow hat in seinem Schauspiele Otfried einen feinen Zug angebracht. Der Candidat der Theologie, „Gottfried", gibt bei Frau Sidonie v. Büren seine Visitenkarte ab, auf der aber von der romantischen Universitätszeit her noch Otfried zu lesen ist. — Da ruft die Dame: „Ein einziger weggelassener Buchstabe bringt mir eine ganz andere Person vor die Phantasie!" Der Mensch, wenn er sich auch der vorurtheilsloseste zu sein dünkt, hängt ja so sehr von Aeußerlichkeiten ab; das nomen selbst ist ihm ein omen. Der Einfluß, welchen Namen auf das Schicksal ihrer Träger üben, ist durchaus nicht gering anzuschlagen. Wer z. B. Leberecht oder Fürchtegott heißt, fühlt darin schon unwillkürlich eine Aufforderung, mehr recht zu leben und Gott zu fürchten. — Auch der Volksschullehrer wird durch diesen seinen Namen stets darauf hingewiesen, wem er dient und angehört, und welche hohe Aufgabe ihm geworden ist. — Sie steht in geistiger und sittlicher Beziehung weit über den Elementen des Wissens und Könnens.

Doch ich schließe diese Erwägungen noch mit den treffenden Worten Bacons: „Die Menschen glauben, daß die Vernunft

Herrin ihrer Worte ist, aber es geschieht auch, daß die Worte eine wechselseitige und zurückwirkende Kraft auf unsere Einsicht ausüben. Die Worte schießen auf den Verstand des Weisesten zurück und vermögen unser Urtheil mächtig zu verwirren und zu verkehren."

Das katholische Schulwesen Erfurts war damals in der Reorganisation begriffen und stand unter der Aufsicht und Leitung des Stadtrath Pingel, des Schulraths und Pfarrers Roche und eines Schulinspectors, welcher gleichfalls ein Pfarramt bekleidete. Vor allen verdient hier der erstere nähere Erwähnung. Wenn diesem edlen Manne auch zunächst nur die Sorge für die äußeren Schulangelegenheiten oblag, so war und blieb er doch die Seele des ganzen innern Lebens und Schaffens. Mit einem bei Laien seltenen Interesse und Verständnisse nahm er auch an der geistigen Fortbildung der Lehrer und Schulen den wärmsten Antheil. Er war in jeder Conferenz als fleißiger Zuhörer und Berather zu finden und unterließ nicht, dem Unterrichte in den einzelnen Schulklassen aufmerksam und ausdauernd beizuwohnen. Wenn er mit seinem unverkennbaren Wohlwollen, mit seinem geistvollen und doch so freundlichen Gesichte in eine Schule eintrat, erschreckte seine angenehme Erscheinung weder den Lehrer noch die Schüler. Ruhig und ohne irgend in den Unterricht einzugreifen, hörte er zu, und selbst den Kindern entging nicht, daß es mit Aufmerksamkeit geschah, und daß wirkliche Theilnahme vorhanden war. Ein beim Abschiede bisweilen gesprochenes kurzes Wort der Ermunterung oder Zufriedenheit verfehlte deshalb auch niemals seine belebende Wirkung. Wenn wir Lehrer auch in der technischen Seite des Berufes von ihm keine speciellen Belehrungen erwarten konnten, so wirkten doch einige treffende allgemeine Bemerkungen oft sehr vortheilhaft, und schon der Umstand, daß eine Persönlichkeit, welche in der ganzen Stadt

Achtung genoß, sich mit solcher Vorliebe unseren Schulen widmete, konnte nicht ohne fördernden Einfluß bleiben. In der That war es merkwürdig, daß ein solches Interesse für Unterricht und Erziehung sich bei einem Manne finden sollte, der selbst keine Kinder hatte und durch Studien und Beruf eigentlich ganz anderen Richtungen und amtlichen Beschäftigungen hingegeben war.

Der für unsere Verhältnisse als Lehrer hochstehende und bedeutsame Mann empfing den schüchternen Jüngling wohl infolge des vorgelegten vortheilhaften Zeugnisses, aber auch nach seinem späterhin oft bewährten Charakter, überaus freundlich und lud ihn sogar den Sonntag nach seiner Anmeldung zum Mittagstische ein. Ich mußte freilich diese Einladung annehmen, aber es geschah mit nicht geringem Herzklopfen, und sehr gern hätte ich auf die ganz unerwartete Ehre Verzicht geleistet. Als ich in meinem bescheidenen Anzuge und ohne den Gesellschaftsfrack mit versetztem Athem eintrat, fand ich schon einige Geistliche, darunter den Schulrath Roche und den Pfarrer Manegold, welcher mich mehrere Jahre darauf traute, einen Stadtrath und einen Landsmann in der Person eines jungen Candidaten der Philosophie, welcher soeben von der Universität gekommen war, sein Doctordiplom vorzeigte und demnächst das Probejahr antreten wollte. Er war ein hochbegabter Geist, besonders ein tüchtiger Mathematiker, und verband mit dichterischer Anlage ein freies und offenes Wesen. Leider starb er in den besten Mannesjahren, wird uns aber im Verlauf dieser Lebensbeschreibung noch einmal in Heiligenstadt bei der Pestalozzifeier (1846) begegnen. Alle Anwesende empfingen mich unerwartet freundlich, alle hatten Interesse am neu zu belebenden Schulwesen, und die Unterhaltung, der ganze einfache und natürliche Geist der Gesellschaft waren so beschaffen, daß ich bald aufthaute, einen Theil meiner Schüchternheit verlor, sogar warm und bescheiden

mitzusprechen wagte und mich in meinem Selbstbewußtsein gehoben fühlte. Die wenigen Stunden in solcher Gesellschaft waren für den jungen und unerfahrenen Anfänger von größerer Bedeutung, als es scheinen möchte, sie steigerten nicht bloß Muth und Vertrauen, sondern stärkten mich auch in einer Haltung, welche vor den Gemeinheiten des Lebens schützte. Ich lernte mich als eine Person fühlen, welche Achtung beanspruchen darf, aber auch verdienen will. Und wenn ich im späteren Leben oft an den Tafeln hoher Herrschaften mit Gleichmuth und Seelenruhe saß, habe ich noch jener ersten gedacht und mir bekannt, daß keine je wieder einen solchen weittragenden Eindruck auf mich machen konnte. Noch erinnere ich mich der Ehrfurcht und stillen Scheu, mit welcher ich das vorgezeigte Doctordiplom meines jungen Tischgefährten betrachtete. Wer von den Anwesenden, und am wenigsten ich selbst, hätte an die Möglichkeit denken können, daß meiner nach einer Reihe von fünfundzwanzig schweren Arbeits- und Lehrjahren die gleiche Auszeichnung warte!

Die mir demnächst überwiesene Schulklasse zählte als Mittelklasse etwa 70, zumeist den ärmeren Ständen angehörige Knaben, darunter 15 aus dem nahegelegenen Waisenhause. Das Klassenzimmer war freundlich, und da auch statt der alten vorgefundenen Tische und Bänke bereits im August neue, zweckmäßig eingerichtete Subsellien beschafft wurden, so machte das ganze Schulzimmer einen saubern und freundlichen Eindruck. Meine beiden Collegen rechts und links waren älter als ich und nach Charakter und geistiger Begabung sehr verschieden. Der ältere unseres Kleeblattes hatte rechts von mir die Oberklasse und beherrschte seine Schaar mit Ernst und Sicherheit. Es fehlte ihm nicht an scharfem Verstande und an Kenntnissen, wohl aber an Gemüth. Im Dienste war er pünktlich und gewissenhaft, im Umgange aber zurückhaltend und anfänglich wenig Vertrauen erweckend. Bei längerem Verkehre gewann

er und konnte sogar witzig und anregend unterhalten. Mein Nachbar zur Linken war ein freundliches, harmloses Männchen, zwar von geringerer Begabung, aber für die Kleinen wegen seines heiteren Wesens ganz passend. Treu und ängstlich gewissenhaft, arbeitete er unverdrossen und grübelte gern über methodische Fragen, welche er bis ins Spitzfindigste verfolgen konnte. Beide Männer waren beim Antritte meines Amtes noch unverheiratet und lebten im ganzen sehr sparsam und eingezogen. Nur mein Nachbar zur Rechten erlaubte sich ab und zu in einem anständigen Hause eine Flasche Bier, während sein College einzelne Abende in einem achtbaren Musikvereine verlebte.

Wenn ich beiden Männern hier ein aufmerksames Andenken widme, so geschieht es, weil ihre Charaktere und ihr amtliches Leben für mich als jungen, unerfahrenen Anfänger und Neuling in der Welt nicht ohne Bedeutung waren. Wie leicht ist ein junger Mensch der Verführung ausgesetzt, zumal wenn diese von älteren Personen gleichen Berufes ausgeht, mit welchen er in Gemeinschaft arbeiten soll! — Wie leicht gibt er nach und folgt dem bedenklichen Beispiele, schon um das Vertrauen seiner Amtsgenossen zu gewinnen und sich ihres freundschaftlichen Umganges zu versichern. Gar mancher junge Mann ist gerade durch den Einfluß seines nächsten Umganges auf Abwege geleitet oder doch seinem Berufe mehr oder weniger untreu geworden. Eine solche Gefahr drohte mir nicht. Wir waren und blieben ein pflichttreues Dreigespann, welches sich im Laufe der Zeit wechselseitig achten lernte und, ohne Amt und Leben störende Zwischenfälle, ruhig und einträchtig dem Berufe oblag. Meine Klasse sollte ich so weit vorbilden, daß Lese- und Schreibfertigkeit errungen waren, letztere nur in soweit, daß leichtere Sätze, in denen sich Aussprache und Schreibung decken, ohne Fehler geschrieben werden konnten. Im Rechnen sollten die vier Species in gleich und ungleich benannten Zahlen zur Sicherheit gebracht sein.

Das erste, womit ich begann, war die Anfertigung eines Tagebuches, welches mehrere Jahre hindurch ununterbrochen fortgesetzt wurde, dabei jedoch zumeist auf das Aeußere der Schule, als Versäumnisse, Disciplinarfälle besonderer Art, Besuche ꝛc. die Aufmerksamkeit richtete, so daß eigentlich eine Schulchronik entstand. Im Unterrichte selbst ließ ich es nicht an Eifer fehlen, und dieser mag gewiß gar manchmal ersetzt haben, was der Methode und der klaren Einsicht in die Zwecke der Schule noch fehlte. Weniger meine kleine Bibliothek, als die Umgebungen und Verhältnisse waren glücklicherweise geeignet, den Eifer zu erhalten und die Einsicht zu mehren. Beide Collegen bewiesen sich, wie schon erwähnt, recht thätig; die Schulinspection interessirte sich lebhaft für den Fortschritt; dazu kamen noch im Zeitenlaufe oft Besuche verschiedener Art, und somit wurde ich immer in Athem erhalten. Was allgemein gefiel und bald Nachahmung fand, war der Tact, welchen ich in den Dienst aller jener störenden Vorkehrungen stellte, deren das Schulleben nicht entbehren kann. Die Handhabung der Bücher und Schreibhefte, das Gehen und Kommen, alles mußte sich durch den Tact und durchs Commando regeln, und da unsere Klassenzimmer an einen langen, gepflasterten Kreuzgang des Domes stießen, ließ ich noch oft in den Zwischenpausen meine Knaben in Reihe und Glied treten, um Exercierübungen vorzunehmen. So wurde der Kreuzgang zur Turnhalle. — Auch diese Uebungen, welche ich beharrlich fortsetzte, hatten die wohlthätige Folge, daß die Schüler eine frische und straffe Haltung annahmen, welche mit ihrer geistigen Regsamkeit, mit ihrem ebenso deutlichen als kräftigen Sprechen und Antworten einen entschieden günstigen Eindruck auf jeden Besucher machten.

Ich hatte von Jugend auf eine flache und schmale Brust und litt häufig an Hustenbeschwerden, weshalb ich für den Militärdienst ganz untauglich befunden wurde und mir selbst

kein hohes Alter zutraute. Daß ich dennoch ein solches erreichen konnte, schreibe ich wesentlich meinem mäßigen und in allen Dingen enthaltsamen Leben zu, welches ich von Jugend auf bis zum Greisenalter beobachtet habe. Eines Tages erhielt ich jedoch eine wohlgemeinte, keineswegs überflüssige Warnung. In der Nähe des Domes wohnte ein schon ziemlich bejahrter Vikar, welcher gleich mir dem lieben Eichsfelde entsprossen, und mit welchem ich auf freundlichem Grüßfuße stand. Als er mir eines Tages begegnete, redete er mich an und sagte, er gehe nicht selten an meiner Klasse vorüber und höre mich alsdann immer so übermäßig laut sprechen, daß er jedes Wort verstehe und noch bei mir in die Schule gehen könne! Ich scheine eben kein Riese zu sein, und er gebe mir doch zu bedenken, wie lange ich solche Anstrengung aushalten werde! — Ich stutzte und nahm mir vor, in Zukunft meinen Eifer zu mäßigen, aber ich glaube, daß mich damals hierzu weniger die Rücksicht auf meine Gesundheit, als der Wunsch bestimmte, nicht länger unberufene Zuhörer zu haben. Jedenfalls Dank dem Manne für seine Warnung!

Unser Stadtrath Pingel vereinigte die katholischen Lehrer im Einverständnisse mit dem Schulrathe und Schulinspector auch zu Conferenzen, durch welche ich dann auch meine übrigen katholischen Collegen, etwa zwölf an der Zahl, genauer kennen lernte. Es waren darunter mehrere schon bejahrte Männer der alten Schule, ich unter allen der jüngste, aber auch einer der wenigen, welche eine ausreichend geregelte und zielbewußte Vorbildung erhalten hatten. Als jüngster mußte ich das Protokoll führen, und diese Verpflichtung gab denn auch die erste Ursache zu einer Reibung, welche ein älterer, mehr erfahrener Charakter vielleicht vermieden haben würde. Die Protokolle circulirten nämlich noch unter den Lehrern, nachdem sie schließlich in der Versammlung vorgelesen worden waren und gewissermaßen die Genehmigung erhalten

hatten. Der Senior unter uns, ein bejahrter, übrigens achtbarer und in seiner Art wohlunterrichteter Mann, mit dem Titel Rector, sah sich bei dieser Gelegenheit oft veranlaßt, meine Protokolle zu corrigiren und manches zuzusetzen oder anders zu fassen, ohne deshalb Rücksprache mit mir zu nehmen. Mich kränkte dies sehr, meine beiden Collegen schürten das Feuer der erregten Eitelkeit, und somit war ich denn endlich so keck, in einer nächsten Zusammenkunft mir solch eigenmächtiges Verbessern und Aendern ernstlich zu verbitten und meinem Corrector die Befugniß hierzu abzusprechen. Es entspann sich dann auch sofort ein ziemlich lebhafter Wortwechsel, welcher unsere kleine Schaar in zwei Lager theilte, in die der älteren und die der jüngeren Mitglieder. Ich erklärte, daß ich unter sothanen Umständen das Protokoll nicht weiter führen werde! — Die Behörde schlug sich vermittelnd und begütigend, jedoch mit Entschiedenheit auf meine Seite, und ich ging als Sieger aus dem Kampfe hervor. Aber ich wurde meines Sieges nicht recht froh, obgleich ich formell im Rechte sein mochte, und es war mir dabei immer, als wenn mir eine Stimme zuriefe: „Du hättest doch anders handeln sollen!“ Ich folgte dieser auch insoweit, als ich mich später lebhaft bemühte, meinem alten Corrector jede mögliche Aufmerksamkeit und Ehre zu erweisen. Wenn ich im spätern Leben öfters erfahren und sehen mußte, daß junge Lehrer gegen ältere hart und anmaßlich auftraten, so kam mir dieser Vorfall ins Gedächtniß, und ich verfehlte dann nicht, im stillen oder auch laut meine Nutzanwendungen zu machen.

Schnell verging unter Arbeit und Studium das erste Jahr meiner amtlichen Thätigkeit; der Mai kam und mit ihm die Zeit, wo unsere öffentlichen Prüfungen in Ermangelung eines andern geeigneten Lokales in dem großen antiken Rathhaussaale mit seinen gotischen Verzierungen und Glasmalereien erfolgen sollten. Unsere Dom-Knabenschule machte den

Anfang, und der vom Schulinspector verfaßte, gedruckte Plan verkündigte mir einige Tage voraus, daß ich in der Religionslehre, in der deutschen Sprache, im Rechnen und in der Formen- und Größenlehre zu examiniren berufen sei. Es möge hier nicht unbemerkt bleiben, daß in unseren dreiklassigen Schulen der Biblische Geschichts- und Religionsunterricht der untersten Klasse lediglich in den Händen des Lehrers blieb, daß aber in den beiden Oberklassen dem Lehrer nur die Biblische Geschichte überwiesen war, während der betreffende Pfarrer in wöchentlich zwei Stunden den Religionsunterricht nach Maßgabe des Katechismus und in Gegenwart des Lehrers ertheilte. Es wäre ja hiernach auch ganz in der Ordnung gewesen, wenn die Herren Pfarrer selbst als Examinatoren aufgetreten wären; aber hierzu hatten sie durchaus keine Neigung. Da jedoch der Religionsunterricht auf dem Programme nicht fehlen sollte, so mußten wir Lehrer eintreten, und dieser Theil der Prüfung war um so schwieriger, als uns die Wahl des Stoffes ganz überlassen blieb und deshalb keinerlei Rücksprache mit uns beliebt wurde. Es läßt sich also erklären, wenn ich das Examen mit einem starken Herzklopfen begann, welches durch die große Zahl der Zuhörer, unter denen sich auch mein lieber Vater befand, nicht so bald besänftigt werden konnte. Dieser Besuch meines Vaters sollte ihm selbst auch ein Freudentag werden. Ich erntete mit meinem frischen Jugendeifer, mit meiner Sprachgewandtheit, mit dem geistigen Leben und den praktischen Leistungen meiner Schüler einen so allgemeinen Beifall, daß freilich auch hie und da ein gewisser Neid nicht fehlen sollte. — Manche sich hieran knüpfende Anfechtungen und unliebsame Urtheile mögen denn auch Ursache sein, daß ich einen Monat später ins Tagebuch schrieb: „So habe ich denn meine Chronik ein Jahr lang fortgeführt und während dieser Zeit einzelne recht unangenehme Erfahrungen gemacht und manche Täuschung erlebt; — aber ich habe in meinem Berufe auch

wieder manche Freude gefunden, und für beides bringe ich Gott meinen innigsten Dank. — Er möge mich auch fernerhin segnen, meinen guten Willen stärken und mir die Kraft zur Ausübung des lieben Berufes erhalten und mehren. Dann will ich allem Kommenden getrost entgegen sehen und gehen!" — Mit dem neuen Schuljahre begann ich die bisherigen Erfahrungen insoweit zu verwerthen, daß ich mir für einzelne Unterrichtsgegenstände, insbesondere für die Formenlehre, die Orthographie und die Heimatskunde Lehrgänge ausarbeitete und zu diesem Zwecke auch einzelne Schriften anschaffte. Ich war um so fleißiger im Gebrauche der Feder, da sich auch Gelegenheit bot, einzelnes für unsere Conferenzen zu benutzen. —

Wie wohl jeder strebsame junge Mann, war ich nicht unempfindlich gegen Ehre und Lob, aber ich wünschte und suchte beides doch wesentlich nur in Hinsicht auf meine Schule, deren Blüte mein alles beherrschender Gedanke blieb. Selten mag wohl ein Jüngling fleißiger, nachdenklicher und enthaltsamer gewesen sein, als ich während dieser Jahre, und was man heutzutage wohl ein genußreiches oder fröhliches Jugendleben zu nennen pflegt, habe ich nur sparsam gekostet. Ich ging fast nie in Gesellschaften, wie Wirthschaftslokale sie bieten, sondern liebte einsame Spaziergänge und arbeitete dafür desto fleißiger und ernster in meinem Berufe. Obgleich damals in Erfurt jeden Winter eine gute Schauspielertruppe ihr Wesen trieb, so vergingen doch drei Jahre, ehe ich das Theater besuchte. Es war Goethe's Faust, der mich lockte und einen Eindruck auf mich machte, welcher in seiner Tiefe lange nachwirkte. Ich hatte meine kleine Bibliothek vermehrt, tauschte meinen Schatz mit Collegen, arbeitete fleißig an meinen Lehrgängen und gab sogar an freien Nachmittagen und in den Ferienzeiten noch einigen besonders befähigten Knaben meiner Klasse umsonst und in meiner Wohnung Unterricht in der

Muttersprache und im Lateinischen, als ich erfuhr, daß sie später ins Gymnasium übertreten sollten. Hätte ich damals diesen Eifer und diese Zeit auf etwas streng Positives, z. B. auf eine moderne Sprache oder die Mathematik verwandt, so hätte ich dadurch eine bedeutende Ausbeute fürs spätere Alter gewinnen können; aber ob es besser gewesen wäre, meinen Lebensweg auch nutzbringender für andere gemacht hätte? Mehrere dieser Schüler widmeten sich später dem Lehrerberufe, schafften darin Tüchtiges und bewahrten mir ein treues Angedenken. „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

Es möchte hier auch am Orte sein, unter meiner Bekanntschaft aus der Lehrerwelt einige Persönlichkeiten hervorzuheben, welche auf meine Studien und Lebensweise erheblichen Einfluß hatten, und auf welche auch meine Individualität nicht ohne Gegenwirkung bleiben mochte. Es sei hier gleich bemerkt, daß wir jüngeren katholischen Lehrer mit unseren protestantischen Collegen häufig verkehrten, und daß sich die tüchtigen, strebsamen Geister ohne Unterschied der Confession bald fanden und aneinander schlossen. Es waren damals im ganzen sehr friedliche Zeiten, und die verschiedenen religiösen Ansichten konnten diejenigen nicht dauernd trennen, welche durch gleichen Beruf sich verbunden fühlten und in diesem Berufe viel des Gemeinsamen fanden, was durch die confessionelle Scheidewand nicht berührt wurde. Somit hospitirten wir denn auch wechselseitig ohne Rücksicht auf die Glaubensverschiedenheit gerne in unseren Schulklassen, und bei den öffentlichen Prüfungen waren beide Confessionen stets zahlreich vertreten. Man nahm auch hier Rücksicht aufeinander, wie der Fall beweist, daß ein junger evangelischer Lehrer bei der Prüfung in der Geschichte gleich mit der Erfurter Lutherzelle begann, aber sofort vom anwesenden Schulrathe die stille Weisung erhielt, auf ein anderes Thema überzugehen.

Zuerst nenne ich meinen Hausgenossen, Gottfried Fehre, von welchem mich nur ein Corridor trennte. Er mochte ungefähr sechs Jahre älter sein als ich und ist später in Mühlhausen in Thüringen als Rector einer protestantischen höhern Mädchenschule früher gestorben, als damals seine blühende Gesundheit erwarten ließ. Er war eine ewig heitere Natur, besaß gutes Lehrgeschick, viel natürlichen Verstand und eine warme Berufsliebe. Weit erfahrener als ich, mit Welt- und Lebensverhältnissen schon durch sein Talent für Gesang und Musik mehr bekannt, wirkte er auch durch seinen vorherrschenden Frohsinn vortheilhaft auf mich ein und wußte mit der Sicherheitslampe seines klaren und nüchternen Verstandes oft meinen allzu idealen Geistesflug wieder ins rechte Geleise der Praxis zu leiten. Um Holz und Licht zu sparen, heizten wir im Winter nicht selten wochenlang seine größere Stube, setzten uns abends zusammen, kochten uns im Ofen auch wohl eine Portion Kaffee und arbeiteten, studirten und disputirten dann oft bis zur Mitternachtsstunde. Noch bis in meine reiferen Mannesjahre hat unsere damals gestiftete Freundschaft gedauert, und nur der Tod konnte sie lösen.

Die zweite, mir näher tretende Persönlichkeit war Joseph Driefelmann, ein geborener Eichsfelder, also ein Landsmann. Er wurde kurz nach meinem Amtsantritte von der katholischen Schule in Nordhausen an die erste Klasse der Dom-Mädchenschule versetzt. Der Umstand, daß er meines Vaters erste Schulstelle bekleidet und später auch noch dessen Unterricht genossen hatte, brachte uns bald einander näher, obgleich er wohl zehn Jahre älter als ich und kinderlos verheiratet war. Von großer, ansehnlicher Gestalt, was man einen stattlichen Mann nennt, war er eine ruhige, fast phlegmatische Natur, aber fleißig, durchaus praktisch und nicht ohne gutes Lehrgeschick, vorwiegend im Umgange mit den Kleinen. Er dachte und sprach gern über seinen Beruf und fand daher an

mir als Landsmann um so mehr Gefallen, als ihn die übrigen katholischen Lehrer wegen seiner etwas vornehmen Haltung, seiner Stellung als erster Lehrer, und wegen des damit verbundenen höheren Gehaltes sichtlich weniger suchten, ja einzelne sogar seinen näheren Umgang wegen des Vertrauens mieden, welches ihm der Stadtrath Pingel bald in hohem Maße schenkte. Ich habe in dem Hause dieses Lehrers manche Abendstunde in gemüthlichem und lehrreichem Gedankenaustausche verlebt, an welche ich noch jetzt mit Freuden zurückdenke, und mag nicht unerwähnt lassen, daß auch seine gebildete Gattin auf mich einen vortheilhaften Einfluß übte. Die dritte, innigere Verbindung, welche sich bald zur herzlichsten Freundschaft gestaltete, entspann sich mit Friedrich Otto, später (seit 1853) Rector in Mühlhausen in Thüringen, geboren 1806, also fünf Jahre älter als ich, gestorben am 17. Februar 1876. Er war damals noch zweiter Lehrer am Taubstummeninstitute und in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft unverheiratet. Wie und wo unsere freundlichen Beziehungen eingeleitet wurden, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber unsere daraus erwachsende Freundschaft erhielt sich auch nach unserer räumlichen Trennung durch einen steten Briefwechsel und dauerte bis zu seinem Tode. Otto war eine fest ausgeprägte, durchaus tüchtige Natur. Ernsten Charakters und scharfen Verstandes, belebte ihn ein echt religiöser Sinn, und mit großer Klarheit im Ausdrucke seiner Gedanken verband sich ein eiserner Fleiß, welcher nicht eher ruhte, bis der vorliegende Stoff zum vollen Eigenthume des Geistes geworden war. Durch diese Eigenschaften und seine Schriften erwarb er sich die Hochachtung wissenschaftlich ausgezeichneter Männer, während er andererseits schwachen und dünkelhaften Köpfen imponirte und solche durch sein gemessenes, oft kühles Wesen abstieß. Wir schlossen uns sehr bald eng aneinander, machten besonders fleißige Spaziergänge in stille Gegenden und tauschten auf diesen unsere

Ansichten, Studien und Lesefrüchte aus. Noch jetzt kann ich nicht ohne Rührung an diese Wanderungen vor dem Andreasthore der Stadt Erfurt zurückdenken und wie damals wir beide voll warmer Begeisterung die Flamme der Berufsliebe wechselseitig in uns nährten, uns zu belehren und zu kräftigen suchten. Später begegneten wir uns ungeachtet der räumlichen Trennung wieder auf gleichem schriftstellerischen Gebiete, Wege und Streben ohne Neid in unveränderter Liebe und Achtung, und der Name Friedrich Otto dürfte daher noch öfter auf diesen Blättern wiederkehren.

Im Jahre 1832 führte das Wahlfähigkeitsexamen am Lehrerseminare auch den Probst und Consistorialrath Zerrenner nach Erfurt, und ich hatte bei dieser Gelegenheit die Freude, ihn wieder zu sehen und auf kurze Zeit zu sprechen. Ich war innig gerührt, und auch er freute sich mit dem Ausdrucke des herzlichsten Wohlwollens, einen Schüler wieder zu sehen, über welchen ihm nur günstige Urtheile zu Ohren gekommen. Seine ermunternden Worte waren nicht vergebens gesprochen. Um Zerrenner persönlich kennen zu lernen, war auch Dr. Gräfe, damals Rector in Jena, nach Erfurt herübergereist, und somit hatte ich Gelegenheit, vorerst flüchtig eine Bekanntschaft zu machen, welche späterhin enger geknüpft werden sollte.

Mein Tagebuch bewies übrigens, daß ich den Schluß des Jahres nicht in rosiger Stimmung feierte, und daß mich Sorgen beunruhigten. Dahin gehörten zunächst einige für die damalige Zeit, für mein Einkommen und Gewissen nicht unbedeutende Schulden. Ich hatte mir im Lehr- und Lerneifer doch nach und nach eine ziemlich ansehnliche Reihe von guten Büchern angeschafft, auch meine bescheidene Garderobe hatte Ergänzung bedurft, und so waren denn allmählich Rechnungen aufgelaufen, welche mich am Schlusse des Jahres in eine keineswegs heitere Stimmung versetzten. Einzelne meiner

Amtsgenossen mochten mir wohl auch hie und da nicht die Offenheit und freundliche Gesinnung entgegengebracht haben, welche meinem warmen Herzen Bedürfniß waren; genug, ich schloß das Jahr in trüber Stimmung, saß einsam in meinem Stübchen, während der nachbarliche Amtsbruder vergnüglich bei seiner Braut weilte, und beschäftigte mich mit der Ausarbeitung eines kurzen Gebetes, welches den Wiederanfang des Unterrichts in meiner Schulklasse einleiten sollte. Da klopfte es noch in ziemlich später Stunde an die Thür, hereintrat meine alte Hauswirthin und setzte mir unter freundlichem „Guten Abend!“ ein großes Glas Punsch auf den Tisch, damit ich, wie sie sagte, doch auch wisse, daß heute Sylvester sei. Sie bemerkte dabei, daß ich ja nicht so einsam zu sitzen brauche, wenn ich gleich anderen jungen Männern mehr Bekanntschaft suchen wollte, und wenn ich nicht zuviel über den Büchern säße. Die Freundlichkeit der guten Frau und der Geist des Punsches belebten mich sehr; wieder griff ich zur Feder und schrieb Gedanken nieder, welche ich in der Hoffnung auf gütige Nachsicht meinen Lesern nicht vorenthalten mag. Sie sind eben nur ein Stimmungsbild aus Jünglingsjahren.

Gedanken eines Lehrers am Neujahrstage.

Wieder ist ein Jahr mit leisen Schritten
Hingezogen zur Vergangenheit,
Und kein Wünschen, keines Herzens Bitten
Wird's entreißen jenem Strom der Zeit,
Den es bald in wenig Stunden mehret,
Der zwar still, doch schnell vorüberrauscht.
Ja, ein Jahr ist hin, schon wieder eins verschwunden,
Von der kurzen, flücht'gen Lebenszeit
Und entflohen Freuden so wie Wunden,
Die es freundlich oder ernst uns beut. —
Gott im Himmel, habe Dank für beide,
Für den Schmerz, den Deine Hand verlieh',
Wie für jede, auch die kleinste Freude.

Ihn nimm hin für jenen stillen Segen,
Den mein Geistesauge freudig sah;
Wenn die Kinder ich auf Deinen Wegen
Hoffend führte, standest Du mir nah! —
Wenn zum Tagewerk die Stunde rief,
Wenn ich sprach, so war das Herz im Bunde,
Es empfand, was es verkündet, tief.
Wie der Säemann streut mit frommem Denken
Seinen Samen in die Furchen hin,
Hofft, daß Du zur Auferstehung lenken
Und behüten wirst mit mildem Sinn,
So auch ich — und freundlich sah'st Du nieder,
Nahmst den warmen Wunsch für volle That,
Und die Körnlein sproßten hin und wieder,
Wuchsen auf zu einer guten Saat.
Manches ging zwar leider auch verloren,
Doch, mein Gott, Du zürnest mir drob nicht,
That der Geist doch willig seine Pflicht.
Ja, das weißt Du, ich darf nicht verzagen,
Und mein Herz liegt offen vor Dir da,
Freudig kann der Mund, o Höchster, sagen:
Deine Lehren waren stets mir nah'! —
Immer waren es mir höchste Freuden,
Stilles Keimen stiller Saat zu seh'n.

Grollt der Geist, so wär' es Sünde!
Hast Du Schöpfer nicht mit milder Hand
Jedem, auch dem ärmsten Kinde,
Gütig Freuden zugewandt? —
Gabst Du nicht mir edele Genüsse,
Geistesfreuden, Liebe zum Beruf?
Nur, o Schöpfer, wenn ich diese misse,
Wäre billig meiner Klage Ruf!
Deiner Weisheit hat es so gefallen,
Pilgern Dornen auf den Weg zu streu'n;
Vater bleibst Du deshalb ewig allen.
Soll ich mir so manches hier versagen,
Will's Dein heil'ger Wille, Schöpfer, so —
Mag ich darum nicht zu bitter klagen,
Macht doch Weniges Zufried'ne froh!

Kräftig möge sich mein Geist ermannen,
Wirken will ich auch von Jahr zu Jahr,
Bis Dein Wink mich einstens ruft von dannen.
Stärke Du mich, wenn von Erdensorgen
Sich der Geist zum Staube niederbeugt,
Stärke mich mit jedem neuen Morgen,
Bis des Herzens stilles Regen schweigt.
Mög' ich dann in jenen fernen Räumen,
Wo wir ausruh'n von der Erde Träumen,
Einen Richter finden, der mich lohnt!

Könnt' ich dann nach diesem Pilgerleben
Sagen mit getrostem Muth:
Herr, hier sind, die Du mir einst gegeben,
Alle sind sie treu und gut;
Keins der Lämmer ward ein Raub der Sünden,
Mit der Siegespalm' sind sie geschmückt,
Alle wirst Du sie Dein würdig finden.
Welche Wonne! — Sie mir zu erstreben,
Soll mein heiligstes Bemühen sein;
Komm dann letztes Jahr, entfleuch mein Leben,
Geh' ich doch in Lichtgefilde ein! —

Die Hinweisung meiner Hauswirthin auf Bekanntschaften lenkte mich aber auch zugleich darauf, daß im gesellschaftlichen Leben doch vieles auf Wechselseitigkeit beruht, und daß man nicht bloß sich suchen lassen soll, sondern auch selbst suchen muß. Von dieser Zeit ab schloß ich mich denn auch enger meinem bereits geschilderten kleinen Freundeskreise und meinen nächsten Collegen an, ohne deshalb Schule und Fortbildung außer Acht zu lassen. Und siehe da, bald tauchte denn auch ein Plan auf, viel zu groß und bedenklich für mein Alter und meine jugendlichen Erfahrungen. Die kühne Anregung dazu ging jedoch von dem erwähnten Herrn Drieselmann aus. Er hegte die auch von mir getheilte Ansicht, daß der in unseren Schulen bisher gebräuchliche Kinderfreund von Wilmsen im ganzen ein dürres, nur realistisch durch-

säuertes Buch sei, und daß es unsere Arbeit in erziehlicher und sprachlicher Hinsicht wesentlich erleichtern würde, wenn wir ein Lesebuch hätten, welches der Kindesnatur nach Stoff und Form mehr angemessen wäre, mehr Herz und Gemüth erregte und deshalb auch das religiöse Leben berücksichtigte. Wir faßten denn auch frischweg den Entschluß, ein solches Buch gemeinschaftlich auszuarbeiten und legten unserem Stadtrathe den Plan zur Genehmigung vor. Das Manuscript sollte hiernach seinerzeit der Behörde, den Mitgliedern der Lehrerconferenz und etwa noch anderen tüchtigen Schulmännern zur Einsicht und Prüfung vorgelegt werden. Die beifällige Genehmigung erfolgte bald. Der Plan war jedoch leichter gefaßt als ausgeführt, und die Verwirklichung kam in Aufschub, wahrscheinlich deshalb, weil er bei den übrigen Lehrern nicht den gewünschten Beifall fand und wir aus verschiedenen Aeußerungen herausfühlen mochten, daß die spätere, von uns selbst in Aussicht gestellte Kritik nicht sachlich genug ausfallen und zu manchen Mißhelligkeiten Anlaß geben dürfe. Schon der Umstand, daß wir zwei erst unlängst eingewanderten Lehrer ein solches Unternehmen auf eigene Faust wagen wollten, erregte die Eifersucht und forderte die Kritik heraus. Der Plan war wohl gut, aber ohne genügende Menschenkenntniß entworfen. Erst mehrere Jahre später hat jeder von uns ihn selbständig ausgeführt, und Drieselmanns Lesebuch für Schule und Haus fand Eingang in die Schulen der Stadt und hat sich auch lange Zeit darin erhalten. Ich selbst verfaßte als Seminarlehrer in Heiligenstadt einen Jugendfreund für die Schulen des Eichsfeldes, dessen erste Auflage von 5000 Exemplaren leider viele Druckfehler aufwies, aber binnen einigen Jahren vergriffen wurde. Eine zweite Auflage besorgte ich noch als Schulrath in Trier und überließ das Honorar den Barmherzigen Schwestern in Heiligenstadt, zog mich aber hiernach von einem Unternehmen zurück, welches mir durch

Zeit und Umstände ebenso fremd als unbequem geworden war. Der Nachfolger meines Vaters im Rectorate hat hiernach die Aufgabe übernommen, ein anderes Lesebuch für die Schulen des Eichsfeldes zu verfassen, und dieses später auch mit sich selbst ins Elsaß verpflanzt.

Die Schulverhältnisse in Erfurt waren damals eigenthümlicher Art und verdienen wohl noch eine nähere Erörterung. Wir möchten sie als ein Erwachen aus früherem Schlummer bezeichnen, besonders was die katholischen Schulen anlangt. Aber auch unter den evangelischen Amtsbrüdern herrschte ein reges Leben, vielleicht schon früher, und ihr damaliger Schulrath Graffunder war eine Persönlichkeit, welche ungeachtet mancher Sonderbarkeiten doch Leben anzuregen wußte. Die Thätigkeit dieses tiefen Denkers, welcher am 5. Juli 1875 in Rudolstadt starb, wohin er sich nach erfolgter Versetzung in den Ruhestand zurückgezogen hatte, ist von meinem Freunde Friedrich Otto gewürdiget und der Vergessenheit entrissen worden. Was Graffunder in den Lehrerconferenzen that, seine geistreichen Randbemerkungen zu den Protokollen dieser Zusammenkünfte, hat er in der Schrift: Ueber die Behandlung des öffentlichen Unterrichts; Bemerkungen, gesammelt im Preußischen Regierungsbezirke Erfurt (I. und II. Bändchen, 1843 und 1850) mit Umsicht und Sachkunde verewiget. Das erwachende rege Leben entfaltete und zeigte sich, wie schon bemerkt, zunächst in kleineren Conferenzkreisen, sodann aber auch in fleißigem Besuche anderer Schulen und öffentlicher Prüfungen ohne Unterschied der Confession. Wir Lehrer der Dom-Knabenschule hatten unter uns selbst festgesetzt, monatlich einmal zusammenzutreten und über die Angelegenheiten unserer Klassen, über deren Ziele, über einzelne Disciplinarfälle, die Versäumnisse, Lehrmittel 2c. unsere Erfahrungen und Meinungen auszutauschen. Daneben gingen dann die Conferenzen unter Mitwirkung unserer Vorgesetzten,

für welche auch besondere Vorträge ausgearbeitet wurden. Im allgemeinen lebten und wirkten wir Lehrer aber frei und ohne beengende, kleinliche Aufsicht. Von genau begrenzten Klassenzielen, Pensenvertheilungen, Tagebüchern und sonstigen Schablonen wußten wir nichts. Die Wirksamkeit im Detail, der engere Schulbetrieb blieben unserem Fleiße, unserem Ehrgefühle und unserem Ermessen lediglich überlassen, und die Schulen standen sich hierbei nicht schlecht. Vertrauen erweckt nicht bloß wieder Vertrauen, sondern stärkt auch den Muth und die Thatkraft und somit ein Gefühl der Selbstachtung, welches entschieden mehr ein wahrhaftes und treues Arbeiten fördert, als kleinliche Ueberwachung mit formellem Zwange. Beide entmuthigen und mißstimmen den Starken, während sie den Schwachen leicht zu Unredlichkeiten verleiten können.

Von Nutzen war mir auch der Besuch öffentlicher Prüfungen und des Unterrichtes in den evangelischen Schulen, welche damals einige sehr tüchtige Lehrer aufzuweisen hatten. Unter den Prüfungen ist mir diejenige besonders in Erinnerung geblieben, welche der Vorsteher des evangelischen Martinsstiftes Namens Reinthaler im März 1832 abhielt. Das Institut war hauptsächlich eine Armenschule für elternlose und verlassene Kinder und zahlreich bevölkert. Während der Prüfung hatte ich auch Gelegenheit, den bekannten und hochgeachteten Seminardirector Harnisch aus Weißenfels kennen zu lernen oder vielmehr zu sehen. Er stand damals auf der Höhe seines pädagogischen Ruhmes, und ich war schon zufrieden, seiner nur ansichtig zu werden. Man hatte damals die Wonne des Bewunderns noch nicht verlernt; die Berühmtheit war noch nicht alltäglich geworden, und somit prägte ich mir den Mann mit seinem ernsten Gesichte und dem aufmerksamen dunkeln Blicke fest ins Gedächtniß. Reinthaler selbst gehörte zu den eigenthümlichsten Personen. Streng dem orthodoxesten Lutherthume ergeben, einfach und schlicht im Aeußeren,

lebte er ganz seinen Kindern und seinem Berufe, von zwei gleichgesinnten Lehrern unterstützt. Er prüfte in der Religion, oder nach seinem Programme in der Gottseligkeit, mit einer solchen Hingabe und Innigkeit, daß ich selbst tief ergriffen wurde und mir gestand, noch nie eine solche Wärme im Unterrichte wahrgenommen zu haben, und daß der Mann mit seinem Enthusiasmus auch die Kinder fortreißen müsse. Hier sah und fühlte ich: Aus dem Herzen kommt das Leben! Die Gesangesleistungen, welche theilweise mit Orgel und Geige oder auf dem Flügel begleitet wurden, übertrafen an mechanischer Fertigkeit, sowie an Innigkeit des Vortrags alles, was ich bisher in Schulen zu hören Gelegenheit gehabt hatte. Reinthaler ertheilte in jener Zeit allen Gesangunterricht ohne Anwendung der Noten oder Ziffern, bloß mit Hilfe der Geige nach dem Gehöre, aber dennoch sangen die Schüler mehrstimmig, sogar schwierigere Motetten mit einer Sicherheit und mit einer Reinheit, daß die Zuhörer erstaunten. Neu war mir auch, daß die Zöglinge einzelne biblische Erzählungen und lehrhafte Abschnitte der Heiligen Schrift mit ziemlich guter Betonung hersagten oder declamirten; aber diese Art des öffentlichen Auftretens vor einem ziemlich zahlreichen Publikum wollte mir doch nicht sonderlich gefallen und erschien mir bei den Mädchen entschieden bedenklich.

Eine kleine poetische Anlage in mir trug in jener Zeit einige Früchte, welche ich zunächst bei mir behielt, in guter Stunde aber doch meinem Hausgenossen Fehre mittheilte und dessen allerhöchsten Beifall erhielten. Damals begann der Bürgerschuldirector und Seminarinspector Schweitzer im nahen Weimar die Herausgabe eines Magazins für Katechetik (und Pädagogik) und ich faßte mir das Herz, ihm meine Poesien und einen von mir ausgearbeiteten kurzen Lehrgang in den Anfängen der Formenlehre zu übersenden mit dem Anheimgeben, diese in seine Zeitschrift aufzunehmen, wenn er sie für

würdig halte. Ich bekam zur Antwort einen ebenso freundlichen als ermunternden Brief, welcher nicht bloß die Aufnahme, sondern sogar ein Honorar versprach. Bald darauf erhielt ich denn auch ein Heft mit dem Abdrucke meiner Arbeiten und zugleich ein Honorar von drei Thalern. Wer war glücklicher als ich beim Anblicke meines gedruckten Menschen und solch eines unerwarteten Ehrensoldes? Die Schriftstellerbahn war somit eröffnet. — Von meinem Lehrgange würde ich mich jetzt wohl achselzuckend abwenden, wenn er mir noch vorläge, aber von den poetischen Versuchen finde ich noch einige im Manuscripte und erlaube mir deren Mittheilung, weil sie den damaligen jungen Schulmeister in seinem Denken und Fühlen treulich schildern dürften.

1. Human.

So lang' ich Lehrer bin, sprach jüngst Human,
Gebrauche ich, nach anfänglichem Plan,
Nie das verhaßte Birkenreis
Und führe selbst so den Beweis,
Daß es nicht schwer, was die Erzieher wollen:
Nicht durch den Arm, durch Geist soll man regieren,
Der Wille mangelt nur, es stetig auszuführen.
„Wie lange war er Lehrer?" hör' ich fragen!
Was fragt' ich doch! — „Schon seit acht Tagen!" —

2. Der Arzt und seine Tropfen.

Ein junger Arzt, der beim Kuriren
Nicht wollte viele Zeit verlieren,
Ersann ein Mittel, was nach seinem Denken
Dem schlimmsten Kranken mußt Gesundheit schenken.
Es waren Tropfen, scharf wie Feuer;
Karg war er nicht damit, nicht theuer,
Er gab sie jedem hin, ohn' Anseh'n der Person,
Dem Fieberkranken, sowie dem, der schon
Seit Jahren an der Lungensucht gelitten.
Mit ihnen wurden Gicht und Krampf bestritten,

Mit seinen Tropfen reinigt' er das Blut,
Und kurz, — sie schienen ihm für alles gut.
Doch leider halfen sie, wie ihr's schon merkt, nicht immer,
Ja, manches Uebel wurde zehnmal schlimmer,
Gar viele seiner Kranken blieben krank
Und wußten seinen Tropfen schlechten Dank.

Zu solchen Aerzten muß ich auch die Lehrer zählen,
Die einzig und allein, wenn ihre Schüler fehlen,
Den Stock als Bess'rungsmittel nennen
Und keine andren Wege kennen.

3. Der kluge Maler.

In einer Bildergallerie stand einst Graf Plauen,
Sah sich die Werke an, und ward in seinem Schauen
Durch eines Herren Wort gestört,
Der einen stillen Mann belehrt,
Wie jedes Bild so anzulegen sei,
Daß Kennern es gefalle, und dabei
Gar viel vom Colorit, von eigenen Manieren,
Von Farbenmischung, Finden und Copieren,
Von Raphael, von Dürer sprach,
Den Stab bald über den, bald über jenen brach,
So daß der Graf, als der Kritiker ging,
Zum stillen Mann gewandt, jetzt ein Gespräch anfing,
Und noch erfüllt von allem, staunend sprach:
Wer ist der Herr? Dem macht's wohl keiner nach!
O, möchte doch der Künstler für mich malen;
Was er verlangte, wollt ich gern bezahlen! —
Jetzt lacht der stille Mann dem Frager ins Gesicht,
Und sagt: Mein lieber Freund, ein Maler ist das nicht;
Der kann nur reden, höchstens schreiben,
Doch selbst nicht einmal Farben reiben! —

Daß Tadeln leichter ist, als Bessermachen,
Und daß sehr oft in den Erziehungssachen
Ein unberufner Mund von Wunderdingen prahlt,
Doch weislich wohl mit Thaten niemals zahlt,

Daß Theorie und Praxis zweierlei
Und Reden leichter stets als Handeln sei,
Dies, Lehrer, nehmt euch fein zu Herzen,
Und mancher Tadel läßt sich dann verschmerzen.

4. Der Wanderer und sein Ziel.

Ein Wandrer hatte sich für seine Tagereise
Ein Ziel gesetzt, das ihm von ferne winkte.
Nach seiner sichern und gewohnten Weise
Ging er dem Thurme zu, der ihm entgegen blinkte.
Doch während er so ging und ging, empörte
Sich plötzlich sein Gemüth. — Bin ich denn nur geboren,
Sprach er für sich, dem ew'gen Einerlei,
Wenn's mich auch sicher führt, zu dienen?
Da seh' ich ja der schönsten Wege drei.
Ich geh' mal links! Mit frohen Mienen
Denkt er's und thut's. — Der Weg war gut
Und führte jetzt an einem Walde hin.
Hm! dachte unser Mann, die Hitze thut
Dir auch nicht wohl. Mit muth'gem Sinn
Schlug er daher den Fußsteig ein,
Der durchs Gehölz in mancher Krümmung führte. —
Die Sonne sank indes, und jetzo fiel ihm ein,
Daß doch der Bäume Laub den Blick genierte,
Das nahe Ziel zu schau'n. Mit eilevoller Hast
Verdoppelt er daher der müden Füße Schritte,
Und endlich, nach vier Stunden ohne Rast,
Nach manchem schweren, mühevollen Tritte
Erreichte er des weiten Waldes Saum
Und schaute jetzt besorgt umher, allein
Er traute ängstlich seinen Augen kaum,
Da nirgends, ach wie bange mocht' ihm sein,
Des Thurmes heißersehnte Spitze
Sich seinen Augen zeigt; bestürzt irrt er umher,
Verwünschet sich und des Entschlusses Hitze,
Und kurz, nach vielem Irren, Kreuz und Quer
Erreicht er todesmatt in später Mitternacht
Das Ziel, nach dem die wohlbekannten Wege
Ganz sicher ihn in kurzer Zeit gebracht.

Wen die Erfahrung lehrt, daß die Methode gut,
Die er gewählt bei seinem Unterrichte,
Der handelt übereilt, wenn er, wie's mancher thut,
Von allen, die ihm kommen zu Gesichte,
Gleich Nießbrauch machen will und ohne Weilen
Sie seinen Schülern anzupassen strebt. —
Man sollte doch wahrhaftig nicht so eilen
Statt der, in die man sich hineingelebt,
Gleich eine andre vorzunehmen,
Zumal wenn jene gut. Das Ziel verschwindet oft,
Man muß sich leider dann bequemen
Zurückzugehn, und das, was man so sicher hofft,
Verschwindet leicht vor irrem Blick.
„Methodenhascher, selten habt ihr Glück.“

5. Der Knabe und sein Bäumchen.

Der Liebling eines Knaben war einst ein kleiner Baum,
An ihm hing seine Seele, von ihm nur sprach sein Traum.
Im Traume sah er ihn im Blütenschmucke prangen
Und bald darauf, o Wonne, viel süße Früchte hangen.
Wie pflegt er nicht den Baum! Tagtäglich goß er ihn,
Und da er gerne mocht ihn schnurgerade ziehn,
So band er ihn am Stabe mit weichem Baste fest,
Und jedem Wasserreise gab er sogleich den Rest.
Kurz, alles was nur dienlich, sah man den Knaben thun,
Er schaffte unermüdlich, und mochte kaum noch ruhn.
So trieb ers ein paar Jahre in Hoffnung auf die Frucht,
Allein so oft er spähet, so oft sein Auge sucht,
Es kamen keine Blüten, der Baum blieb immer leer,
Nie neigten sich die Zweige, von süßen Früchten schwer. —
Da wird er endlich muthlos und spricht so vor sich hin:
Mich immerfort zu quälen ist nicht nach meinem Sinn.
Der Baum lohnt nicht mit Zinsen, was ich an ihm gethan,
So laß ich ihn denn stehen; mich geht er nichts mehr an.
So sprach der Knabe, wendet sofort dem Baum den Rücken
Und ließ seitdem sich nimmer bei seinem Zögling blicken.

Dem Knaben bist du ähnlich, Erzieher, wenn du meinst,
Die Früchte gleich zu ernten, die Deine Lehren einst

Dir reichlich können bringen; das Gute fordert Zeit,
Und unermüdet Schaffen, noch niemals hat's gereut.
Streu du nur deinen Samen mit warmem Herzen aus,
Und unter Gottes Segen wächst einst die Frucht heraus.
Pfleg' du nur deine Bäumchen mit Muth und frommem Sinn,
Die Pflege bringt dir sicher, wenn auch erst spät, Gewinn.

Mittlerweile rückte auch die Zeit der zweiten öffentlichen Prüfung heran. Gestärkt durch die Erinnerungen an das vorige Jahr sah ich schon mit mehr Zuversicht und Muth dem mir stets feierlichen Tage entgegen. Die Aufeinanderfolge und Zahl der Lectionen wurde auch diesmal ohne Zuthun der betheiligten Lehrer von der Schulbehörde bestimmt, und so war denn ohne mein Wissen festgesetzt, daß ich, obgleich nur zweiter Lehrer an der Schule, fünfmal auftreten sollte, während der erste Lehrer nur viermal und der dritte nur einmal zu examiniren hatte. Dieser Umstand fiel nicht bloß meinen nächsten Collegen, sondern auch den übrigen Lehrern auf und sollte nicht ohne unliebsame Erörterungen vorübergehen. Aber was war zu machen? Ich konnte und durfte an den getroffenen Anordnungen, welche ich gern anders gewünscht hätte, nichts ändern und mußte mit einem etwas unbehaglichen Gefühle auf die Walstatt treten. Den Anfang machte Religion mit biblischer Geschichte. Ich gedachte zunächst des Osterfestes und knüpfte an dieses eine Katechese über die vier letzten Dinge des Menschen nach Maßgabe des Katechismus. Meine Knaben antworteten in dieser Lection, sowie in den folgenden Unterrichtsgegenständen frisch und frei; es ging mit jeder Minute besser, mein Muth wuchs, und auch diese Prüfung fiel gut, ja vielleicht noch befriedigender als die vorige aus. Die Behörde legte mir ihre Anerkennung in herzlichen, ermunternden Worten an den Tag und ich fühlte mich hiedurch für alle Mühe und Anstrengung überreich belohnt. — Nach Beendigung der öffentlichen Prüfung fanden die Versetzungsprüfungen in Gegen-

wart des Stadtraths und des Schulraths statt, und die neun Knaben, welche ich zur Versetzung vorgeschlagen hatte, bestanden sehr gut. Das dictirte orthographische Pensum von zwei Quartseiten hatten sieben ohne Fehler, die beiden übrigen mit einem Fehler geschrieben. Die Rechenaufgaben waren von allen ohne Ausnahme richtig gelöst. Selbst mein erster Lehrer, welcher aus angedeuteten Ursachen noch etwas unwirsch über mich sein mochte, sah sich durch diese Ergebnisse bewogen, den Wunsch auszusprechen, daß wir noch lange gemeinsam arbeiten möchten. Diese Aeußerung deutete auf ein Gerücht, welches mir damals noch nicht zu Ohren gelangt war, und nach welchem der bisherige erste Lehrer der Lorenz-Knabenschule, wegen seines vorgeschrittenen Alters und wegen zunehmender Kränklichkeit pensionirt und ich an dessen Stelle treten sollte. — Ich mochte dem Gerüchte aber nicht viel Glauben schenken, da nach meiner Meinung der zweite Lehrer an dieser Schule, ein älterer Bruder meines bereits erwähnten Freundes Joseph Drieselmann, die nächsten Ansprüche auf die zur Erledigung kommende Oberklasse erheben durfte.

Die Pfingstferien des Jahres 1833 benutzte ich wieder zu einer Reise in die Heimat. Die langweilige Fahrt mit der Post dauerte damals einen halben Tag und eine ganze Nacht, da man in Langensalza den Anschluß anderer Posten über zwei Stunden lang abwarten mußte, und die Passagierstube sehr wenig Annehmlichkeit bot. Die ungemüthliche Reise entsprach dem, was ich zu Hause treffen sollte. Mein zum zweitenmale verheiratheter Vater war in recht trüber Stimmung. Die Mutter kränkelte sehr und ein kleiner, später als Pfarrer in Nordamerika gestorbener Bruder, sowie eine ältere, als barmherzige Schwester in Hildesheim verstorbene Schwester, lagen krank zu Bette; somit herrschten Sorge und Trübsinn im elterlichen Hause, und das Wiedersehen war ein wehmüthiges. Ich nahm denn auch nach dem Feste wieder Ab-

schied, um mit schwerem Herzen meine Berufsarbeiten zu beginnen.

Diese waren am besten geeignet, mich zu zerstreuen und den Blick zu erheitern. Ich sah, meine Knaben liebten mich, und kamen mir ungeachtet meines jugendlichen Eifers und der damit zusammenhängenden Ordnung und Strenge mit Lerneifer entgegen und machten befriedigende Fortschritte. Bald sollten sich ja auch die Nachrichten aus dem elterlichen Hause wieder besser gestalten.

Wenige Wochen nach der Rückkehr und nach einer Conferenz ging der Stadtrath Pingel noch mit mir durch einige Straßen und eröffnete mir unterwegs zu meiner großen Ueberraschung, daß ich wahrscheinlich bald als erster Lehrer an die dreiklassige Lorenz-Knabenschule versetzt werden würde, und daß ich daher am folgenden Tage zur Besprechung einiger, diese Veränderung betreffenden Punkte zu ihm kommen möge. — Ich flog mehr nach Hause als ich ging. Das höchste Ziel meines jungen Lehrerherzens glänzte mir entgegen, und war mit dieser Stellung erreicht. Eine Oberklasse und dazu Dirigent einer ganzen Schule. Also eine Persönlichkeit, welche der Volksmund damals mit dem Titel „Rector" zu bezeichnen pflegte! — Ich war sehr glücklich und theilte sofort dem Vater mit, was dem Sohne nunmehr in Aussicht stand.

Aber bei ruhigerem Nachdenken mischten sich doch recht dicke Wermuthstropfen in den Hoffnungsbecher. Zunächst dachte ich des Abschieds von meiner jetzigen, mir so lieb gewordenen Klasse, und endlich auch des bisherigen zweiten Lehrers der Lorenzschule, meines entschieden ältern Landsmannes, und dessen wahrscheinlicher Hoffnung auf Beförderung, welche nun durch mich vereitelt werden sollte. Ich empfand das alles um so schmerzlicher, als es dem Manne nicht an Eifer und ernstlichem Willen gefehlt hatte, und mich freundliche collegialische Bande an ihn fesselten. Dieser Stimmung gab ich bald darauf auch

in meinem Tagebuche lebhaften Ausdruck. Ich schrieb: „Heute hatte ich Gelegenheit, mit den beiden Herren Räthen über die beabsichtigte Versetzung zu verhandeln. Alles vermeidend, was mir das Ansehen geben könnte, als drängte ich mich zur ersten Lehrerstelle, gab ich deutlich zu verstehen, daß ich mich in meiner jetzigen Klasse zufrieden fühle, schilderte die Betrübniß des zurückgesetzten ältern Collegen und bat dringend, diesen zu berücksichtigen. Mir wurde jede mögliche Schonung versprochen, jedoch berief sich der Stadtrath entschieden darauf, daß man vor allem das Gedeihen der Schule im Auge behalten müsse. Der Schulrath war durch meine Bemerkungen schon weicher gestimmt und sprach es gleichfalls unumwunden aus, wie wehe es ihm thäte, den sonst so braven zweiten Lehrer zu kränken. Er verhieß auch nochmalige Erwägung und einstweiligen Aufschub der Angelegenheit.“

So kam der August heran und in den ersten Tagen des Monats wurde ich wieder zum Schulrathe berufen, um die Nachricht entgegen zu nehmen, daß ich nach den Ferien die erste Knabenklasse der Lorenzschule unwiderruflich zu übernehmen habe, und auch im Gehalte berücksichtigt werden solle. Der Würfel war also gefallen, und die nahen Ferien mußten gewissenhaft zur Vorbereitung auf den neuen Wirkungskreis benutzt, auch auf eine andere Wohnung näher an der Schule Bedacht genommen werden.

Aber es wartete meiner noch eine entschieden unangenehmere Aufgabe. Zunächst mußte ich pflichtmäßig meinem künftigen Lokal-Schulinspector, dem Pfarrer an der St. Lorenzkirche, meine Aufwartung machen. Dieser, eine Persönlichkeit von außergewöhnlicher Corpulenz, aber ebenso außergewöhnlicher Gutmüthigkeit, hatte meine Berufung zum ersten Lehrer schon des erwähnten ältern Lehrers wegen, dessen Landsmann und Gevatter er war, nur ungern vernommen; allein er empfing mich doch wider Erwarten freundlich und hat diese Freundlichkeit auch stets in den folgenden Jahren meiner Person und

Thätigkeit bewiesen. Der eigenthümliche, in ganz Erfurt bekannte und beliebte Mann, dessen Wohlthätigkeitssinn, dessen anspruchsloses Wesen alle Herzen gewann, ertheilte später ungeachtet seines schweren Körpers ebenso pünktlich als eifrig wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht in meiner Klasse, mit einer väterlichen Gemüthlichkeit, welche die Schüler fesselte. Niemals versäumte ich es auch, dem Unterrichte aufmerksam beizuwohnen, und somit bildete sich denn bald unter uns ein angenehmes Verhältniß, welches sich zunächst darin kund gab, daß er es gerne sah, wenn ich ihn bisweilen auf ein Stündchen besuchte und ein Glas guten Rheinweins mit ihm trank. Längst ist über dem Grabe des wackern Mannes, Hellrung war sein Name, Gras gewachsen, aber in meinem Herzen blüht noch immer für ihn ein Vergißmeinnicht.

Einige Tage darauf mußte ein noch entschieden schwererer Gang unternommen worden. Es war der Antrittsbesuch bei meinem zukünftigen ältern Collegen. Mochte etwa der gute Pfarrer vorgearbeitet und ermahnt haben, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen, genug, ich fand meinen Amtsbruder und dessen Frau ruhigen Sinnes, freundlich, ja sogar herzlich entgegenkommend, — alles ging ja besser als ich gedacht hatte. — Ich nahm mir aber auch ernstlich vor, alles zu vermeiden, was etwa kränken oder verletzen könnte, und dem Manne selbst stets bescheiden und rücksichtsvoll zu begegnen. Ich habe denn auch diesen Vorsatz treu und in dem Maße erfüllt, daß zwischen uns in den folgenden Jahren nie eine Reibung das gute Verhältniß störte, daß ich in der schlichten Familie stets ein willkommener Gast blieb und an deren Freuden und Leiden herzlichen Antheil nahm. Als die Brüder sich später wegen Familienangelegenheiten ernstlich entzweiten und längere Zeit in auffallender Weise sich mieden, gelang es mir, sie wieder dauernd miteinander zu versöhnen und mich dadurch in beider Achtung und Vertrauen zu befestigen.

Kurz vor meinem nunmehr immer näher rückenden Abgange von der Domschule kam die Mutter eines braven Sohnes zu mir, um für ihren Knaben noch auf einige Tage Erlaubniß zu erbitten. Als ich ihr nun sagte, daß ich an dieser Schule nichts mehr zu erlauben hätte, weil ich versetzt sei, klagte die Frau gar sehr, lobte mich so einfach und natürlich, dankte mir so warm für das an ihrem Jungen Gethane, der für mich durchs Feuer ginge, daß mir selbst warm und weich zu Sinne wurde, und ich nicht ohne Wehmuth an den Abschied von meiner Klasse denken konnte.

Dieser geschah endlich in einer ersten Frühstunde. Ich hatte mir für diesen Scheidegruß eine Art Rede ausgedacht; aber nach wenigen Sätzen erstickte meine Stimme, ich konnte nur abgebrochene Worte stammeln, und die Thränen und das laute Schluchzen der Knaben machten mich vollends so weich, daß ich nicht weiter sprechen konnte. Der Schulinspector kam herzu, um meinen Nachfolger einzuführen; ich ging schnell fort, um zu Hause und in der Einsamkeit meiner Wehmuth weiter nachzugeben.

Daß übrigens die Betrübniß der meisten Eltern wirklich von Bedeutung und nachhaltig war, bewies der Umstand, daß gleich in den nächsten Tagen nach meinem Abschiede von der Domschule mehrere Väter ihre Knaben auch aus dieser Schule fortnehmen und zu mir in die Lorenzschule schicken wollten, was jedoch nur wenigen aus naheliegenden Gründen von der Behörde gestattet wurde. Beispielsweise möge hier noch ein Brief folgen, welchen ich in dieser Zeit von einem Vater (Beamten) erhielt: „Da mein Sohn Johannes“, hieß es darin, „unter Ihrer Leitung die besten Fortschritte machte, so habe ich seiner Bitte gern nachgegeben, auch ferner zu Ihnen in die Schule zu gehen, weil ich ja auch überzeugt bin, daß Sie es sich nur aus Liebe zu der Jugend angelegen sein lassen, die Ihnen anvertrauten Schüler mit Kenntnissen ohne Härte aus-

zurüsten.“ — Solche Beweise der Anerkennung und Anhänglichkeit haben mich damals hoch erfreut und im Guten gestärkt, haben mich auf rechter Bahn erhalten und mir mehr stille Befriedigung gewährt, als später die schmeichelhaftesten Briefe und Kritiken großer Schulmänner und Recensenten.

In der neuen Stellung gab es manches zu thun. Ich mußte im Aeußern und in der Disciplin eine strenge und feste Ordnung einführen, da meine 50—60 strammen und großen Jungen unter dem gutmüthigen und bejahrten Vorgänger etwas freisinnig geworden, — mir selbst aber mußte ich in fast allen Unterrichtsgegenständen, was Ziel und Weg, Stoff und Form anlangt, Klarheit verschaffen. In einzelnen Gegenständen, als Geschichte, Geographie, Größenlehre hatte ich mich selbst gründlich zu orientiren und mich zu diesem Zwecke in den Besitz von Hilfsmitteln zu setzen. Sofort nahm ich mir aber auch vor, mich auf mehrere dieser Gegenstände wieder schriftlich vorzubereiten, und ich führte diesen Entschluß mit aller Beharrlichkeit durch, obgleich ich oft genöthigt wurde, bis zur Mitternachtsstunde zu arbeiten. Die Vortheile, welche mir diese schriftlichen Präparationen brachten, waren sehr erheblich. Zunächst wurde es mir dadurch möglich, jederzeit einen genauen Rückblick auf den früheren Weg zu thun, und danach die Wiederholungen einzurichten, sodann aber übte ich mich auch im schriftlichen Gedankenausdruck. Ich merkte gar bald, wie sehr mein Vortrag in der Schule auf dieser Grundlage gewann, und daß ich nach solchen Vorbereitungen entschieden klarer und faßlicher lehrte. Schon nach einem Jahre hatte ich eine ansehnliche Zahl von Heften sauber zusammengeschrieben, auf welche ich mit Genugthuung blickte. In späteren Jahren traten an die Stelle umständlicher Ausarbeitungen nur Skizzen und Dispositionen.

Meine Arbeiten lohnten sich. Schon nach wenigen Monaten überraschten meine Knaben jeden Besucher durch ihre straffe,

ordnungsmäßige Haltung, durch ihre munteren Antworten, ihre Aufmerksamkeit und Fortschritte. Von meiner Klasse und deren Geist und Wesen wurde in den Lehrerkreisen öfters gesprochen, und so kam es denn auch, daß es mir und ihr nicht an Besuchen fehlte. Mein Tagebuch weist nach, daß im Laufe von fünf Monaten 38 Lehrer und ein durchreisender russischer Staatsrath außer den Behörden bei mir hospitirten. Unter diesen war auch ein später noch zu erwähnender Lehrer aus Heiligenstadt, ein Freund meines Vaters, welcher einige Tage verweilte und mit mir mehrere Klassen der katholischen Schulen berufseifrig durchwanderte. Bei dieser Gelegenheit betrat ich denn auch wieder zur hellen Freude der Knaben meine frühere Schulklasse. Oefters hörte auch Freund Friedrich Otto meinem Unterrichte zu, und durch ihn wurde ich auch mehr und mehr in den Kreisen der tüchtigsten evangelischen Lehrer bekannt und beliebt. Auf seine Empfehlung trat ich als Mitglied in einen Lesezirkel von etwa acht Amtsgenossen, welchen der Director einer höheren Mädchenschule gegründet hatte. Dieser hieß Christian Wenig und war Verfasser eines im Jahre 1821 erschienenen Deutschen Handwörterbuches, welches eine so günstige Aufnahme fand, daß es nicht bloß im Jahre 1829 schon ganz vergriffen, sondern auch zu Reutlingen (1825 und 1826) in zwei Bänden nachgedruckt wurde. Die Herausgabe der zweiten Auflage, welche der Verfasser seinem Lehrer, dem bekannten Schulmann und Philologen Friedrich Jacobs in Gotha gewidmet hatte, konnte jedoch wegen verschiedener Hindernisse erst 1838 erfolgen. Auch diese Ausgabe war nach zehn Jahren wieder vergriffen, aber der Wechsel des Verlags und der Tod des Verfassers verzögerten abermals eine neue Ausgabe, welche erst 1854 erschien und von dem Gymnasialdirector a. D. August Arnold besorgt wurde. Director Wenig war in seiner kurzen, gedrungenen Gestalt und mit seinem derb zugeschnittenen Ge-

sichte eine originelle Erscheinung. Mit seinem Namen stand er insofern im Widerspruche, als er, vollgepfropft von allerlei Wissen, ein lebendiges Conversations-Lexikon war. Seine Domäne blieb vorzugsweise die deutsche Sprache und Literatur, und in dieser Sphäre war es wieder Goethe, in dessen Person und Schriften sein ganzes Wesen aufging. Die Begeisterung oder vielmehr die Vergötterung ging über alle Beschreibung. Wenigs Bibliothek umfaßte die ganze damalige Goethe-Literatur, er hatte alle auf sein Idol geprägte Medaillen, besaß alle Kupferstiche, welche den großen Meister darstellten, sogar einige Handschriften von ihm, und hatte die hohe Wonne genossen, durch Bibliothekar Riemers Vermittlung dem Gegenstande seiner höchsten Bewunderung auch einigemal persönlich huldigen zu dürfen. Eine Menge Stellen aus des Dichters Werken konnte er wörtlich auswendig, Hermann und Dorothea fast ganz, und sobald das Gespräch auf den Meister und auf diesem Verwandtes kam, war er unerschöpflich; die Wangen rötheten sich, und das Auge glänzte oft von Thränen höchster Rührung und Wonne, wenn er aus dem genannten Epos einzelne Stellen recitirte. Unser Lesekränzchen gab ihm nun reichliche Gelegenheit, seinem Ideale der Menschheit zu huldigen, denn wir lasen öfters, ja vorzugsweise dessen Werke, unter diesen wieder die dramatischen. Wir lasen abwechselnd, aber nicht mit vertheilten Rollen, wovon er wohl mit Recht ein abgesagter Feind war. Diese Art des Lesens verwies er in die ästhetischen Theekränzchen schöngeistiger Blaustrümpfe und Backfische. Wir bildeten durch dieses abwechselnde Vorlesen uns in der Kunst des Lesens ohne künstliche Regeln aus, und das gereichte uns allen zum Vortheile für die Schule. Freilich mußten wir es uns gefallen lassen, daß der Director bisweilen den ganzen Abend hindurch in seliger Selbstvergessenheit ohne Unterbrechung allein las, wenn ein oder das andere Lieblingswerk seines Goethe an der Reihe war. Ich muß

gestehen, daß mir dieser schwärmerische, an Vergötterung grenzende Enthusiasmus des schon bejahrten Mannes mitunter doch etwas gar zu überspannt vorkam, und daß ich ungeachtet meiner entschiedenen Neigung für die Poesie doch eine Einseitigkeit herausfühlte, welche gegen höhere und tiefere Interessen des denkenden Menschen gleichgiltig oder blind macht.

Wir kamen alle 14 Tage zusammen, das Vereinslokal wechselte unter den einzelnen Mitgliedern, und außer dem geistigen Genusse wurde nach strenger Vereinbarung nur Wasser getrunken und etwa von den Nichtlesern ein Pfeifchen geraucht. Dagegen legten wir bei jeder Zusammenkunft 50 Pfennige in eine Büchse und nach je zwei Monaten wurde ein Festlesen gehalten, bei welchem der aus der Kasse herbeigeschaffte Kuchen und Punsch die Fröhlichkeit und den geistigen Genuß steigerten. Ich habe diesem Kränzchen, welches die tüchtigsten Lehrer Erfurts vereinigte, manche heitere, erfrischende Stunde zu verdanken, und während es meinen jugendlichen Geselligkeitstrieb angemessen befriedigte, trug es auch wesentlich dazu bei, mich mit den besten Erzeugnissen unserer classischen Literatur in einer mehr als oberflächlichen Weise bekannt zu machen und nachzuholen, was damals Gymnasium und Seminar allgemein zu versäumen pflegten.

Nach vielen Jahren wurde ich wieder an dieses Lesekränzchen und an dessen Begründer in eigenthümlicher Weise erinnert. Es war im Sommer des Jahre 1857, als ich in meiner Arbeitsstube zu Trier den Besuch eines behäbigen, stattlichen Mannes erhielt, welcher sich mir als der Verlagsbuchhändler Michael Dumont aus Köln vorstellte, und nach einigen einleitenden Entschuldigungen mir die Frage vorlegte, ob ich nicht geneigt sei, eine neue Ausgabe des in seinen Verlag übergegangenen Handwörterbuches der deutschen Sprache von Wenig zu übernehmen; meine sprachlehrlichen Schriften, insbesondere mein praktischer Lehrgang und dessen Erfolge ließen ihn glauben, daß das Werk in keine besseren Hände gelegt werden könne.

Ich horchte hoch auf; alte, längst entschwundene Zeiten lebten in meiner Erinnerung wieder auf — kurz, ich übernahm die schwere und mühevolle Arbeit. Daß zu diesem Entschlusse auch das Andenken an meine Jünglingsjahre und an das Lesekränzchen wesentlich beitrugen, darf ich wohl kaum erwähnen. Es sei hier schon jetzt gesagt, daß ich drei Auflagen besorgt habe, welche bei einer Stärke von 3000 Exemplaren ziemlich rasch aufeinander folgten. Die erste erschien 1860, die zweite 1869, die dritte 1876. Das Buch war mir lieb geworden, aber dennoch mußte ich eine vierte Auflage ablehnen, weshalb, erzähle ich vielleicht später.

Ich kann es nur dankbar anerkennen, daß sich der Kreis meiner Erfurter Bekannten und Freunde zu jener Kränzchenszeit immer weiter ausdehnte. Meine alten Collegen von der Domschule blieben mir treu, die jüngeren katholischen Lehrer sahen mich gern in ihrer Mitte, und wir unternahmen in Ferienzeiten bisweilen gemeinschaftliche Spaziergänge in schöne Gegenden, an welchen die Umgebungen der Stadt nicht arm sind. Einen weiteren Ausflug zu Fuße machte ich mit meinen alten Collegen von der Domschule während der Pfingsttage 1835 in den anmuthigen Thüringerwald nach dem Schwarzathale, nach Reinhardsbrunn, Paulinzelle, Jena, Rudolstadt. — Wir reisten mit möglichster Sparsamkeit, wie es unsere Kassen zur Pflicht machten; aber das Vergnügen litt dadurch keinen Abbruch. Die Bequemlichkeiten und die Forderungen der heutigen Zeit an solche Erholungsreisen waren damals im allgemeinen noch unbekannt, und wir Lehrer gehörten noch zu denen, welche in ihren Ansprüchen zu den mäßigsten zählten. In leichten Reisetaschen trugen wir unser leichtes Gepäck, ein Glas Milch oder Bier und Schwarzbrod mit Butter waren ein köstliches Mahl, und abends wurde den großen Hotels achtungsvoll und vorsichtig aus dem Wege gegangen.

Da die Lorenzschule die Lokalitäten des kürzlich aufgehobenen katholischen Progymnasiums erhielt, so hatte ich die Freude, mit dem Jahre 1834 meine Oberklasse in ein ruhig gelegenes, freundliches Zimmer zu übersiedeln. Sämmtliche Klassen bekamen nunmehr bessere Lokale, und die ganze Schule gewann um so mehr nach außen hin an Ansehen, als bald auch in der Person eines jungen Lehrers aus Westfalen ein fähiger und strebsamer Verwalter der untersten Klasse gewonnen wurde. Im April 1834 hielt ich in meiner neuen Stellung die erste öffentliche Prüfung und examinirte in der Religion, Größenlehre, deutschen Sprache und Geschichte. Mein Vater hatte es ermöglicht, auch wieder zum Besuche zu kommen, und freute sich der Zufriedenheit, welche mir von allen Seiten ausgesprochen wurde. Mir selbst wurde die Genugthuung, für die Zeit, während welcher ich als erster Lehrer bisher gearbeitet hatte, eine Vergütigung von 112 Thalern zu erhalten und mein festes Einkommen um 75 Thaler erhöht zu sehen. Da mir schon früher freies Brennmaterial bewilligt worden war, so verfügte ich nunmehr über ein Gehalt von 300 Thalern und glaubte kaum, daß es noch einen zufriedeneren und froheren Menschen auf Gottes Erde geben könne. Das erste war denn auch, daß ich alle meine Bücher- und Kleiderschulden bezahlte, mich somit frei von deren bisherigem Drucke machte und getrosten Muthes wieder an eine neue Bereicherung meiner Bibliothek denken durfte. Ich wußte wohl, daß ich all mein Glück dem Herrn Stadtrath zu verdanken hatte, und eilte daher zu ihm hin, um meinen innigen Dank auszusprechen. „Sie haben mich zu einem Kapitalisten gemacht!“ sagte ich in der Ueberschwänglichkeit meines Gefühles. Er gab mir lächelnd die Hand und sagte: „Nun, ein kleiner Anfang möchte es ja schon sein; aber das beste Kapital haben Sie in sich selbst, bleiben Sie diesem treu!“

Um mich eines solchen „Wohlwollens" würdiger zu machen und möglichst dankbar zu beweisen, begann ich zunächst, den Schülern meiner Oberklasse, deren Eltern es wünschten, unentgeltlich Unterricht im Lateinischen zu ertheilen, um ihnen dadurch den spätern Uebergang ins Gymnasium zu erleichtern. Es meldeten sich etwa ein Dutzend Knaben aus meiner Klasse, denen sich später noch einige aus den Oberklassen der anderen katholischen Schulen zugesellten. Ich habe diesen Unterricht während meines Aufenthaltes in Erfurt längere Zeit fortgesetzt und mir dadurch zwar keine Mehrung des Einkommens, wohl aber die dankbare Zuneigung der Eltern erworben und manche Freude bereitet.

Mein Hauptaugenmerk und meine ganze Kraft galten jedoch der Schule selbst, und besonders waren es die deutsche Sprache und das bürgerliche Rechnen, welchen ich Nachdenken und eifrigste Studien widmete. Auch den Realien, insbesondere der Geographie und Geschichte, galt meine Aufmerksamkeit, und ich unterließ nicht, mir für alle diese Gegenstände wieder theils nur skizzirte, theils ausführliche Lehrgänge auszuarbeiten. Mein Vater hatte mir nicht verschwiegen, daß nach meiner letzten öffentlichen Prüfung sich einige Stimmen dahin geäußert hätten, es wäre meinerseits zu viel für die Vorbereitung geschehen, und die Schüler wären mehr oder weniger eingeübt, wenn nicht abgerichtet worden. Die frischen, freien und sicheren Antworten der Knaben mochten wohl neben der Mißgunst und Eifersucht eines oder des andern Collegen zu diesem Argwohn Anlaß gegeben haben; aber ich ergrimmte doch innerlich über einen so ehrenrührigen Verdacht und nahm mir ernstlich vor, ihn durch die nächste Prüfung gründlich zu widerlegen. Vor allem war es der Sprachunterricht, welchem deshalb mein Denken und Studium gewidmet wurde. Meine Knaben sollten im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucke, sowie im Rechtschreiben mehr als Gewöhnliches leisten,

und ich fühlte bald, wie innig hier Theorie und Praxis ineinander greifen müßten. Etwa seit dem Jahre 1830 hatte Jacotots eigenthümliches Unterrichtsverfahren die Aufmerksamkeit des pädagogischen Deutschlands beschäftigt und war von Männern wie Braubach, Hofmann, Lützelberger und anderen beschrieben und besprochen worden. Wenn auch wohl einige Marktschreierei mitunterlaufen mochte, so barg doch das ganze Verfahren einen guten Kern und manches Belehrende. Mich selbst interessirte es lebhaft, daß sich Jacotot an ein bestimmtes französisches Buch, den Telemach, anschloß, und an diese Grundlage seinen Lese- und Aufsatzunterricht, sowie die Redeübungen anknüpfte. Hier war kein bloßes Theoretisiren, kein gewöhnlicher Regelkram, sondern ein lebendiger, anschaulicher Umgang mit der Sprache, ein unmittelbares Schöpfen aus dieser zu finden. — Bald kam ich denn auch auf den Gedanken, meinen gesammten Sprachunterricht in ähnlicher, dem praktischen Bedürfnisse mehr entsprechender Art auf eine Reihe ausgewählter Lesestücke zu stützen und diese so zu verwenden, daß sie dem Schüler das Material lieferten, aus welchem er sich die nöthigsten grammatischen und orthographischen Regeln selbstthätig ableite. Da ich jedoch den Sprachunterricht nicht bloß auf Nützlichkeitsrücksichten beschränkt wissen mochte, also nicht bloß unterrichten wollte, damit die Schüler ihren Casus richtig setzen, Sätze mechanisch zergliedern, ohne Fehler schreiben lernten; — da ich vielmehr durch den Sprachunterricht die gesammte geistige Entwicklung zu fördern strebte, so wurde ich bald dahin gedrängt, auch den Inhalt der Lesestücke schärfer ins Auge zu fassen, ihn als Denkstoff zu würdigen und nach der logischen und ästhetischen Seite auszubeuten. Ich sprach meine betreffenden Ansichten zuerst in des bereits erwähnten Directors Schweitzer „Magazin“ (Jahrgang 1835) aus und erläuterte sie durch einige praktische Beispiele. Mein Verfahren, welches ich später ausführlicher in der Einleitung zum

ersten Theile meines „Praktischen Lehrganges" (1837) darlegte, fand Beifall, und anerkannt tüchtige Schulmänner widmeten ihm ihre volle Aufmerksamkeit. Im Laufe der Zeit und durch stete Beobachtung der erzielten Erfolge entwickelten sich endlich bei mir folgende Hauptgrundsätze zur bestimmenden Klarheit:

a) In die ersten Schuljahre, also in die Unterklasse einer dreiklassigen Schule, gehört gar kein grammatischer Unterricht; dessen Stelle nehmen vielmehr Denk- und Sprechübungen (Anschauungsunterricht) ein.

b) Das Verfahren, nach welchem inhaltsleere, an sich werthlose Sätze eine Grundlage des Unterrichtes und Beispiele für die Regeln sein sollen, und nach welchem das Kind angeleitet wird, solche Sätze selbst nachzubilden, hört als geistlose Uebung auf; — dagegen werden das Lesebuch oder vielmehr einzelne Lesestücke, welche möglichst inneren Zusammenhang haben, der Mittelpunkt und die Grundlage des gesammten Sprachunterrichtes, also auch der Uebungen im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucke. Neben den grammatikalischen Erörterungen treten noch Uebungen auf, welche mehr das Verständniß der Sprache überhaupt und ein Denken in derselben, statt über sie bezwecken (bildliche Redeweise, Synonymen, Wortfamilien ꝛc.).

c) Die Grammatik überhaupt ist nicht Selbstzweck, sondern wesentlich nur Mittel:

1. die Denkkraft am Erkennen des Gesetzmäßigen zu üben und das Verlangen des zum Denken angeregten Schülers nach Unterordnung der Thatsachen und Erscheinungen unter allgemeine Regeln zu befriedigen;

2. sie ist ferner ein Mittel zum scharfen, allseitigen Verständnisse der Grundlagen, nämlich der Musterstücke oder des Lesebuches überhaupt;

3. sodann ein Mittel, um der Stillehre und Stilübung, der Orthographie, dem ausdrucksvollen Lesen und der Inter-

punktion eine sichere, vernunftgemäße Grundlage zu geben und das so wichtige Sprachgefühl zu unterstützen.

An diese Grundsätze reihten sich auch meine Erwägungen über die Uebungen im schriftlichen Gedankenausdrucke, welche ich in folgende Sätze zusammenfaßte:

a) Der Lehrer gibt vorerst Stoff und Form, d. h. er leitet entwickelnd auf beide hin. Die Stoffe sind aus kindlichen Anschauungskreisen zu wählen; der Schüler wird angehalten, Inhalt und Form, welch letztere durch bedächtiges Vor- und Nachsprechen festgestellt wurde, möglichst richtig und bestimmt wiederzugeben.

b) Der angemessene Stoff wird im weitern Fortschreiten gegeben, d. h. sprachrichtig entwickelt und sodann dessen Einkleidung in schriftliche Fassung dem Schüler und dessen Selbstthätigkeit, sowie dessen Sprachgefühle überlassen. Die Correctur tritt ergänzend und berichtigend hinzu.

c) Endlich kann dem Schüler ein seinen Kräften und Anschauungskreisen angemessenes Thema gegeben und ihm überlassen werden, selbständig darüber nachzudenken und das Gedachte entsprechend zu ordnen und einzukleiden. Diese letzte Stufe wird jedoch immer nur in gehobenen, mehrklassigen Schulen zur kraftprüfenden Anwendung kommen, während dagegen unter gewöhnlichen, einfacheren Verhältnissen die schriftlichen Uebungen dieser Stufe sich wesentlich nur auf die Reproduction (Wiedergabe) des bereits vom Lehrer in den verschiedenen Unterrichtsgegenständen Entwickelten und Festgestellten beschränken müssen.

Der Lehrer hat bei allen desfallsigen Uebungen für sich selbst eine möglichst logische Ordnung der Gedanken zu beobachten und dahin zu arbeiten, daß auch der Sinn des Schülers einer solchen erschlossen werde. Bei Beschreibung gewöhnlicher Gegenstände aus den nächsten Anschauungskreisen genügte mir z. B. die Beachtung der Fragen: Was ist es? Woraus und

von wem? Theile. Nutzen. Unterschied von anderen. Hiernach ließen sich leicht der Tisch, die Bank, das Messer, der Stuhl und andere Dinge aus dem gewöhnlichen Anschauungskreise beschreiben.

Das war der Gedankenkreis, in welchem ich mich zu jener Zeit bewegte, und welcher lebhaft den Inhalt meiner Unterhaltungen mit Amtsgenossen, insbesondere mit meinem vertrautesten Freunde Friedrich Otto bildete. Eine eingehendere schriftliche Darlegung meines Verfahrens fand wiederum in Schweitzers „Magazin" bereitwillig Aufnahme. In der Schule selbst wurde nach den erwähnten Grundsätzen aufs fleißigste gearbeitet, und zu diesem Zwecke eine Reihe von Musterstücken ausgewählt und vorerst den Schülern dictirt, an welche sich der eigentliche Unterricht anknüpfen konnte. Kein Tag verging ohne Uebungen in schriftlicher Darstellung erworbener Anschauungen, Begriffe oder Gedankenreihen, und vorzugsweise wurde dabei die Schiefertafel benutzt. Es geschah dieses nicht bloß aus Rücksicht auf die Dürftigkeit der Mehrzahl meiner Knaben, sondern auch wegen der Leichtigkeit und Reinlichkeit, mit welcher Correcturen vorgenommen werden konnten. Nur besonders gelungene Arbeiten durften in Hefte sauber abgeschrieben werden — eine Ehre, mit welcher sich zugleich ein wesentlicher Gewinn für das Rechtschreiben verband.

Wie schnell verging unter solchen Arbeiten das Jahr, und wie nahe rückte wieder die Zeit der öffentlichen Prüfung, in welcher ich zeigen sollte, was aus meinen Schülern mittlerweile geworden war. Ich bleibe, um dies näher darzulegen und meinen Leser nicht zu ermüden, nur bei zwei Gegenständen stehen, nämlich bei der deutschen Sprache und der Geographie.

Wegen des erstern Gegenstandes verweise ich auf das eben Bemerkte und knüpfe daran nur noch die Erfahrung, daß die Regeln der Orthographie zwar von den Knaben leicht aufgefaßt und während der Stunden, in welchen sie zum Ver-

ständniß gebracht waren, auf die einzelnen sich anschließenden Uebungsbeispiele richtig angewendet wurden, daß aber zum öfteren wieder Vergessenheit eintrat, wenn später Uebungen stattfanden, bei denen nicht gerade die Anwendung einer bestimmten Regel Zweck war, ja, daß oft diejenigen Knaben, welche sich in der Auffassung der Regeln gar leichtsinnig oder ungeschickt zeigten, ebenso gut, bisweilen sogar noch besser schrieben, als jene, welche die Regeln ganz geläufig herzusagen wußten. Dies leitete mich auf den später vom Schulrath Bormann in Berlin (starb 1882) mit Consequenz ausgeführten Gedanken, daß Uebung und wieder Uebung ein Hauptmittel zum Zwecke bleibe, daß die Orthographie, insofern sie sich mit der Aussprache deckt, zwar durchs Ohr erworben und befestigt werde, daß aber die Andersschreibung als Hauptschwierigkeit am sichersten durchs Auge erlernt werde, welches sich die Wortbilder durch öftere Anschauung und Uebung, das ist durch öfteres aufmerksames Abschreiben und daran geknüpfte Correcturen und Buchstabierübungen, einzuprägen hat. Ich räumte nunmehr zwar nicht alle Regeln weg, aber ich schränkte doch ihre früher zugestandene Herrschaft ein und ließ von dem Glauben ab, mit ihnen schon das Wesentlichste gegeben und gewonnen zu haben. Die Früchte, welche ich nunmehr, gestützt auf diese gewonnene Ansicht und mit Hilfe guter Disciplin und des Ehrtriebes meiner Schüler erreichte, waren äußerst lohnend und überraschten mich selbst auf die freudigste Weise. Auch mein älterer College in der Mittelklasse ging auf diese Auffassung des schwierigen Gegenstandes bereitwillig ein und fand sich gleichfalls durch die Ergebnisse belohnt.

Was die Geographie anbelangt, für welche in meiner Oberklasse wöchentlich zwei Stunden bestimmt waren, so setzte ich die Kenntniß der engsten Heimat, welche in der Mittelklasse gewonnen sein sollte, voraus und erweiterte diese stufenmäßig fortschreitend zur Kenntniß der Provinz und zum genaueren

Verständnisse der Landkarte. Im Verlaufe des zu den Nachbarländern weiterschreitenden Unterrichtes und überhaupt verfuhr ich so, daß mein mündlicher Vortrag, wo irgend ausführbar, vom gleichlaufenden Zeichnen des Landes an die Schultafel begleitet war, daß mit dem fortschreitenden Unterrichte auch das Zeichnen fortschritt, und daß daher jeder Ort, jeder Fluß, jedes Gebirge mit der entsprechenden Zeichnung seine Erwähnung und Stelle fand. Möglichste Einfachheit der Form und Umrisse blieb selbstverständlich. — War dann das Ganze vollendet, so diente das entworfene, auf der schwarzen Schultafel fixirte Bild erst zur Wiederholung und sodann zum Nachzeichnen auf der Schiefertafel. Oft forderte ich auch die Schüler auf, mit mir gleichzeitig fortschreitend zu zeichnen, so daß jeder auf seiner Tafel oder seinem Blatte Papier die Karte in Umrissen vollendet hatte, wenn ich mit meiner Zeichnung auf der Schultafel fertig war. Nicht selten forderte ich auch die Knaben zu dem Versuche auf, die vor ihren Augen und mit ihrer Thätigkeit entstandene Karte frei aus dem Gedächtnisse auf ihre Schiefertafeln zu zeichnen, und ich sah darauf, daß auch dieses mit möglichster Sauberkeit geschah. Ich muß zugeben, daß auf solchem Wege sehr langsam vorwärts geschritten wurde, aber ich brachte es auch dahin, daß die Schüler von jedem einzelnen Lande ein Innenbild erhielten, sich die Karte mit ihren Einzelheiten genau vorstellen und das Bild reproduciren konnten. Bei den Wiederholungen war jeder Knabe im Stande, jede preußische Provinz frisch, sicher und schnell in Umrissen zu zeichnen und einzelne Städte, Gebirge und Flüsse am rechten Orte einzufügen. Mit heller Freude sahen meine Knaben der Geographiestunde entgegen, und ich gerieth oft in ein frohes Erstaunen über den Eifer, mit welchem gezeichnet wurde, und über die Wahrnehmung, daß auch Talente sich da zeigten, wo ich sie am wenigsten vermuthet hatte. Ueber Deutschland und Europa wurde nur selten hinausgegangen, das Kartenzeichnen

überhaupt in dem Maße eingeschränkt, in welchem sich der Unterricht über Deutschland hinaus erstreckte.

Die öffentliche Prüfung fand wieder im Mai 1835 statt. Stilproben, welche in Heften sauber geschrieben vorlagen, befriedigten die vollzählig anwesenden Behörden, aber ich erinnerte mich des früheren Argwohnes vorheriger Einübung und des Arbeitens hinter dem Vorhange und beschloß daher, sofort an Ort und Stelle eine Probe im Rechtschreiben und schriftlichen Gedankenausdrucke zu wagen, hierdurch aber auch thatsächlich zu zeigen, daß die vorliegenden Prüfungshefte wirklich eigene Arbeiten der Schüler enthielten. Ich ließ die Schiefertafeln zur Hand nehmen und gab nun den einzelnen Schülern die verschiedensten, ihren Anschauungen und dem bisherigen Unterrichte angemessenen Aufgaben, wie z. B. die Rose, der Frühling, der Stuhl, der Mond, der Pflug, das Kreuz, die Wolken, die Hand, das Vergißmeinnicht, der Thau, der Schnee, die Lerche ꝛc. Die Vertheilung geschah, wie der Zufall sie gab, und nach 20—25 Minuten mußte jeder Knabe über das erhaltene Thema seinen kleinen Aufsatz vorzeigen. In der That hatte denn auch jeder eine oder anderthalb Seiten über die ihm zugefallene Aufgabe ziemlich sauber und correct geschrieben. Ich ließ einzelne ihre Arbeit vorlesen, reichte die Tafeln den Anwesenden zur Einsicht, und man war allgemein erfreut über die Gedanken, deren logische Folge und Einkleidung, sowie über die orthographische Sicherheit.

In der Geographie verfuhr ich, wie unterrichtet worden. Die Knaben zeichneten die Provinz Sachsen aus dem Gedächtnisse sauber an die Wandtafel und begleiteten ihre Zeichnung mit den entsprechenden sachlichen Erklärungen und Beschreibungen. Ich ersuchte einzelne der Anwesenden, Knaben aufzurufen, diesen die Länder oder Provinzen Deutschlands und Preußens selbst zu bestimmen, welche gezeichnet werden sollten, und auch dies geschah mit gutem Erfolge.

Diese Prüfung mochte wohl unter den bisher von mir bestandenen die beste sein. Sie wurde demnächst wieder mit einer Gratification von 25 Thalern belohnt! — Als ich aber selbst nach meiner Arbeit einen prüfenden Rückblick that, kam mir plötzlich zum Bewußtsein, daß ich trotz des Eifers für die Uebungen im schriftlichen Gedankenausdrucke, doch des Briefes fast gar nicht, jedenfalls zu wenig gedacht hatte. Das war nachzuholen; vor mir lag wieder ein Fruchtkeim! Ich widmete ihm denn auch im nächsten Schuljahre sofort einen nicht geringen Theil des Nachdenkens und meiner Zeit, als deren Gewinn sich zunächst die Ueberzeugung ergab, daß bei den betreffenden Uebungen neben der Wahl passender Themata die Ordnung der Gedanken und die Einleitung, sowie der Schluß Hauptsache seien. Ich legte daher selbstausgearbeitete Musterbriefe vor und machte auf deren Gedankenfolge, sowie auf den Schluß und Anfang aufmerksam. Ich setzte durch passende Gespräche mit den Knaben diese selbst in jene Lagen, welche uns zum Briefschreiben Anlaß und Stoff geben, und nahm mir zur Regel, nur solche Themata zur Ausarbeitung zu wählen, welche entweder wirklich Erlebtes zum Gegenstande haben, oder sich doch an solches leicht und zwanglos anreihen. Die Briefe theilte ich ihrem Inhalte nach in erzählende, bittende und Gelegenheits-Briefe ein, und begann die schriftlichen Uebungen mit ersteren. Zu letzteren rechnete ich Danksagungen, Anzeigen, Glückwünsche 2c. Dieser ganze Plan war die Frucht eigenen Denkens; einen praktischen Führer kannte ich damals nicht.

Ich widmete dem Gegenstande einen solchen, vielleicht zu einseitigen Eifer, daß bereits nach einem halben Jahre nahezu 60 Briefmuster mit vorausgehender Angabe der Gedankenfolge sauber geschrieben vor mir lagen. Versah ich diese Sammlung mit einer methodischen Einleitung und mit einem Anhange, welcher das Nöthigste über die Form und über Titulaturen bot, so war eine kleine Schrift für den Schul-

gebrauch fertig. Auch letzteres geschah, und der kühne Gedanke der Herausgabe fing an mich zu beschäftigen und wollte sich nicht zurückdrängen lassen. Aber wie sollte der unbekannte junge Lehrer einen Verleger finden? Mir fiel der Director Schweitzer in Weimar ein. Er hatte ja einzelne Beiträge aus meiner Feder für sein Magazin freundlich aufgenommen, sollte er mir jetzt nicht die hilfreiche Hand bieten? Gedacht, gethan; ich legte ihm den Plan meines Schriftchens kurz dar und knüpfte daran die schüchterne Frage, ob er mir nicht für mein Büchlein einen Verleger empfehlen oder verschaffen könne, falls dasselbe ihm überhaupt des Druckes werth erschiene.

Nach kurzer Frist wurde ich durch die Antwort erfreut, daß ich mich an einen von ihm bezeichneten Buchhändler wenden möge, dieser werde wahrscheinlich zum Verlage geneigt sein. Ich that also und erhielt demnächst die Aufforderung, mein Manuscript zur vorherigen Prüfung einzusenden. Auch diesem, meine Hoffnungen etwas herabstimmenden Ansinnen wurde genügt, und nach einigen Wochen erhielt ich den Bescheid, daß man den Verlag übernehmen und für den Druckbogen drei Thaler Honorar zahlen wolle. Frohen Sinnes willigte ich in dieses Anerbieten, und wäre in meiner Unerfahrenheit wohl noch mit wenigerem zufrieden gewesen. An eine Vereinbarung wegen der Größe der Auflage oder wegen Honorars einer zweiten, dachte ich nicht, ebenso wenig an die Uebernahme der letzten Correctur und an Freiexemplare, oder an Bestimmungen über die äußere Ausstattung des Büchleins.

Ungefähr nach einem Vierteljahre gespannter Erwartung erhielt ich ein Packet mit drei Freiexemplaren und einem Honorar von vier preußischen Friedrichsd'or. Mein Herz schlug hoch von Erregung, aber die erste Freude wurde mir doch einigermaßen durch die dürftige Ausstattung und durch eine Menge von Druckfehlern gedämpft, welche das Büchlein verunzierten. Nach weiteren zwei Monaten hatte ich dagegen

wieder die Freude, mein Schriftchen in der Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer, in Schweitzers Magazin, in Gräfe's Archiv und in der Allgemeinen Schulzeitung von Zimmermann günstig beurtheilt zu finden. Ich hatte diesen ersten Versuch als Schriftsteller meinem Vater gewidmet, und daß dieser sich dessen freute, erhöhte mein Vergnügen noch mehr und reifte sogar den verwegenen, vom Freunde Otto angeregten Gedanken, das Büchlein dem gefeierten Diesterweg vorzulegen!

Dieser übte damals einen mächtigen Einfluß auf uns Lehrer aus. Seine Rheinischen Blätter und seine übrigen bereits erschienenen, methodischen Schriften wurden von allen strebenden und denkenden Lehrern eifrig gelesen und bewundert. Aber es ist dabei wohl zu beachten, daß dieser Eifer und diese Bewunderung in jener Zeit noch keine Parteisache waren und noch keinerlei bewußte Beimischung von Religion und Politik hatten. Noch waren die Gemüther der Katholiken nicht durch Gefangennehmung von Erzbischöfen beunruhigt, das Jahr 1848 lag mit seiner Aufregung noch in weiter Ferne, und die Hermesische Richtung war den katholischen Lehrern im ganzen völlig fremd geblieben. Diesterweg selbst war noch weit entfernt von dem Kampfeseifer, welcher ihn später ergriff und von seinen oft rücksichtslosen Gegnern zu immer größerer Heftigkeit aufgestachelt wurde. Seine Wirksamkeit galt vorzugsweise der Methode des Unterrichtes, der Ermunterung zur Fortbildung und zur Wahrung der Standesehre. Diese Trias bildete den Kern seiner damaligen schriftstellerischen Arbeiten. Aus allem, was er schrieb, leuchtete nicht bloß der denkende praktische Schulmann, sondern auch der aufrichtige Freund des Lehrerstandes hervor, und seine lebhafte, von Begeisterung für den Beruf getragene Art der Darstellung griff mächtig in die Herzen der Lehrer und hob ihr Standesbewußtsein. Wenn auch schon in jener Zeit einzelnes aus Diester-

wegs Feder auf die Emancipation der Schule von der Kirche und auf eine fachmännische Aufsicht hinzielte, so machten solche Hindeutungen doch auf uns Lehrer, insbesondere auf die katholischen, keinen nachhaltigen und noch weniger einen aufregenden Eindruck. Von hierarchischer Bevormundung empfanden wir in Erfurt nichts, unser Verhältniß zur Geistlichkeit war, wenn auch nicht gerade freundschaftlich, doch ein entschieden freundliches. Auch von seiten der weltlichen Schulaufsicht wurden die Lehrer wohlwollend und mit Achtung behandelt und ihnen freie Bewegung ohne kleinliche Vormundschaft innerhalb ihres nächsten Wirkungskreises eingeräumt. Wie schon bemerkt, war von vielem Befehlen und Anordnen, überhaupt von einer Allesregiererei keine Rede, und so kann ich mich beispielsweise auch nicht erinnern, während meiner Thätigkeit in Erfurt eine einzige Regierungsverfügung erhalten oder gesehen zu haben, welche specielle Regeln oder Vorschriften gegeben hätte. Und doch war überall Eifer, reges Leben und Fortschritt; aber diese kamen von innen und nicht von außen. Nach solchen Gesichtspunkten ist auch die Stellung der meisten damaligen Lehrer zu Diesterwegs Schriften zu beurtheilen.

Doch genug! Ich packte mit einem warmherzigen Briefe mein Geisteskind ein und schickte es unter dem 5. November 1835 an Diesterweg mit der Bitte ab, es in seiner Zeitschrift besprechen zu wollen. Lange wartete ich auf Antwort, und als solche von Woche zu Woche ausblieb, gab ich jede Hoffnung auf und dachte nur noch mit einiger Beschämung und Reue an mein kühnes Wagniß.

Aber siehe da, unter dem 2. Januar 1836 kam ein frankirter Brief von Berlin, dessen Mittheilung ich meinen Lesern nicht versagen möchte. Er lautete wörtlich:

Hochgeschätzter Herr!

Ihr freundliches Schreiben vom 5. November fordert mich auf, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken, und zwar ehe ich Ihr

Werkchen gelesen habe, lesen konnte. — Ich wollte es nach Weihnachten thun; aber da habe ich das Unglück gehabt, daß einer meiner Knaben ein Stückchen grüner Farbe aus seinem Tuschkasten verschlang und an den Folgen starb. Eine Warnung für Eltern!

Daß ich die literarische Thätigkeit der Lehrer nicht tadle, können Sie denken. Das Beste für Lehrer ist von Lehrern geschrieben worden, das Brauchbarste von Praktikern, echten, wahren. Ob man das Rechte immer trifft, wer weiß das mit Sicherheit zum voraus! Nur für seine Absicht, sein Streben kann man einstehen. Späterhin werde ich Ihre Schrift lesen und anzeigen. Sollte ich auch nicht überall beistimmen können, Sie werden keinen Stachel in den Worten finden. Ich versichere Sie meiner Achtung und wünsche Ihnen Gottes Segen und Beharrlichkeit im Weiterstreben.

Ihr ergebenster
Dr. Diesterweg.

Nachschrift. Sollten Sie mir einmal einiges für die „Rh. Blätter" senden wollen, so thun Sie es nur; offen werde ich Ihnen meine Meinung darüber sagen. D.

Die vergilbten Zeilen des noch vor mir liegenden Briefes erinnern mich daran, daß zwischen ihm und heute mehr als ein halbes Jahrhundert liegt, und daß die jetzige Zeit und Jugend schwer begreifen dürfte, mit welcher Erregung ich ihn las, und mit welchen edlen Aufwallungen und Entschlüssen ich ihn aus der Hand legte, um ihn bald wieder zu ergreifen und wieder zu lesen. Wenn auch der warmherzige junge Mann, je mehr er durch Studien und Lebenserfahrungen reifte, in manchen hochwichtigen Grundanschauungen über die Erziehung und die Stellung des Lehrers und der Schule mit Diesterweg später nicht übereinstimmen konnte, so hat doch dieser Brief niemals aus der dankbaren Erinnerung schwinden wollen, und diese Erinnerung hat stets der Feder die Mäßigung und Gerechtigkeit erleichtert, welche auch der Irrende verdient. Sie hat mich auch veranlaßt, in späteren Lebensjahren die Proben eifrigen Strebens, welche den Federn junger Männer

entsprossen und mir mit der Bitte um Prüfung zugesandt wurden, gleichfalls freundlich aufzunehmen, wenn nur irgend ein guter Kern darin zu entdecken war, nicht aber bloß eitle Selbstüberschätzung und vorlauter Dünkel. Von dem Schicksale meines ersten schriftstellerischen Versuches, bei welchem ich vielleicht schon zu lange verweilte, sei nur noch kurz erwähnt, daß derselbe nach einigen Jahren eine neue Auflage erlebte, daß ich diese mit möglichster Umsicht und Benutzung bisheriger Erfahrungen besorgte und als erweiterte und verbesserte wieder in die Schulwelt hinausschicken konnte. Wiederum verging eine längere Reihe von Jahren, so daß das Büchlein schier bei mir in Vergessenheit gekommen war, als zu meiner Ueberraschung eine neue Ausgabe verlangt und möglichste Beschleunigung gefordert wurde, weil alle Exemplare der zweiten vergriffen seien. Ich war, sozusagen, mittlerweile aus meinem Erstlingsversuche herausgewachsen; meine Ansichten und Erfahrungen über den Gegenstand hatten sich mehr geklärt und vertieft, und hierzu kam noch eine andere Lebensstellung mit ihren Forderungen. Auch das geringe Honorar konnte nicht reizen und mich um so weniger zu der Arbeit ermuntern, als ich schon damals mit größeren Unternehmungen voll beschäftigt war. Meine Antwort an den Verleger ging demnach dahin, daß ich das Schriftchen umarbeiten müsse, und daß diese Arbeit längere Zeit erfordere. Der Gegenstand solle überhaupt mit dem gesammten schriftlichen Gedankenausdrucke mehr in organische Verbindung gebracht werden, und dies würde nicht bloß eine Erweiterung des Buches selbst, sondern auch eine Erhöhung des geringen Honorars zur Folge haben müssen. Die Verhandlungen zerschlugen sich, und ich erfuhr später aus Zeitschriften, daß der Verleger einen Seminarlehrer gefunden hatte, welcher meine Schrift unter unverändertem Titel als neue Auflage in die Welt schickte. Mir ist diese Ausgabe niemals zu Gesichte gekommen, und

ich kann daher auch nicht beurtheilen, ob und inwiefern sie den Namen einer verbesserten verdiente. Bücher haben ihre Schicksale!

Doch nun wieder von der Thätigkeit mit der Feder zum praktischen Schulleben zurück! — Kurz nach der erwähnten Osterprüfung hatten die Obermeister des Zimmer- und Maurer-Gewerkes in Erfurt wahrscheinlich auf Anregung unseres Stadtraths beschlossen, eine Sonntagsschule für ihre Handwerkslehrlinge einzurichten, und mir wurde die Frage gestellt, ob ich geneigt sei, einige Unterrichtsstunden dabei zu übernehmen. Meine Einwilligung war selbstverständlich, und somit wurden mir jeden Sonntag zwei Stunden für Uebungen im Rechtschreiben und in der Anfertigung von Geschäftsaufsätzen überwiesen. Diese zwei Stunden sollten von 6 bis 8 Uhr morgens gehalten werden, und daneben war die Einrichtung getroffen, daß immer einige Meister dem Unterrichte beiwohnten. Als ich zum erstenmal den Schulsaal nicht ohne Befangenheit betrat, sah ich eine Schaar von etwa 70 jungen, meistens sehr stämmigen Leuten vor mir, welche durchschnittlich zwischen 16 und 18 Jahren sein mochten. Bei ihrem Anblicke fiel mir meine eigene Jugend etwas schwer aufs Herz, und wenn ich mich um einige Jahre hätte älter machen können, so wäre es gar zu gerne geschehen. Da das aber einmal nicht ging, so mußte mit möglichster Dreistigkeit alsbald begonnen werden. Das erste war ein Dictat, um daraus zu entnehmen, wie weit meine Schaar im Rechtschreiben sei, und ob etwa hiernach mehrere Abtheilungen nöthig würden. Ich griff mir zunächst einen jüngeren Burschen mit ziemlich intelligentem Gesichte heraus, drehte die Schultafel um, stellte den jungen Menschen so vor diese, daß seine Schrift vorläufig von den übrigen nicht gesehen werden konnte, und dictirte nun allen einen kleinen Geschäftsaufsatz, welchen der an die Rückseite der Tafel gestellte Lehrling sofort mitschreiben mußte. Als das Dictat geschrieben war, sah ich schnell verschiedene Schreibproben der Gesammtheit

durch, um mich von ihren Leistungen zu überzeugen, und fand diese doch durchschnittlich besser, als ich erwartet hatte. Mit zwei Abtheilungen konnte man schon fertig werden. Nunmehr ließ ich die Schultafel wenden, so daß jeder sehen konnte, was der eine ausgewählte Mitschüler geschrieben hatte. Ich leitete auf die gemachten Fehler hin und ließ sie verbessern, darauf auch das Dictat (Schuldschein) zergliedern und auf dessen einzelne Theile und deren Wichtigkeit aufmerken. Jeder wurde endlich aufgefordert, seine eigene Arbeit mit der Schrift auf der Wandtafel zu vergleichen und sich hiernach selbst zu corrigiren. Jetzt folgte Auslöschen oder Beseitigung alles bisher Geschriebenen und die Aufgabe, nunmehr den kleinen Geschäftsaufsatz aus dem Gedächtnisse selbständig niederzuschreiben. Somit waren die ersten zwei Stunden, vor welchen ich mich am meisten gefürchtet hatte, glücklich vorüber; Interesse und Leben hatten geherrscht, die Schüler waren in rege Thätigkeit versetzt worden, und in den Mienen der anwesenden Meister las ich Zufriedenheit.

Nicht immer gings aber so gut. Schon mir selbst legte doch die frühe Stunde eine nicht geringe Selbstüberwindung auf. Ich mußte am Unterrichtstage schon um 5 Uhr aus dem Bette, dann ohne Kaffee, ein Stück Brod oder Semmel kauend, in oft recht ungemüthlicher Morgenkühle einen ziemlich weiten Weg gehen. Aber auch meine Schüler empfanden die schlecht gewählte Zeit und gaben dies oft sehr zwanglos durch Gähnen, Recken und Strecken zu erkennen; man merkte sehr deutlich, daß die jungen Leute nach der oft schweren Wochenarbeit den Sonntagmorgen lieber schlafend genossen hätten. Nach beendigtem Sommerkursus bat ich um Befreiung von diesem Dienste und wurde losgesprochen, wenn auch ungern. Die ganze, in diesen Anfängen sehr unvollkommene Einrichtung hielt sich auch nur kurze Zeit.

Die freundlichen Worte, welche meine alte Hauswirthin an mich richtete, als sie mir an jenem stillen Sylvesterabende das

Glas Punsch brachte, waren nicht spurlos an mir vorübergegangen und wirkten um so nachhaltiger, als das Beispiel meines verlobten Hausgenossen und dessen Glück mich gar oft an meine Verlassenheit erinnerten. Dicht neben mir wohnte ein Gerichtsactuar Geyer, welcher wegen seiner schlichten Biederkeit allgemein beliebt und geachtet und Vater von vier Töchtern war. Die älteste, Namens Amalie, erregte bald meine Aufmerksamkeit und stille Neigung. Sie war sechs Jahre jünger als ich, und ihre einfache, häusliche Erziehung, ihr gutmüthiges, unschuldiges Wesen ließen sie bald in meinen Augen als die Persönlichkeit erkennen, welche meinen künftigen Lebensweg beglücken würde. Meine achtungsvollen Grüße wurden nicht unfreundlich erwiedert, es bot sich Gelegenheit zu einem Besuche des Elternpaares, ich wurde gütig aufgenommen, und nach kurzer Zeit die angeknüpfte Bekanntschaft mit der Familie erneuert. Es fanden sich zufällige Begegnungen auf Spaziergängen, und ich wurde allmählich ein gern gesehener Gast, welcher abends auch aus einem guten Buche den Geschwistern und dem Elternpaare vorlesen durfte. Zu meiner Freude bemerkte ich, daß meine Neigung zu der ältesten erwiedert wurde, und ich wagte es endlich, diese zu gestehen. Ich erhielt ein herzliches Ja, und bald darauf geschah auch die Verlobung. Allgemein billigte, ja beneidete man meine Wahl und mein Glück, und mir ging nunmehr ein heiteres Leben auf, wie ich es bisher nicht geahnt und gekannt hatte. Noch in demselben Sommer machte ich mit der lieben Erwählten und dem Schwiegervater eine Reise zu meinen Eltern und von da nach Kassel. Meine Braut gefiel auch in der Heimat, und einen glücklicheren Menschen als mich konnte es nunmehr kaum geben, da auch mein Vater sich höchlich der guten Wahl des Sohnes freute. Im August des Jahres nach unserer Verlobung fand die Trauung statt.

Das Glück, mit den Schwiegereltern zusammen zu leben und nach des Tages Arbeit in deren häuslichem Kreise ge-

müthliche Abendstunden zu genießen, sollte nicht von Dauer sein. Es war mir vorbehalten, noch manchen Schicksalswechsel zu erfahren und noch manche herbe Prüfung zu bestehen. — Am 27. Mai 1836 erhielt ich die Berufung an das neugegründete Lehrerseminar in Heiligenstadt und erbat unter dem 29. desselben Monats von meiner bisherigen Behörde die Entlassung. Ueber die Vorgänge, durch welche diese Berufung veranlaßt wurde, gibt der nächstfolgende Abschnitt weitere Auskunft. Mein Schicksalswechsel erregte viele Theilnahme, und die Beweise des herzlichen Wohlwollens, welche mir von allen Seiten zuflossen, machten mir den Abschied von Erfurt zu einer schweren, sogar thränenreichen Zeit. Aber der Blick auf das neue, so sehr meinen innersten Herzenswünschen entsprechende Amt milderte doch bald den ersten Schmerz der Trennung, und selbst meine Schwiegereltern und meine junge Frau fanden Beruhigung in dem Gedanken, daß ja die Entfernung nicht allzuweit, und daß ich eine Lebensstellung erhalten hatte, welche meinem Eifer für den Beruf ein weiteres und angenehmeres Feld der Thätigkeit eröffnete. Aufs tiefste ergriffen mich aber doch Inhalt und Form der Antwort auf mein Entlassungsgesuch, welche ich hier folgen lasse:

Die Königl. Regierung hat mittelst Rescriptes vom 16. Juli d. J. genehmigt, daß Sie Ihrem Antrage gemäß aus Ihrem bisherigen Dienstverhältnisse entlassen werden, damit Sie die von dem Königl. Provinzial-Schul-Collegium Ihnen übertragene Lehrerstelle beim Schullehrer-Seminare in Heiligenstadt antreten können.

Indem wir Sie hiervon in Kenntniß setzen, können wir nicht unbemerkt lassen, daß wir nur sehr ungern Sie aus Ihrem bisherigen Wirkungskreise scheiden sehen, da Sie seit Ihrer Anstellung bei den hiesigen katholischen Schulen im Juni 1831 erst als Lehrer der II. Klasse der Dom-Knabenschule, und seit August 1833 als erster Lehrer der Lorenz-Knabenschule durch sittliches Verhalten, rastlosen Berufseifer und vorzügliche Fähigkeiten und Kenntnisse unsere völlige Zufriedenheit sich erworben haben.

Ihr eifriges Streben ist nicht ohne Frucht geblieben. Ihre Schüler, mit Geist und Leben zum Denken und Sprechen angeregt, und durch Vortrag und Stoff an ungetheilte Aufmerksamkeit gefesselt, haben sich durch Haltung, Sprache, Kenntnisse und Leistungen sehr vortheilhaft ausgezeichnet und sind lebendige Zeugnisse Ihres verdienstlichen Wirkens. Wir haben dies mit Freude wahrgenommen und halten uns überzeugt, daß Sie hierin den schönsten Lohn für Ihren rühmlichen Fleiß und Eifer finden werden. —

Erfurt, den 25. Juli 1836.

Der Magistrat.

So lag denn das erste Lustrum der Berufsarbeit hinter mir. Eine kurze Spanne Zeit im Vergleiche mit dem langen Leben, welches noch hoffnungsreich vor mir lag und mir von der Vorsehung beschieden sein sollte. Werfe ich einen Rückblick auf diese Zeit, so darf ich wohl sagen, daß ich mich durch Fleiß und rege Thätigkeit zu einem guten Lehrer ausgebildet und an Kenntnissen und Lebenserfahrungen manches gewonnen hatte. Aber die meiner wartende Stellung und eigenes Prüfen und Nachdenken überzeugten mich doch, daß in meinem Lebens- und Bildungsgange als Volksschullehrer eines fehlte und gefehlt hatte. Und dieses Eine mußte ich darin erblicken, daß mich eine höhere Fügung bestimmte, meine amtliche Thätigkeit nicht unter den Kleinsten, nicht in einer untersten Elementarklasse, sondern in einer Mittelklasse zu beginnen. Ich glaube aber, behaupten zu dürfen, daß der Unterricht der Kleinen ein wesentliches Mittel zur allseitigen Ausbildung des Lehrers und Erziehers ist. Nur im lebendigen Verkehre mit ihnen lernt er, sich kindlich herabzulassen, ohne kindisch zu werden, begreift die Nothwendigkeit eines bedächtigen und lückenlosen Fortschreitens und lernt Geduld und freundliche Nachsicht üben. Unter den Kleinen und Kleinsten hat er noch Gelegenheit, die Individualitäten wahr und ungetrübt kennen zu lernen, während, je höher hinauf, schon der Umgang und die gesammte Außenwelt trübend und störend einwirken. Was

die Kleinen wissen und können, es ist alles ohne Ausnahme ihres Lehrers Werk, er kann nicht seine Lauheit oder Schwäche auf andere Schultern wälzen, aber desto sicherer und ungeschmälerter sich seiner Leistungen freuen. Der Lehrer der Kleinen lernt so recht die Treue im kleinen schätzen, wie er in gleichem Maße das Kleine hochachten lernt und in dessen sorgfältiger Beachtung den Schlüssel zu den tiefsten Regeln für Erziehung und Unterricht findet. Durch die Unterklasse lernt sich der junge Lehrer erniedrigen, um einst desto sicherer erhöht werden zu können; durch sie lernt er einsehen, daß Wissen noch nicht Methode ist und noch nicht den tüchtigen Lehrer ausmacht. Nur Lehrer, deren Zunge durch das Herz, nicht aber bloß durch den Verstand geleitet und beseelt wird, taugen für die Unterklasse. Man schicke daher jeden jungen Anfänger in solche, und es wird sich bald zeigen, ob er hineinpasse, oder ob ihm am wirklich guten Lehrer ein wesentliches Stück fehle. Vortheilhaft war es für mich, daß in jener Zeit der wechselseitige Besuch der Schulen, das sogen. Hospitiren, ein beliebter Gebrauch war. Gern benutzte ich die in dieser Beziehung uns gestattete Freiheit, um auch einzelne Elementarklassen guter Lehrer zu besuchen, und ich fühlte mich hierzu um so mehr veranlaßt, da mir auch die Pflicht oblag, als erster Lehrer die Thätigkeit des untersten Lehrers zu überwachen und so zu leiten, daß sie in dem Organismus des Ganzen die geeignete Grundlage bilde. Ebenso unterließ ich daher nicht, diese Klasse möglichst fleißig zu besuchen und bisweilen selbständige Unterrichtsversuche darin zu machen. So mochte denn jene Lücke in meinem praktischen Berufsleben einigermaßen ausgeglichen werden, immerhin aber mußte ich mir gestehen, daß doch kein Kind bei mir und von mir lesen und die Anfänge des Schreibens gelernt hatte. Dieses Geständniß hat mich übrigens veranlaßt, späterhin als Schulrath bei Revisionen gerade den untersten Klassen und Abtheilungen besondere Auf-

merksamkeit zu widmen, selbst praktisch einzugreifen und dadurch nicht bloß mich zu fördern, sondern auch die betreffenden Lehrer in ihrer mühevollen Thätigkeit zu ermuntern und zu stärken. Wo aber bei Revisionen höheren Ortes über die Unterklasse hinweggeeilt wird, da fühlt der arme Lehrer die stiefmütterliche Behandlung heraus und wird leicht geistig flügellahm, oder von der Sehnsucht nach einer Oberklasse krankhaft ergriffen.

Ein Recensent mehrerer meiner späteren Schriften (Aphorismen, Schulkunde) hat deren Geist als das Streben bezeichnet, die Lehrer innerlich zu fassen, von innen heraus zu bilden und anzuleiten, ihre Arbeit auch als eine des Herzens, nicht aber vorwiegend nur des Verstandes zu betrachten. Er hat in der That den Kern meines Wollens und Wünschens ziemlich richtig bezeichnet. Die äußere Einwirkung, die kunstreichsten Lectionspläne und Pensenvertheilungen, die instructivsten Regulative vermögen nicht den Geist zu wecken, welcher über den Wassern schweben soll, und indem sie den Blick auf diese äußerliche Gestaltung richten, schwächen sie oft das Denken und Leben des innern Menschen und verleiten um so leichter zum blinden Mechanismus, je mehr sie sich ins einzelne verlieren. Meines Erachtens drängt jetzt zu viel von außen auf die Schulen und Lehrer hinein, und weil man alles machen und gestalten will, wird die innere Triebkraft gehemmt. Auch diese bedarf einer von außen kommenden Nahrung; aber solche braucht wesentlich nur in einer wohlwollenden, sachgemäßen Leitung ohne Kleinmeisterei, in steter Ermunterung und Anregung, und in der Zuführung angemessener geistiger Bildungsmittel zu bestehen. Wie das Einreiben von äußeren medicinischen Kraftmitteln niemals die innere Verarbeitung ersetzen wird, so kann auch das von außen gebotene, noch so sehr bis ins kleinste zerspaltene Unterrichtsmaterial niemals die selbständige, innerliche Verwerthung ersetzen. Der Fabrikarbeiter dreht seine Schraube,

schneidet sein Rad, fertigt einen Bügel oder Riegel mit ausreichendem Geschick; aber das Ganze, dessen Einrichtung und Zweck, dessen gesammtes Leben bleiben ihm verschlossen, und wie die Beschäftigung eine einseitige ist, so auch seine geistige Entwicklung und Befähigung. Man kann ja eine Wahrheit von außen dankbar empfangen, aber süßer und lohnender ist es, sie durch eigene Erfahrung, selbst durch Irrthum, erobert zu haben. Eine solche wird als eigenes Kind uns lieber sein, und fester in Kopf und Herzen wurzeln. Man vermag es leicht, einen Teich zum See zu erweitern, aber was er an Ausdehnung gewinnt, wird er an Tiefe verlieren und mit dieser auch jenes organische Leben, was früher die Tiefe barg und entwickelte. Also ist es in allen Kreisen des Menschenlebens, mithin auch in der Schul- und Lehrerwelt. — Vor jenen 50 Jahren, von denen ich jetzt rückschauend rede, waren die unterrichtlichen und erziehlichen Kreise noch enger gezogen, und Anregung und Nahrung von außen glichen mehr einem Bache, als dem breiten Strome; man wanderte frei und selbständig ohne unfehlbare Schienen. Die Zahl der pädagogischen Zeitschriften war klein, sehr klein; aber das Verlangen, mit dem man ihnen entgegensah, ein desto größeres. Die Tagesereignisse, Personalien und Organisationsfragen oder Prüfungsberichte und Conferenzverhandlungen wurden gar nicht berührt oder standen im tiefen Hintergrunde. Die Zeitschriften waren noch nicht vorwiegend Schulzeitungen, dagegen bestand ihr Hauptinhalt in pädagogischen und methodischen Abhandlungen und in Kritiken. Da die Fruchtbarkeit auf dem Felde der Literatur weit nicht so groß war als heutzutage, so war auch die Kritik eine schärfere, tiefer eingehende als jetzt, und man lernte aus ihr in den meisten Fällen auch den Geist der Schriften kennen. Insbesondere waren Diesterwegs Rheinische Blätter, das Schulblatt für die Provinz Brandenburg und Zimmermanns Schulzeitung in dieser Richtung ausgezeichnet. Man las auf-

merksam, ja man studirte, was darin geboten wurde, und statt der Vielleserei begnügte man sich mit einer Zeitschrift, aber man vertiefte sich auch in diese. Heute ist man so weit gekommen, daß die gediegensten Leitartikel oft nur flüchtig überblickt werden, und die Aufmerksamkeit nur den Tagesereignissen, der eigentlichen Zeitung gewidmet wird. Dazu kam, daß die gesammte Lehrerwelt noch nicht durch jene Fülle von Conferenzen und großen und kleinen Lehrerversammlungen angeregt, erhitzt und aufgeregt wurde. Dieses überlaute Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, die damit verbundene, oft schrankenlose Erhebung des Standes und seiner Verdienste waren noch unbekannt, und man begnügte sich mit kleinen Vereinigungen, welche auf Gleichheit der Gesinnung, des Alters und der Berufsarbeit beruhten. Mit solch thatsächlichen Verhältnissen hing auch das äußere und innere Leben des Standes zusammen. Man war im ganzen anspruchslos in seinen Forderungen an Erholung und Genuß, und die Lehrer gehörten noch zu den selteneren Erscheinungen an öffentlichen Vergnügungsorten und im gesellschaftlichen Leben. Der enge, collegialische Kreis, das ruhige Heim und die Schule waren die Welt, in welcher ihre bescheidenen Wünsche Befriedigung fanden und in welche die Politik mit ihren Fragen und Kämpfen noch nicht störend eingriff. Wenn es auch damals schon hie und da wetterleuchtete, und je nach den Umständen die Aufsichts- und Besoldungsfrage lebhaft in den Kreis der Erwägungen und Wünsche gezogen wurde, so blieb doch im großen Ganzen das ruhige Gleichmaß des Lebens ungestört, und die Aufmerksamkeit wurde nicht vom innern Berufsleben abgelenkt.

Wenn Goethe sagt, daß sich in der Beschränkung erst der Meister bilde oder zeige, so ist hiermit zugleich der Grund angegeben, weshalb ich diesen Rückblick that. Es geschah keineswegs in der Absicht, die Gegenwart auf Unkosten der Ver-

gangenheit herabzusetzen, sondern nur, um darzulegen, welche Verhältnisse mich umgaben und auf mich einwirkten. Es war eben die Stille und Beschränkung, in welcher ich lebte, wirkte und innerlich erstarkte. Ich war nicht sonderlich musikalisch, kannte kaum ein Kartenspiel, war kein Freund von Bällen, und wurde daher auch nicht in das gesellschaftliche Leben und dessen gesellige Vergnügungen hineingewirbelt. Die äußeren Verhältnisse, wie ich sie eben in kurzen Zügen andeutete, zerstreuten mich nicht, ja sie förderten geradezu das Stillleben und die Beschränkung auf den Beruf, auf stete Fortbildung und Sammlung der Kraft in einem Punkte. Ich verkenne das viele Gute, was die Gegenwart bietet, keineswegs, und ich freue mich dessen; aber ein Blick auf die Vergangenheit ist stets lehrreich und dürfte unserer jüngeren Lehrerwelt nur zum Nutzen gereichen. — „Doch nunmehr weiter auf der neuen Lebensbahn. — Die Segel gespannt und den Kompaß gerichtet!"

Der Vater und das Seminar.

„Ein Leben ohne Arbeit gilt
Nur, was ein Rahmen ohne Bild!" —
F. W. Weber.

Wenn ich nunmehr durch den Lauf der Begebenheiten veranlaßt bin, einen Rückblick auf mein Leben und Wirken als Seminarlehrer zu thun, so ist es mir dabei, als wenn ich auf die Insel der Seligen zurückschaute, auf welcher nur heiterer Sonnenschein glänzte und neben duftigen Blumen goldene Früchte reiften. Aber es kommt ja in dieser irdischen Welt zumeist nicht darauf an, wie die Begegnisse und Dinge sind, sondern wie man sie auffaßt, und in der Auffassung liegt ebenso oft der Stein der Weisen, als die Täuschung der Thoren. Ich war im Mai 1836 zum Seminarlehrer ausersehen, hielt im November eine mit großem Siegel bedruckte, vom Minister selbst unterzeichnete Berufung in den Händen und daneben die Zusicherung eines Gehaltes von 400 Thalern! Schon der Umstand, daß ich königlicher Beamter geworden war, wirkte schmeichelhaft und erhebend auf mein ganzes Selbstbewußtsein. Aber daneben noch Seminarlehrer, künftighin nicht mehr Lehrer von Knaben, sondern Lehrer von Jünglingen und deren Führer in einem mir so lieben, in meinen Augen so heiligen Berufe! — Ja, es war für ein 26jähriges Herz und dessen bisher so bescheidenen Lebensgang viel des Guten, und selbst der Umstand, daß die junge Anstalt vorerst mit der Bezeichnung „Nebenseminar“ ins Leben gerufen wurde, konnte der Freude nur einen kleinen Tropfen niederschlagenden Wermuths beimischen. Wirkte ich ja doch, um das Glück voll zu machen, mit meinem „Vater“ zusammen. Und da sein Lebensgang nunmehr 12 Jahre lang eng und innig mit dem meinigen verbunden blieb, so wird es auch von jeder

Fortsetzung erwartet werden dürfen, daß ich des seltenen Mannes, selten in seiner Berufstreue und Anspruchslosigkeit, hier mit dankbarer Rührung ausführlicher gedenke.

Wir Bürgerlichen führen keine Stammbäume; Pergamente gibt es nicht für uns, höchstens nur Grabsteine mit schimmernden Inschriften, aber auch diese verbleichen bald, und nach einem halben Jahrhundert schon pflegt solch ein Stein verwitternd zu fragen: Für wen stehe ich denn eigentlich noch hier? Der Enkel erinnert sich noch des Großvaters, aber weiter bis zum Urgroßvater hinauf pflegt im stillen, bescheidenen Leben des Bürgerlichen kaum noch das Andenken zu reichen. So weiß denn auch ich nur aus des Vaters Munde und aus flüchtigen Bemerkungen, daß mein Urgroßvater ein ehrsamer Färber und Bürger Heiligenstadts im Eichsfelde war. Des Großvaters von väterlicher Seite kann ich mich dagegen noch recht deutlich erinnern, und wäre ich Maler, so würde ich noch jetzt den langen, hageren Mann mit schneeweißem Haare und vorgebeugter Haltung treu darstellen können. Er war eben der echte Typus eines bescheidenen, von Sorgen gebeugten Landschullehrers, welcher neben einigen Töchtern vier Söhne zu ernähren hatte, unter denen mein Vater, geboren am 16. Januar 1783, der jüngste war. Es möge hier bemerkt werden, daß die Söhne alle ein hohes Alter erreichten, und daß die drei älteren Handwerke erlernten und diese mit Verstand und Geschick, sogar mit Erfindungsgabe, betrieben. Einer derselben schwang sich vom Tischler zum Instrumentenmacher empor, übersiedelte nach Wienerisch-Neustadt und gründete dort nach glücklicher Heirat eine Fabrik, deren Erzeugnisse sich eines guten Rufes erfreuten. Ein anderer erfand im Mühlenbetriebe einzelne praktische Verbesserungen. — Der arme Lehrer in Kalteneber, welches hochgelegene Dorf seinem frostigen Namen alle Ehre machte, wandelte nicht auf Rosen, kannte Entsagung sattsam aus Erfahrung, hatte aber

noch einen kleinen Nebenverdienst durch Privatunterricht im Lateinischen, welchen er jahraus jahrein den Söhnen einiger Dorfmagnaten zur Vorbereitung für das Gymnasium in Heiligenstadt ertheilte. — Aber, wie kommt ein Dorfschullehrer zum Latein? höre ich fragen. — Soviel ich erfahren konnte, war mein Großvater zu Verwandten nach Mainz geschickt worden, um sich in einer dortigen Lateinschule für das Priesterseminar vorzubereiten. Aber es erwies sich später, daß zum geistlichen Stande ebenso wenig Mittel als vielleicht Beruf vorhanden waren, weshalb der junge Mann vor dem Eintritte in das Seminar wieder heimkehrte und in seiner Vaterstadt bald darauf eine Beschäftigung als Subaltern bei dem bischöflich-geistlichen Commissariate fand. Da diese Behörde damals auch die sämmtlichen Schulstellen auf dem Lande zu besetzen hatte, so wurde nach einigen Jahren mein Großvater wegen seines früheren Bildungsganges für eine solche fähig befunden und ernannt. Diese Stelle war seine erste und auch seine letzte; er starb im 90. Lebensjahre. Als mein Vater nach mancherlei Lebensschicksalen zum Rector der Bürgerschule in Heiligenstadt ernannt war, erhielt er bisweilen auch von seinem Vater, dem Dorfschullehrer, Besuch, und aus dieser Zeit, in welcher ich die Bänke der untersten Gymnasialklasse drückte, stammen auch meine Erinnerungen an den letztern. Viel Aufhebens machte der alte Mann nicht mit mir, und besonderer Liebesbeweise kann ich mich nicht rühmen, wohl aber der spitzfindigen Frage: „Du, was heißt: pater mea, lupus venit?“ Als ich schüchtern zu bemerken wagte, es müsse wohl meus heißen, da pater ein masculinum sei, erhielt ich die mit einigem Spott vermischte Weisung, ins Lexikon zu schauen, dann würde ich finden, was meo (laufen) heiße, und mea (laufe) als Imperativ erkennen. Gesagt, gethan; aber daß ein und dieselbe Wortform zweifache Bedeutung haben könne, war mir doch eine so wichtige Entdeckung, daß die kleine Prüfung für alle Zeit in meinem Gedächtnisse haftete.

Mein Vater durfte in den Jahren, welche den Austritt aus der Elementarschule gestatten, an dem Privatunterrichte der Dorfprinzen keinen unmittelbaren Antheil nehmen, dagegen wurden ihm häusliche Arbeiten, wie solche das Landleben im Jahreswechsel bietet, reichlich zugemessen, damit er für die späteren Dienste eines Lehrlings die entsprechende, bescheidene Vorbereitung erhalte. Aber der ebenso fähige als lernbegierige Knabe hatte doch oft Gelegenheit, in scheinbarer Passivität dem Unterrichte beizuwohnen, und lernte dadurch und durch verstohlenen Einblick in die Grammatik bald so viel, daß er den Schülern nicht nachstand und eines Tages vom strengen Vater dabei überrascht wurde, wie er einem derselben bei seiner lateinischen Arbeit Hilfe leistete. Auf diese Ueberraschung folgte endlich ein Entschluß, zu welchem muthmaßlich der Pfarrer des Ortes beigetragen haben mag, welcher aber auch durch den Umstand unterstützt wurde, daß der junge Lateiner ebenso leicht, sicher und schnell das Orgelspiel erlernte. Der Vater hatte doch so viel Nachsicht, daß er dem Knaben die Benützung des Klaviers in der Wohnstube während der Abendstunden bisweilen gestattete, und der Fürbitte seiner Mutter mag er die nunmehr gewährte, größere Freiheit und die bald darauf auch genehmigte active Theilnahme am lateinischen Privatunterrichte zu verdanken haben. Wohl erinnere ich mich der Liebe und Rührung, mit welcher mein Vater noch im spätesten Lebensalter deshalb der Mutter gedachte. — Das Ende von diesen Entdeckungen und Bitten war die Bereitwilligkeit des strengen Vaters, den bereits herangewachsenen Sohn noch in das Gymnasium zu schicken. Mit welchen Hilfsmitteln dieser Entschluß verwirklicht werden konnte, entzieht sich meiner näheren Kenntniß, da mein Vater nur selten, wenig und ungern von einer Lebensperiode sprach, welche ihm zweifelsohne harte Entbehrungen auferlegte. Ich weiß jedoch aus seinen sparsamen Mittheilungen so viel, daß er später jeden Sonnabend den

zweistündigen, beschwerlichen Weg von Heiligenstadt nach dem heimatlichen Dorfe ging, um dort am Sonntage während des Hochamtes die Orgel zu spielen und dadurch den Vater zu unterstützen und zu etwa möglichen Opfern geneigt zu erhalten. Auch sollen einige der wohlhabenderen Dorfbewohner den armen Studenten wegen seines guten Spieles mit freundlichen Hilfsleistungen nach ländlicher Art ermuntert und unterstützt haben. In die höheren Klassen aufgerückt, gab er Privatstunden, oft täglich zwei bis drei, in wohlhabenderen Familien, welche den pflichttreuen, bescheidenen Jüngling liebgewannen. Besonders war es die Familie eines Herrn von Dohm, welcher die angesehene Stelle eines Präsidenten bekleidete, deren Wohlwollen und Unterstützung sich der junge Mann erfreuen durfte. Selbst täglich sechs Stunden an die Schulbank gefesselt, durch Privatstunden über Gebühr beansprucht, arbeitete er meistens bis in die Nacht hinein, um allen Forderungen gerecht zu werden. In dieser Zeit kam ihm, ich weiß nicht durch welchen Zufall, Pestalozzi's Lienhard und Gertrud in die Hände. Unbeschreiblich war der Eindruck, welchen dieses Buch auf den warmherzigen Jüngling machte. „Ich las bis tief in die Nacht hinein," erzählte er später, „ich las es immer und immer wieder, und träumend und wachend lebte ich in und mit dem Buche, welches zuerst den Gedanken in mir erregte, mich dereinst der Jugenderziehung zu widmen." Mit diesem Gedanken paarte sich der leidenschaftliche Wunsch, nach der Schweiz zu reisen, den Verfasser des goldenen Buches persönlich kennen zu lernen und als Schüler zu dessen Füßen zu sitzen." — Wenn auch einige wohlhabende Familien, in deren Kreisen der junge Mann Freunde gefunden, ihm Hoffnung machten, bei der Regierung eine Reiseunterstützung zu erwirken, so schwand diese Hoffnung doch mit der Errichtung des Königreichs Westfalen (1807). Die Leiter des zusammengeleimten neuen Staates

hatten an ganz andere Dinge als an die Unterstützung eines strebsamen, aber armen Jünglings zu denken. Dieser hatte mittlerweile die Prima des Gymnasiums glücklich und mit Ehren absolvirt; aber was nun? Wieder mußte als einziger Rettungsanker zum Privatunterrichte gegriffen werden, und dieser lohnte jetzt um so mehr, als Heiligenstadt im neugeschaffenen Staate ein Hauptort des Leine-Departements war und somit die Zahl der Beamten erheblich wuchs. Auch unter diesen neuen Verhältnissen gelang es dem jungen Manne, sich als Privatlehrer Achtung und Vertrauen zu erwerben und sich ehrlich und redlich durchzuhelfen, ohne besondere Unterstützung aus dem elterlichen Hause zu beanspruchen. Unter den Gönnern, welche sich seiner auch in dieser Zeit freundlich annahmen, war ein Herr von Chemnitz, Kriegs- und Domänenrath, welcher ihm den Unterricht des jüngsten Sohnes anvertraute, später aber mit Rücksicht auf die unruhigen, wechselvollen Zeiten den wohlmeinenden Rath gab, die weitere Zukunft durch Uebernahme einer unteren Beamtenstelle zu sichern. Er ging willig hierauf ein und erhielt durch Fürsprache im Jahre 1809, also im 26. Lebensjahre, die Stelle eines Consumtionssteuer-Einnehmers in Holzminden an der Weser mit einem monatlichen Gehalte von 30 Thalern und der Aussicht auf spätere Verbesserung. Schweren Herzens trat der junge Steuereinnehmer eine Stelle an, zu welcher ihn weniger das Herz als die Umstände drängten, und unter den Büchern, welche ihn in den neuen Wirkungskreis begleiteten, waren neben einem Neuen Testamente und einer französischen Grammatik wieder Lienhard und Gertrud und Wie Gertrud ihre Kinder lehrt (Ausgabe von 1801).

Aber der Zug des Herzens ist oft auch höhere Stimme, und wohin dieser Zug den jungen Mann trieb, zeigen seine Begleiter. Pestalozzi's letztere Schrift und was darin von dessen Gehilfen Krüsi, Tobler und Buß, vom Aufenthalte

und Wirken in Stanz erzählt wird, regte ihn mächtig an, und wenn er nach des Tages Arbeit bis in die Nacht hinein las, so mied ihn doch der Schlaf, und es wurde ihm immer klarer, in welchem Berufe er allein Befriedigung finden könne. Immer unbesiegbarer wurde der Wunsch, gleich einem Krüsi zu dem Meister zu eilen und von diesem die Weihe zum Lehrer zu holen.

König Jerome's lustige Regierung und die traurige Finanzwirthschaft in dessen Königreiche sind sattsam bekannt. Eine Contribution folgte der andern, die Steuern wurden immer drückender, Truppendurchmärsche belästigten häufig Stadt und Land, und Armuth und Unzufriedenheit wuchsen mit jedem Tage. Es läßt sich leicht ermessen, mit welchen Schwierigkeiten der junge, gemüthvolle Steuereinnehmer zu kämpfen hatte. Mahnzettel, Executionen, Untersuchungen lästigster Art waren sein Tagewerk, und nicht selten mußten zur Verhütung von Schleichhändeln Nächte durchwacht werden. Konnte er dann in Stunden der Ruhe zu seiner Lectüre zurückkehren, dann empfand er schmerzlich den Zwiespalt im Innern, welcher einen verfehlten Beruf zu begleiten pflegt. Als er eines Tages beauftragt wurde, wieder Steuern einzutreiben und Executionen auszuführen, als er auf jedem Schritte und Tritte der Mißstimmung und dem Elende begegnete und mit Verwünschungen, Bitten und Klagen überschüttet wurde, da hielt er sich nicht länger. Sein Entschluß stand fest. Zu Hause angelangt, warf er Hut und Degen auf den Tisch, griff zu Papier und Feder und schrieb das Entlassungsgesuch. Der Abschied wurde ihm bald bewilligt und seine Stelle sofort wieder durch einen Deutsch-Franzosen besetzt. — Aber was nun? — Der entlassene Steuereinnehmer ging nach Heiligenstadt zurück und fing wieder an, womit er vor einem Jahre geendigt, mit Privatunterricht. Der eigenthümliche Schritt des jungen Mannes, das Aufgeben einer ziemlich gesicherten

Existenz und die Beweggründe hierzu blieben nicht unbeachtet und fanden bei manchen Persönlichkeiten heimlich oder offen bewundernde Theilnahme. Diese äußerte sich nicht bloß in den häufig dargebotenen Gelegenheiten zum Unterrichte, sondern auch in dem sich anknüpfenden Plane, später eine Privatschule für die Kinder aus den besseren Ständen einzurichten und diese ihm anzuvertrauen. Freudigen Herzens war er zur Uebernahme bereit, aber wieder regte sich auch der Wunsch, noch vorher nach der Schweiz zu pilgern und sich unter Pestalozzi's Führung für den in Aussicht gestellten Beruf besser vorzubereiten. Endlich wurde auch hierzu Rath. Mehrere der wohlhabenden Familien schossen eine Summe von etwa hundert Thalern zusammen und übergaben diese dem künftigen Lehrer ihrer Kinder mit der Bedingung, daß er seinem heißen Wunsche gemäß in die Schweiz zu Pestalozzi reise, dort eine Zeitlang in dessen Institut lerne, aber möglichst bald zurückkehre, um die geplante Privatschule zu eröffnen. So sah er sich denn am Ziele seiner Wünsche und fühlte sich zufrieden. Die Zukunft schien ihm nunmehr ziemlich gesichert, und wenn sein lebhafter Sinn hierin etwas weit ging, so mögen die Begeisterung und die Thatkraft entschuldigen, welche er in sich fühlte. Vor der Abreise begab er sich noch zu den Eltern, um deren Segen zu erbitten, zugleich aber auch mit dem kühnen Entschlusse, vor der herben, vielleicht längeren Trennung sich mit einem Mädchen ehelich zu verbinden, welches er schon lange geliebt hatte, dessen Eltern zu den wohlhabenderen Grundbesitzern des Dorfes gehörten, und in dessen Familie er in trüben Zeiten Trost und Unterstützung gefunden hatte. In diesem Besitze gesichert, riß er sich zwar mit Wehmuth, aber doch voll Gottvertrauen endlich aus dem lieben Kreise los und trat seine Reise zu Fuß an. Wenn sie ihm auch manches Neue bot, so legte ihm doch die Beschränktheit seiner Mittel und das Verlangen nach baldigster Erreichung des Zieles Eile auf, und

schon nach etwa 14 Tagen glänzte ihm der See von Iffer-ten mit dem freundlichen Städtchen entgegen. Pestalozzi's Institut befand sich damals ungeachtet mancher Gefahren, über welche die Erziehungsgeschichte berichtet, noch in Blüte, und ein überaus reges und farbenreiches Bild entwickelte sich vor den Augen des Einwanderers, welchen Pestalozzi im ersten Augenblicke mit Staunen und Zurückhaltung empfing. Nachdem er jedoch die wenigen empfehlenden Worte überflogen hatte, welche dem Fremdlinge von einigen Gönnern mitgegeben waren, und nach einer kurzen Unterhaltung, aus der die vertrauensvolle Herzenswärme des Ankömmlings hervorleuchtete, folgte ein wohlwollendes Willkommen. Pestalozzi nahm sofort den fremden Gast als Hausgenossen auf. Dieser durfte den Tisch und die Wohnung im Schlosse mit den Lehrern und Zöglingen theilen und dem Unterrichte in den verschiedenen Klassen beiwohnen, sich überhaupt als Mitglied des Hauses fühlen. Der Gebrauch, welchen er von dieser Erlaubniß machte, der ausdauernde, mit Bescheidenheit gepaarte Fleiß und die Wärme, mit welcher dankbar jede Belehrung gesucht und entgegengenommen wurde, entgingen weder Pestalozzi, noch den übrigen Hausgenossen, und bald war der anspruchslose junge Mann überall beliebt und gerne gesehen. Der Meister gewahrte auch nach kurzer Zeit das entschiedene Lehrtalent des Ankömmlings und übertrug ihm schon nach wenigen Prüfungswochen einige Unterrichtsstunden bei den Kleinen. So gestaltete sich denn das Leben in Ifferten für ihn ganz nach Wunsch und wurde um so angenehmer und bildender, als manche der älteren Lehrer sich ihm mit Liebe anschlossen.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten wurde der eifrige Jünger Pestalozzi's doch durch den Bestand seiner Kasse daran erinnert, daß der Mangel an Geld auch sehr ernüchternde Gedanken im Gefolge hat, und diese gewannen um so mehr an Bedeutung, als sich die Erwägung nicht abweisen

ließ, daß auch zur Rückreise in die Heimat wieder Mittel gehörten. Um letztere zu gewinnen, sich auch im Französischen zu vervollkommnen und nicht seinen Gönnern in Heiligenstadt wieder beschwerlich zu werden, nahm er vom Institute Abschied, um auf Empfehlung Pestalozzi's noch einige Zeit die Stelle des erkrankten Hauslehrers in einem französischen adeligen Hause zwischen Ifferten und Bern anzunehmen. Auch hier erwarb er sich bald wieder die Liebe des achtjährigen Zöglings und seiner Eltern. Aber als der Winter kam und für das nöthige Reisegeld ziemlich gesorgt war, hielt ihn nichts mehr zurück, und er beeilte sich um so mehr, als ihm von Heiligenstadt her die künftige Privatschule wieder in ernstliche Erinnerung gebracht wurde. Nach einem kurzen Abschiedsbesuche in Ifferten trat er, vom herzlichen Lebewohl Pestalozzi's und der Anstaltslehrer begleitet, trotz vorgeschrittener Jahreszeit die Heimreise an. Er hat stets diese Lebensperiode für eine der anregendsten und schönsten erachtet, und die Erinnerung daran begleitete und beglückte ihn noch bis ins späte Greisenalter. Sein Auge leuchtete, sein ganzes Wesen verklärte sich, wenn er von Pestalozzi und der lieben Schweiz erzählen durfte.

Als gereifter Mann kehrte er zurück. Die großartige Natur, ein Kreis gebildeter, für alles Edle und Schöne wahrhaft begeisterter Männer, endlich der kurze Verkehr in einem aristokratischen Hause und die fleißigste Lectüre hatten mächtig auf ihn eingewirkt und sein Selbstvertrauen gehoben. Ich fürchtete keine Hindernisse mehr, ich fühlte eine Armee in meiner Faust, als ich die heimischen Fluren wieder betrat, sagte er später oft scherzweise, wenn die Rede auf diese seine Lebensperiode kam. Mit geflügelter Eile wurde eine Reise gemacht, welche in damaliger Zeit noch für ein bedeutendes Unternehmen galt und durch Beschreibungen verewigt werden durfte. Er ist in der Schweiz gewesen, gab damals dem Unternehmer

einen größeren Nimbus, als heutzutage eine Fahrt nach Amerika.

Mit einigem Respekte und erhöhter Liebe empfingen den Heimgekehrten die Gönner und alternden Eltern, aber mehr noch als deren Willkommen entzückten ihn die Freudenthränen der jungen Gattin, welche ihm bald darnach ein munteres Knäblein schenkte. Dasselbe hatte in der heiligen Taufe den Namen Lorenz erhalten und war kein anderer, als der Schreiber dieser Zeilen.

Die Uebersiedelung der kleinen Familie nach Heiligenstadt war schnell geschehen, und die Privatschule in einem gemietheten Lokale mit etwa vierzig Kindern aus den besseren Ständen, deren Zahl jedoch bald zunahm, eröffnet. Die Schule befriedigte alle Erwartungen und erfreute sich einer solchen Theilnahme, daß ihr Unternehmer bei bescheidenen Ansprüchen die Zukunft vorerst gesichert sah. Zunächst überraschte es die Eltern, daß die Kleinen schon nach wenigen Monaten lesen konnten. Ihr Lehrer bediente sich bei diesem Unterrichte nicht bloß der damals auftauchenden Lesemaschine, welche er selbst vereinfachte und nachbildete, sondern auch der neuen durch Stephani verbreiteten Lautirmethode. Erregten diese Neuerungen mit den angeknüpften Vortheilen die Aufmerksamkeit der Eltern, so erwarb sich die Schule auch allgemeines Vertrauen durch die Freude, mit welcher sie von den Kindern besucht wurde, und durch die Liebe, welche diese dem Lehrer entgegenbrachten, und zu welcher gemeinschaftliche Spiele und Spaziergänge wesentlich beitrugen. Auf letzteren verband sich der Kinderfreund mit dem geschickten Lehrer in so hervorragender und anregender Weise, daß bald auch Eltern, besonders die Mütter, sich häufig anschlossen.

Schon im fünften Lebensjahre saß ich mit einem Dutzend Altersgenossen auf der Schulbank und mit dem Anfange des

sechsten war auch die Stephani'sche Lesefibel glücklich durchgearbeitet.

Es sei mir gestattet, hier eine kleine Begebenheit aus meiner ersten Studienzeit einzuschalten. Jene Fibel hatte auf ihren letzten Seiten unter den Erzählungen auch eine, welche die Ueberschrift: „Lorenz der Nimmersatt" trug. Der also benannte Knabe bat seinen Vater um Kirschen und erhielt auch eine angemessene Portion. Als diese aufgespeist, petitionirte er weiter und wurde abermals berücksichtigt. Als er aber mit Ungestüm eine neue Lieferung forderte, wurde der erzürnte Vater handgreiflich. — Wie schon gesagt, hatte ich in der heiligen Taufe den Namen „Lorenz" erhalten. Wenn nun diese Geschichte gelesen wurde, so wandten sich aller Augen auf den kleinen Namensverwandten, man zischelte, lachte und wies endlich auch wohl mit Fingern auf mich. Alle diese Aufmerksamkeiten hatten dann zur Folge, daß ich zu weinen anfing, und daß dieses Weinen endlich in lautes Schluchzen überschlug, zu welchem sich auch wohl nach Maßgabe meiner Kräfte Handgreiflichkeiten gegen die Spötter gesellten. Dasselbe passirte auch später, wenn in den geographischen Stunden der obersten Abtheilung des Lorenzoflusses und Lorenzobusens Erwähnung geschah. So geringfügig diese Kinderneckereien auch erscheinen mögen, so hatten sie doch zunächst für mich die Folge, daß mir mein an sich so guter Rufname für längere Zeit verleidet wurde, und daß Jahre vergingen, ehe ich die an jene Kinderscherze sich anknüpfende Erinnerung und Antipathie überwinden lernte. — Die Moral von dieser kleinen Geschichte möchte wohl in der Vorsicht zu erblicken sein, mit welcher man bei der Namengebung verfahren soll, sobald es sich in Geschichten und besonders in Lehrstücken um Personen handelt. Wenn in einer sogenannten moralischen Erzählung beispielsweise ein Anton der Dieb oder Franz der Lügner vorkommt, so ist man keineswegs sicher, daß sich

hieran gehässige Spöttereien und empfindliche Namengebungen knüpfen. In Angelegenheiten der Erziehung und des Unterrichtes können oft kleine Ursachen dauernde Wirkungen haben!

Meine Vater führte diese Privatschule bis etwa zum Jahre 1817 fort, und die allgemeine Anerkennung, welche er sich durch sie erwarb, sollte auch nicht ohne Belohnung bleiben. In Nordhausen am Harze war zu jener Zeit das Stift St. Crucis aufgehoben und die noch lebenden Canoniker waren mit einer Pension unter Belassung ihrer Dienstwohnungen in den Ruhestand versetzt. Ein Theil der dadurch verfügbar gewordenen Gelder wurden zur Gründung einer Schule für die katholische Gemeinde bestimmt, welcher anfangs ein Lehrer Namens Jagemann vorstand. Dieser wurde jedoch bald nach Gieboldehausen auf dem Untereichsfelde versetzt und mein Vater für die neue Lehrerstelle empfohlen und berufen. Wenn er auch seinen bisherigen Wirkungskreis lieb gewonnen hatte, so mußte ihm doch dieser Wechsel schon deshalb willkommen sein, als er nunmehr seine Zukunft dauernd befestigt sah. Er bezog ein sehr mäßiges, aber doch keinem Zufalle unterworfenes Einkommen von 220 Thalern und erhielt in einem alten Stiftsgebäude freie Wohnung. Neben diesem befand sich ein ziemlich großer dazu gehöriger Garten, welcher an die mit alten Thürmen gezierte Stadtmauer stieß. Das Stiftshaus selbst machte keinen freundlichen Eindruck, die vielen Zimmer und Kammern entbehrten des bequemen, innern Zusammenhanges, und der einzige große und lichthelle Raum mußte zum Schulsaale bestimmt werden. Mir selbst aber gefiel es in dem alten Hause, welches ich bis auf die letzten Kammern und Bodenräume oft durchsuchte, sehr wohl, noch mehr aber fand ich mich durch den Garten befriedigt, welcher mir einen bisher nicht gekannten Spielraum gewährte. Die Schule zählte etwa 60 bis 70 Kinder verschiedener Altersstufe, welche meistens den ärmeren Ständen angehörten; aber schon nach kurzer Zeit trugen auch nicht-

katholische in der Nähe wohnende wohlhabende Familien kein Bedenken, ihre Kinder dem neuen Lehrer anzuvertrauen. Unter den Freunden, welche sich damals mein Vater erwarb, verdient der Rector einer städtischen höhern Töchterschule, Dr. Christian August Heyse, genannt zu werden. Geboren am 21. April 1764 in Nordhausen, gestorben 1829 als Schuldirector in Magdeburg, ist er der verdienstvolle Verfasser einer 1886 in 24. Auflage (neu bearbeitet von Dr. O. Lyon) erschienenen, trefflichen deutschen Grammatik und mehrerer anderen sprachlehrlichen und sprachwissenschaftlichen Schriften. Angezogen durch den guten Ruf der neuen Schule und durch den Umstand, daß deren Lehrer ein unmittelbarer Schüler Pestalozzi's gewesen, näherte er sich freundlich meinem Vater. Nicht selten, wenn ich beim Dämmerlichte still in einem Winkel saß, wurde mir Gelegenheit, zu hören, wie sich beide Männer gar eifrig unterhielten, und wenn die Gegenstände auch weit über meinen Horizont gingen, so merkte ich doch so viel heraus, daß sie von der Schule und vom Lesen, Schreiben und Rechnen sprachen. Einigemal geschah es auch wohl, daß ich aus meiner Verborgenheit ans Licht gezogen wurde, um mit meiner Person einen theoretischen Satz aus diesen Unterrichtsgegenständen praktisch zu versuchen oder zu erläutern. So gestaltete sich das Leben meines Vaters in Nordhausen im ganzen um so angenehmer, als er auch mit einigen der quiescirten Canoniker in freundliche Beziehungen trat und mit diesen, denen es weniger an Muße als an passendem Umgange fehlte, manchen Abend gesellig verlebte. Ich selbst nahm am Schulunterrichte ununterbrochen Antheil und machte befriedigende Fortschritte. Erinnerlich ist mir noch, wie streng und ausdauernd mein Vater auf eine deutliche, reine Aussprache hielt, und wie er mich ermunterte, einzelne kleinere Gedichte und Fabeln nicht bloß auswendig zu lernen, sondern auch mit richtiger Betonung herzusagen.

Wenn man später wohl an mir die Gabe eines ansprechenden Vortrags lobte, so mögen solche Uebungen hierzu früh den Grund gelegt haben. An meinem Vater hatte ich hierin ein gutes Muster. Herr v. Türk, der spätere Schulrath in Potsdam und ein Bekannter von Ifferten her, sagte ihm einmal tröstend: „Und wenn Sie weiter nichts hätten, als Ihre Herrschaft über die Sprache, so würden Sie ein guter Lehrer werden!“

Auch die früheren freundlichen Beziehungen zu Heiligenstadt wurden nicht vergessen, und besonders war es der damalige Director des Gymnasiums, Namens Georg Lingemann, mit welchem mein Vater in anregendem Verkehre blieb. Dieser wahrhaft edle Mann, welchem das Eichsfeld in wissenschaftlichen Beziehungen sehr viel zu verdanken hat, war ein aufrichtiger Freund des Volkes und interessirte sich daher auch lebhaft für die Bestrebungen Pestalozzi's sowie für die Volksschule und deren Gedeihen. Als Assessor des bischöflichen Commissariats, welches damals noch die nächste Aufsichtsbehörde über das eichsfeldische Volksschulwesen war, hatte er sattsam Gelegenheit, den niedern Standpunkt der meisten Dorfschulen kennen zu lernen. Unter der wechselnden Herrschaft jener Zeit und unter den sie begleitenden, kriegerischen Ereignissen war das Unterrichtswesen gar sehr in Verfall gerathen, und die damaligen Machthaber hatten andere Sorgen, als die für Dorfschulen und deren Lehrer. Mit dem Ende des Königreichs Westfalen (1814) und dem Beginn der preußischen Herrschaft gewann jedoch der Volksunterricht neues Interesse, und der Director Lingemann kam deshalb auf den Gedanken, für die Lehrer einen Nachhilfekursus in Heiligenstadt zu errichten, welcher zur Herbstzeit Gelegenheit geben sollte, eine bessere Methode nach Pestalozzi'schen Grundsätzen anzubahnen. Er rechnete dabei wesentlich auf die Mitwirkung meines Vaters, und dieser war auch freudig zu solcher bereit. — In den mehr-

wöchentlichen Herbstferien verließ er denn auch Weib und Kind, um nach Heiligenstadt zu reisen und hier in täglichen Vorträgen die Lehrer mit einer bessern Methode, zunächst im Lesen, Schreiben und Rechnen, bekannt zu machen. Er erhielt hiefür neben Wohnung im Gymnasium eine Geldentschädigung von 30 Thalern. Mein Vater war hier ganz in seinem Elemente und arbeitete mit einem so zündenden Eifer, daß sich auch ältere Lehrer herzudrängten und neues, warmes Leben sich in vielen Schulen zu regen begann. Diese Nachhilfekurse wurden einige Jahre fortgesetzt und mein Vater, solange er in Nordhausen blieb, regelmäßig dazu herangezogen. Der günstige Erfolg trug seinen Namen auch in weitere Kreise, und selbst die Regierung in Erfurt wurde auf ihn aufmerksam. Hier wirkte damals als Seminardirector und später als Schulrath Karl Hahn, geboren 1773 in Berlin, wo er auch zuerst als Rector der Garnisonsschule seine pädagogische Wirksamkeit begonnen hatte. Wenn auch nicht unmittelbar Schüler Pestalozzi's, war er doch ein warmer Verehrer desselben, und seine Schriften gaben unzweifelhaftes Zeugniß davon, wie sehr er in den Geist des Meisters eingedrungen, und wie klar und tief er insbesondere dessen Princip der Anschauung aufgefaßt hatte. Wenn Hahn mit seiner deutschen Sprachlehre (Berlin 1803 und 1829) seine wissenschaftliche Befähigung darthat, so hat er durch seine Stoffe zur Bildung des Geistes und Herzens (1803 und 1810), durch seine Kinderfreuden (1805) und Parabeln (1811) bewiesen, wie sehr er Kinderfreund war, und in welchem Geiste er den Unterricht und die Jugenderziehung gepflegt wissen wollte. Im Jahre 1821 wurde Hahn als Regierungs- und Schulrath nach Magdeburg berufen, wo er auch starb. Das Seminar in Erfurt hob sich unter seiner Leitung zur seltenen Blüte und bewahrt noch heute dankbar das lebensgroße Bild des Mannes, welcher damals durch sein reiches Wissen, seine bedeutende

pädagogische Befähigung und seine liebenswürdige Persönlichkeit in weiten Kreisen segensreich wirkte und mit Unrecht zu früh vergessen wurde.

Durch den erwähnten Nachhilfekursus wurde mein Vater auch Hahn persönlich bekannt und dessen Aufmerksamkeit auf das mangelhafte Schulwesen Heiligenstadts und des Eichsfeldes überhaupt hingelenkt. Um bessere Zustände anzubahnen, beschloß die Erfurter Regierung zunächst die vorhandenen Schulen der Stadt besser zu organisiren, und Hahn war es, welcher zu diesem Zwecke einen Unterrichts- und Einrichtungsplan entwarf, der die Zustimmung der Nächstbetheiligten fand, durch den Druck veröffentlicht wurde und längere Jahre als feststehende Norm in Kraft blieb. Hiernach sollte die neue Stadtschule vorerst aus drei aufsteigenden Knaben- und drei Mädchenklassen bestehen, deren Unterrichtsziele festgestellt waren. Diese Schule sollte einen obern Leiter mit dem Titel Rector erhalten und im Jahre 1820 ins Leben treten. Die Regierung zu Erfurt, durch Hahn auf meinen Vater als geeignete Persönlichkeit aufmerksam gemacht, schlug diesen zum Rector vor, und da der Vorschlag auch die allgemeine Billigung des Magistrats erhielt, so folgte bald darauf im April 1820 die förmliche Ernennung mit der Weisung, die neue Schule am 1. Juni zu eröffnen. Meinem Vater war neben freiem Brennmaterial und freier, aber beschränkter Wohnung ein festes Gehalt von 350 Thalern ausgeworfen, dem übrigen Lehrpersonale nach Verhältniß ein geringeres. Die Schulsäle waren im sogenannten alten Rathhause bis auf zwei Mädchenklassen, denen ein früheres Schulhaus überlassen blieb, eingerichtet, und entsprachen im ganzen den vorhandenen Bedürfnissen und bescheidenen Ansprüchen. Mein Vater war glücklich! Er hatte nunmehr eine Stellung und Wirksamkeit, welche seinen Idealen und Wünschen entsprach, und er konnte jetzt mit voller Zufriedenheit auf jenen

muthigen Entschluß zurückblicken, mit welchem er einst Hut und Degen des Steuereinnehmers auf den Tisch warf, um dem Zuge seines Herzens zu folgen. Zwar machte ihm die Liebe, welche er in Nordhausen gefunden hatte, den Abschied schwer; aber er mußte im Hinblicke auf eine umfangreichere, ehrenvollere Thätigkeit das wehmüthige Gefühl der baldigen Trennung überwinden, wenn es auch durch manche Beweise der Zuneigung wieder neu belebt wurde. Einen solchen bot der Martinitag des Jahres 1819. Die Kunde von dem wahrscheinlichen Verluste des geschätzten Lehrers hatte sich schon in der Gemeinde verbreitet, und so wenig bemittelt auch deren Glieder zumeist waren, beschloß man doch allgemein den Martinstag, welcher am Harze und im Eichsfelde als ein Festtag angesehen wurde, zu einer feierlichen Kundgebung der Liebe und Dankbarkeit zu benutzen, welche man dem scheidenden Lehrer schuldete. — Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie in der Abenddämmerung des Tages die Schulkinder paarweise und zum Theil von ihren Eltern begleitet in den Schulhof einrückten, voran der größte und stärkste Knabe, eine schnatternde, fette Martinsgans unter dem Arme tragend, andere mit verschiedenem Hausgeräthe und sonstigen Geschenken folgend. Die freundlichen Geber mochten wohl mit Geschick und Umsicht die neue Einrichtung des Scheidenden berücksichtigt haben, denn neben der Gans erregten ein Dutzend blanker zinnerner Teller mit Suppenschüssel und dazu gehörigen Löffeln meine staunende Bewunderung. Einen solchen Glanz und solche Pracht hatten meine Augen noch nicht erblickt, und wenn auch späterhin dieser Glanz verblich und sich nicht wieder in der ursprünglichen Herrlichkeit erneuern ließ, so blieb doch in meiner Knabenseele eine dauernde Erinnerung daran zurück. Die gute Mutter beschaute diese Geschenke mit Thränen, welche das Wehmuthsgefühl des Abschieds von einem liebgewonnenen häuslichen Stillleben hervorlockte. Ohne Sorgen sollte

überhaupt dieser letzte Nordhäuser Winter nicht vorübergehen. Nicht bloß mancherlei Einrichtungen für die zukünftigen neuen Lebensverhältnisse mußten getroffen und hierzu Mittel geschafft werden, auch ein hartnäckiger und bedenklicher Lungenkatarrh hatte mich ergriffen und hielt mich wochenlang ans Zimmer und Bett gefesselt. Eine grenzenlose Langweile, welche ich am Tage mit Lesen von Geschichten zu vertreiben suchte, plagte mich oft bis zum Weinen, und die langen Nächte wurden noch quälender durch die heftigsten Hustenanfälle. Nach damaliger Heilpraxis war ein brütewarmes Zimmer Hauptsache, und ein Trunk kalten Wassers galt für tödtliches Gift. Und wie sehr lechzte ich gerade im warmen Zimmer und noch wärmern Bette nach einem solchen, aufs entschiedenste verweigerten Labsale. Als eines Morgens meine Mutter in der Küche beschäftigt war und ich allein im Zimmer lag, konnte ich nicht länger widerstehen. Ich kroch aus dem Bette, wankte an den Tisch, ergriff eine darauf stehengebliebene gefüllte Wasserflasche, goß mit zitternder Hand den ersehnten Inhalt in das nebenstehende Glas, trank schnell mit vollen Zügen und huschte dann nicht ohne Herzklopfen so eilig wie möglich wieder unter die Decke. Und das Ergebniß war ein unbeschreibliches Wohlbefinden und bald darauf ein fester Schlaf, aus welchem mich die Mutter mit einer Tasse Thee in der Hand weckte. Auch in den folgenden Tagen trat keine Verschlimmerung meines Zustandes ein, mein Wohlbefinden nahm vielmehr zu, und wenige Wochen darauf durfte ich das Bett verlassen. — Ob mich der verpönte Trunk geheilt hat, möge dahin gestellt bleiben, öfters aber habe ich in der Erinnerung an Pindars Ausspruch gedacht: „Wasser ist doch das Beste!“

Der Abschied von Nordhausen rückte indessen immer näher. Mich selbst berührte die Aussicht auf eine baldige Veränderung und auf die damit verbundene Reise höchst angenehm, wie es ja in der Kindesnatur liegt, und meine Mutter mußte mich

oft nachdrücklich bei Seite schieben, wenn ich beim Verpacken des bescheidenen Hausrathes, insbesondere der Bücher, im Wege stand und doch zu helfen vermeinte. Wenn an irgend etwas ein gewisser Ueberfluß zu merken gewesen wäre, so war ein solcher in Büchern vorhanden, denn die Wißbegierde und der lebhafte Fortbildungstrieb meines Vaters gingen leicht so weit, daß der Zustand der Kasse in Vergessenheit gerathen konnte.

Von den Abschiedsstunden ist mir nur das Lebewohl in Erinnerung, welches mein Vater seinen Schulkindern widmete, und deren lautes Schluchzen und Händedrücken, welches endlich auch mich derart ansteckte, daß ich in den allgemeinen Chorus kräftigst einstimmte. — Der poetisch angehauchte, noch ziemlich jugendliche Dechant und Pfarrer widmete meinem Vater unter dem 19. Mai 1820 einen bis heute aufbewahrten Abschiedsgruß, dessen letzte Strophen hier eine Stelle finden mögen, da sie nicht das schlechteste dieser Art Poesie sein dürften:

„So lebe wohl! Noch einst nach langen Jahren,
Wenn Knaben, die hier Deine Schüler waren,
Zu Männern reifen, werden sie gerührt
Und dankbar, wo sie immer Dir begegnen,
Im Greise noch den ersten Lehrer segnen,
Der sie der Kindheit Blumenpfad geführt.
O, lebe wohl! Einst, wenn sie nun entschwunden
Im Erdenraum, der Arbeit heiße Stunden,
Und dort der Jahre Erntetag erscheint,
Dann wird des Lehrers Haupt wie Sterne strahlen,
Und Gottes Huld wird dem Vergeltung zahlen,
Der's hier, wie Du, so wahr, so treu gemeint.“ —

Kaum ein Lustrum verstrich, als man den begabten Dichter, dessen Geist in dem letzten Lebensjahre leider umnachtet war, zu Grabe trug. Noch heute steht der hübsche, schlanke Mann vor meinen Augen. Nach dem, was ich in späteren

Jahren beiläufig über ihn erfuhr, gehörte er zu denen, welche ihren Beruf verfehlt hatten. Als Professor der schönen Wissenschaften wäre er vielleicht eher an seinem Platze gewesen. Als er mich einmal während meiner erwähnten Krankheit besuchte, und ich ihn um ein Buch bat, schickte er mir einen Band von Schillers Werken. Ich fing eben an, eines der Dramen zu lesen, als mein Vater hinzukam, das Buch aus meinen Händen nahm und dem verdutzten Jungen ein anderes gab. Daß meine Krankheit übrigens eine andere Krankheit, die Lesesucht, erzeugte, bedarf keiner weitern Erklärung. Und da mein Vater nie glücklicher war, als wenn der Buchhändler ein neues Paket Bücher zur Einsicht schickte, so wünschte auch ich durch Sendung eines Buches einmal beglückt zu werden. Als ich diesen Wunsch wiederholt äußerte, gab mir mein Vater den Rath, mich selbst an den Buchhändler schriftlich zu wenden. Ich ließ mir das gesagt sein, und der betreffende Brief war bald geschrieben und nach flüchtiger Durchsicht an seine Adresse befördert. Kaum waren auch 14 Tage verflossen, als ein neues Paket ankam, in dem ein Geschenk für mich, nämlich Steinbrenners Mythologie, ein damals beliebtes Buch mit Bildern, eingeschlossen war. In einem beigefügten Briefe sprach der Geber die schmeichelhafte Hoffnung aus, ich würde wohl ein zweiter Karl Witte werden, welcher bekanntlich schon im 5. Lebensjahre ältere und neuere Sprachen studirte, im 8. für ein Wunderkind galt, im 10. die Universität bezog und im 14. die philosophische Doctorwürde erhielt, später in Breslau und Halle als Professor wirkte und sich durch die Herausgabe mehrerer Schriften auszeichnete. Nun, mit dieser Prophezeiung griff der freundliche Geber ebenso gründlich fehl, wie mit seinem Geschenke; aber darum meinerseits keine Trauer. Wenn ich dem Riesen Witte gegenüber in den Kenntnissen und der viel umfassenden Bildung ein Zwerg geblieben bin, so habe ich dafür doch die Beruhigung, in

meinen Grenzen und meinem Bereich nicht ganz ohne Frucht gesäet und gepflanzt und mit meinem Wissen auch einiges Gute, einige Ermunterung geschafft zu haben, was doch immer Hauptsache bleibt.

So trat denn mein Vater sein Rectorat an und eröffnete die Schule mit einem feierlichen Acte, bei welchem er vor einem zahlreichen Publikum eine Rede über das Thema hielt: Was dürfen die Eltern von unserer neuen Schule und deren Lehrern, und was diese von ersteren erwarten? Wenige Monate darauf hatte ich auch Gelegenheit, zum erstenmal einen Schulrath in der Person des bereits genannten Hahn zu sehen. Eine solche Erscheinung war damals viel seltener als jetzt, und die Erinnerung daran haftete um so treuer in mir, als dem Knaben die Ehrfurcht und die äußeren Achtungsbeweise nicht entgehen konnten, mit welchen dem Gaste selbst begegnet wurde. Dieser ließ den Lehrer, in dessen Klasse ich saß, einen bereits ziemlich bejahrten Mann der alten Schule, zunächst ungestört amtiren, griff hiernach aber den Faden des Unterrichts in der biblischen Geschichte selbst auf und fragte und sprach mit einer Leutseligkeit, welche auch mich ermuthigte, ihm befriedigend zu antworten. Die Schule besuchte ich bis zum 11. Lebensjahre, aber für meine geistige Entwicklung ohne jenen Nutzen, welcher nach meinen bisherigen Fortschritten erwartet werden durfte. Schon darin lag ein Fehler, daß die Herren Lehrer den lebhaften, damals einzigen Sohn des Rectors etwas zu gelinde behandelten, und daß dieser solches bald merkte und nach Knabenart benutzte. Noch übler war es, daß auch die Mitschüler dasselbe thaten und meinem Muthwillen eine Duldung entgegenbrachten, welche mich leicht herrschsüchtig und übermüthig machen konnte. Was ich hier erwähne, kommt wohl auch heute in vielen Schulanstalten vor und weist nachdrücklich darauf hin, daß die Kinder der Lehrer in erziehlicher Hinsicht mehr Gefahren ausgesetzt sind als andere.

Dem Vater konnten diese Uebelstände und die damit für mich verbundenen Gefahren nicht entgehen, und er schickte mich daher in das Gymnasium. Er übersah aber dabei, daß mir in den Elementarfächern noch eine gründliche Vorbereitung mangelte, und daß ich mit meinem fast noch kindlichen Alter zu früh in eine Anstalt eintrat, welche, wie schon Seite 16 bemerkt, nur aus vier Klassen bestand und deshalb in der untersten eine Menge Schüler zählte, zu denen ich im Alter durchschnittlich nicht paßte. Aber der Schritt war geschehen, und ich mußte seine Folgen tragen. Wenn diese nicht so schlimm waren, als sie wohl hätten sein können, so mögen neben meinem offenen Wesen, welches mir bald Freunde und Beschützer erwarb, auch die ernsten Lehrer und die straffe Schulzucht dazu mitgewirkt haben, welche damals noch herrschte und auch des Stockes nicht sparte. Für jetzt aber möge es bei diesen wenigen Erinnerungen aus der Jugendzeit verbleiben und meine Person vorerst nur insoweit wieder Beachtung finden, als des Vaters Leben und Wirken mit dem meinen in engem Zusammenhange steht. Dieses Leben und Wirken gehörte ganz der neuen Schulanstalt. Conferenzen wurden gehalten und benutzt, um das Lehrpersonal mit neueren und besseren Methoden bekannt zu machen und möglichste Einheit in den gesammten Organismus zu bringen. Die Anwesenheit des Schulraths Hahn war insoweit von großem Nutzen, als bei nächster sich darbietender Gelegenheit ein junger, im Erfurter Seminar gebildeter Lehrer an die Schule berufen wurde. Die Wahl war mit Umsicht getroffen. Dieser junge Mann Namens Ludwig verband mit freundlichem Aeußern ein nicht gewöhnliches Lehrtalent und eine gute Ausbildung in der Musik. Daß er protestantisch war, fiel in jenen ruhigen und friedlichen Zeiten nicht sonderlich auf, und bald hatte der neue Lehrer nicht bloß die Herzen der Kinder, sondern auch die Zuneigung der Eltern in solchem Grade erworben, daß er

in allen besseren Familien angesehen und ein lieber Gast war. Neben ihm stand meinem Vater ein anderer wackerer Lehrer Namens Wagner zur Seite. In beschränkten Verhältnissen hatte er sich anfänglich der Musik gewidmet, aber noch im Beginne der zwanziger Jahre folgte er dem unwiderstehlichen Triebe, Lehrer zu werden. Er vertraute sich meinem Vater an, und diesem gefiel der einfache, bescheidene Sinn des jungen Mannes so sehr, daß er sich seiner herzlich annahm, seine Studien leitete, mit Büchern und mündlicher Unterweisung ihm zu Hilfe kam und ihn so weit förderte, daß er das erforderliche Examen bestehen und zum Lehrer berufen werden konnte. Als solcher gewann er durch sein sanftes, freundliches Wesen, durch stetes Streben nach Fortbildung, dessen Befriedigung allen anderen Bedürfnissen vorangehen mußte, Liebe und Achtung in weiten Kreisen. Beide Männer blieben meines Vaters treue Freunde und dankbare Anhänger bis in dessen spätestes Lebensalter und übertrugen diese Gesinnung auch auf meine Person. Ihr Andenken lebt in mir fort und sei ein gesegnetes! Lange schon sind sie mir vorausgegangen, aber beide erreichten ein von Liebe und Dankbarkeit reich gekröntes Alter. Wenn ich an diese Männer zurückdenke, so tritt mir immer die Wahrheit wieder in ihrer ganzen Stärke vor Augen, daß es wesentlich das Herz und die Liebe sind, welche dem Lehrerberufe seine höhere Weihe geben. Du kannst vieles wissen, kannst, durch natürliches Talent begünstigt, die Gabe eines glänzenden Vortrages besitzen, scharf zergliedern und meisterhaft katechisiren und entwickeln können, aber du wirst leuchten und glänzen ohne zu erwärmen, wenn dir jene Liebe, jene schlichte Herzensgüte fehlen, welche den Worten und Werken einen Zauber verleihen, der auf die Jugend mit unwiderstehlicher Kraft einwirkt. Aus dem Herzen quillt das Leben, und daß dieser Quell gottlob noch in den niedrigsten Schulen und bei den schlichten Lehrern des Volkes oft mehr zu

finden ist, als in den höheren und höchsten Regionen, trägt heutzutage wesentlich zur wahren und echten Volksbildung bei und nimmt auch dem Schulzwange einen Theil jenes Druckes, welchen die Jugend der Natur und deren Freiheit gegenüber stets hart empfindet.

Meines Vaters Leben und Denken gehörten ganz dem Amte. Mit dem Lehrpersonale wurden, wie schon erwähnt, fleißig Conferenzen gehalten, in welchen nicht bloß über Unterrichtsmethoden, sondern auch über die erziehliche Seite des Berufes verhandelt und ernstlichere Disciplinarfälle besprochen wurden. Was ich aber erst später recht begriff und in seinem ganzen Umfange zu würdigen lernte, war seine fleißige, schriftliche Vorbereitung auf die einzelnen Unterrichtsstunden. Hierin war er unermüdlich. Auf Grund seiner Erfahrungen und Privatstudien arbeitete er sich selbst seine Lehrgänge mit einer Sorgfalt aus, welche bewundernswerth war. Im Rechnen, in der deutschen Sprache und der Formen- und Größenlehre, als seinen Lieblingsfächern, schwollen die einzelnen Ausarbeitungen zu wahren Büchern an, und nach der Tagesarbeit in der Schule konnte der fleißige Mann noch bis spät in den Abend hinein am Arbeitstische sitzen, nachdenkend und schreibend. Ich selbst habe manche von seinen Heften zum eigenen Nutzen verwerthet. So erinnere ich mich besonders einer methodischen Bearbeitung der gemeinen Bruchrechnung, in welcher die schwierigeren Operationen nach Pestalozzi'scher Methode zu einer Anschaulichkeit und Klarheit gebracht wurden, welche auch dem schwächsten Lehrer und Schüler zum Verständnisse helfen mußten. Hätte der bescheidene Mann damals die Früchte seines Nachdenkens und Fleißes dem Drucke übergeben, so würde er sich zweifelsohne einen schriftstellerischen Ruf erworben haben. Aber hierzu konnten ihn keine Bitten der Freunde bewegen. Dagegen war er stets gerne bereit, seine Ausarbeitungen Lehrern, insbesondere denen in Landschulen,

mitzutheilen, und es gab eine Zeit, wo eine Menge von Abschriften seiner Lehrgänge in diesen Kreisen vorhanden waren und circulirten. Ich selbst habe mir, wie bereits an anderem Orte erwähnt, dieses Beispiel schriftlicher Vorbereitung auf die einzelnen Unterrichtsgegenstände zum Muster genommen und verdanke ihm manchen Gewinn, sowohl in Bezug auf die Methode als auf den Stoff. Jungen Lehrern ist diese Art der Vorbereitung ganz besonders zu empfehlen, weil ihnen dadurch am besten klar wird, inwieweit sie selbst im Stoffe und in der Form Klarheit gewonnen haben. Keineswegs soll aber damit gesagt sein, daß jede solche schriftliche Ausarbeitung sofort wieder in die Druckerei wandern und zu einem Leitfaden für andere werden muß. Gerade der Umstand, daß solche jetzt wie Pilze emporschießen und für wenige Groschen käuflich sind, ist Ursache, daß bei so manchen Lehrern die eigene Thätigkeit und das eigene Nachdenken in den Hintergrund treten und einer vertrauensseligen und bequemen Nachbeterei Platz machen.

Meines Vaters Eifer konnte sich aber nicht bloß auf die seiner Leitung unterstehende Stadtschule beschränken. Er trat auch mit den bisher zumeist sich selbst überlassenen Lehrern der Landschulen in ebenso engen als herzlichen Verkehr, zunächst durch Conferenzen, in welchen er die strebsameren Geister von Zeit zu Zeit um sich versammelte. Diese Conferenzen hat er fortgesetzt, bis ich später, zum Manne gereift, an seiner Seite stand und thätig mit eingriff. Gerne besuchte er auch einige der tüchtigeren Lehrer des Eichsfeldes, verkehrte freundschaftlich mit ihnen, wohnte ihrem Unterrichte bei, ermahnte und lehrte beispielgebend, oder unterstützte sie mit guten Büchern. Solcher Besuche, bei denen ich bisweilen den Vater begleiten durfte, erinnere ich mich noch sehr wohl, da sie mich nicht bloß über Land, durch Feld und Wald führten, sondern mir auch oft aus den Gärten der Herren Lehrer

einige Aepfel und Birnen freundlich zuwandten. Alle diese Thätigkeit meines Vaters wurde aber noch ergänzt und gekrönt durch die Gründung von Lehrerfesten. Er begann schon damals die Mitglieder der Conferenz und alle, welche ihren Stand liebten, jährlich einmal auswärts auf einem jener schönen Punkte, an denen das Eichsfeld reich ist, um sich zu versammeln. Unter einer majestätischen Buche oder Eiche, etwa auch in der Nähe einer Ruine oder eines malerisch gelegenen Forsthauses wurde das Fest durch eine Rede meines Vaters eingeleitet und durch den Gesang der Lehrer gehoben; dann folgte ungezwungene Unterhaltung, an welche sich in einem benachbarten ländlichen Gasthofe ein einfaches Mahl anschloß. Gern unterstützten einzelne Lehrer der Stadtschule meinen Vater bei diesen Festen, vor allen der junge Lehrer Ludwig, soweit es sich um den musikalischen Theil handelte. Diese Lehrerfeste fanden bald allgemeinere Theilnahme auch in anderen Kreisen, und mancher Freund der Schule und Volksbildung nahm gern daran theil. Leider gab es auch engherzige Persönlichkeiten, welche an diesen bescheidenen Festen Anstoß nahmen und fürchteten, daß sie dazu beitragen würden, die Lehrer über ihren Stand zu erheben und den Schulmeisterdünkel zu fördern Was würden diese Tadler erst jetzt zu unseren großen Lehrerversammlungen sagen? — Durch die 1836 erfolgte und demnächst zu schildernde Einrichtung des Seminars in Heiligenstadt gewannen diese Feste trotz einiger Gegner noch mehr an Ausdehnung und innerem Gehalte, und sie wurden bis ins spätere Lebensalter ihres Begründers fortgesetzt, so daß auch ich noch öfters thätigen Antheil daran nehmen konnte. Man würde sehr fehlgreifen und im Unrechte sein, wenn man eine derartige Unternehmung mit dem heutigen Maßstabe abschätzen wollte. Zur richtigen Würdigung muß man fünfzig Jahre zurückgreifen. Abgesehen davon, daß das katholische Eichsfeld inmitten durchaus protestantischer Gebiete eine isolirte Stellung hatte, lag das Seminar,

aus welchem seine Lehrer kamen, weit ab und konnte daher keinen Einigungspunkt bieten. Während wir heute einen Ueberfluß an pädagogischen Zeitschriften haben, war damals deren Zahl noch gering, und deren Preis machte vielen Lehrern schon wegen der durchschnittlich äußerst dürftigen Besoldung die Anschaffung unmöglich. Katholischerseits war die Monatsschrift des Gymnasiallehrers Rossel in Aachen die einzige, welcher ich mich aus jener Zeit noch erinnern kann. Die Geistlichen, in deren Händen damals fast ausschließlich das Landschulwesen lag, waren der Theorie und Praxis des Unterrichtswesens im ganzen noch fremd geblieben und beschränkten ihre Aufsicht oft nur auf den Lehrer als Kirchendiener und vorbereitenden Katechismuslehrer.

Noch kurz vor Overbergs Tode, welcher 1836 erfolgte, war in Büren in Westfalen ein katholisches Lehrerseminar errichtet worden, und auf diese Anstalt blieben alle jungen Leute des Eichsfeldes angewiesen, welche sich dem Lehrerberufe zu widmen wünschten. Hierin lag ein großer Uebelstand. Wegen der damals noch sehr beschränkten Verkehrsmittel waren die Reisen kostspielig; aber auch der Aufenthalt im Seminar selbst verursachte größeren Aufwand, da wiederum die Entfernung und die Kosten jeder Postsendung alle elterliche Unterstützung erschwerten. Den Eichsfelder Aspiranten gelang auch die Aufnahme wegen ihrer mangelhaften Vorbildung oft nur nach mehrmaligen Versuchen und Reisen, und waren sie endlich aufgenommen, so fühlten sie sich in der fernen, durch Dialekt und Sitten getrennten Provinz nicht recht heimisch und behaglich. Auch diesen Uebelständen suchte mein Vater möglichst abzuhelfen. Um die mangelhafte Vorbildung zu ergänzen, sorgte er zunächst dafür, daß einzelne Aspiranten noch die oberste Klasse der mittlerweile schon vierklassig gewordenen Stadtschule besuchten, um sich besonders im Rechnen und schriftlichen Gedankenausdrucke möglichst zu vervollkommnen. Aber hiermit noch nicht

zufrieden, gab er ihnen wöchentlich auch besondere Unterrichtsstunden und leitete ihre Lectüre und Hausarbeit, ohne dafür irgend eine Vergütung zu beanspruchen.

Durch diese ebenso uneigennützige als rastlose Thätigkeit lenkte mein Vater die Aufmerksamkeit der Regierung mehr und mehr auf sich und erwarb insbesondere die gesteigerte Theilnahme und Zuneigung des bereits erwähnten, mittlerweile nach Magdeburg versetzten Regierungs- und Schulraths Hahn, welcher wieder den damaligen Seminardirector und spätern Consistorial- und Schulrath Dr. Karl Gottlieb Zerrenner († 1852) mit meinem Vater bekannt machte. Diesem seltenen Manne, dessen pädagogischer Ruf damals auf dem Höhepunkte stand, ist es wesentlich zu verdanken, daß Heiligenstadt und das Eichsfeld sich eines eigenen Seminars freuen können. Das Bedürfniß trat immer schärfer hervor, und mein Vater sowie der bereits genannte Gymnasialdirector unterließen nicht, dasselbe an einflußreichen Stellen wiederholt zur Geltung zu bringen. Aber es vergingen noch manche Jahre, ehe sich eine ernstliche Aussicht zur Befriedigung eröffnete. Nicht bloß die damalige Sparsamkeit verzögerte die Ausführung, sondern auch die Regierung in Erfurt, welche die Anstalt an ihren Sitz verlegt zu sehen wünschte. Wenn auch einige Gründe für diesen Wunsch sprachen, so wäre mit dessen Verwirklichung wieder der Uebelstand einer weiteren Entfernung vom Eichsfelde eingetreten, und die größere Stadt hätte den Lebensunterhalt der Zöglinge erschwert und mancherlei sittliche Gefahren schon insofern mit sich gebracht, als an ein Internat vorläufig wegen der Kosten nicht zu denken war. Auch durfte nicht außer Betracht gelassen werden, daß Erfurt schon ein evangelisches Lehrerseminar besaß, und daß zwei solcher Anstalten an einem und demselben Orte doch auch ihre Bedenken hatten. Das Provinzial-Schulcollegium Magdeburgs hielt daher unter dem Einflusse Zerrenners an Heiligenstadt

fest, und letzterer bezeichnete auch meinen Vater als eine zur Leitung der Anstalt vorzüglich geeignete Persönlichkeit. Ich selbst hatte als zweiter Lehrer an der Dom-Knabenschule und später als erster Lehrer der Lorenzschule in Erfurt die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, wie bereits früher geschildert, erworben, und Zerrenner, welcher in Seminarangelegenheiten jährlich dorthin kam, hatte somit Gelegenheit, von meiner amtlichen Wirksamkeit genaue Kenntniß zu erhalten. Auch hatte ich ja nicht unterlassen, mich ihm während seiner Anwesenheit in Erfurt persönlich vorzustellen und dadurch in der Erinnerung zu bewahren.

Als somit im Jahre 1835 die Verhandlungen wegen der Einrichtung eines Seminars in Heiligenstadt festere Gestalt gewonnen hatten und mein Vater als künftiger Leiter der Anstalt in Aussicht genommen wurde, ging Zerrenner ohne Bedenken auf dessen Wunsch ein, auch mich als Lehrer dorthin zu berufen.

So trat denn das Seminar ins Leben! Meines Vaters Vocation datirt vom 8. November 1836, ebenso die meinige, beide vom Minister v. Altenstein vollzogen. Meine Stelle in Erfurt verließ ich bereits im August desselben Jahres wegen der vorher abzuhaltenden Aufnahmeprüfung und sonstiger Vorbereitungen zur Eröffnung der Anstalt, welche am 1. October nach dem Gottesdienste mit feierlichem Redeacte meines Vaters und einer kurzen Ansprache meinerseits an die Zöglinge erfolgte. Die Leser ersehen hieraus, daß ich schon vor der förmlichen Ernennung an Ort und Stelle war, und daß die Eröffnung der Anstalt unseren Bestallungen vorauseilte. Beides geschah auf private Anweisung Zerrenners, hatte aber für mich die unangenehme Folge, daß ich zwei Monate lang ohne Gehalt leben mußte und erst später durch eine Unterstützung einigermaßen für den Ausfall entschädigt wurde.

Wenn ich nunmehr daran gehe, die innere Einrichtung und äußere Ausstattung der jungen Anstalt wahrheitsgetreu zu

schildern, so muß ich meine freundlichen jüngeren Leser bitten, von allen den Anschauungen abzusehen, welche sie aus ihren früheren Bildungsanstalten etwa mitgebracht haben. Die Einrichtung, welche ich jetzt des nähern bezeichnen muß, war nicht einfach, nicht dürftig, — sie war mehr als alles das, sie war nach heutigen Anschauungen und Begriffen armselig, und noch jetzt, nach mehr als 50 Jahren, kann ich einerseits nur mit einem gewissen Mißbehagen, anderntheils aber auch wieder mit Rührung ihrer gedenken. Welcher Muth, welche Opferfreudigkeit und Wärme für die heilige Sache mußten eingesetzt werden, um alle die vorhandenen Schwierigkeiten zu besiegen und Befriedigendes zu leisten! — Die Anstalt wurde unter der Bezeichnung Nebenseminar ins Leben gerufen, mein Vater nicht als Director, sondern als Vorsteher bezeichnet. Mit diesen Benennungen wollte man einerseits die junge Anstalt vielleicht scharf von der alten in Büren unterscheiden, andererseits aber auch damit die dürftige erste Ausstattung entschuldigen oder rechtfertigen. Nur 400 Thaler waren zu dieser angewiesen; der ganze Etat betrug 890 Thaler. Im allgemeinen hatte man damals für das Schulwesen aller Kategorien noch wenig Geld übrig, es war noch nicht der Gegenstand verschiedenartigster Bewerbungen und Streitapfel der Parteien geworden. Wenn später, besonders in den Jahren des Culturkampfes, reichlich die Geldquellen für Schulen und Lehrer flossen, so kostete es in jener Zeit Mühe, nur für die allerdringendsten Bedürfnisse Staatszuschüsse zu erhalten, und dieselbe Kargheit pflanzte sich auch auf die Gemeinden fort. Ich erinnere mich allzuwohl, daß letztere selbst noch in den fünfziger Jahren, während meiner Wirksamkeit in Trier, wegen geringer Zulagen von 10—20 Thalern den Recurs an Oberpräsidenten und Minister ergriffen und der Regierung und deren Schulrathe unsägliche Schreibereien verursachten.

Doch betrachten wir zunächst die äußere Ausstattung des jungen Seminars. Als Unterrichtslokal mußte ein mittelmäßig großes Zimmer im städtischen Schulhause dienen, welches der Magistrat unentgeltlich eingeräumt hatte. Außer den vom Staate angeschafften Subsellien für etwa 35 junge Leute, einem Katheder und zwei Landkarten (die beiden Hemisphären) befand sich nichts im weißgetünchten Lokale. Die Seminaristen wurden in der Stadt einquartiert und richteten sich nach ihren Mitteln ein, meistens noch sehr billig, so daß der monatliche Durchschnittspreis für Logis und Kost etwa 5—6 Thaler betragen mochte. Eine Seminarübungsschule existirte nur als frommer Wunsch. An eine Bibliothek für Lehrer und Zöglinge, an irgend welche Unterrichtsapparate war nicht zu denken, und wo hätten solche unter den obwaltenden Verhältnissen auch untergebracht werden sollen?

Nach meiner Bestallung war ich zu 20 bis 22 Unterrichtsstunden wöchentlich verpflichtet, jedoch mit dem Zusatze, daß ich bei eintretenden Nothfällen auch einige Stunden mehr übernehmen müsse. Ebenso hatte ich den Vorsteher in Krankheitsfällen zu vertreten und ihm bei den Verwaltungsgeschäften hilfreiche Hand zu leisten. Im Falle, daß das Zusammenwohnen der Seminaristen bewirkt werden sollte, waren mir noch mancherlei andere Verpflichtungen auferlegt, als z. B. die Abhaltung des Morgen- und Abendgebetes und die Führung der Zöglinge zur Kirche. Mein Vater war bestallungsmäßig zu wöchentlich sechs Lehrstunden verpflichtet, hatte daneben die Kassenführung zu besorgen, sich mit mir in die Inspectionspflichten möglichst zu theilen, das Inventarium der Anstalt zu führen und alle 14 Tage eine Conferenz mit dem Lehrpersonale abzuhalten.

Das letztere bestand nun, außer dem Vorsteher mit 200 Thalern Gehalt und mir mit 400 Thalern Besoldung, aus einem geist-

lichen Religionslehrer, welcher vom Gymnasium entlehnt war, einem Gesanglehrer, dem Lehrer im Klavier- und Orgelspiel und einem Lehrer für den Violinunterricht. Die drei letzteren waren an der städtischen Schule beschäftigt. Alle, außer mir, fungirten also im Nebenamte, denn selbst die Hauptthätigkeit meines Vaters gehörte dem Rectorate der städtischen Schule. — Der Religionslehrer und die drei Hilfslehrer erhielten jeder eine geringe Remuneration, so daß demnach der ganze Besoldungsetat für die Anstalt kaum die Höhe des Gehaltes erreichte, welches gegenwärtig der einzelne ältere Seminarlehrer bezieht.

Aber muthig vorwärts! Jeder von uns war von heiligem Eifer beseelt, redlich das Seine zu thun, und das Bewußtsein der übernommenen ernsten Pflichten ließ keine Vergleichungen und keine Unzufriedenheit aufkommen. Am 1. October war die Anstalt eröffnet worden, und schon im October des folgenden Jahres wurde ein Besuch des Schulraths Zerrenner angekündigt. Die Ueberraschung war groß. In aller Eile wurden Vorbereitungen zum Empfange des hohen Gastes getroffen, so gut es irgend gehen wollte, und als der stattliche, auch im Aeußern Ehrfurcht gebietende Mann in das bescheidene Unterrichtszimmer von meinem Vater eingeführt wurde, empfing ihn ein von mir gedichteter, vom Gesanglehrer Ludwig in Musik gesetzter Gruß, dessen Schlußstrophe lautete:

„Mögen dich, den Gönner, uns erhalten
Vaterhände, die dort oben walten;
Mögest öfter du uns wiederkehren,
Lange noch durch Wort und Schrift belehren!
Lieb' und ehrfurchtsvoll
Tönen immer, kehrest einst du wieder,
Als des Dankes Zoll,
Aus des Herzens Fülle unsre Lieder:
Sei willkommen, froh willkommen!"

Man rankte sich damals noch gern und hingebend an der Größe anderer empor. Zerrenner wurde allgemein als verdienter pädagogischer Schriftsteller geschätzt; wir alle ehrten ihn als den Begründer der Anstalt, und nimmt man noch den Eindruck seiner äußeren Erscheinung hinzu, so läßt sich begreifen, mit welchen aufrichtigen Gefühlen er begrüßt und verehrt wurde. Diese wirkten auch auf den Gesang, welcher seinen Eindruck nicht verfehlte und mit freundlichem Danke entgegengenommen wurde. Zerrenner wohnte aufmerksam dem Unterrichte bei, welcher zumeist nur Unterricht war, da von Wiederholung unter den obwaltenden Umständen weniger die Rede sein konnte. Ich erinnere mich noch genau, daß ich in der Geschichte, Naturlehre und biblischen Geschichte prüfte und die Wortlehre der deutschen Sprache nach Beckers Grammatik behandelte, welche als neue Erscheinung mit allgemeinem Beifalle begrüßt wurde. Unser Gast mischte sich mit keinem Worte in den Unterricht, begleitete ihn aber mit unverkennbarer Theilnahme. Am Schlusse ließ er meiner klaren und scharfen Entwicklung der Begriffe, sowie meiner anregenden Darstellungsgabe Gerechtigkeit widerfahren, meinte aber doch, daß die präcisen Begriffsbestimmungen und die gesammte logische Auffassung der Sprache nach Beckers Grundsätzen vielleicht dem allgemeinen Bildungsstandpunkte der Schüler noch zu schwer sein dürften, doch wolle er hoffen, daß mein bewiesenes Geschick in der Entwicklung der Begriffe mit der Zeit die Schwierigkeiten überwinden werde, welche einmal in dem neuen Systeme lägen. Immerhin möge ich so fortfahren, ab und zu aber auch noch die alte Heyse'sche Grammatik mit zu Rathe ziehen und benutzen, da diese mehr die praktische Seite ins Auge fasse. Der Eindruck, welchen der gefeierte Schulmann auf uns hinterließ, war um so ermunternder, als er scheidend versprach, die junge Anstalt im Auge zu behalten und möglichst zu fördern.

Mein Vater behielt sich den Unterricht in der Pädagogik, in der Mathematik und im Rechnen vor; mir blieben die biblische Geschichte, die deutsche Sprache mit Aufsatz, die katechetischen Uebungen und sämmtliche Realien. Rechnet man hinzu die für alle diese Fächer nothwendige Vorbereitung, welche zumeist schriftlich geschah, und die Correctur der Aufsätze, so wird man begreifen, daß meine Aufgabe die Kräfte fast über Gebühr beanspruchte. Mir schien jedoch in meiner Begeisterung die Arbeit nicht so übermäßig. Mit Ausnahme der Essens- oder Schlafenszeit saß ich meistens am Schreibtische oder auf dem Katheder, und nur abends nach 8 oder auch 9 Uhr ruhte die Arbeit und Feder. Dann kam wohl oft noch mein Vater oder einer der technischen Lehrer, um mit mir bei einer Pfeife Tabak und bei einem Glase Bier oder einer Tasse Thee die letzten Tagesstunden zu verplaudern, aber auch hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Bisweilen trennte uns erst die elfte Stunde.

Es zeigte sich schon im Laufe des ersten Jahres unserer Thätigkeit bald, daß mein Vater, welcher damals das 50. Lebensjahr bereits überschritten hatte, unter den obwaltenden Verhältnissen dem Seminar nicht die Aufmerksamkeit und Hingabe widmen konnte, welche er so sehr wünschte, und daß überhaupt seinen Schultern zu viel aufgebürdet war. Ich entschloß mich daher, ihm von den Unterrichtsstunden an der Stadtschule noch einige (vier bis fünf wöchentlich) abzunehmen. Die städtische Schulcommission erklärte sich hiermit gerne einverstanden, und somit wurde ich denn vom December 1836 ab mit dem Unterrichte in der Geschichte und deutschen Sprache in der Knaben-Oberklasse betraut und erhielt zugleich die Berechtigung, an den Lehrerconferenzen theilzunehmen. Neben dem lohnenden Bewußtsein, dem Vater eine bedeutende Erleichterung verschafft zu haben, gewann ich für meine Person noch den Vortheil steter Beziehung zum Elementarunterrichte und zum kindlichen Alter.

Der hieraus erwachsende Nutzen war um so höher anzuschlagen, als ja dem Seminar die Uebungsschule fehlte, mir aber durch die übernommenen Stunden auch Gelegenheit wurde, einzelne Seminaristen als Zuhörer bei meinem Unterrichte zuzuziehen und durch Beispiele die gegebene Theorie zu klären und zu befestigen. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß ich diesen Unterricht bis zum Herbste 1843 ohne irgend eine Entschädigung ertheilte, daß ihn aber von dieser Zeit ab die städtische Behörde, in Uebereinstimmung mit der Schulcommission, freiwillig mit monatlich fünf Thalern honorirte, immerhin ein Zuwachs meiner Einnahme, welchen ich unter den obwaltenden Verhältnissen sehr wohl gebrauchen konnte und dankbar annahm. — Die Zahl meiner wöchentlichen Unterrichtsstunden belief sich somit auf 26 bis 27, sollte aber in den nächsten Jahren noch höher steigen. Doch davon später!

Die Zahl der Seminaristen betrug durchschnittlich 30 bis 35, und die Hausordnung war derart geregelt, daß zur Winterszeit um 6 Uhr, im Sommerhalbjahre eine Stunde früher aufgestanden werden sollte. Um halb 7 Uhr begann das kurze Morgengebet, woran sich der Gang zum Frühgottesdienste schloß. Hierauf folgte bis zur Mittagszeit der Unterricht, welcher nachmittags von 2 bis 4 Uhr fortgesetzt wurde. Um halb 7 Uhr begannen gemeinsame Arbeitsstunden im Schullokale, welche um 9 Uhr abends mit einer gemeinsamen Andacht geschlossen wurden. Ausgänge ins Freie waren Mittwochs und Sonnabends von 3 bis 5 oder 6 Uhr gestattet, ebenso an Sonntagen von 11 bis 12 Uhr vormittags und von 3 bis 5 Uhr am Nachmittage. Die Seminaristen waren in Abtheilungen (Coetus) von acht bis 10 Personen getheilt und die Ueberwachung der einzelnen Abtheilungen in Bezug auf die äußere Ordnung der Tagesarbeit den ältesten und zuverlässigsten unter den Zöglingen anvertraut. — Solange das Seminar nicht im Besitze eines eigenen Gebäudes war und das Internat nicht eingeführt werden

konnte, mußte jedoch diese ganze Hausordnung in der Ausführung unvollkommen bleiben. Schon die Wohnungen der jungen Leute in der Stadt und die damit verbundenen geselligen Beziehungen ließen nicht bloß vieles zu wünschen übrig, sondern brachten auch manche Versuchungen. Mein Vater und ich revidirten die Logis so oft als irgend möglich und zu verschiedenen Tageszeiten; aber trotz aller scharfen Aufsicht fanden doch mancherlei Ungehörigkeiten statt, unter welchen frühzeitiges Tabakrauchen die geringste war. Viel bedenklicher erschienen spätabendliche Zusammenkünfte und eine schädliche Privatlectüre, zu welcher gerade die fähigsten Köpfe am meisten hinneigten. Wenn auch gröbere Ausschweifungen im Laufe der Zeit nur sehr selten vorkamen, so wurden wir doch durch unsere Erfahrungen stets mehr überzeugt, daß die Zwecke der Erziehung und des Unterrichts durch das Internat wesentlich gesichert und gefördert werden würden. Das Bedenkliche des Wohnens in der Stadt trat bei besonderen Ereignissen, wie z. B. bei Jahrmärkten, Schützenfesten ꝛc., noch schärfer hervor, und wenn sogar kleine Schauspielerbanden das Interesse des Städtchens erregten, so braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß auch unsere jungen Zöglinge dadurch in lebhafte Bewegung gesetzt wurden. Wie sehr mußte es uns daher beruhigen und erfreuen, daß Zerrenner fortwährend dem Seminar seine lebhafte Theilnahme widmete, wiederholt die kleine Anstalt revidirte und uns bei dieser Gelegenheit abermals die Versicherung gab, daß all sein Bestreben darauf gerichtet sei, ihr und den Zöglingen bald ein eigenes Heim zu verschaffen!

Auf die bereits erwähnte, 1837 geschehene erste Revision der Anstalt erfolgte zu meiner freudigen Ueberraschung ein Schreiben des Provinzial-Schulcollegiums in Magdeburg vom 19. December 1837 an mich. Dasselbe war das erste mir in der neuen Stellung geltende Belobigungsschreiben, und wegen der belebenden und erfreuenden Einwirkung auf meine ganze

damalige Berufsthätigkeit möge ihm hier ein Plätzchen gegönnt sein. Es lautet:

„Mit Bezug auf die im Anfange des Monats October stattgehabte Revision des dortigen katholischen Schullehrer-Seminars und infolge des hierüber von unserem Commissario erstatteten Berichtes geben wir Ihnen hierdurch unsere besondere Zufriedenheit zu erkennen und ermuntern Sie, in Ihrem rühmlichen Eifer und Ihren Leistungen fortzufahren.“

Ich war ja immer fleißig gewesen, aber dennoch wirkte diese Anerkennung beglückend und fördernd auf mich ein. Sie gab mir größeres Selbstvertrauen und damit zugleich mehr Sicherheit in der äußern Haltung und im persönlichen Verkehre. Meine Behörde war ja mit mir zufrieden, und mit diesem Bewußtsein hatte ich auch Anspruch auf die Achtung anderer Kreise. Die Erinnerung an diese officielle Anerkennung und an deren ermunternden Einfluß hat mich durchs spätere Leben begleitet und meiner Feder oft die Wärme verliehen, mit welcher ich als Schulrath gerne die treue und redliche Arbeit meiner Untergebenen anzuerkennen pflegte. Vorgesetzte sollten überhaupt nicht vergessen, wie ermunternd und stärkend Worte des Lobes und Beifalles oft zu wirken vermögen, und wie solche für manches Leid und manche Entbehrung schadlos halten. Man sagt zwar, daß falsches und unverdientes Lob unsäglich schade, aber meines Erachtens soll erst noch ausgemacht werden, ob solch ein T a d e l nicht noch unheilvollere Nachtheile bringen könne.

Auch mein Vater hatte Worte freundlicher Anerkennung erhalten, und so sahen wir denn mit getrostem Muthe der nächsten Revision entgegen, welche gleichfalls durch Zerrenner neun Monate später erfolgte und wiederum ein günstiges Ergebniß und wohlwollende Anerkennung erwarb. Unser Leben und Wirken gewann unter solchen Umständen bei allem Ernste in der Arbeit doch auch mehr und mehr eine zuversichtliche

Sicherheit, welche sich auch den Zöglingen mittheilte und durch fleißige Spaziergänge und weitere Excurse in die Umgebungen gesteigert wurde. Eine größere Unternehmung mag beispielsweise hier erwähnt werden. Im Marktflecken Dingelstädt befand sich ein geachteter Lehrer, welcher nach vollendeten Gymnasialstudien in Braunsberg in der theologischen Facultät einige Zeit studirt, aber später dem geistlichen Stande entsagt und sich dem Lehrerberufe gewidmet hatte. Nach mehrjähriger Wirksamkeit in Erfurt, wo ich ihn zuerst kennen lernte, war er für Dingelstädt ernannt worden und hatte sich dort auch verheiratet. Er war ein fleißiger, ernster Mann, den jedoch das Mißgeschick zu verfolgen schien. Sein hoffnungsvoller Knabe spielte, auf einer Bank sitzend, mit einem Messer, fiel und stach sich ein Auge rein aus dem Kopfe. Nicht lange hierauf entriß dem tiefgebeugten Vater ein hitziges Fieber auch die noch jugendliche Gattin. Das Unglück des geachteten Mannes erregte allgemeine Theilnahme, und mein Wunsch, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, fand auch bei den Seminaristen derartigen Anklang, daß der Beschluß gefaßt wurde, der Begräbnißfeier beizuwohnen. So geschah es denn auch. Am 28. Januar (1840), nachmittags um 3 Uhr, begab ich mich mit 24 Seminaristen auf den dreistündigen Weg nach Dingelstädt, wo wir unter mißgünstigem Wetter gegen 7 Uhr anlangten und noch am offenen Sarge unser stilles Gebet verrichteten. Die schmerzlich verzogenen Züge der Leiche, welche auf einen bittern Todeskampf schließen ließen, machten in der düstern Beleuchtung auf uns alle, besonders aber auf mich einen so tiefen Eindruck, daß mir noch heute die ganze Scenerie lebhaft vor Augen steht. Hatte doch auch ich vor wenigen Jahren an dem Todesbette meiner innig geliebten Frau gestanden, welche am 17. December 1838 in noch jugendlicherem Alter von ihrem Kinde und von mir nach schweren Leiden hinweggerafft wurde. — Am 29. Januar früh gegen 10 Uhr

fand die Beerdigungsfeier statt, welche durch den Gesang der Seminaristen am Grabe und in der Kirche sehr gehoben wurde. Bald danach machten wir uns auf den Rückweg. Das Wetter war wenig ermunternd, Wind und Regen stürmten auf uns los; aber dennoch blieben wir, im Bewußtsein einer guten That, frisch und wohlgemuth und langten ohne irgend üble Zwischenfälle zu Hause an. Wenn wenige Tage darauf der betrübte Wittwer im Wochenblatte seinen tiefgefühlten Dank für unsere Theilnahme aussprach, so war dies für uns eine kleine Genugthuung, welche aber durch den allgemeinen, wohlthätigen Eindruck unserer Expedition noch erhöht wurde. Das Seminar war dadurch entschieden bekannter und sozusagen auf dem Eichsfelde populärer geworden. Um diesen Eindruck noch zu verstärken und das wachsende Ansehen der Anstalt zu erhöhen, faßten mein Vater und ich später den Gedanken, eine musikalische Abendunterhaltung zu veranstalten. Unser trefflicher Gesanglehrer sowie die übrigen Lehrkräfte boten hierzu bereitwilligst die Hand, und somit fand denn auch eine solche am 19. Februar (1840) statt, an welcher die gesammte katholische Geistlichkeit, der Bürgermeister, die Lehrer der Anstalt und einige wenige befreundete Persönlichkeiten theilnahmen. Neben einer Ouvertüre von Paer und einer Motette wurden vierstimmige Lieder vorgetragen, und das Ganze verlief heiter und zur Befriedigung aller Anwesenden. Später sollte sich aber doch in die angenehme Erinnerung einige Bitterkeit mischen. Immerhin mochte es auch in der Stadt und Umgegend Leute geben, welche der Entwicklung der Anstalt zwar Aufmerksamkeit, aber keine sonderlich wohlwollende, schenkten und der Meinung waren, daß die jungen Leute für das Schulmeisterthum zu vornehm und zu vielseitig gebildet würden. Ein diese Ansicht vertretender Bericht mochte sich wohl auch nach Magdeburg geschlichen haben; denn als uns der sonst so wohlwollende Zerrenner wieder besuchte, sprach er gegen meinen Vater und mich

in ziemlich ungnädigen Worten seinen Tadel über dieses öffentliche Heraustreten aus, welches nicht zu der bescheidenen Stellung künftiger Elementarlehrer passe. Was würde der so wohlwollende Mann jetzt sagen, wenn er sähe, wie reich gegenwärtig die Bildungsanstalten für unsern Lehrerstand ausgerüstet sind, wie weit darin der Unterricht ausgedehnt wird, und wie oft sie mit Concerten und verschiedenen Feierlichkeiten in vollem Sinne des Wortes in die Oeffentlichkeit treten! Eher, das muß ich jetzt zugeben, hätte unsere Reise zum Begräbnisse, welche einen und einen halben Tag Unterricht kostete, und an die sich manche andere Erwartungen und Forderungen knüpfen konnten, einen Vorwurf verdient; aber ein solcher erfolgte nicht.

Es werde hier beiläufig bemerkt, daß im Mai 1840 uns aus Nordhausen ein Turnlehrer dortiger Anstalten vom Provinzial-Schulcollegium zugeschickt wurde, welcher acht Wochen lang den Zöglingen gymnastischen Unterricht ertheilte, soweit es der sehr dürftige, mittlerweile eilig beschaffte Apparat gestattete. Der Turnmeister war ein feiner und anständiger Mann, welcher die Seminaristen zu behandeln und ihnen Eifer für die Sache einzuflößen verstand. Außer freier Wohnung und Kost erhielt er eine Remuneration von 20 Thalern und hat diese redlich verdient. Ich selbst nahm an den Uebungen fleißig theil und lernte dadurch so viel, daß ich später in einzelnen Stunden den Unterricht fortsetzen und insbesondere die Exercir- und Marschübungen zweckmäßig leiten konnte.

Der gänzliche Mangel an Unterrichtsapparaten machte sich mir sehr fühlbar. In der deutschen Sprachlehre, der biblischen und Weltgeschichte war er zu verschmerzen, nicht aber in den Realien. Hier waren einige Karten alles! — Ich mußte mir daher in der Physik und mathematischen Geographie mit Zeichnungen an der Wandtafel helfen. Mein

ganzes Sehnen war auf eine Elektrisirmaschine gerichtet, und als ein Göttinger Mechanicus diese für den Preis von 7—10 Thalern zu liefern versprach, waren wir so kühn, das Provinzial-Schulcollegium um eine solche, beziehungsweise um den Preis zu bitten. Die Antwort fiel nicht bloß abschläglich, sondern auch demüthigend aus. Nicht Mangel an Fonds wurde als Ursache des ablehnenden Bescheides angegeben, sondern der Hinweis darauf, daß der Unterricht in der Physik in der ihm zuzuweisenden Einfachheit und Beschränkung eines derartigen Hilfsmittels nicht bedürfe! Da hatten wir's! — Aber dieser kalte Wasserstrahl verfehlte doch seine Wirkung bei mir. Ein befreundeter Arzt, welcher gelegentlich von meinem Wunsche und dessen Vereitelung hörte, erinnerte sich eines alten, schadhaften Gestelles in einer Speicherkammer und stellte mir dieses zur beliebigen Verfügung. Ich griff begierig zu, wandte aus eigenen Mitteln noch einige Thaler an das Wrack, und siehe da, ich schaffte mir eine Elektrisirmaschine, welche die vortrefflichste Wirkung that, das ganze Anstaltspersonal in frohes Erstaunen setzte und dem Unterrichte die förderlichsten Dienste leistete.

Aehnlich war es mit einem Tellurium. Die Zeichnungen auf der Wandtafel wollten doch in Bezug auf die Entstehung der Jahreszeiten und die Stellung der Erde zum Monde und zur Sonne nicht so recht ausreichen, und es schien mir, als wenn die nöthige Klarheit bei den schwächeren Schülern nicht sicher genug erzielt würde. Aber ein gebranntes Kind scheut das Feuer, und somit wurde ein weiterer Versuch zum Erwerb des gewünschten Hilfsmittels nach oben hin nicht gewagt! — Wiederum half ich mir selbst. Der dritte Abschnitt in Schachts vortrefflichem Lehrbuche der Geographie und insbesondere der 13. Paragraph wurden aufs fleißigste und nachdenklichste studirt und hiernach mit Zirkel, Pappe, Draht und Kleister derart gewirthschaftet, daß nach einigen mißglückten Versuchen wirklich

ein Apparat zu Stande gebracht wurde, welcher dem Zwecke vollkommen entsprach und in seiner schmucklosen Einfachheit den Beschauer fesselte, aber nicht zerstreute. Der Erfolg krönte meine Arbeit, ja ich hatte sogar die Freude, daß einzelne Zöglinge durch mein Kunstwerk zur Nachbildung angespornt wurden und sich dadurch noch genauer in der Sache orientirten, als ich erwartet hatte. Durch Vermittlung Lübens, damals noch Rector in Aschersleben, erhielt ich auf billige Weise eine kleine Käfersammlung, eine mineralogische wurde gleichfalls von mir angefangen, und als uns die Behörde endlich mit Franque's anatomischem Atlas und einem Fortepiano beglückte, dünkten wir uns schon ziemlich wohlhabend.

Am fühlbarsten blieb jedoch unter allen Mängeln der einer Uebungsschule für das Seminar, und je näher die erste Abgangsprüfung heranrückte, desto tiefer mußte er empfunden werden. Ich hatte nach Dinters damals maßgebendem Leitfaden in der Katechetik das Wesen der Frage aufs gründlichste erörtert und durch Beispiele klar gemacht, ich hatte meine Schüler fleißig im Disponiren geübt und mit allen Erfordernissen einer guten Katechese theoretisch bekannt gemacht, aber das alles konnte doch die eigentliche Praxis nicht hinreichend ersetzen. — Was sollte nun noch geschehen, um auch diese zur Geltung zu bringen? Die Noth macht erfinderisch. Das Thema wurde gegeben, eine Disposition hiernach gemeinsam besprochen und festgestellt und alsdann dem Zöglinge die weitere Ausführung überlassen. Am bestimmten Tage bildeten etwa zehn Seminaristen die Reihe der Schüler, hatten ihre Plätze vor dem Katecheten, und dieser begann seine Lection und führte sie durch, als wenn er wirklich Kinder vor sich hätte. Die anderen Seminaristen übten das Richteramt und hatten zu diesem Zwecke ihr Notizbuch zur Hand. War nun die Katechese zu Ende, so begann die Kritik, und jeder einzelne Zuhörer mußte berichten, was er nach seinem Ermessen

zu tadeln gefunden habe. Hierbei übte ich das Amt des Schiedsrichters und gab schließlich selbst mein Urtheil über Einzelheiten und über das Ganze.

Das Verfahren war freilich nur ein Nothbehelf, hatte aber doch seinen erheblichen Nutzen. Abgesehen davon, daß ich selbst in dringenden Fällen sofort eingreifen und bessern konnte, ohne den Katecheten vor den Kindern zu verwirren oder zu beschämen, war dieser selbst nicht ohne scharfe Aufsicht und wußte, daß er vor Richtern stand, welche nicht durch die Finger sahen. Gerade darin, daß der angehende Katechet in unseren Seminarübungsschulen oft sich selbst überlassen bleiben muß, liegt die Ursache mancher übeln Angewöhnungen, welche ins spätere Amtsleben mit hinübergenommen werden. Dieser Nothbehelf hatte außerdem noch den Vortheil, daß nicht allein der Katechet, sondern auch die Katechumenen selbst scharf bei der Sache blieben und jeder für sich aus dieser lernte. — Bald gehörten solche Stunden zu den Lieblingsstunden der Seminaristen, und es war nicht zu verkennen, daß auch dieser Umstand einen vortheilhaften Einfluß auf die Erfolge übte. Später erlaubte die städtische Schulbehörde auch, einzelne Seminaristen bisweilen mit in die obere Klasse der Knabenschule zu nehmen und daselbst Unterrichtsversuche machen zu lassen. Diese geschahen zwar unter meiner Aufsicht, konnten aber doch nur so sparsam erfolgen, daß der Gesammtheit kein erheblicher Vortheil erwuchs. Das Ergebniß aller meiner Bemühungen in dieser Richtung war jedoch im allgemeinen so günstig, daß schon bei der ersten Abgangsprüfung mehrere der Zöglinge in der Unterrichtsfertigkeit das Prädicat „befriedigend“, einige sogar „gut“ erhielten.

Im Jahre 1839 dämmerte dem Seminare ein neuer Hoffnungsstrahl. Man dachte ernstlich an den Erwerb eines eigenen Gebäudes für die Anstalt, natürlich auf dem wohlfeilsten Wege. Dieser bot sich auch in überraschend glücklicher Weise. In der

Stadt und zwar in der gesundesten und schönsten Lage, befand sich die sogenannte Kemnate (caminata domus), ein stattliches aus Sandstein erbautes, zweistöckiges Haus, welches der Familie v. Kaisenberg gehörte und theilungshalber käuflich wurde. Mein Vater unterließ nicht, auf dieses Haus aufmerksam zu machen; ein Abgesandter des Provinzial-Schulcollegiums kam zur nähern Besichtigung, und im Herbste des Jahres 1840 wurde der Kauf für die geringe Summe von 5650 Thaler abgeschlossen. Wir waren glücklich! Allerdings bedurfte das Haus noch mancher inneren Veränderungen, um seinem künftigen Zwecke zu entsprechen; ein Nebengebäude mußte zu Schlafsälen, Waschgelassen und für Schränke eingerichtet und außerdem noch auf Raum und Mittel für eine Orgel gedacht werden. Alles dieses erforderte noch Geld und geraume Zeit, wie denn auch ein junger Baumeister geschickt wurde, um sämmtliche Veränderungen zu leiten und zu überwachen. Dies hinderte jedoch nicht, vorläufig schon aus dem angekauften Gebäude erheblichen Nutzen für die Anstalt zu ziehen. Einige Zimmer konnten alsbald für den Unterricht dienstbar gemacht und diesem überwiesen werden. Der 23. November 1840 war der glückliche Tag, an welchem wir in aller Stille, aber freudigen Herzens das beschränkte Lokal in der Stadtschule mit zwei geräumigen Schulsälen in dem angekauften Hause vertauschen durften. Mit diesem Schritte wuchs das Selbstgefühl, und da unsere Zöglinge im Laufe des Jahres an sechs kirchlichen Processionen theilzunehmen hatten, so brachte der neugestärkte Corporationsgeist auch den Wunsch mit sich, bei diesen Gelegenheiten, gleich dem Gymnasium, mit einer eigenen Fahne im Zuge erscheinen zu dürfen. Auch dieser Wunsch fand Berücksichtigung. Die Behörde bewilligte einen Beitrag von 10 Thalern, und ein ebenso wohlthätiges als geschicktes Fräulein (Kohler) aus Erfurt besorgte die Stickerei gratis. Am 25. Mai 1842 wurde die neue Fahne

während des Frühgottesdienstes kirchlich geweiht und bei der nächsten Procession mit Stolz und Freude von einem Zöglinge vorangetragen.

Bald darauf besah der Oberpräsident v. Flottwell das erworbene Gebäude, wurde mit Gesang empfangen, wohnte einigen Unterrichtsstunden bei und versprach der Anstalt auch für die Zukunft seine besondere Fürsorge.

Die Veränderungen und Umbauten in dem neuen Besitzthum nahmen jedoch eine größere Ausdehnung an, als anfänglich geglaubt wurde, und manche Schäden des Hauses wurden erst jetzt sichtbar, da man auszubessern und zu ändern begann. So kam es denn, daß die förmliche Uebergabe an die Anstalt erst im October 1842 geschehen konnte. Die feierliche Einweihung erfolgte am 26. desselben Monats. — Nach einem um 8 Uhr früh gehaltenen Hochamte mit Leviten, welches der damalige Religionslehrer und bischöfliche Commissarius Dr. Zehrt feierte, zogen die Seminaristen, ihre Fahne voran, in das neue Gebäude, dessen Einweihung nach kirchlichem Ritus der genannte Geistliche mit einer passenden Anrede einleitete. Hiernach sprach ich einige Worte zu der zahlreichen Versammlung, und mein Vater hielt die Schlußrede, nach welcher noch eine Dankeshymne der Seminaristen folgte. Nach beendigter Feier nahm der größere Theil der Anwesenden von der innern Einrichtung und Ausstattung des Gebäudes bis ins einzelne Kenntniß. Es fehlte dabei nicht an den verschiedensten Meinungen, und es wurde bald dieses bald jenes auszusetzen gefunden. Im allgemeinen aber rief die ganze Einrichtung, obgleich nur auf das Nothwendigste beschränkt, die Bewunderung der Besucher hervor, und eine behäbige Rathmannsfrau äußerte sich mir gegenüber geradezu dahin, daß doch alles das zu schön und zu kostbar für die künftigen Schullehrer sei, und daß es später einem jungen Menschen, welcher aus solchem Hause nach Flinsberg oder Wilbich (kleine Dörfer) ver-

setzt werde, unmöglich mehr da gefallen könne. — Was würde wohl diese gute Frau zu der jetzigen Einrichtung und Ausstattung unserer Lehrerseminare gesagt haben?

Da mein Vater im Stadtschulgebäude bereits seine Wohnung hatte und der entschieden größere Theil des Unterrichts und der Aufsicht mir überlassen bleiben mußte, so verzichtete er zu meinen Gunsten auf die Uebersiedelung in das neue Gebäude, und somit erhielt ich seine Wohnung, welche aus drei geräumigen Zimmern, deren Tapezierung mir überlassen blieb, zwei Schlafcabinetten, einigen Mansarden und der Küche bestand. Daneben wurde mir ein Theil des ziemlich umfangreichen Gartens zur Benutzung überlassen und somit meine äußere Lage wesentlich verbessert.

Wende ich nun den Blick von diesen äußeren Entwicklungen wieder auf das innere Leben der Anstalt, so muß ich zunächst bemerken, daß sie von jetzt ab wesentlich und entschieden mehr als bisher in meinen Händen und in meinem Herzen lag. Vom frühen Morgen, wo die Schläfer durch die Glocke zum Gebete gerufen wurden, bis zum Abend, wo das Tagewerk mit einem, von der Orgel begleiteten Gesange und einer kurzen Andacht schloß, war das ganze innere und äußere Leben in meine Hand gelegt. Dennoch blieb für meinen Vater genug der Arbeit übrig. Er ertheilte nicht bloß seine wichtigen Unterrichtsstunden mit der eifrigsten Pünktlichkeit, sondern besorgte auch die Kassengeschäfte der Anstalt, hielt die Conferenzen ab und übernahm nicht selten eine oder die andere der Abendandachten.

Mir selbst konnte es nicht entgehen, daß es bei dem fühlbaren Mangel an einer Uebungsschule wesentlich darauf ankomme, daß meine Schüler nicht bloß den Lehrstoff *beherrschten*, sondern auch die erforderliche *Sprachfertigkeit* erwürben, und daß hierauf um so eifriger hinzuarbeiten sei, als es den Zöglingen wegen der Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen,

oft genug an letzterer fehlte. Ich richtete zu diesem Zwecke Abendunterhaltungen ein, in welchen reihenweise den Zöglingen des mittlern Cötus die Aufgabe wurde, einige Abschnitte aus den Realien oder der Sprachlehre in freiem Vortrage vor ihren Mitschülern und in meiner Gegenwart zu wiederholen, woran sich dann eine Kritik reihte. Dieselbe Forderung wurde auch in erhöhtem Umfange an die oberste Abtheilung gestellt; dieser wurden abwechselnd aber auch Fragen gegeben, welche nicht direct in den Kreis der Unterrichtsstunden gehörten, sondern aus eigenem Nachdenken zu beantworten waren. Als solche mögen hier beispielsweise angeführt werden: Was ist vorzuziehen, öffentlicher oder Privatunterricht? Warum werden die Jahre der Kindheit so oft die glücklichsten genannt? Gute Bücher sind die besten Gesellschafter. Können auch die Räthsel mit Nutzen in der Schule Verwerthung finden? Das Auge des Lehrers, ein Erziehungsmittel.

Die Frucht dieser Einrichtung war erfreulich, und den Seminaristen wurden solche Abendunterhaltungen bald zu Lieblingsstunden; mir selbst aber gaben sie die unschätzbare Gelegenheit, den Individualitäten näher zu treten und diese genauer kennen zu lernen.

Eine andere, ebenso wohlfeile als einfache Einrichtung erweiterte noch diese genauere, persönliche Kenntniß. Für weniges Geld ließ ich in dem geräumigen Garten an einem sonnigen Platze Blumenstellagen errichten und äußerte hiernach den Wunsch, daß doch einzelne Zöglinge sich Töpfe kaufen, diese selbst mit Pflanzen versehen und dann aufstellen und pflegen möchten. Meinem Wunsche wurde mit Freuden entsprochen, und die ganze Terrasse war bald mit Gewächsen gefüllt. Ableger und Sämereien wußte man sich unschwer zu verschaffen, und schon im ersten Sommer gewährte die stets wachsende Anzahl der blühenden Gewächse einen freundlichen Anblick. Die Zöglinge gewannen dadurch Freude an der Natur und

an stiller, harmloser Beschäftigung, und von denen, welche ihre Blumen mit Sorgfalt und sinniger Treue pflegten, durfte ich wohl erwarten, daß sie später auch in ihren Kindergärten es an liebevoller Sorge nicht fehlen lassen würden. Bei einzelnen Zöglingen hat es sich auch im spätern Leben und Wirken entschieden gezeigt, daß auf diese Weise die Neigung zum Garten- und Obstbau geweckt wurde.

Wenn ich trotz aller dieser Thätigkeit Mußestunden fand, und ich suchte sie oft bis spät in die Nacht hinein, so wurde noch geschriftstellert. Ich arbeitete damals an der vielgelesenen Schulzeitung von Zimmermann, an Barthels katholischem Jugendbildner und an einer Schulzeitschrift, welche der Realschullehrer Jansen in Kassel gegründet hatte. Meine Hauptthätigkeit in dieser Richtung blieb jedoch dem vielbesprochenen und seiner Zeit Aufsehen erregenden „Praktischen Lehrgange in der deutschen Sprache" gewidmet. Der erste Theil erschien 1837 (Mai), der zweite im Januar, der dritte im October 1838 und der vierte im März 1840.

Mit jedem Abgangsexamen steigerte sich der gute Ruf unserer, mit so beschränkten Mitteln ausgestatteten Anstalt. Es wurden damals die Wahlfähigkeitszeugnisse noch mit Nummern bezeichnet und jedem Abiturienten ein ausführliches Sittenzeugniß mitgegeben, welches auch auf den Charakter und das Lehrgeschick, überhaupt auf die ganze Persönlichkeit mehr Rücksicht nahm, als jetzt zu geschehen pflegt. Eine dieser Prüfungen fiel so günstig aus, daß von zwölf aus der Anstalt scheidenden sieben die Nummer Eins erhielten. Die erwähnten Sittenzeugnisse waren in meine Hand gelegt, und ich widmete ihnen die größte Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. Manches dieser kleinen Charaktergemälde füllte zwei enggeschriebene Seiten, und ich darf wohl behaupten, daß deren Entwurf zu meinen interessantesten, aber zugleich schwierigsten Arbeiten zählte, da mit aller Gewissenhaftigkeit auch die Liebe Hand in Hand

gehen und der Entmuthigung oder einem übertriebenen spätern Mißtrauen möglichst begegnet werden mußte.

Ehe ich in der Geschichte der Anstalt und in der Gestaltung meines Lebens weitergehe, muß ich noch auf das Jahr 1840 zurückschauen und meine erste pädagogische Reise um so eingehender erwähnen, als sie, von den späteren Revisionsreisen abgesehen, eigentlich meine erste und letzte war. Die Behörde hatte mir eine, für die bescheidenen Anforderungen jener Zeit ziemlich ansehnliche Gratification bewilligt und dabei zugleich die Erwartung ausgesprochen, daß ich dieselbe zu einer Reise nach Berlin, Weißenfels, Magdeburg und Erfurt benutzen möge, um mich mit dem Taubstummenunterrichte vertraut zu machen.

Frohen Muthes trat ich mit dem Beginn der Sommerferien meine Reise an und steuerte zunächst auf Nordhausen, um noch einmal die Stadt und die Stellen zu sehen, wo ich meine erste Jugend verlebt hatte. Aber wie anders war alles nach so langen Jahren geworden! Nur die ehrwürdige St. Crucis-Kirche war dieselbe geblieben und entsprach noch meinen Erinnerungen; das alte Haus aber, in welchem ich vom Vater den ersten Unterricht empfangen hatte, war verschwunden und hatte einem modernen Bau Platz gemacht. Ich besuchte zuerst den Lehrer der katholischen Schule, welche etwa 50 Kinder zählte, ohne besonders merkwürdige Eindrücke daraus mit fortzunehmen. Mein zweiter Besuch galt einem frühern Mitzöglinge, dem Lehrer Brandt an der Realschule, einem prächtigen jungen Manne meines Alters, welcher sich durch ausdauernden Fleiß in den Naturwissenschaften zu seiner angenehmen Stellung emporgearbeitet hatte, leider aber allzufrüh durch ein Nervenfieber dem Amte und seiner Familie entrissen werden sollte. Da ich selbst zu jener Zeit die Botanik als Nebenbeschäftigung und im Andenken an meinen Lehrer Leunis noch sehr eifrig betrieb, so machte mich Brandt mit seinem Collegen Friedrich

Traugott Kützing bekannt, und wir verlebten in dessen geräumigen Hause einen sehr angenehmen Abend. Im Garten hatte sich gerade der schöne Cactus grandiflorus (Königin der Nacht) prachtvoll entfaltet, und während wir bewundernd davor standen, erklärte uns der freundliche Wirth in anziehender und belehrender Weise das Eigenthümliche dieser seltsamen Pflanze. Kützing, ein feiner Mann mit lebendigem Wesen, zeigte uns hiernach auch mehrere, von ihm selbst mit bewundernswerther Genauigkeit entworfene Bleifederzeichnungen von Algen, welche für eines seiner Werke bestimmt waren. Geboren 1807 zu Ritteburg bei Artern, anfangs Apotheker, war er später dem Drange nach weiterer wissenschaftlicher Ausbildung gefolgt und hatte in Halle studirt. Schon zur Zeit meines Besuches hatte er sich durch seine Leistungen auf dem schwierigen Gebiete der kryptogamischen Pflanzenwelt einen ehrenvollen Ruf erworben, welcher in seinem Hauptwerke: Grundzüge der philosophischen Botanik (Leipzig, 1851 bis 1852, mit 18 Tafeln Abbildungen) einen rühmlichen Abschluß fand. In seiner Wohnung war Raum für acht bis zehn Pensionäre, welche unter der Gattin Pflege sich so wohl befanden, daß der größere Theil der jährlichen Anmeldungen zurückgewiesen werden mußte. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß er sich mit seiner zarten Frau eine so schwere und die persönliche Freiheit einengende Bürde aufgeladen habe, entgegnete er mir lächelnd: Sie haben wohl Recht, meine übernommenen Pflichten sind schwer; aber wir sind im besten Alter, und wenn wir noch acht bis zehn Jahre diese Bürde getragen haben, dann hoffe ich so weit belohnt zu sein, daß ich mich frei und unabhängig nur der Wissenschaft und Familie widmen kann. — Daß der wackere, noch im Jahre 1891 lebende Mann die gebührende Anerkennung seiner Leistungen und auch dieses Ziel erreicht hat, habe ich später mit Freude erfahren. Von Nordhausen

ging die Reise über den Harz nach Halberstadt, wo ich aber das Seminar geschlossen fand und somit nach einem kurzen Besuche bei einem Verwandten die Fahrt nach Magdeburg lenkte. Hier waren noch alle Schulanstalten in Thätigkeit; ich sah daher einen längern Aufenthalt vor mir und richtete mich hiernach möglichst wohlfeil ein.

Ich blieb eine volle Woche und kaufte meine Zeit redlich aus. Vorzugsweise galt meine Aufmerksamkeit dem Taubstummeninstitute; aber auch das Seminar unter Leitung des Directors Hartung wurde mehrmals besucht. Ich wohnte dem Unterrichte des letztern in der Pädagogik und den Denkübungen bei und ließ mich hiernach in die Seminarschule führen, welche nach der wechselseitigen Schuleinrichtung arbeitete. Die Seminaristen zeigten ziemliches Geschick; das Monitorenwesen war gut organisirt; aber das ganze Treiben erinnerte doch allzusehr an einen Bienenschwarm, als daß es mich hätte befriedigen können. Interessant war mir der Unterricht in der deutschen Sprache, welchen ein junger Lehrer ertheilte. Hier fand ich Entwicklung und geistiges Leben, wenn sich letzteres auch zu viel in den Formen des Becker'schen Systems gefiel. Nach dem Schlusse der Lehrstunde erging ich mich noch in Gespräche über Methode mit dem geistig regsamen Manne, welcher mir schließlich eine von ihm ausgearbeitete Schulgrammatik mit dem Zusatze verehrte, daß er bis jetzt nur zwei methodische Sprachlehren kenne, nämlich die von Wurst und hiernach die seine. Da zu jener Zeit mein „Praktischer Lehrgang“ bereits erschienen und in der Schulwelt nicht unbeachtet geblieben war, so hatte ich allerdings einige Mühe, diese Pille gegen etwaige schriftstellerische Eitelkeit mit angemessenem Gleichmuthe hinzunehmen.

Die Taubstummenschule stand unter zwei Lehrern, welchen eine gute Befähigung nicht abgesprochen werden konnte. Jeder hatte zwar seine Eigenheiten, aber jeder auch seine Vorzüge. So befremdete es mich sehr, daß der Erste Lehrer der Anstalt

bei dem Sprachunterrichte in der Oberklasse sich ganz unverfroren der lateinischen Terminologie bediente, und daß ich daher vom Activum und Passivum, vom Genitiv und Dativ, vom Subject und Object zu hören bekam. Auf meine Bedenken hierüber erhielt ich die kurze Antwort: Es ist eins wie das andere, Deutsch und Latein können ohne gewisse Voraussetzungen leerer Schall bleiben! Am begabtesten erschien mir der Zweite Lehrer. Als ich zuerst bei ihm hospitirte, erklärte er in Sätzen und Beispielen die Begriffe: jung, alt, — neu, frisch &c. mit einer Gewandtheit und Klarheit, welche mich in freudiges Erstaunen setzten. Der ernste Mann fesselte mich; ich besuchte ihn mehrmals, nicht bloß in seiner Schule, sondern auch in seiner bescheidenen Herberge, wie er das dürftige Zimmer nannte, und gewann bald sein ganzes Zutrauen. Er gehörte zu den Geistern, welche in ruhelosem Ringen ohne Befriedigung vorwärts streben, aber mit ihrem Schicksale, mit ihrem Berufe und mit sich selbst grollen. Im Seminar zu Bunzlau und im Berliner Taubstummeninstitute ausgebildet, beseelte ihn ein glühender Wissensdrang, welchem er jede Bequemlichkeit und jeden heitern Lebensgenuß zum Opfer brachte. Neben der Mathematik waren es die Naturwissenschaften, welche ihn fesselten. Von Methodenkram und Methodengeschwätz, wie er es nannte, mochte er nichts hören. Dringt in den Stoff ein, die Methode findet sich dann von selbst, pflegte er zu sagen und dabei auf die Seminare zu zürnen, welche nur die letztere pflegen, darüber der erstern vergessen und ihre Zöglinge mit unzureichender Ausbildung in die Schulwelt schicken. Der jetzige, eng begrenzte Wirkungskreis wollte dem Manne nicht genügen, und er fühlte sich darin um so unbehaglicher, als er mit seinem Geiste und seinem Streben nicht zu dem Ersten Lehrer paßte, beide sich fremd blieben. Als er mich eines Nachmittags offenherzig fragte, was ich an ihm auszusetzen fände, und ich ihm ebenso offen-

herzig gestand, daß mir seine polemische Richtung auffalle und an dieses Geständniß einige Bemerkungen knüpfte, nahm er solche mit Dank an und verhieß Besserung. Er offenbarte mir bei dieser Gelegenheit, daß er, von Haus aus ganz arm, seit fünf Jahren ein liebes, aber gleichfalls armes Mädchen seine Braut nenne, und obgleich schon 30 Jahre alt, erst 200 Thaler Gehalt beziehe. Das dringe ihm um so tiefer ins Herz, als der eng begrenzte, oft ins Mechanische streifende Taubstummenunterricht ihn nicht befriedigen könne, und der Wunsch nach einer wissenschaftlichen Laufbahn und Wirksamkeit ihn Tag und Nacht nicht verlasse. Wenn hiegegen mein Lebensweg, so bescheiden er war, ein glücklicherer genannt werden durfte, so konnte ich mich doch ganz in die Seele des Mannes denken, der, in trübes Sinnen versunken, jetzt vor mir saß und meinen Trostgründen nur ein tiefes Schweigen entgegensetzte. Plötzlich erhob er sich, faßte meine Hand und bat mich, ihn zu einem Freunde Namens Banse zu begleiten, bei welchem er schon oft Frieden und Ruhe gefunden habe. Ich war um so lieber hierzu bereit, als ich diesen Freund aus früheren Zeiten kannte. Er mochte einige Jahre älter sein als ich, hatte aber noch mit mir ein Jahr lang den Unterricht Zerrenners genossen, dann eine Privatschule gegründet, welche für höhere Schulanstalten vorbereiten sollte. Diese Schule wurde durch die Hingabe und das Lehrtalent ihres Leiters bald ebenso berühmt als beliebt und von Kindern der höheren Stände besucht. Daneben warf sich Banse aber mit allem Eifer auf die Mathematik und die Naturwissenschaften und schloß sich an alle Persönlichkeiten an, welche ihm in diesen Wissenszweigen nützlich werden konnten und wollten. Er erregte hierdurch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit, und diese hatte zum Ergebniß die Berufung als Lehrer an das Gymnasium zu U. L. Frau, welches damals unter der Oberleitung unseres Zerrenner stand. Letzterer kannte seinen Mann, sah von allen Vorurtheilen ab und brachte

ihn an einen Platz, welchen er viele Jahre mit Ruhm und Ehren behauptete. Anfangs hatte er vielfach mit schweren Sorgen zu kämpfen. Seine unbemittelte, aber innig geliebte Frau kränkelte oft, desgleichen die Kinder, deren Weihnachtsbaum zumeist sehr kärglich bedacht werden konnte. Als Banse in eine bessere Lage kam, entriß ihm der Tod die treue Lebensgefährtin. Jetzt war er ordentlicher Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften mit 500 Thalern Gehalt und 300 Thalern Nebenverdienst. Soeben hatte ihm das Ministerium in Anerkennung seiner Tüchtigkeit eine Unterstützung von 100 Thalern zu einer wissenschaftlichen Reise nach Helgoland gewährt. Mit ruhigem Selbstvertrauen schaute nunmehr dieser Mann, welcher in der Wissenschaft und in seinem Berufe das Höchste anstrebte, in die Zukunft, während sein Freund mit trübem Blicke in der Gegenwart lebte und ebenso trübe in die Ferne schaute und nahe daran war, ohne Hoffnung sein Schicksal zu tragen und in Unmuth sich zu verzehren. Welcher Contrast zwischen beiden! Beide Männer von gleichem edlen Streben beseelt, aber nur einer glücklich! Auf meinem spätern Lebenswege sind mir noch einigemal solche bedeutungsvolle Typen des Lehrerstandes begegnet, aber immer mußte man froh sein, wenn sie das Wissen nicht mit dem Herzen bezahlten, und dieser Fall trat zumeist da ein, wo das Ringen und Streben nicht die äußeren Ehren fand, welche man daran geknüpft hatte, und wo eben dieses Streben und Wissen seine Quellen wesentlich nur aus der Eitelkeit herleitete. Als ich von meinem Taubstummenlehrer Abschied nahm, las er mir noch einige seiner Gedichte vor, welche ein tiefes Gemüth und eine nicht geringe Begabung, aber auch ein gutes Stück Weltschmerz verriethen. Nochmals suchte ich ihn zu trösten und ihm größere Zuversicht einzuflößen; aber meine Worte wollten nicht fruchten. Wehmüthig gestimmt bat ich scheidend um briefliche Nachrichten über seinen spätern Lebensweg, aber diese

blieben aus, und ich habe nicht weiter erfahren, welches Schicksal einen Mann getroffen, der meine ganze Theilnahme gewonnen hatte.

Die Richtung und das Streben beider Persönlichkeiten, welche ich in kurzen Umrissen zeichnete, waren auch meinem Herzen und Geiste nicht fremd. Ihre Gefühle, ihre Sorgen und Schmerzen waren auch mir nicht unbekannt geblieben, und der Verkehr mit beiden hatte manches wieder in meinen Gedankenkreisen geweckt, was zeitweilig durch die ernsten Tagesarbeiten zum Schweigen gebracht war, jetzt aber wieder erwachte und auf meine Stimmung einwirkte. Wahrhaft wohlthätig war mir daher ein Morgenbesuch bei dem Rector der katholischen Schule. Hier fand ich, was mir gerade in dieser Stimmung und nach den vorausgegangenen Erlebnissen heilsam war. Dieser Rector (Scholand), ein Mann von 58 Jahren, nahm schon durch sein wohlwollendes, geistig frisches und heiteres Wesen beim ersten Anblicke für sich ein, und dieser erste Eindruck wurde noch durch jede Minute längerer Bekanntschaft gesteigert. Hier fand ich hingebende Liebe zum Berufe, vielseitige Belesenheit ohne Dünkel und eine Zufriedenheit mit dem eingeschlagenen Lebenswege, zu welcher auch seine gemüthliche Frau voll biederer Herzlichkeit wesentlich beitragen mochte. Scholand war auch Schriftsteller; aber er erwähnte dieses nur, als ich zu erkennen gab, daß mir seine Thätigkeit in dieser Richtung nicht ganz fremd geblieben sei. Seine Schriften waren wesentlich auf das Gemeinnützige gerichtet. Gesundheitslehre, Länder- und Völkerkunde, ins Leben eingreifende physikalische Erscheinungen waren Gegenstände seiner literarischen Thätigkeit; aber auch über Tod und Unsterblichkeit hatte er vom religiösen und philosophischen Standpunkte aus gute Lesefrüchte zusammengestellt. Wir gingen in seine Oberklasse, wo er im Lesen mit Sprachlehre unterrichtete. Was ich sah und hörte, machte auf mich einen eigenthümlichen, bisher nicht

empfundenen Eindruck. Das war keine Schule im gewöhnlichen Sinne; es war die freundliche Unterhaltnng eines Vaters mit seinen Söhnen; es war kein formell strenger Unterricht, sondern ein entwickelndes Gespräch, wie es wohl ein Jugendfreund mit munteren Knaben auf einem Spaziergange führt. Die Disciplin, der Ton und die ganze Harmonie zwischen dem Lehrer und seinen Schülern brachten mir lebhaft meinen Vater in Erinnerung und riefen mir zu, daß auch in der Schule das Alter eine Krone des Segens ist und Früchte bringt, welche heutzutage leider oft unterschätzt werden. Wo man wesentlich nur das Wissen ins Auge faßt, wo Behörden die Schule nur als Unterrichtsanstalt würdigen, da wird man folgerichtig auch das Alter vorzeitig zurücksetzen und möglichst auf jugendliche Lehrkräfte denken. Während ich ernsten Sinnes nochmals auf diese drei Typen aus unserm Lehrerstande zurückblicke, erinnere ich mich zugleich an einen Ausspruch Herders. Er sagt: „Menschen von zartem Gefühle haben ein Höchstes, wonach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken; — wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert, so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest steht mit unkräftigen, welken Blättern da. — Vielleicht gehen mehr Erstorbene dieser Art in unserer Gesellschaft (in unseren Lehrerkreisen) umher, als man glaubt, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen, und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß des Herzens auch ihren Freunden verhehlen.“

Kranken nicht am Herzen manche der besten und edelsten Lehrer, weil sie ihre Ideale der Wirklichkeit gegenüber unerreicht oder mißachtet sehen? Sinken ihnen nicht oft Muth und Lebensfreude, weil sie nicht bloß in ihrer Umgebung, sondern auch bei den Vorgesetzten nur dem Kaltsinn oder einer

handwerksmäßigen Berufsauffassung begegnen, welche wohl regieren, aber nicht liebevoll führen mag?

In Magdeburg war nunmehr meine Uhr abgelaufen, und ich mußte an das Hauptziel der Reise, an Berlin, denken. Es blieben mir noch einige Abschiedsbesuche übrig. Leider war mein verehrter Gönner, der Consistorialrath und Propst Zerrenner abwesend, und somit galten meine letzten Besuche nur dem freundlichen Seminardirector, bei welchem ich noch zu Mittag speiste, und dem katholischen Pfarrer und bischöflichen Commissarius Ernst. Bei letzterem, einem biedern Westfalen, dessen ganzes Wesen wohlwollende Freundlichkeit athmete, war gerade eine kleine Pastorenconferenz, und ich traf somit etwa vier bis fünf geistliche Herren, welche sämmtlich in der sogen. Diaspora arbeiteten und mit ihren Lehrern aus dem Neuzeller Klosterfonds besoldet wurden. Ich störte durch meine kurze Dazwischenkunft offenbar die Unterhaltung, welche sich daher in etwas steifen Formen bewegte. Die Herren äußerten sich zumeist über ihre Stellung und Wirksamkeit sehr mißmuthig, insbesondere aber über den Mangel an Toleranz, welcher in den Städten entschieden mehr, als auf dem Lande hervortrete. So erzählte beispielsweise der Pfarrer von B., daß er zwar schon zwei Jahre im Orte lebe, oft aber sich noch gefallen lassen müsse, daß die Buben auf der Straße mit Fingern auf ihn zeigten und riefen: „Da geht der katholische Pfaff!“

In Berlin angelangt, quartierte ich mich vorläufig bei einem Verwandten ein und ging sofort an meine Pflichtbesuche. Leider war wiederum der mir wohlwollende Geheimrath Brüggemann verreist; dagegen traf ich den mir persönlich noch unbekannten Geheimrath Kortüm zu Hause und fand bei ihm wohlwollende Aufnahme. Nachdem er sich bis aufs einzelnste über das Seminar in Heiligenstadt erkundigt und mir Muth für die Zukunft zugesprochen hatte, entließ

er mich mit den Worten: „Adieu, mein Lieber, sehen Sie sich nur alles hier an, es läßt seine Spuren zurück, und sollte Ihre Kasse Einspruch erheben, so kann auch noch etwas nachgeholfen werden!“ In der That erhielt ich auch vor meiner Abreise von Berlin noch einen Zuschuß von 20 Thalern.

Mein erster Gang war nunmehr nach dem königlichen Taubstummeninstitute gerichtet. Hier stellte ich mich zunächst dem Director Sägert vor und fand an ihm einen lebhaften, formgewandten Mann von angenehmem, ja elegantem Aeußern und Wesen. Einiger modernen Sprachen ziemlich mächtig, trat er in der Anstalt nur im Frack auf und konnte die fremden Besuche, deren Zahl nicht gering war, meistens in ihrer Muttersprache empfangen und mit der Eleganz eines Weltmannes umherführen. Er schien Gefallen an mir und meiner Wißbegierde zu finden und widmete mir im Laufe der Zeit, ungeachtet der vielen an ihn gestellten Forderungen, doch manche Viertelstunde besondern Zwiegesprächs. Die Anstalt selbst war damals in der schönen Sommerszeit fast täglich von Fremden besucht; einer folgte dem andern; vorzugsweise schickte Frankreich seinen Beitrag. Unter den Gästen sprach mich gleich am ersten Tage ein junger, hochgewachsener Mann mit röthlichblondem Haare an, ein Friese, welcher wegen des Instituts sich längere Zeit in Berlin aufhalten wollte. Sein gutmüthiges Wesen, seine sich stets gleichbleibende, heitere Ruhe gefielen mir ungemein, und als ich im Laufe unserer ersten Unterredung bemerkte, daß mein jetziges Logis weit von der Anstalt entfernt und mir überhaupt unbequem sei, bat er mich sofort, sein äußerst geräumiges, aus zwei wohnlichen Zimmern bestehendes Quartier mit ihm zu theilen. Ich schlug freudig ein, war schon am andern Tage des Friesen Stubengenosse und hatte späterhin keine Ursache, meinen schnell gefaßten Entschluß zu bereuen.

Das Institut selbst imponirte mir, und obgleich ich jeden Morgen regelmäßig zwei bis drei Stunden darin verweilte,

fehlte es doch niemals an neuen, anregenden Eindrücken. Die geräumigen, freundlichen Schulsäle, ausgerüstet mit allen möglichen Unterrichts- und Anschauungsapparaten, die meistens den besseren Ständen angehörigen Zöglinge und die Sprachgewandtheit in den oberen Klassen, daneben so manche, fremde Erscheinungen, endlich die Lehrer selbst mit der Art und Weise ihres Unterrichtes, alles dieses nahm meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch und ließ dagegen Magdeburg ganz in den Hintergrund treten. Unter den älteren Anstaltslehrern nenne ich besonders Lachs, Reimer und Wilke (letzterer selbst taubstumm), welche auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Die jüngeren Lehrer Preckwinkel und Kirchhoff wurden mir bald befreundet. Dem Professor Lachs lag vorzugsweise die Aufgabe ob, mit den eingetretenen Zöglingen die ersten Sprachversuche einzuleiten, und er hat dieser einförmigen, aber wichtigen Aufgabe zwei Decennien hindurch mit Beharrlichkeit obgelegen. Daß er sich darin eine besondere Fertigkeit erwerben mußte, ist wohl um so selbstverständlicher, als er zu den denkenden Köpfen gehörte. Wenn mich anfänglich die Geduld und Freundlichkeit anmuthete, womit er so einen kleinen Rekruten zwischen die Kniee nahm, und mit Stäbchen und Finger an dessen Lippen und Zunge hantirte, so mußte ich doch später hören, daß sein Geduldsfaden zum öftern reiße, und er dann bei seinen Versuchen auch heftig werden könne. — Lehrer Reimer, welcher in seinem Wesen etwas zurückhaltend war, zeigte beim Unterrichte der Oberklasse gute Sicherheit. Er las mit den 14- bis 15jährigen Schülern und Schülerinnen Campe's Robinson in Jacotots Manier, und knüpfte daher an diese Lectüre die entsprechenden grammatischen und orthographischen Regeln, sowie die nöthigen Begriffserklärungen. — Mit Wilke, welcher mittheilender war und bei der Erklärung von Bildern vorzugsweise die Gebärde zur Geltung brachte, konnte ich mich sehr

gut unterhalten, da er alles mit großer Sicherheit vom Munde des Sprechenden ablas. Mit unserer classischen Literatur war der interessante Mann nicht unbekannt, und die hervorragendsten Dichtungen eines Schiller und Goethe hatte er mit Verständniß gelesen.

Ueber den Unterricht und die Methode, sowie über sonstige Einzelheiten in der Ordnung des Instituts weiter zu sprechen, dürfte mich vom ursprünglichen Zwecke dieser Lebensblätter abführen und auch meine Leser weniger interessiren. Genug, daß ich die Zeit aufs gewissenhafteste benutzte, in den letzten Wochen meines Aufenthaltes in der Anstalt mehrmals selbständig mitunterrichtete und auch noch Gelegenheit hatte, einige Vorträge des redegewandten Directors anzuhören, welche dieser einer Anzahl von Lehrern hielt, die sich für den Taubstummenunterricht weiter ausbilden wollten. Unter den Bekanntschaften, welche ich im Institut machte, sei nur noch der Provinzial-Schulrath Otto Schulz erwähnt, welcher im Jahre 1839 mit den Räthen Striez und Ule das Schulblatt für die Provinz Brandenburg gegründet hatte. Da ich diese Zeitschrift bereits genauer kannte und mir auch eine kleine Sprachlehre des Herausgebers nicht fremd geblieben war, so hatte der Mann für mich ein besonderes Interesse, und ich ließ mich ihm mit einiger Befangenheit vorstellen. Diese wurde auch nicht durch die Haltung des Herrn Schulraths gemildert; denn er fertigte mich ziemlich kalt und kurz ab und nahm auch im spätern Verlaufe des Vormittags keine weitere Notiz von mir, was mich um so unangenehmer berührte, als ich ohne Unbescheidenheit wohl voraussetzen konnte, daß dem Herrn mein damals vollendeter und bereits vielseitig besprochener „Praktischer Lehrgang in der deutschen Sprache" nicht unbekannt geblieben war. Die kleine Demüthigung mochte mir übrigens ganz heilsam sein; denn es knüpfte sich für mich daran die Erwägung, wie leicht es doch in gewissen höheren Stellungen ist, durch ein

gütiges und wohlwollendes Entgegenkommen einen bleibend angenehmen und ermunternden Eindruck zu hinterlassen, wie oft aber auch dieses so wohlfeile Mittel unbeachtet bleibt.

In dieser Zeit war auch des Seminarlehrers C. E. Gabriel Anthropologie für Lehrer, Erzieher und Eltern erschienen (Berlin 1839), welche wegen der Eigenthümlichkeit ihres methodischen Ganges und ihrer Gründlichkeit Aufsehen erregte und großen Beifall fand. Indem der Verfasser wesentlich auf Anschauung und Vergleichung der Naturkörper dringt und damit Auffassung der Naturideen bezweckt, will er zugleich Trennung des reichen Stoffes in äußere und innere Anatomie und Psychologie. Der Unterricht soll fortschreiten von den höchsten Ideen zu den niederen durch Betrachten mehrerer, zu einer Hauptidee gehörigen Naturkörper und durch Aufsuchen des Gemeinsamen und Unterscheidenden. — Alles, namentlich in der Zoologie, wird mit Bezug auf den Menschen betrachtet, welcher Maß und Messer (d. i. Prüfer, nachdenklicher Beobachter) der Schöpfung sein soll. Das ganze, 408 Seiten umfassende Werk zerfällt hiernach in drei Haupttheile: Form, Bau und Leben. — Der Verfasser, Lehrer am Seminar für Stadtschulen und an der Seminar-Knabenschule in Berlin, war für mich eine wichtige Persönlichkeit, deren Bekanntschaft nicht versäumt werden durfte. Ich fand einen zart gebauten, jungen Mann mit bleichem, aber feinem Gesichte und fast kahlem Scheitel, dessen ganzer Eindruck keinen Zweifel darüber ließ, daß die Studirlampe bisher seine Lebenslampe gewesen war. Eben im Begriffe, eine Erholungsreise anzutreten, empfing er mich doch mit ungeheuchelter Herzlichkeit; ich durfte meinen Besuch verlängern und später von ihm scheiden, als in meiner Absicht gelegen. Mit Klarheit und hinreißender Wärme sprach er über sein Werk und seine, diesem zu Grunde liegende Methode, aber auch mit jener Wehmuth, welche in dem Gefühle körperlicher Schwäche und in dem

Gedanken ruht, daß der Lebensfaden nur noch dünn gewebt ist, und daher manches unvollendet bleiben wird, was die Seele bewegt. Ich konnte meinen Blick nicht von dem Manne abwenden, welcher wieder ein Bild jenes heißen Ringens und Strebens nach der Sonnenhöhe der Wissenschaft war, jenes ruhelosen Feuers, welches mit seiner Glut endlich den Menschen selbst verzehrt. Wenn er von seinem leidensvollen Zustande sprach, dann concentrirten sich seine Gedanken auch oft auf die Mutter, deren einzige Stütze er war, aber nicht lange mehr sein sollte. Gabriel hat mir noch einmal brieflich seine Freude über unsere persönliche Bekanntschaft ausgedrückt; aber ich sollte ihn mit meiner Antwort nicht mehr erreichen; er starb bereits am 22. April 1841 in der Morgenfrühe, erst 32 Jahre alt, an der Schwindsucht.

Unter den Anstalten, welche mir zur genauern Einsicht empfohlen waren, befand sich auch das Blindeninstitut. Hier that sich mir wieder eine neue Welt der Anschauungen auf. Die Unterrichtsapparate, die Reliefgloben und Karten, die zum Lesen mit dem Tastsinne eingerichteten Bücher, die Beschäftigung der Blinden mit Flechten von Matten und Körben, der Unterricht auf verschiedenen Musikinstrumenten, das alles war mir neu und fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Der Vorsteher des Instituts, Professor Johann August Zeune, berühmt als Geograph und als Gründer der Gesellschaft für deutsche Sprache und Erdkunde (gestorben 1853), machte damals, obgleich erst 53 Jahre alt, den Eindruck eines in wissenschaftlichen Studien früh ergrauten, kurzsichtigen Gelehrten, hatte aber die Freundlichkeit, mir alle meine Fragen mit der größten Leutseligkeit zu beantworten und mir alles möglichst zu zeigen und zu erklären. Sein wissenschaftliches Interesse bewies sich auch dadurch, daß er mich sehr angelegentlich nach den Schicksalen der von Friedrich dem Großen auf dem Eichsfelde gegründeten Zigeunercolonie Friedrichslohra fragte.

Sie bestand damals noch insoweit, daß einige Jahre später der Schulrath Graffunder in Erfurt seine Studien über die Zigeunersprache daran knüpfen konnte; aber dauernde Lebensfähigkeit vermochte sie nicht zu behaupten.

Im Institut lernte ich bei wiederholten Besuchen auch den Professor Jakob Heussi kennen, ein Seitenstück zum Seminarlehrer Gabriel, an Jugend diesem ziemlich gleich, aber voll Kraft und geistiger Frische. Er hatte kurz vorher durch seine methodisch geordnete Experimental-Physik auch für diesen Unterrichtsgegenstand neue, die Aufmerksamkeit fesselnde Wege eröffnet und mit Gabriels Grundanschauungen verwandt, gleichfalls drei Curse aufgestellt, nämlich: Kenntniß der Phänomene (reine Anschauung und Beobachtung), Kenntniß der physikalischen Gesetze (schärfere Beobachtung beim Experimentiren) und endlich Erklärung der physikalischen Gesetze (Reflectionen). Leider erlaubte es meine vielseitig beanspruchte Zeit nicht, der Aufforderung des liebenswürdigen, für seinen Gegenstand lebhaft erwärmten Mannes, ihn zu besuchen, späterhin noch Folge zu geben, wie denn überhaupt in der Blindenanstalt nur noch wenigemal von mir hospitirt werden konnte. Aber die Eindrücke, welche ich gewann, waren doch bleibend und griffen tiefer in mein Gemüthsleben, als das, was ich im Taubstummeninstitut wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Die größere Stille im ganzen Hause, nur durch die Musikübungen unterbrochen, der Ausdruck tiefer Schwermuth und eines Insichlebens auf den meisten Gesichtern, der leise Gang der einzelnen Kinder, die sanfte Ausdrucksweise, contrastirten seltsam und auffällig mit dem raschern und lauten Leben und Arbeiten im Taubstummeninstitut. Wenn der blinde Pfeffel einmal gesagt haben soll, er möge lieber blind als taub sein, so sprachen meine empfangenen Eindrücke nicht für diese Ansicht, wohl aber für Schillers Wort im Tell: „Sterben ist nichts, — doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück!“

Ehe ich von Berlin scheide, muß ich noch eine Bekanntschaft erwähnen, welche ich zunächst meinem friesischen Stubengenossen verdankte. Dieser hatte ein Empfehlungsschreiben an Traugott Kopf, den Vorsteher einer großen, von ihm und dem edlen Stadtrath Hollmann eingerichteten Unterrichts- und Erziehungsanstalt für Waisenkinder, und er lud mich ein, ihn in das Institut zu begleiten. Ich folgte dieser Einladung um so lieber, als mir Traugott Kopf schon längst rühmlichst bekannt war. Sein dreibändiges Rechenbuch, welches damals Epoche machte, hatte ich bereits in der Volksschule fleißig durchgearbeitet und verdankte ihm einen nicht geringen Theil meiner Rechenkunst und meiner, den Gegenstand betreffenden Methode. Kopfs Rechenbuch war in jener Zeit entschieden ein Hauptwerk und konnte mit den ziemlich gleichzeitigen Leistungen eines Hentschel, Harnisch, Diesterweg und Stubba kühn in die Schranken treten, ja sogar gewissermaßen als deren Vorläufer gelten. Wenn solche Namen schon darauf hinweisen, daß durch Pestalozzi's Anregungen auf diesem Gebiete eine nicht geringe Fruchtbarkeit sich damals geltend machte, so war die Productivität doch nicht so groß und umfangreich, daß wirkliche Hauptwerke hätten untergehen können, wie solches heutigen Tages wohl zu geschehen pflegt. Man hielt sich eben mit Respect und, fast möchte ich sagen, mit einer gewissen Pietät an die Schriften unserer bedeutenderen Schulmänner, studirte sie ebenso ernst als fleißig und nahm daraus, was man für seine Schule brauchte und brauchen konnte, ohne sofort daran zu denken, aus diesen Hauptwerken und deren Reichthum neue Leitfäden zu spinnen. So erklärt sich denn auch die Hochachtung, mit welcher ich dem Herrn Kopf entgegentrat und seine persönliche Bekanntschaft machte.

Wiederum entsprach aber auch die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, mit welcher man meistens von tüchtigen Männern empfangen zu werden pflegt, jener Ehrfurcht, mit welcher man

ihnen entgegentrat. — Kopf, etwa im Lebensalter zwischen 50—60 Jahren stehend, machte mit seinem vollen Gesichte, welches Frieden und innere Ruhe, aber auch zugleich Freude an der sichtlich gesegneten Lebensaufgabe bekundete, einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Der strenggläubigen Richtung im Protestantismus zugethan, sah er sein Werk als einen Gottesdienst an, und wenn er deshalb in den Forderungen an sich selbst streng war, so hinderte ihn diese Strenge doch nicht, im Gespräche über den damals sehr verschiedenseitig beurtheilten Diesterweg schonend zu sein, und unverhohlen auch dessen gute Eigenschaften anzuerkennen. — Die Anstalt selbst, welche bereits 130 Pfleglinge zählte, bot in hellen und geräumigen Lokalen ein Muster schönster Ordnung, und die Kinder machten mit ihren freundlichen Gesichtern, ihren freien und frischen Antworten einen ungemein günstigen Eindruck. Die Beschäftigung war eine vielseitige; hier wurden Schrauben gedreht, dort Matten und Körbe geflochten, in anderen Zimmern genäht, geflickt und gewirkt. Der Handfertigkeitsunterricht stand in vollster Blüte neben dem gewöhnlichen Elementarunterrichte. Die Mädchen waren von den Knaben getrennt, erstere unter Aufsicht einer ältern Frau, welcher Kopfs Tochter helfend zur Hand ging. Auch der Seidenbau wurde im Institut gepflegt, und der schöne Hausgarten, eine Schöpfung des Gründers der Anstalt, gab Gelegenheit, auch die Obstbaumzucht angemessen für den Erziehungszweck zur Geltung zu bringen. Mit dem Gefühle vollster Befriedigung, und ich möchte sagen, mit erhöhter Berufsfreude, verließen wir die Anstalt und deren wackern Führer, um uns demnächst zum Abschiede von Berlin zu rüsten. Mein Reiseplan ging über Potsdam, Magdeburg und Halle zunächst nach Weißenfels. Bis Halle begleitete mich auch mein bisheriger Stubengenosse, der brave Ostfriese. Dieser beabsichtigte, von Halle, wo wir Quartier nahmen, um 4 Uhr früh mit der Post

nach Leipzig zu fahren, um dort seine Taubstummenstudien fortzusetzen, und hatte deshalb den Hausknecht des Hotels mit dem Weckrufe beauftragt. Wir plauderten noch am Abend vorher über unsere bisherigen Erfahrungen und Erlebnisse und legten uns endlich ziemlich spät nach vorherigem Abschiede zu Bette, da mein Gefährte mich am frühen Morgen nicht stören wollte. Wir schliefen wieder in einem Zimmer, und ich gab mich der Ruhe um so behaglicher hin, als meine Reise nach Weißenfels erst um 8 Uhr früh angetreten werden konnte. Als ich bei heiterem Sonnenschein gegen 6 Uhr erwachte, war mein erster Gedanke der Reisegefährte, welchen ich nun schon mehrere Meilen entfernt wähnte. Aber wie erstaunte ich, als ich umschaute und aus der Bettdecke noch den rothblonden Kopf meines Ostfriesen hervorragen sah! Der Weckruf war zwar erschollen, aber an dem gesunden Schlafe meines Gefährten wirkungslos verhallt. Er ergab sich jedoch mit Humor in sein Schicksal; wir frühstückten noch in ungetrübter Heiterkeit selbander und schieden dann — auf Nimmerwiedersehen. Ja,

Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n. —

In Weißenfels angelangt, erfuhr ich zu meinem Leidwesen, daß der Director Harnisch verreist war. Ihn vertrat der mir schon durch seine schriftstellerische Thätigkeit bekannte Seminarlehrer Hentschel, welcher mich aufs freundlichste empfing. Ich hospitirte auch zunächst bei ihm. Sein bestimmtes, festes und ruhiges Wesen, womit er auch auf das Ehrgefühl der Zöglinge einzuwirken wußte, fesselte mich ebenso sehr wie die Meisterschaft, mit welcher er in seinem Gegenstande (der Kreis und dessen Berechnung) entwickelnd fortzuschreiten verstand. In einer spätern Rechenstunde des mittlern Cötus legte er seine

vielverbreiteten 100 Rechenaufgaben (Weißenfels, bei Meusel) zu Grunde und folgte den in der Einleitung ausgeführten, methodischen Ansichten. Höchlich überraschten mich die ausgezeichneten Leistungen im Gesange. Hier war Hentschel erst doppelt in seinem Elemente, und die Reinheit, der Ausdruck und die deutliche Aussprache, womit die Seminaristen abwechselnd einen Choral, eine Motette und endlich ein Frühlingslied und ein Volkslied (Silcher) vortrugen, entzückte mich und wollte lange nicht aus meiner Erinnerung schwinden. Hentschels ganze, tiefernste und doch wieder so gemüthvolle Persönlichkeit zog mich mächtig an, und der Abend, welchen ich mit ihm und in seinem Familienkreise verlebte, gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Kaum vor 14 Tagen hatte er ein liebes Kind verloren, welches sich in der Küche am Herde verbrannte und den Brandwunden unterliegen mußte; aber so tief ihn auch der schwere Verlust getroffen hatte, er ertrug ihn männlich und in jener christlichen Gottergebenheit, welche vertraut, daß uns auch der Schmerz zum Segen gereiche.

Neben Hentschel war mir auch die Bekanntschaft mit dem Seminarlehrer Prange von Wichtigkeit, obgleich ich damals noch nicht ahnte, daß ich später mich mit ihm als Mitarbeiter an Lübens und Nacke's pädagogischem Jahresberichte zusammenfinden würde. Sein Feld war hauptsächlich die Weltgeschichte in ihrem Werthe und ihrer Stellung zur Volksschule, und er hat hierin einer naturgemäßen Methode durch Aufstellung des biographischen und patriotischen Princips Bahn gebrochen. Durch sein ernstfreundliches und biederes Wesen durch seinen guten Vortrag und seine würdige Art der Darstellung fesselte er mich ebenso wie seine aufmerksamen Zuhörer. Es ist ja bekannt, daß auch die höheren Aufsichtsbehörden Prange's Werth als Mensch und Lehrer zu würdigen wußten, und daß der zunächst zum Volksschullehrer vorgebildete Mann später als Schul- und Regierungsrath nach

Oppeln berufen wurde, wo er lange mit Segen wirkte und sein Jubiläum feierte. Vielleicht gedenke ich des Mannes noch später.

Ich durfte das gastliche Weißenfels nicht verlassen, ohne das Taubstummeninstitut besucht zu haben, welches unter der Leitung eines der tüchtigsten Männer vom Fache stand. Sein Director Hill hatte sowohl als Schriftsteller wie als Lehrer sich bereits in weiteren Kreisen Achtung erworben und galt für eine Autorität im Taubstummenunterrichte. Schon seine äußere Erscheinung war fesselnd. Ein langer, hagerer Mann von bleicher Gesichtsfarbe, aber mit wohltönender, tiefer Baßstimme und stechenden dunkeln Augen. Mit besonderer Verehrung sprach er über Grasers Verdienste um das Taubstummenwesen und vertheidigte lebhaft dessen Plan, die unglücklichen Kinder nicht ganz zu isoliren, sondern auch in die Volksschule zu verweisen und am unterrichtlichen Verkehre mit Vollsinnigen theilnehmen zu lassen. Es handle sich nur darum, die künftigen Lehrer auch für diese Seite ihrer Thätigkeit genügend auszubilden. Bei Hills Unterrichte trat zurück, was nur für die Schule Werth hatte, also auch die Geberden- und Fingersprache; dagegen trat das Absehen von den Lippen des Sprechenden als ein Hauptzweck hervor, und in der That hatten die älteren Zöglinge, wie mich eigene Versuche überzeugten, darin eine außerordentliche Fertigkeit erlangt. Nicht minder überraschten mich die schriftlichen Ausarbeitungen und die Zeichnungen, welche mit ungewöhnlicher Sauberkeit angefertigt waren. Ich mußte anerkennen, daß Hill wirklich Bedeutendes geleistet hatte, und daß sein Institut sich mit dem Berliner messen konnte.

Der Abschied von Weißenfels, welches mir durch seine Persönlichkeiten und Leistungen werth geworden war, that mir leid; aber es mußte geschieden sein, und somit reiste ich denn weiter nach Erfurt, wo mich Verwandte und alte Bekannte freundlich willkommen hießen.

Auch hier galt mein erster Besuch wieder dem Taubstummeninstitut, welches unter der Leitung eines mir bekannten Herrn Schulz stand. Was mich hier zunächst als eigenthümlich fesselte, war das leisere Sprechen der Zöglinge. Schulz sagte mir auf meine desfallsige Bemerkung, daß er aus triftigen Gründen die Kinder nicht, wie in anderen Anstalten, zum lauten Sprechen anhalte, welches immer dem Ohre des Hörenden widrig bleibe, weil mehr oder weniger unarticulirt, und eine etwa mögliche schönere Aussprache hindere und verderbe. Ich konnte auch nicht verkennen, daß in der Anstalt eine Ruhe herrschte, welche den Fremden angenehm berührte, und daß die Aussprache der Zöglinge und die Betonung an Natürlichkeit gewonnen hatten. Auch hier bewährt sich's übrigens, daß selbst unter den Meistern noch Streit ist.

Den im März 1840 erschienenen vierten Theil meines „Praktischen Lehrgangs für den gesammten deutschen Sprachunterricht" hatte ich im Andenken an frühere Beziehungen dem Schulrath und Pfarrer A. Roche in Erfurt gewidmet und hierauf ein freundliches Dankschreiben erhalten, welches mich veranlaßte, ihm einen Besuch zu machen. Herr Roche, den wir ja schon aus früherer Zeit kennen, war ein feingebildeter Mann, dessen günstige Vermögensverhältnisse ihm gestattet hatten, mehrere Universitäten zu besuchen und mancherlei Reisen zu machen. Human und freundlich in seinem ganzen äußern Auftreten, wußte er die Herzen seiner Untergebenen zu gewinnen und ihnen Vertrauen einzuflößen; büreaukratische Steifheit lag ihm fern. Im Laufe der Unterhaltung konnte er jedoch seinen Unmuth darüber nicht unterdrücken, daß unser Seminar durch Zerrenners mächtigen Einfluß anstatt nach Erfurt nach Heiligenstadt gelegt worden sei. Diesem Umstande müsse auch die überaus dürftige Ausstattung der jungen Anstalt und der Fehler zugeschrieben werden, daß deren Dirigent zugleich Rector der Bürgerschule geblieben sei. Mir würde

durch solche Verhältnisse eine Arbeit aufgebürdet, welche die Kräfte vorzeitig aufreiben müsse. Wenn mir auch diese Unterhaltung nicht gerade angenehm sein konnte, so war mir doch die Offenheit wieder lieb, und ich schied ohne Groll mit dem Versprechen, am folgenden Tage des Herrn Schulraths Gast zu sein. Unsere Mittagsgesellschaft bestand außer dem Wirth und meiner Person nur noch aus einem ernst ausschauenden Herrn, welcher mir als der Regierungsrath Wilhelm Volk vorgestellt wurde. Ich hatte damals keine Ahnung von der spätern Bedeutung des mir ziemlich schweigsam gegenüber sitzenden Mannes, welcher 1855 convertirte, infolge dieses Schrittes kalt gestellt wurde und 1869 in Erfurt, erst 65 Jahre alt, starb. Als Schriftsteller trat er unter dem Namen Ludwig Clarus auf, und unter seinen Werken sind besonders die Glaubensjahre eines Protestanten (1851), die Werke der heiligen Theresia (5 Bände, 1851—1855), die Grundzüge der Mystik (1855) und Simeon, oder Wanderungen und Einkehr eines christlichen Forschers (1862) bekannt und berühmt geworden. Während ich diese Reiseerinnerungen schreibe, beschäftigt mich noch die Lectüre seines letzten, erst nach seinem Tode von Dr. Schulte herausgegebenen Werkes: Hugo Grotius' Rückkehr zum katholischen Glauben (Trier, Linz 1871) und ruft mir das Bild des vielgeprüften Mannes ins Gedächtniß, welcher auch auf sich selbst die Worte des von ihm gefeierten Niederländers anwenden konnte: „Ich habe nicht allein durch Studium und Gebet, sondern auch durch das Kreuz gelernt."

Aber wenn mich auch manche Erinnerungen noch an Erfurt fesselten und manch warmer Händedruck mich fest zu halten suchte, es war Zeit zum Abschiede und zur Rückkehr in die amtliche Thätigkeit. Nur noch ein Tag durfte dem Aufenthalte in Mühlhausen und dem Wiedersehen meines Freundes Otto gewidmet werden. Dieser hatte sich schon als Lehrer

am Erfurter Taubstummeninstitut durch tüchtige praktische Leistungen und durch gediegene Schriften einen vortheilhaften Ruf erworben, welcher sich später noch durch seine Anweisung zum Tactschreiben und zum Gebrauche des Lesebuches als sprachlehrliche Grundlage bedeutend steigerte. Als daher der Magistrat zu Mühlhausen die Einrichtung einer Knaben-Bürgerschule (heutigen Mittelschule) beschloß, wurden unter den zahlreichen Bewerbern um das Rectorat an der neuen Anstalt nur zwei zum Wettkampfe, d. h. zu Probelectionen auserwählt, nämlich der Taubstummenlehrer Friedrich Otto und der Rector der Bürgerschule zu Jena, Dr. Heinrich Gräfe, letzterer auch schon durch sein „Schulrecht" und als Herausgeber einer pädagogischen Literaturzeitung schriftstellerisch bekannt. — Wie früher erwähnt, hatte ich Gräfe schon in Erfurt flüchtig kennen gelernt, war aber bald darauf ihm durch einige kritische Arbeiten für seine Zeitschrift näher getreten. Um so gespannter war ich daher auf den Ausgang des Wettkampfes, von welchem die meisten einen ungünstigen Ausgang für Otto prophezeiten, ja es sogar für eine Verwegenheit hielten, mit einem solchen Gegner um den Preis zu ringen. Aber es sollte doch anders kommen! Der Taubstummenlehrer siegte über den Doctor und Rector, und der Director des Gymnasiums, welcher zu dem Wahlcomité gehört hatte, konnte mir nicht genug rühmen, wie sehr Herrn Otto's fesselnde, logisch geordnete Unterrichtsweise in allen Klassen gefallen habe. Man hätte eben den Meister erkannt, und deshalb alle sonstigen Vorurtheile bei Seite gesetzt. Gräfe's Schicksal sollte vielseitige Wendungen nehmen, ehe er in den Hafen der Ruhe gelangte. Bald darauf (1842) nach Kassel als Rector berufen und zum Mitglied der Ober-Schulcommission erhoben, gerieth er mit dem Ministerium Hassenpflug in Conflicte, welche ihm eine Festungshaft und hiernach die Dienstentlassung brachten. Er ging hierauf in die Schweiz und gründete an den Ufern

des Genfer-Sees eine Erziehungsanstalt, verließ diese aber (1855) wieder und folgte einem Rufe nach Bremen an die höhere Gewerbeschule. Hier fand er endlich eine ebenso ruhige als ehrenvolle Wirksamkeit bis zu seinem 1868 erfolgten Tode. Wie ganz anders würde sich vielleicht Gräfe's Lebensweg gestaltet haben, wenn er in Mühlhausen gesiegt hätte! Immer wird sein Andenken ein gesegnetes bleiben und ihm ein ehrenvoller Platz in der Erziehungsgeschichte wegen seiner christlichen Gesinnung und seiner mit Wissenschaft und Erfahrung gepaarten Schriften gesichert sein.

So langte ich denn wieder in Heiligenstadt erfrischt und wohlbehalten an. Meine erste und letzte pädagogische Reise lag hinter mir; denn wenn die Verhältnisse mich später auch zu vielen und mancherlei Fahrten nöthigten, so daß ich mit einem Weltumsegler mich hätte messen können, so trat doch der pädagogische Zweck niemals wieder so entschieden hervor und mußte anderen amtlichen Zielen und Richtungen weichen. Ich hatte die Zeit redlich ausgenutzt und die Arbeit so sehr dem Vergnügen vorgezogen, daß ich von letzterem nur wenig erzählen konnte. Dagegen hatte ich Menschen in den verschiedensten Stellungen näher kennen gelernt, darunter manchen strebenden und ringenden Geist, aber auch erfahren, daß die Meinungen oft auseinander gehen, daß selbst unter den berufenen Richtern Streit herrscht, daß in diesem Widerstreite der Meinungen aber auf beiden Seiten Wahrheit zu finden ist, und daß vieles in den Erfolgen doch auf die Persönlichkeit ankommt. Wenn ich daher durch solche Erfahrungen einestheils an Bescheidenheit und Milde im Urtheile gewonnen hatte, so war anderntheils wieder mein Selbstbewußtsein erstarkt und ein Frohgefühl des Lebens erweckt worden, welches mir auf dem künftigen, oft sehr anstrengenden Berufswege und nach dem herben Verluste meiner lieben Gattin reichlich zum Segen wurde.

Mein guter Vater empfing mich mit heller Freude und mit regster Theilnahme an allen meinen Erlebnissen und Erfahrungen, deren Mittheilung manche Stunde ausfüllte. Glücklich diejenigen meiner Leser, welche in den Mannesjahren noch einen Vater besitzen, und ihm mit Liebe und Vertrauen entgegenkommen und es nicht vergessen, daß sie in ihm den treuesten Freund auf Erden verehren. Doppelt glücklich aber ist der Sohn zu schätzen, welcher mit dem Vater auch durch gleichen Beruf und gleiche Welt- und Lebensanschauungen verbunden ist. Im belehrenden Austausche der Gedanken und Zukunftspläne stärkt einer den andern, findet einer im andern Trost und Beruhigung. Daß zwölf Jahre hindurch dieses Glück mir zu theil wurde, machte jene Zeit zur schönsten und fruchtreichsten, und noch jetzt durchlebe ich sie mit innigem Danke gegen Gott und mit dem tröstenden Bewußtsein, meine Sohnespflichten treu erfüllt zu haben.

Aber auch noch ein anderer, nicht minder freundlicher Empfang wartete des Heimgekehrten. Meine künftige, liebe und treue Lebensgefährtin hieß mich mit herzlicher Freude willkommen. Und hier stehe ich an Lebenserinnerungen, welche bisher von dem regen Wirken und Schaffen im Amte zurückgedrängt werden konnten, diesem jetzt aber auf kurze Zeit weichen müssen. Von Erfurt hatte ich mir, wie meine Leser sich erinnern werden, eine junge Hausfrau mitgebracht, von welcher ich hoffte, daß sie mich auf meiner Pilgerfahrt begleiten und beglücken werde. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Nachdem sie mich im August 1837 mit der Geburt eines Sohnes erfreut hatte, welcher noch jetzt zu meiner Freude als Doctor und Professor der Theologie und als geachteter Schriftsteller in Bonn lebt, erkrankte sie an der Schwindsucht und starb ungeachtet der liebevollsten Pflege im December 1838. — Unter solchen traurigen Zuständen war es schwer, Muth und Kraft für den Beruf zu bewahren, und oft, wenn ich

von der Schule ins Haus trat und das rettungslos dahinwelkende junge Leben im Lehnstuhle sah, das Kind auf dem Schoße, da wollte mir das Herz vor tiefem Schmerze brechen, und ich hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten. Was damals mich selbst aufrecht erhielt, waren Gottvertrauen, das väterliche Mitgefühl und die Arbeit im Berufe. Eine schmerzliche Leere, welche nach diesem Verluste meine Empfindungen beherrschte, ließ damals auch den Gedanken entstehen, mein Amt vorläufig niederzulegen und auf Grund der frühern Gymnasialbildung meine Studien in der Hoffnung auf einige Unterstützung noch weiter fortzusetzen. Ich trug diese Absicht der Behörde mit dem Wunsche um Unterstützung und der Entlassung vor, fand zwar freundliche Anerkennung, aber auch zugleich die ausgesprochene Hoffnung, daß ich im Interesse der jungen Anstalt und ihrer eigenthümlichen Verhältnisse meinen Plan aufgeben möchte. Sie schrieb:

„Wir bedauern aufrichtig, daß die obwaltenden Umstände die Erfüllung Ihrer Wünsche in der vorberegten Beziehung nicht gestatten, zweifeln aber nicht, daß Sie dafür durch die Ueberzeugung eine Genugthuung finden werden, daß Ihre Leistungen bei dem dortigen Seminar durch Ihre Vorgesetzten auf das vollkommenste anerkannt werden, und daß gerade das Wohl dieser Anstalt ein Hauptmotiv zur Ablehnung Ihres Gesuches gewesen ist.“ —

Die Liebe zum Amte, die Rücksicht auf den Vater, welcher kurz vor meinem eigenen, herben Verluste auch am Grabe seiner zweiten Gattin trauerte, endlich die innige Neigung zu meiner jetzigen Lebensgefährtin wirkten so entschieden auf mich ein, daß ich beschloß, meiner Stellung und meinem Berufe für immer treu zu bleiben. Die am 3. September 1840 erfolgte Verheiratung besiegelte diesen Entschluß unwiderruflich und zugleich mein ferneres Lebensglück.

An Arbeit und Anregungen von den verschiedensten Seiten sollte es im Laufe der Zeit nicht fehlen. Zunächst mehrten

sich die Besuche der Anstalt aus der Nähe und Ferne. So erfreuten wir uns allein im Jahre 1843 nicht bloß einer zweitägigen Revision durch unsern lieben Propst Zerrenner, sondern auch der Besuche des Bischofs Jakob Wand von Hildesheim, des Weihbischofs Holtgreven aus Paderborn und des Domherrn und Commissarius Ernst aus Magdeburg. Unter den Hospitanten nenne ich nur den Consistorialrath Lorbacher aus Chemnitz, welcher sich lebhaft für die Anstalt und deren Einrichtung interessirte, sowie den Realschullehrer Jansen aus Kassel, später Herausgeber einer gediegenen Zeitschrift, und die Seminarlehrer H. Fischer und C. Burckhardt aus Bernburg. Der Beifall, welchen uns diese Besuche zumeist in den herzlichsten Ausdrücken spendeten, kräftigte und spornte zu stets frischer Thätigkeit und beruhigte uns wegen so mancher im Wege stehenden Mängel an äußeren Hilfsmitteln. Was mich betraf, so war es besonders der Sprachunterricht, welcher mir den Beifall der Männer vom Fach erwarb. Soweit meine Beobachtungen und Erfahrungen reichten, war damals, ich spreche von den Jahren 1836 bis 1840, von einem Lesebuche für Seminare, oder von dessen Bedeutung für den Unterricht in der Muttersprache noch keine Rede. Noch weniger wurde auf die classische Literatur irgend welche Rücksicht genommen; die Erklärung einzelner poetischen und prosaischen Musterstücke gehörte zu den Seltenheiten und wurde als etwas Ueberflüssiges und den Zwecken der Seminarbildung vielleicht sogar Schädliches angesehen. Ich darf es hier wohl ohne Unbescheidenheit aussprechen, daß mein Praktischer Lehrgang in dieser Beziehung Bahn brach und zunächst nachdrücklich einem leidigen, trockenen Formenwesen entgegentrat, welches in so vielen Schulen den Sprachunterricht ausmachte und den Zögling fortwährend nur in dürren Abstractionen umhertrieb. Beckers sprachlehrliche Logik und logische Grammatik hatten durch die populäre Behandlung des sonst verdienstvollen Jakob Wurst

nur dazu beitragen, das Uebel ärger zu machen. Ich wollte durch meinen Sprachunterricht auch etwas bieten, was auf das Gemüth einwirkte, das ästhetische Gefühl und den Geschmack meiner reiferen Schüler bildete und für das spätere Leben noch veredelnden Einfluß äußerte. Ich wollte durch meinen Unterricht die Schüler sanfteren Empfindungen und Anregungen zugänglich machen und ihnen zugleich eine Schutzwehr gegen die Gemeinheiten des gewöhnlichen Lebens geben, daneben aber auch durch die Einwirkung auf Gemüth und Geschmack eine Brücke zu gutem Vortrage und gutem Lesen bauen. Ich wollte endlich durch meinen Sprachunterricht auch Gelegenheit schaffen, daß sich der Schüler mancherlei Kenntnisse aus der Geschichte, der Mythologie, der Poetik rc. aneigne, welche der Gebildete nicht füglich entbehren kann, für deren Aneignung aber die damaligen Lectionspläne der Seminare nur selten Raum boten. Wie ich nun in meinem „Praktischen Lehrgange" den gesammten Sprachunterricht in seiner logischen und grammatischen Gliederung an Musterstücke aus den kindlichen Lebenskreisen anlehnte, so begann ich jetzt auch den Unterricht öfters an einzelne poetische Schöpfungen aus unserer neuern Nationalliteratur anzuknüpfen und diese zum tiefern Verständnisse zu bringen. Einen Theil meiner schriftlichen Ausarbeitungen habe ich (1843) unter dem Titel: Vorbereitungen auf einen formalbildenden Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur dem Drucke übergeben. Das Werkchen fand Beifall und Nachahmer, so daß eine zweite Auflage nöthig wurde. Eine dritte lehnte ich ab, einerseits aus Mangel an Zeit zu einer nöthigen Erweiterung und Umarbeitung, anderseits, weil mittlerweile dem steigenden Bedürfnisse bereits in fast zu reichem Maße abgeholfen worden war. Die ganze Idee habe ich jedoch später in meinen pädagogischen Mittheilungen weiter verfolgt und namentlich das Volkslied und Rückert als den eigent-

lichen Jugenddichter nicht ohne Beifall der Beachtung empfohlen.

Die Ergebnisse dieses Unterrichts waren überaus lohnend. Die Schüler kamen demselben mit einer so warmen Theilnahme, mit einem so frischen, jugendlichen Interesse entgegen, daß die Früchte nicht unbemerkt bleiben konnten. Sie traten besonders im deutschen Aufsatze sowie im mündlichen Gedankenausdrucke hervor, und das Auswendiglernen und der Vortrag einzelner Gedichte übten auch auf die gesammte äußere Haltung der jungen Leute einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß. Letzterer war um so höher anzuschlagen, wenn man bedenkt, daß es an einer Präparandenanstalt fehlte, und welche Vorbildung die Zöglinge daher vor dem Eintritte in das Seminar genossen, welchen Gesellschaftskreisen sie bisher angehört hatten. Alle diese Wahrnehmungen veranlaßten mich zu dem Bestreben, der Poesie auch, mehr als bisher etwa durch den Gesangunterricht geschehen war, selbst in den Volksschulen zur Geltung zu bringen. Die Frucht dieses Strebens war eine mehrere Jahre später herausgegebene und mit einer Einleitung versehene Sammlung von Gedichten unter dem Titel: Die Poesie in der Volksschule. Das Buch erlebte zwei Auflagen und hatte manche Nachfolger, sogar unter demselben Titel.

Solchen Anregungen sollten bald noch weitere Ausführungen folgen. Zunächst wirkten sie auf die Lesebücher ein und gaben diesen eine wesentlich andere Richtung. Der bisherige realistische Charakter trat mehr und mehr in den Hintergrund und machte der Richtung auf eine vorwiegend ästhetisch-formale Bildung Platz. Die Lesebücher von Lüben und Nacke können hier als Folge und Repräsentanten gelten. Sehr spät erst kam der durch meine pädagogischen Mittheilungen angeregte Gedanke an ein Lesebuch für Seminare zur Verwirklichung durch den wackern katholischen Seminarlehrer Johann Besta in Ober-Glogau (gest. 24. Sept. 1887 im Alter

von 76 Jahren). Sein Lese- und Bildungsbuch erschien 1870 und wurde 1884 bereits in dritter Auflage von Dr. Wimmers und Weinstock erweitert herausgegeben. Herr Besta war so freundlich, mir sein Buch zu überreichen und im Begleitschreiben zu sagen:

„Das Beste, was es für katholische Seminare enthält, gehört Ihnen selbst an. Nicht bloß liegt der Anordnung des pädagogischen Stoffes der Entwurf zu Grunde, den Sie in den pädagogischen Mittheilungen gegeben haben, sondern es ist auch der größte Theil des pädagogischen Stoffes selbst aus Ihren Schriften entnommen. Möchten nur auch die Wahl und Anordnung des anderweitigen Stoffes, durch welchen dem Gesammtunterrichte, namentlich der Sprachbildung der Zöglinge, eine erwünschte Stütze und Hilfe gewährt werden soll, sich Ihrer Zustimmung zu erfreuen haben."

Bücher haben oft ihre eigenthümlichen Schicksale. Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1874 oder 1875, als mir die Verlagshandlung das Anerbieten machte, eine neue Auflage des Besta'schen Lesebuches zu besorgen. Warum der Herausgeber diese nicht selbst übernehmen mochte, ist mir nicht klar geworden, und ich legte damals auch kein Gewicht darauf, weil ich annahm, er sei bereits aus dem Leben geschieden. Die Verhandlungen zerschlugen sich. Nach dem Plane des Verlegers sollte aus dem Buche eine Art Real-Encyklopädie gemacht werden, was jedoch meinen Ueberzeugungen nicht zusagte und den ursprünglichen Charakter und Zweck verwischt hätte. Außerdem war die Zeit nicht dazu angethan, einem katholischen Schriftsteller Muth zu einem katholischen Lesebuche einzuflößen. „Confessionslos" hieß das Losungswort, Kehr und Kriebitsch, Lesebuch für Seminare, ging über alles. Dieses wohlgemeinte, aber an Ueberfülle des buntesten Materials leidende, mehrbändige Buch wurde allen Seminaren, sogar denen für Lehrerinnen anempfohlen oder befohlen. Für andere Grundsätze war kein Raum mehr, und kurz, ich lehnte ab.

Die späteren, bereits genannten Herausgeber sind dem ursprünglichen Plane im ganzen mit Geschick und Verständniß treu geblieben.

Anknüpfend an Goethe's Spruch: „Dein Gutes aber in fremden Adern wird alsobald mit dir selber hadern," möchte ich dieser kleinen Abschweifung in spätere Zeiten noch eine Bemerkung zufügen. Es ist eine bekannte Thatsache, insbesondere auch auf dem weiten Gebiete der Pädagogik und Schulkunde, daß eine an sich unbestreitbar gute Idee, enthusiastisch aufgefaßt oder durch die Zeitverhältnisse begünstigt, leicht auf die Spitze getrieben wird und zu Maßlosigkeiten verleitet. Also verhielt es sich auch mit dem Gedanken, der Poesie mehr Eingang in die Bildungsanstalten für Lehrer und in die Volksschulen zu verschaffen. Was früher sozusagen als Contrebande galt, wurde im Laufe der Zeit und begünstigt durch die innewohnende eigene Kraft und Macht bald zu einem stehenden Artikel und erreichte den Höhepunkt seines Einflusses, als eine Zeit anbrach, welche die Geschichte mit dem bedenklichen Namen „Culturkampf" zu bezeichnen pflegt. In diesem Kampfe wurden auch die Lesebücher zu Bundesgenossen gemacht und in den Dienst der Aufklärung und Gleichgiltigkeit gegen das confessionelle Christenthum gestellt. Die alten Lesebücher, welche seit Jahren in manchen Bezirken heimisch vom Vater auf den Sohn sich vererbten, aber das Gepräge der Confession trugen, wurden beseitigt und an deren Stelle schnell geschaffene Bücher eingeführt, welche wesentlich Stücke aus den deutschen Classikern enthielten, oft von Fremdwörtern und mythologischen Anspielungen strotzten, aber von Kirche und kirchlichem Leben fast nichts enthielten. Und was im Bereiche der Volksschule geschah, mußte in entschieden höherem Grade in den Gymnasien, Realschulen und Seminaren ein fast fieberhaftes Leben gewinnen. Mit der Lectüre einzelner Werke unserer Classiker und deren Interpretation verband man mehr oder weniger offen die Zwecke

der Aufklärung, der Lauheit gegen confessionelles Christenthum und glaubte, auf solchen Wegen dem Culturkampfe schneller für jetzt und für die Zukunft zum Siege zu verhelfen und daneben einen höchst einseitigen Patriotismus zu pflegen. Daß diese Richtung sehr kurzlebig war und sein konnte, lag in der Natur der Sache, in dem Mangel an Kenntniß des gesunden Volksgeistes und an pädagogischem Tacte, sowie in dem Sturm und Drang, mit welchen man einseitig und leidenschaftlich den Zweck im Auge hatte. Wenn sich auch binnen einigen Jahren bessere Ueberzeugungen wieder Bahn brachen, so kam man doch nur langsam vom Uebermaße zurück; aber noch jetzt haftet einer an sich und ursprünglich lobenswerthen Richtung oft der Fehler einer gewissen Kleinmeisterei an, mit welcher man einzelne classische Werke zerpflückt, commentirt und mit Fragen und Aufsatzthemen in einem Umfange umzäunt, welcher den reinen Genuß verkümmert und die Jugend zu einer Kritik hindrängt, welche frühreif macht und an die Stelle einer edlen, geistigen Erhebung die kalte Objectivität setzt. Manche dieser selbst von Schulmännern gelieferten Commentare gehen so weit, daß sie sogar an jede einzelne Scene irgend eines Schauspieles oder Drama's ihre kritisirenden, erläuternden und reflectirenden Bemerkungen anleimen und schließlich noch den Bandwurm langathmiger Aufsatzthemen herausziehen. Wer denkt da nicht an Goethe's: „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben, sucht erst den Geist herauszutreiben, dann, hat er die Theile in seiner Hand, fehlt leider! nur das geistige Band."

Doch wieder zum Seminar zurück!

Der Anfang des Jahres 1846 sollte der Anstalt und Eichsfelder Lehrerwelt, ja der ganzen Stadt, einen Tag besonderer Aufregung bringen, welcher noch einige Erwähnung verdient. Am 12. Januar waren 100 Jahre seit Pestalozzi's Geburt verstrichen; Diesterweg hatte mit flammender Begeisterung auf

diesen Tag, als einen Festtag für das ganze pädagogische Deutschland, hingewiesen, und überall hatten seine Worte gezündet. Wie hätte mein Vater, ein Schüler des edlen Schweizers, kalt bleiben können? Mit jugendlicher Begeisterung beschloß er, diesen Tag und das Andenken an den unvergeßlichen Lehrer aufs festlichste zu begehen, und er fand mit seinem Plane fast allgemein den freudigsten Anklang. Nicht bloß die Seminarzöglinge, sondern auch sämmtliche Bürgerschul- und Gymnasiallehrer, die gesammte Geistlichkeit, alle städtischen Behörden und viele Personen der gebildeten Klasse betheiligten sich bei dem Feste, für welches der größte Saal in der Stadt kaum Raum genug darbot.

Das Fest selbst verlief glänzend. Am Redeacte, welcher durch den Gesang der Seminaristen sehr gehoben wurde, betheiligten sich mein Vater, der Gymnasiallehrer Waldmann und ich. Am Abend des Tages vereinigten sich die Zuhörer zu einem Festessen, an welches sich ein Tänzchen schloß. Die Seminaristen wurden in der Anstalt festlich bewirthet. Kein Mißton hatte die Freude gestört, und mein guter Vater konnte mit Befriedigung sagen, daß dieser Tag zu den schönsten seines Lebens gehöre. Und in der That lieferte die Einmüthigkeit aller Festgenossen den Beweis dafür, daß durch das Seminar und dessen Thätigkeit das Interesse für die Schule und die Jugendbildung überhaupt unter der Bevölkerung in stetem Wachsen war. Besonders erfreulich erschien auch die rege Theilnahme der Geistlichkeit und des Gymnasiums. Seydewitz, ein talentvoller, leider zu früh verstorbener Lehrer der letztern Anstalt, mit welchem ich vor Jahren bei dem Stadtrath Pingel in Erfurt zu Tische gesessen (Seite 39), hatte das Fest durch ein Gedicht verherrlicht, welches unser wackerer Gesanglehrer componirte und als Schlußgesang von den Seminarzöglingen vortragen ließ. Es mag hier noch folgen, da es sich nach Inhalt und Form über das Gewöhnliche erhebt und insbesondere auch die Wirksamkeit und das Streben Pestalozzi's treffend bezeichnet.

Wer ist der Mann, zu dessen Angedenken
Man heute Dank= und Jubellieder hört?
Hat er etwa das Schiff im Meer zu lenken,
Der Sterne Bahn zu messen uns gelehrt?

Vielleicht zuerst das wilde Roß gezügelt,
In engen Raum des Dampfes Kraft gebannt?
Das Räderwerk der trägen Zeit beflügelt
Und Brücken zwischen Bergen ausgespannt?

Ach nein! nicht der Materie äußern Normen,
Nicht Thieres=Art und Bildung forscht' er nach:
Des Geistes Zucht und urlebend'ge Formen
Beförderi' er aus dunklem Schacht zu Tag.

Wie der Gedank' im Worte sich gestaltet,
In Zahl und Raumgebilden sich bewegt,
Wie gute Sitt' im Keime sich entfaltet,
Mit Meisterblick hat er es ausgelegt.

Und diesem Volkserziehungskunst=Begründer
Hat Deutschland noch kein Monument gesetzt,
Zum Zeichen einst für Kind und Kindeskinder,
Wie es Verdienst und hohe Gaben schätzt?

Nicht doch! warum für ihn ein Denkmal stiften,
Deß man im Leben keine Sorge trug?
Lebt er nicht ewig fort in seinen Schriften?
Und hat Athen der Eulen nicht genug? —

Lebt er nicht fort in tausend Monumenten
Aus Fleisch und Blut, nicht kaltem Stein und Erz,
Die er geformt mit seinen eigenen Händen,
Haucht ihnen Zucht und Dankbarkeit ins Herz?

Ja wohl! so lang ein Zeuge deiner Lehren,
So lang ein Schüler deiner Schüler lebt,
Wird, Pestalozzi, dich die Welt verehren
Und was du einst ersonnen und erstrebt. —

Es fehlte im Laufe der Zeit wieder nicht an Revisionen von höchster Stelle; unter allen aber möchte ich vorzugsweise einer gedenken, weil sie mich mit einem Manne bekannt machte, der mir auf meinem spätern Lebenswege noch öfters begegnen sollte, und auf die gesammte Richtung des preußischen Volksschulwesens einen höchst bedeutenden Einfluß ausübte. Es war im Mai des Jahres 1846, als ich von heftigen Zahnschmerzen gefoltert früh morgens in den Unterrichtssaal trat, um mein Tagewerk zu beginnen, diesmal ausnahmsweise in Filzschuhen, weil mir geplagten Menschen daran lag, warme Füße zu behalten und eine Verschlimmerung der Zahnpein zu verhüten. Meine erste Stunde betraf Denkübungen, welche nach einem Schriftchen Zerrenners damals in den meisten Seminaren ertheilt wurden und eine populäre Logik und Psychologie ersetzen sollten. Das Buch enthielt daher eine Menge Begriffsbestimmungen und Synonymen, welche ins praktische Leben einschlugen und sich großentheils zweckmäßig für den Unterricht in der Pädagogik verwerthen ließen. Ich wählte aus dem Buche, was diesem Zwecke vorzugsweise dienstbar erschien, und meine damalige Lection betraf zufällig die Begriffe: Individualität, Anlage, Fähigkeit und Talent.

Kaum hatte ich den Unterricht begonnen, als sich die Thüre öffnete und ein Mann eintrat, dessen bewußte Sicherheit, dessen scharf markirte Züge, dessen amtlich ernste Miene eine bedeutende Persönlichkeit erkennen ließen. Ich sprang denn auch eiligst vom Katheder und trat dem Besucher entgegen, welcher sich mir mit kurzen Worten als der Regierungsrath Stiehl aus Berlin ankündigte und seinen ersten scharfen Blick mißfällig auf meinen Filzschuhen haften ließ. Dieser Blick konnte mir nicht entgehen, ebenso wenig aber auch die Wahrnehmung, daß meine Entschuldigung über die Maßen kühl aufgenommen wurde. Mein Mißgeschick lag zu Tage, und es hieß jetzt, sich zusammennehmen, den Zahnschmerz nieder=

zukämpfen und fest ans Werk zu gehen. Das allerhöchste Mißfallen des Herrn Revisors gab sich auch dadurch kund, daß er den dargebotenen Stuhl ziemlich hörbar so setzte, daß mir der halbe Rücken zugekehrt wurde und der kalte Blick zunächst auf den Karten der Wand gegenüber haften blieb. Auch dies konnte mir nicht entgehen; aber nun erwachte auch mein Stolz, und ich ging mit einem Selbstgefühl an meine Begriffsentwickelungen, welches mich alles vergessen ließ. Was weiter erfolgte, entging mir damals im einzelnen, aber einer meiner besten Schüler erzählte mir viele Jahre später mit großer Heiterkeit den fernern Verlauf.

„Wir merkten bald," sagte er, „daß der fremde Herr wegen der Filzstiefel auf unsern geliebten Lehrer zürnte, und daß diesem deshalb eine Demüthigung widerfuhr, die uns betrübte und mitempfunden wurde. Aber unser Mitgefühl gab den Antrieb zu einer Aufmerksamkeit und zu einer Spannung unserer Geisteskräfte, welche sich über das Gewöhnliche erstreckten. Die Antworten folgten Schlag auf Schlag; wir waren nur Ohr und Verstand, und wie der Lehrer uns elektrisirte, so wieder wir ihn selbst." —

„Das dauerte so kaum eine Viertelstunde, und wir bemerkten, daß der hohe Herr seinem Stuhle einen gelinden Ruck nach dem Lehrstuhle hin gab. Noch eine Viertelstunde, und ein zweiter, aber größerer Ruck. Wieder eine Spanne Zeit, und der Stuhl stand so, daß der Gast unserem Lehrer vollständig zugekehrt saß, und wir bemerkten voll stolzer Genugthuung die Aufmerksamkeit, mit welcher er zuhörte, und den Sonnenschein der Befriedigung auf seinem strengen Gesichte. Niemals", so schloß mein Erzähler, „hat uns wieder eine Stunde solche Genugthuung gewährt."

Die gründliche Revision schloß am andern Tage mit einem herzlichen Händedrucke, und die fatalen Filzschuhe schienen vergessen. Längere Zeit danach erhielt ich eine Gehaltszulage von

100 Thalern und vom Provinzial-Schulcollegium in Magdeburg ein Belobigungsschreiben, welches ich hier mittheile, weil es Zeit und Personen charakterisirt und zu interessanten Vergleichungen mit der Gegenwart Stoff bieten dürfte. Das Schreiben vom 11. November 1846 lautet wörtlich:

„Das Königl. Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten hat von dem Berichte, den der Regierungs- und Schulrath Stiehl über die Revision des dortigen Seminars erstattet hat, Kenntniß genommen und aus demselben nicht nur Ihre erfolgreichen Bemühungen für die äußere Ordnung und Disciplin der Anstalt gern ersehen, sondern auch in Betracht der erheblichen Schwierigkeiten, welche Sie als alleiniger Lehrer sämmtlicher Klassen in den meisten Unterrichtsfächern zu überwinden haben, um so anerkennenswerther die Resultate gefunden, welche von Ihnen, sowohl was die Kenntnisse und Fertigkeiten der Zöglinge, als was ihre Fähigkeit, Gedanken aufzufassen, zu verarbeiten und auszudrücken, betrifft, errungen sind. Wir erfüllen gern den uns gewordenen Auftrag, indem wir Ihnen hierfür die Anerkennung des Königlichen Ministerii, welche Sie auch in der Ihnen bewilligten Gehaltszulage erblicken werden, noch besonders hierdurch aussprechen.

Je mehr das Königliche Ministerium übrigens Ihrer besondern Lehrgeschicklichkeit und Ihrem Interesse für die Weiterbildung des Elementarunterrichtes Gerechtigkeit widerfahren läßt, um so mehr erwartet dasselbe, daß Sie sich bei näherer Erwägung leicht überzeugen werden, wie der von Ihnen ertheilte Unterricht über allgemeine Weltgeschichte, über Literaturgeschichte und die von Ihnen mit den Zöglingen angestellten Begriffserklärungen die Grenzen des Seminarunterrichtes überschreiten. Es kann bei den Zöglingen der Schullehrer-Seminarien im allgemeinen, und auch bei denen des Seminares in Heiligenstadt, die zu einer lebendigen Auffassung und zu einem fruchtbaren Verständniß der allgemeinen Weltgeschichte und namentlich des Alterthums erforderliche Vorbildung nicht vorausgesetzt werden. Während daher hinsichtlich der alten Geschichte eine sich an einzelne Personen und Hauptereignisse anschließende charakteristische Uebersicht für den Zweck und den Standpunkt der Seminarien genügt, wird für das Mittel-

alter und die neuere Zeit die deutsche und preußische Geschichte den Mittelpunkt des Unterrichtes bilden und ausreichende Gelegenheit bieten, das für den künftigen Schullehrer wünschenswerthe Verständniß der ihm naheliegenden geschichtlichen Thatsachen auszubilden und seine Liebe für die Geschicke seines Vaterlandes zu erwecken. Es läßt sich gerade von Ihnen bei Ihrer Lehrtüchtigkeit erwarten, daß Sie in Festhaltung dieses Grundsatzes den Geschichtsunterricht sehr gut ertheilen und für denselben auch bald eine Form finden werden, die den systematisch-wissenschaftlichen Weg verläßt und sich an die Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten der Elementarschule und des Volkslebens mehr anschließt.

Ebenso ist für die Schullehrerbildung keine Literaturgeschichte nothwendig, wohl aber eine lebendige Einführung in den dem Volke zugänglichen und verständlichen Inhalt des volksthümlichen Sprachschatzes wünschenswerth; und was endlich die von Ihnen der Form nach mit nicht zu verkennendem Geschick betriebenen Begriffsentwicklungen betrifft, so würde deren wirklicher Erfolg auch für die formelle Bildung der Zöglinge größer sein, wenn das Verständniß der Begriffe mehr aus ihrer sprachlichen Entstehung und Bedeutung entwickelt, als an ihnen Logik und Psychologie zu lehren versucht würde.

Der Unterricht in der deutschen Sprache ist zwar im ganzen zweckmäßig von Ihnen ertheilt; doch werden Sie wohl thun, darauf zu achten, daß die zur Betrachtung kommenden und theilweise von den Zöglingen zu memorirenden Beispiele auch ihrem Inhalte nach mustergebend und behaltenswerth sind.

Das Königliche Ministerium setzt voraus, daß Sie diese Andeutungen mit gewohntem Eifer benutzen und bemüht sein werden, danach Ihren Unterricht für das nächste Bedürfniß der Volksbildung noch fruchtbarer und dem Standpunkte eines Schullehrer-Seminars entsprechender zu gestalten."

Auch mein Vater erhielt gleichzeitig ein anerkennendes Schreiben, jedoch von kürzerer Fassung. Sein Rechenunterricht, in welchem er die Meisterschaft bekundete, und seine Pädagogik nach Zerrenners Handbuche hatten weniger Stoff zu Bemerkungen dargeboten. Man erwartete nur, daß er mit dem bisherigen Berufseifer fortfahre, und stärkte auch seine Kraft zu diesem Zwecke mit einer gleichen Zulage von 100 Thalern.

„Jetzt fühle auch ich eine Armee in meiner Faust“, hatte ich lächelnd zu meinem stillbeglückten Vater gesagt, und damit einen seiner früheren Kraftausdrücke wiederholt, und in der That wirkten diese Verfügungen auf uns wie ein frischer Trunk auf den müden Wandersmann. Daß die mir geltende Verfügung ihrem Gesammtinhalte nach eine große Sorge wegen des „Allzuviel“ blicken ließ und an die späteren „Regulative“ erinnert, ist nicht zu verkennen. An eine Literaturgeschichte hatte ich ja niemals gedacht, sondern nur an das Verständniß einiger classischen Dichtungen. Meinen Sprachunterricht vor dem Herrn Revisor hatte ich nur an das bekannte schöne Gedicht Tells Tod von L. Uhland geknüpft und an dieses, soviel sich eben in einer Stunde thun ließ, sprachliche, logische und ästhetische Reflexionen geknüpft. Was würde wohl der strenge Revisor gesagt haben, wenn er 30 Jahre später hätte hören müssen, wie in den Seminaren Minna von Barnhelm, Wilhelm Tell neben Hermann und Dorothea gelesen und in obenbezeichneter Art anatomisch zerlegt wurden? Eine Lebensfrucht brachte mir aber das hohe Rescript noch durch den darin wehenden, ebenso aufmunternden wie anerkennenden Ton. Ich fühlte an mir selbst, wie wohlthätig dieser auf mich einwirkte, wie er den ganzen Menschen hob und stärkte und mit Bereitwilligkeit erfüllte, nicht nur rastlos weiter zu arbeiten, sondern auch belehrenden Winken bereitwillig nachzukommen. In meiner spätern amtlichen Wirksamkeit (ich wiederhole es hier) habe ich mir auch zur Richtschnur gemacht, jedes Verdienst, jeden guten Willen anzuerkennen, auch mit etwaigem Tadel, wenn irgend möglich, noch Beifall zu verbinden und ersterem dadurch die Wege zum Herzen zu öffnen. Niemals darf der Tadel den Muth und das Selbstvertrauen vernichten, wie denn auch nicht selten Beispiele zeigen, daß ein nur in geringem Maße verdientes Lob den nicht ganz verwahr=

losten Menschen kräftig anspornt, in Zukunft das bisher wenig verdiente auch wirklich und in höherem Maße zu erwerben.

In diese Zeit fällt der Eintritt in eine mir neue Wirksamkeit, welche ich nicht unerwähnt lassen darf, obgleich sie meiner eigentlichen Aufgabe fern lag. Es bot sich damals in Heiligenstadt für die Mädchen aus den besseren Familienkreisen keine Gelegenheit zu einer Ausbildung, welche über die gehobene Elementarschule hinausreichte, und dieser Mangel wurde von dem intelligenten Theile der Einwohner schmerzlich empfunden. Dazu kam noch, daß auch aus der Ferne, insbesondere aus Westfalen, Anfragen ergingen, ob sich nicht bei uns für erwachsene Mädchen Gelegenheit zum Erwerb einer höhern Bildung und zur Vorbereitung für das Lehramt finde. Sowohl die städtische Schulcommission als auch die Geistlichkeit interessirten sich lebhaft für diese Angelegenheit, und bald wurde die Frage ernstlich besprochen, wie dem unverkennbaren Bedürfnisse abzuhelfen sei. Ein Lokal für die neue Anstalt wurde bald in dem Zimmer gefunden, welches das Seminar vor seinem Umzuge ins eigene Heim mehrere Jahre benutzt hatte. — Aber woher die Lehrer nehmen? — Ein junger Geistlicher erklärte sich bereit, den Unterricht im Französischen und in der Geschichte zu übernehmen, ein anderer wählte den Religionsunterricht, und für den Gesang und das Klavier sorgten die Lehrer des Seminars. Weitere Hoffnungen setzte man auf meinen Vater und mich, und wir waren denn nach mancherlei Erörterungen und Bedenken bereit, nach Möglichkeit für das Unternehmen einzutreten. Zunächst wurde mir die Mitwirkung dadurch erleichtert, daß die bisher für meinen Vater ertheilten fünf bis sechs Stunden Unterricht vom Lehrpersonal dieser Schule bereitwillig übernommen wurden. Die hierdurch gewonnene Zeit konnte ich der projectirten Anstalt widmen, und ich that dies, indem ich mich für den Unterricht in der deutschen Sprache, im Aufsatze und in der Literatur mit sieben Stunden

wöchentlich verpflichtete, also wieder zwei Stunden mehr als bisher. Mein Vater übernahm den Rechenunterricht und die Unterweisung in der Schulpraxis für diejenigen Schülerinnen, welche sich dem Lehrerinnenberufe widmen wollten. Sonach waren denn die Hauptschwierigkeiten beseitigt und die kleine Anstalt konnte mit elf Schülerinnen eröffnet werden. Schon nach Ablauf des ersten Jahres stieg die Frequenz auf das Doppelte, da das Schulgeld äußerst billig und der Aufenthalt in der Stadt wohlfeil war. Das Honorar für den Unterricht wurde nach Maßgabe der Stundenzahl unter die Lehrer vertheilt, und schon hieraus ist zu entnehmen, daß der Verdienst bei der neuen Schöpfung nicht den Ausschlag gegeben hatte.

Wenn aber meine Leser bedenklich den Kopf schütteln und fragen sollten: Hatte der Seminarlehrer nicht bereits Arbeit und Stunden genug, und war es daher nicht bedenklich, daß er auf diese Weise seine Kräfte noch mehr anstrengte? so kann ich jetzt, indem ich dies schreibe, einer solchen Frage die Berechtigung kaum absprechen. Damals freilich fiel mir die Möglichkeit eines solchen Bedenkens gar nicht ein. Meine Freude und mein Interesse am Unterrichte, geeinigt mit dem Wunsche, auf neuen Gebieten neue Erfahrungen zu machen, endlich das Bewußtsein, durch meine Mitwirkung die Befriedigung eines tief gefühlten Bedürfnisses zu ermöglichen, ließen keinerlei weitere Erwägungen aufkommen. Durch den Wegfall der bisher in der Bürgerschule ertheilten Unterrichtsstunden war mein Arbeitspensum mit der neuen Aufgabe ja auch nur um zwei Stunden wöchentlich vermehrt worden, und solch ein geringes Plus konnte für mich damals keine wesentliche Bedeutung haben.

Aber dem sei, wie ihm wolle: der neuerschlossene Wirkungskreis brachte mir doch großen Nutzen, zunächst in Hinsicht auf meine eigene Vortrags- und Unterrichtsweise. Wenn der tägliche Verkehr mit Jünglingen den Lehrer naturgemäß und

unwillkürlich in einen strengen Ton, in eine ernste, den Begriff vorherrschenlassende Stimmung versetzt, und der Derbheit im Ausdrucke Freiheiten gewährt, so hat dagegen der Unterricht des weiblichen Geschlechtes eine mäßigende, auch äußerlich bildende, ich möchte sagen „humanisirende" Kraft. Selbst in der gewöhnlichen Mädchenschule wird der Lehrer absichtslos doch ein anderer sein, als im Unterrichte von Knaben. Dazu kam eine mehrseitig ganz andere Auswahl der Unterrichts- und Uebungsstoffe, und eine dem weiblichen Charakter entsprechende Methode und Vortragsweise. Beim Sprachunterrichte fühlte ich bald, daß die äußere Sprachfertigkeit dem Sprachverständnisse wesentlich unterzuordnen sei und sich mehr von selbst ohne besondere Mühe herausbilde. Für abstract grammatische Theorien, für eine sprachliche Logik nach Beckers System fand ich wenig Anklang; dagegen kam mir alsbald eine größere Empfänglichkeit für die sinnbildliche und symbolische Seite der Sprache und für deren Reinheit und Feinheit entgegen. Im Laufe der Zeit konnte es mir nicht entgehen, daß die Hingabe an den gesammten Unterricht eine sich selbst vergessende und innigere war, als es durchschnittlich beim männlichen Geschlechte zu sein pflegt. Wenn ich auch während des Verkehrs mit den Seminaristen und während deren Unterweisung nicht über Aufmerksamkeit, Eifer und Achtung vor dem Lehrer klagen durfte, so trat doch innige Pietät gegen die Person und den Unterrichtsstoff bei den Mädchen entschiedener hervor. Ich hatte nicht selten Ursache, die Ausdauer zu bewundern, mit welcher diese sich ihren Aufgaben unterzogen, und in welchem Umfange besonders das Gedächtniß dabei thätig war. Es trat bald hervor und hat sich mir auch später bewahrheitet, daß es gerade diese Seelenkraft ist, auf welche der Lehrer des weiblichen Geschlechtes sicher rechnen darf, und daß daher auch fremde Sprachen, soweit es deren conversationellen Gebrauch anlangt, von diesem leichter erlernt

werden. Es liegt im Vorherrschen des Gedächtnisses allerdings eine Gefahr, welche der denkende Erzieher wohl zu beachten hat; aber nicht minder würde er fehlen, wenn er diese Eigenthümlichkeit zum Schaden für das spätere Leben gering schätzte. Im Laufe der Jahre habe ich oft Gelegenheit zu der Wahrnehmung gehabt, daß bei den verschiedenen Prüfungen diejenigen Lehrer die glänzendsten Resultate erzielten und nach außen hin am meisten befriedigten, welche beim Unterrichte des weiblichen Geschlechtes wesentlich auf das Gedächtniß gefußt und dieses ihren Zwecken dienstbar gemacht hatten. So fehlte es mir beim Unterrichte nicht an eigenthümlichen Erfahrungen, damit aber zugleich auch nicht an mancherlei Anregungen und Belehrungen für das spätere Leben. Hatte ich bisher in meiner hohen und idealen Berufsauffassung mich nicht zu der Ueberzeugung erheben können, daß auch das weibliche Geschlecht zum praktischen Unterrichte zuzulassen sei, so gewann ich jetzt durch die tägliche Erfahrung eine andere Ueberzeugung, welche auch in meinem spätern Wirkungskreise reichliche Bestätigung finden sollte. Es läßt sich im Hinblicke auf das Gesagte vielleicht die Frage erheben, ob nicht jener Lerneifer, jenes Sichselbstvergessen und jene Hingabe an die Unterrichtsobjecte mit dem g e s c h l e c h t l i c h e n G e g e n s a t z e, mit dem Ehrgefühle des Weibes gegenüber dem Lehrer und mit den seelischen Anziehungen und Gegensätzen in Causalverbindung stehen. Wenn solche Frage auch keineswegs unbedingt zurückzuweisen ist und deshalb auch dem Lehrer Vorsicht gebieten dürfte, so haben mich doch spätere Erfahrungen überzeugt, daß tüchtige, wirklich berufene Lehrerinnen fast den gleichen Einfluß auf ihre Schülerinnen erringen und üben, und daß sich zwischen beiden eine Zuneigung und Seelenfreundschaft entwickelt, welche die schönsten Früchte zeitigt und oft weit ins spätere Leben hinüberreicht.

Kehren wir jedoch zum Seminar zurück, welches in dieser Zeit (1846 und 1847) sich wieder der Berücksichtigung des

Ministeriums erfreuen durfte. Es wurden einige Zuschüsse zum kargen Etat bewilligt, darunter 300 Thaler als Unterstützungsfonds für arme Zöglinge; dagegen blieb die Hoffnung auf eine zweite Lehrkraft und eine Uebungsschule leider unerfüllt.

Zu Ende des Jahres 1846 wurde die Anstalt zum erstenmal von einem katholischen Ministerialrath besucht und revidirt, und zwar von Geheimrath Dr. Theodor Brüggemann. Die Revision nahm mehrere Tage in Anspruch und geschah sehr eingehend und gründlich, aber in jener wohlwollenden, humanen Weise, welche diesen hohen Beamten durchweg auszeichnete und ihm allgemeine Hochachtung erwarb. Seine Art, sich in den Unterricht selbst durch Fragen einzumischen, flößte den Schülern Muth ein, und war weit davon entfernt, den Lehrer bloßzustellen oder in Verlegenheit zu setzen. Wenn es mir gelang, durch meine Leistungen wiederum Zufriedenheit und Lob zu ernten, so war doch diese Revision für mich verhängnißvoller, als ich hätte vermuthen können. Als beim Abschiede, in einer Unterredung unter vier Augen, der Geheimrath hervorhob, wie schwer und umfangreich meine Aufgabe, und daran wohlwollend die Bemerkung knüpfte, daß ich ihr für die Länge der Zeit leicht unterliegen dürfte, bemerkte ich ihm, daß ich dies vorläufig noch nicht fühle oder fürchte und mich ihr gerne noch längere Zeit in der sicheren Hoffnung unterziehen würde, später der Nachfolger meines Vaters in einem Wirkungskreise zu werden, der mein ganzes Leben und Denken erfülle. — Wie groß war jedoch mein Erstaunen, als Herr Brüggemann meine Hand ergriff, herzlich drückte, aber auch erwiederte, daß ich hier einen Punkt berühre, über welchen mit mir aufrichtig zu reden, bereits in seiner Absicht gelegen habe. Auf die erwähnte Nachfolge könne er mir keine Aussicht eröffnen! Nach dem Ableben meines Vaters, vielleicht auch schon früher, werde die Anstalt ihren eigenen, selbständigen Director erhalten, und dieser werde in Erwägung der Stellung,

des Staates und des Seminars zur Kirche und um manchen Mißhelligkeiten und Streitfragen zuvorzukommen, ein Geistlicher sein müssen. Es liege diese Maßregel keineswegs im Mißtrauen gegen meine Person und meine anerkannte Tüchtigkeit, sondern in der Macht der Verhältnisse, weshalb er auch hoffe, daß ich die Angelegenheit ruhig und leidenschaftslos betrachten werde und mich nicht dadurch in meiner Berufsthätigkeit beeinflussen lasse. Ich war ebenso überrascht als bestürzt. Es ging mir wie wohl jedem, welchem eine gerechtfertigte Bitte oder Forderung abgeschlagen wird. Aus allen Gründen und Lobsprüchen, mit welchen man die Versagung begleiten mag, wird der Bittende nur das „Nein" heraushören und für alle Entschuldigungen und Beweisführungen taub bleiben. So erging es mir auch den begütigenden Worten gegenüber, mit welchen mein hoher Vorgesetzter seine bittere Offenbarung zu mildern versuchte. Mir war es in den ersten Tagen nach dieser Eröffnung, als ob Lebensmuth und Berufsfreudigkeit Abschied genommen hätten, und mein ganzes Denken und Fühlen sträubte sich gegen die Möglichkeit, einem andern eine Anstalt übergeben zu sehen, welcher ich so viele Opfer gebracht hatte, und noch täglich brachte. Auch mit meinem Vater hatte Herr Brüggemann vertraulich über diese Angelegenheit gesprochen, und der Eindruck auf ihn war womöglich noch niederschlagender. Mittlerweile waren mir zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, geboren, und er konnte sich denken, wie sehr auch dieser Umstand auf meine Blicke in die Zukunft wirkte. Aber nach mannigfachem Hin- und Herreden, wie es die wechselseitigen Gefühle eingaben, blieb doch vorerst nichts übrig, als an dem gegenwärtigen Stande der Dinge festzuhalten, pflichtgetreu fortzuarbeiten und die Zukunft Gott anheimzustellen. Mir selbst half zunächst die noch frische Manneskraft und die Vertiefung in die tägliche Arbeit über die erste Niedergeschlagenheit hinweg, und da die nächste

Abgangsprüfung sehr günstige Resultate lieferte und deshalb unser guter Consistorialrath Zerrenner die Liebenswürdigkeit selbst war, ging bald alles im gewohnten Geleise, und ob der arbeitsvollen Gegenwart wurde die Zukunft vergessen oder mit dem Immergrün stiller Hoffnungen bekränzt. Tröstete doch auch Zerrenner kurz, aber bedenklich mit den Worten: Kommt Zeit, kommt Rath! Harren Sie getrost aus! — Besonders wohlthätig mußte in dieser Zeit auf mich auch die Wahrnehmung wirken, daß mein „Praktischer Lehrgang“ und die übrigen von mir herausgegebenen sprachlehrlichen Schriften (Uebungsstoffe, Sprachstunden) die Aufmerksamkeit und den Beifall der Lehrerwelt in immer weiteren Kreisen fanden. So erhielt ich, um nur einige Beispiele anzuführen, aus Waabs und Flensburg in Schleswig beifällige Zuschriften, in welchen zugleich die dringende Bitte ausgesprochen wurde, die grundlegenden Musterstücke besonders herauszugeben oder deren Separatabdruck zu gestatten, damit solche in die Hände der Schüler gegeben werden könnten. Den gleichen Wunsch wiederholte in einer umfangreichen Denkschrift eine Lehrerconferenz in Freiburg an der Unstrut. Ich kam diesem Verlangen gern entgegen, und somit erschien denn unter dem Titel: Ausgewählte Musterstücke, Sätze, Sprichwörter, Räthsel und Gedichte für Volksschulen ein kleines Lesebuch, welches über 17 Auflagen, jede zu 3000 Exemplaren, erlebte und erst mit Beginne des Culturkampfes vom Schauplatze verdrängt wurde. Das Honorar für jede Auflage betrug ganze drei Friedrichsd'or! Im Juni 1845 trat ich auch wieder Diesterweg näher. Zunächst frug er an, ob ich mit der Anzeige meiner sprachlehrlichen Schriften im Wegweiser zufrieden sei; er könne nur sagen, daß er sie redlich habe empfehlen wollen. Er knüpfte an diese Bemerkung die weitere Anfrage, ob ich geneigt sei, gegen ein Honorar von sechs Thalern für den Bogen Sprachschriften in den Rheinischen Blättern beurtheilend anzuzeigen, und

ob ich nicht für diese Zeitschrift eine kurze Geschichte des Sprachunterrichts seit Pestalozzi übernehmen wolle? Auf erstern Wunsch ging ich sofort ein; letzterem habe ich in Lüben und Nacke's pädagogischem Jahresberichte zu entsprechen versucht. Auch Dr. Gräfe ließ in dieser Zeit aus Kassel etwas von sich hören. Er hatte sich mit dem bereits erwähnten Jansen enger verbunden und dankte nun in dessen und seinem Namen für eine ihrer Zeitschrift gelieferte Abhandlung über die Fortbildung der Lehrer. Sie hatte so sehr Beifall gefunden, daß ich dringend um weitere Mitwirkung gegen das damals ansehnliche Honorar von acht Thalern für den Druckbogen ersucht wurde. Unter den Zeitschriften jener Jahre (1836—1850) erwarb neben Diesterwegs Rheinischen Blättern die von Zimmermann herausgegebene Allgemeine Schulzeitung die meiste Theilnahme und weiteste Verbreitung. Der Herausgeber bat mich gleichfalls, Mitarbeiter zu werden, und ich ging nur deshalb darauf ein, weil ich durch übernommene Kritiken meine eigene Bibliothek zu vermehren wünschte. Die beurtheilten Schriften blieben nämlich Eigenthum des Recensenten. In der Zeit von 1837—1842 habe ich für diese Schulzeitung außer einer längern Abhandlung über die Frage: Wann soll der Lehrer ins Amt treten? 27 umfangreiche Recensionen geliefert. Als nun auch noch unser verehrter Chef Zerrenner im Jahre 1845 eine Schulzeitschrift (Pädagogische Mittheilungen) in zwanglosen Heften unternahm und mich zur Theilnahme aufforderte, konnte ich nicht widerstehen und lieferte ihm wenigstens einen Aufsatz über den Einfluß früher Bekanntschaft mit der schönen Literatur und über die desfallsige, erzieherische Thätigkeit. Diese Abhandlung lebt noch heute unter Nr. 22 der vierten Auflage meiner „Pädagogischen Mittheilungen", in welche ich sie um so lieber wieder aufnehmen mochte, als sie das Geschick hatte, einigemal nachgedruckt zu werden.

Ja, es war viel Arbeit, was ich damals unternahm; aber es war auch viel Freude und Segen dabei. Wie manchesmal hat mich, wenn ich müde und matt werden wollte, oder von Sorgen für die Zukunft beunruhigt wurde, ein freundlich anerkennender Brief aus der Ferne erfreut und mit neuer Spannkraft erfüllt! Und wenn man sich in seinen Zerstreuungen und Erholungen zu beschränken weiß, wenn man in der stillen Häuslichkeit sein Glück und seine Zufriedenheit sucht, dann bleibt noch gar manche Stunde zur Arbeit, sei sie auch eine Nebenarbeit, übrig. „Kein Tag ohne Linie!" Ein Jahr ist lang genug, um zu erfahren, daß die kleine Arbeit von täglich nur einer halben oder ganzen Stunde an seinem Schlusse sich zu einem großen Ergebnisse gestalten kann!

Die Mittheilungen über meine künftige Stellung zur Anstalt, wie sie Herr Brüggemann meinem Vater und mir gemacht hatte, waren auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, und wahrscheinlich hatte unser Ministerialrath auch bei anderen Gelegenheiten kein Geheimniß daraus gemacht. Daß die sich anknüpfenden Folgen keineswegs angenehmer Art sein konnten, leuchtet wohl ein. Es reihten sich daran alsbald Pläne und Hoffnungen seitens der kirchlichen Organe, und wenn unser Verhältniß zu letzteren auch bisher ein freundliches gewesen war, so erschien es doch manchen äußerst wünschenswerth, in der Ferne Gezeigtes möglichst nahe gerückt, ja schon jetzt verwirklicht zu sehen. Auch der wüste Ronge-Lärm von 1844 hatte manche Geister nervös und argwöhnisch gestimmt.

Die erwähnte Revision sollte bald sehr verhängnißvoll werden und den Beweis liefern, daß Herr Brüggemann meiner Person und Zukunft doch freundlich gedacht hatte!

Ein Septennat als Schulrath in Marienwerder.

Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein, wer and're wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Goethe.

Noch im Anfange des Jahres 1847 erhielt ich die für einen Seminarlehrer jener Zeit sehr bedeutende Summe von 75 Thalern als Unterstützung und beschloß, sofort mit dem Eintritte der Ferien meinen Reichthum zu einer Reise nach Berlin zu benutzen, um nicht bloß die Erinnerungen an den frühern Aufenthalt daselbst im Jahre 1840 wieder aufzufrischen und zu erweitern, sondern auch, um gelegentlich über meine Stellung zum Seminar in Heiligenstadt und über meine künftige Lebensgestaltung möglichsten Aufschluß zu gewinnen. Wußte ich doch nicht, was man mit mir beabsichtige, wenn mein Vater einmal die Leitung der Anstalt niederlegen müsse, oder ihr durch den Tod entrissen werde. Die Mühen und Opfer, welche ich bisher gebracht hatte und noch täglich brachte, konnten mich bei der Frage nach meiner künftigen Stellung zum Seminar nicht gleichgiltig lassen. War ich doch alt genug, um zu wissen, was aus mir werden solle, und was man mit mir wolle. Mein Vater hatte in Ifferten die Bekanntschaft eines für Pestalozzi begeisterten Jünglings Namens Hientzsch gemacht und mit ihm Freundschaft geschlossen. Dieser wurde später Director des Lehrerseminars in Potsdam, und mich drängte es, ihm bei dargebotener Gelegenheit nicht bloß die herzlichen Grüße meines Vaters zu überbringen, sondern auch ihn selbst persönlich kennen zu lernen, da ich früher schon aus einigen praktischen Schriften über die Methode des Gesang- und Sprachunterrichts ihn schätzen gelernt hatte.

Am 27. September sprach ich schon früh morgens bei Hientzsch vor, bestellte meine Grüße und wurde alsbald aufs herz-

lichste empfangen. Der kleine, etwas beleibte, aber sehr lebhafte Mann strahlte vor Freude über die Erinnerungen an jene schöne Zeit, welche er in Ifferten verlebt hatte, und die erste Stunde war diesen Erinnerungen und meinem Vater gewidmet, über dessen Leben und Verhältnisse ich genau berichten mußte. Seine Freude, sagte er, gelte jedoch nicht bloß diesen wieder ins Leben gerufenen Erinnerungen, sondern auch meiner persönlichen Bekanntschaft, da er mich schon aus meinen sprachlehrlichen Schriften kenne. Zum Beweise für letzteres führte er mich in das Bibliothekzimmer der Anstalt und zeigte mir hier alles, was ich damals bereits in die Welt geschickt hatte. Daß ich mich darüber freute, wird mir wohl niemand verübeln, besonders da mir auch nicht entging, daß die vorgezeigten Bücher deutliche Spuren des öftern Gebrauches trugen.

Ich benutzte die übrige Zeit des Vormittags, um noch einige Stunden dem Seminarunterrichte beizuwohnen. Da am andern Tage die Ferien beginnen sollten, so waren die letzten Stunden wesentlich der Wiederholung und dem Rückblicke gewidmet, gewährten mir aber gerade deshalb ein höheres Interesse. Der Director ließ Begriffe aus der Seelenlehre mit Geschick und praktischem Blicke feststellen, und der Lehrer in der deutschen Sprache bewies in der Behandlung eines Lesestückes, daß ihm meine Ideen über die Methode dieses Gegenstandes nicht fremd geblieben waren.

Mittags speiste ich bei dem Director und lernte bei dieser Gelegenheit auch dessen Gattin kennen, welche mir durch ihr einfaches, ruhiges und zufriedenes Wesen einen gar wohlthuenden Eindruck machte. Mein freundlicher Wirth erzählte manches aus seinem Leben, welches ihn nicht immer auf Rosen gebettet hatte. Ein Segen von vielen Kindern, unter denen damals einige noch klein und unversorgt waren, bringt neben vielen Freuden auch manche schwere Stunde! Er pries meinen Vater glücklich, weil ihm vergönnt sei, mit einem Sohne zu-

sammenzuleben und zu wirken, welcher seine Bestrebungen theile und mit ihm in gleichem Berufe arbeite, und äußerte zugleich, wie sehr auch er sich ein gleiches Glück, jedoch vergebens, gewünscht habe. Einer der Söhne, ich glaube der älteste, welcher auch mit zu Tische saß, hatte Jura studirt, und viele Jahre nachher wurde mir die Freude, dessen liebenswürdige Gattin in Suderode am Harze kennen zu lernen und das Andenken an ihren Schwiegervater und die freundlichen Stunden in Potsdam zu erneuern[1].

Wenn übrigens die Fälle in der Lehrerwelt nicht selten sind, daß der Sohn wieder den Beruf des Vaters wählt, und daß es demgemäß ganze Lehrerfamilien gibt, so möchte ich mich gerne überreden, daß hierzu nicht bloß äußere, oft zwingende Umstände mitwirken, sondern daß auch das anregende Wesen und die Wichtigkeit des Berufes mit in die Wagschale fallen und ein junges Gemüth um so mehr begeistern können, wenn schon das Beispiel des Vaters und dessen Glück und Befriedigung im Amte vorleuchten, wie solches so voll und ganz bei mir der Fall gewesen war.

Nachmittags besuchte ich noch den katholischen Lehrer, einen feinen, auch in der äußern Bildung für Potsdam passenden, etwas rationalistisch angehauchten Mann, dessen Unterhaltung manches Anregende hatte und mich lebhaft überzeugte, daß auch vielen unserer Volksschullehrer eine gewisse Gewandtheit und gefälligere Umgangsformen nicht schaden würden. Aber woher solche nehmen, so lange die Directoren und Lehrer

---

[1] Hientzsch, am 25. August 1787 zu Mockrehna bei Torgau geboren, war nach vollendeten Studien Lehrer an den Seminaren zu Neuzelle und Breslau. Im Jahre 1833 wurde er als Director nach Potsdam berufen. Nach Verlegung der Anstalt nach Köpenick nahm er die Stelle Zeune's als Leiter der Blindenanstalt in Berlin an, wo er am 1. Juli 1856 starb. Die treue Gattin folgte ihm erst am 13. April 1877 im Alter von 79 Jahren.

nicht auch diese Seite des Lebens schärfer ins Auge fassen und durch ihre Persönlichkeit und ein freundliches Familienleben fördern!

Am 28. September verließ ich nachmittags Potsdam und traf abends in Berlin ein. Ein Schritt, dessen weittragende Folgen ich damals kaum ahnen konnte, stand noch bevor.

Zur nicht geringen Bestürzung erfuhr ich an demselben Abende von einem Bekannten, daß mein Gönner, der Geheimrath Brüggemann, wieder verreist sei und wohl längere Zeit abwesend bleibe. Hatte ich doch gerade auf diesen mir glaubensverwandten Mann und auf dessen bisher bewiesenes Wohlwollen großes Vertrauen gesetzt; konnte ich doch mit keinem andern so rückhaltslos reden, keinem andern die obwaltenden Verhältnisse so unumwunden auseinandersetzen. Aber ich erinnerte mich noch der Bekanntschaft mit dem Geheimrath Kortüm aus früherer Zeit und des wohlthuenden, Vertrauen einflößenden Eindruckes, welchen die Persönlichkeit dieses Mannes auf mich gemacht hatte. Also frischen Muthes einen Entschluß gefaßt, und rasch zur Ausführung. Das Wetter hätte diesem Entschlusse wohl des Gedankens Blässe ankränkeln können; denn es war schlecht und düster genug, und ein strömender Regen gar wenig geeignet, den Muth eines Mannes aufzufrischen, welcher noch selten mit Personen der höheren Beamtenkreise verkehrt hatte. Ueber dem höhern Beamten jener Zeit schwebte damals noch ein Ehrfurcht einflößender Nimbus, die Geheim- und Ministerialräthe flogen in Ermanglung der Eisenbahnen und aus Rücksicht auf Sparsamkeit noch nicht so häufig umher als jetzt, und deren Erscheinen blieb daher immerhin ein bedeutendes Ereigniß. Aber andererseits war dieser Nimbus und das würdevolle Bewußtsein der hervorragenden Lebensstellung doch wieder vielfach mit einer Humanität, einer aufrichtigen Theilnahme an den Personen und mit einem Wohlwollen gepaart, welche nicht besorgten, sich durch Freund-

lichkeit und Herablassung gegen niedriger Stehende etwas zu vergeben. Bureaukratie und Centralisation waren noch nicht in dem Grade ausgebildet, daß der einzelne Beamte nur als eine Nummer im großen Staatsmechanismus erschien. Diese Einschätzung sollte erst dem spätern Constitutionalismus vorbehalten bleiben.

Schlag 9 Uhr hielt ich vor der Wohnung des Herrn Geheimraths, stieg eine Treppe hinauf, klingelte und harrte nicht ohne Herzklopfen des Weitern. Ein behäbig aussehender Diener öffnete und fragte nach meinem Begehren. Ich sagte ihm, daß ich den Herrn Geheimrath zu sprechen wünsche und bäte, die Stunde zu bestimmen, wann dieser Wunsch etwa erfüllt werden könne. Der Diener fragte wegen der Anmeldung nach meiner Visitenkarte, und ich mußte ihm nicht ohne einige Beschämung ein geschriebenes Exemplar darreichen, da ich mich bisher noch nicht zu einem solchen lithographirten Luxusartikel emporgeschwungen hatte. Mit einem gewissen gutmüthigen Lächeln nahm der Mann meine kalligraphische Leistung in Empfang und verschwand, kam aber schon nach Verlauf einiger Minuten mit dem unerwarteten Bescheide zurück, der Herr Geheimrath wolle mich sogleich sprechen. Er empfing mich freundlich in seiner mit Acten und Büchern reichlich versehenen Arbeitsstube, sprach aber zugleich den Wunsch aus, daß ich sofort meine Anliegen ihm kurz vortragen möchte.

Ich zögerte auch nicht, wies demnach auf meine zwölfjährige Thätigkeit an der Anstalt und auf die Opfer hin, welche ich derselben gebracht habe. Insbesonders hob ich die große Anzahl von Lehrstunden am Seminar selbst, sowie an der Bürgerschule hervor, welche letztere Stunden ich mehrere Jahre ertheilt habe, um dem Vater mehr Zeit und Gelegenheit zu geben, für die junge Anstalt wirken zu können. Auch den Umstand erwähnte ich, daß meine Absicht gewesen, mich noch

weiter auszubilden und meine Studien fortzusetzen, daß ich aber diesem Plane aus Liebe zur Anstalt und auf den ausdrücklichen Wunsch meiner Dienstbehörde entsagt habe. Wenn mir nun nach den Andeutungen des Herrn Geheimraths Brüggemann keine Hoffnung gegeben werden könne, meinem Vater in dessen so bescheidener Stellung nachzufolgen, weil späterhin aus höheren Rücksichten das Directorat ein Geistlicher erhalten solle, so könne mich eine solche Aussicht nur niederdrücken, meine Berufsfreudigkeit lähmen und meine künftige Stellung unerquicklich machen. Wolle man unter solchen Umständen, wenn nicht gerecht, doch billig gegen mich und meine Gefühle sein, so würde ich wenigstens zu späterer Zeit eine passende Versetzung in gleiche Stellung erwarten müssen. Herr Kortüm, welcher über meine Verhältnisse am Seminar besser unterrichtet war, als ich geglaubt hatte, hörte mich nicht bloß mit entschiedener Theilnahme an, sondern äußerte auch geradezu, daß er sich bei den einschlägigen Verhandlungen recht wohl an meine Stelle gesetzt und meiner eigenthümlichen Lage gedacht habe. Es frage sich jedoch, ob mein Vater auch ohne meine Mitwirkung noch der Anstalt vorstehen könne, daß hierbei vieles auf meinen Nachfolger ankomme, und ob ich etwa imstande sei, auf eine geeignete Persönlichkeit hinzuweisen. Meinen Wunsch, den Herrn Minister Eichhorn selbst zu sprechen, finde er gerechtfertigt; ich möge mich daher noch vormittags in dessen Palais verfügen und dort bei dem Kanzleirath Tiede melden, an welchen er mir eine Empfehlung mitgeben wolle. Von letzterem kurze Zeit darauf zuvorkommend empfangen, mußte ich meinen Namen und Charakter aufschreiben und erhielt bald den Bescheid, daß ich den Herrn Minister noch an demselben Vormittage sprechen werde. Ein Diener wies mich in ein geräumiges Vorzimmer, um daselbst das Weitere zu erwarten. Zu meiner Ueberraschung fand ich darin den mir wohlbekannten Geheimrath Stiehl, welcher Vortrag bei dem

Herrn Minister hatte und gleich mir auf die Audienz wartete. Es dauerte ziemlich lange, ehe er gerufen wurde, und somit blieb zu einer leisen Unterhaltung noch Zeit genug übrig. Diese drehte sich wesentlich um die Ertheilung des Geschichtsunterrichts in der Volksschule, über welchen Stiehl 1842 ein vielgelesenes Schriftchen verfaßt hatte, dessen Hauptzweck in der Erweckung vaterländischer Gesinnung und patriotischer Gefühle für das Herrscherhaus und den Staatsverband gipfelte. Lebendige, gut gewählte Episoden aus der Geschichte, vaterländische Gedenktage, Poesie und Gesang sollten diesen Zwecken dienstbar gemacht werden, überhaupt der Unterricht sollte mehr Leben und frischen Geist als bisher athmen. Ich konnte diesen Ansichten nur mit Wärme beistimmen und versichern, daß sie auch bereits in meinem Unterrichte Fleisch und Bein gewonnen hätten, insbesondere in Hinsicht auf die Mithilfe der Poesie. Unsere flüsternde, aber lebhafte Unterhaltung wurde durch den Empfang Stiehls bei dem Minister und mit der kurzen Aufforderung abgebrochen, auf der Rückreise noch das Seminar in Weißenfels zu besuchen; für einen Zuschuß zu der bereits erhaltenen Unterstützung könne schon gesorgt werden. Die Audienz dauerte fast eine Stunde; endlich trat Stiehl wieder ins Vorzimmer in Gesellschaft des mir bisher unbekannten Geheimraths Eylers, welchem er mich vorstellte. Beide Männer setzten ihre begonnene Unterhaltung in meiner Gegenwart ebenso lebhaft als ungestört fort und zogen auch mich mit in diese hinein. Sie waren sichtlich erregt. Man beabsichtigte damals, die Seminare aus den größeren Städten in kleinere zu verlegen, und so vernahm ich denn auch, daß es im Plane liege, mein kaum besuchtes Seminar in Potsdam nach Köpenick zu verpflanzen, dessen Leitung aber später einem Geistlichen zu übertragen, welcher zugleich sein Pfarramt beibehalten könne. Ueber den zur Zeit in einzelnen Seminaren herrschenden Geist der Erziehung und des Unterrichts hörte ich zu meinem Erstaunen

von beiden Herren sehr tadelnde Urtheile, insbesondere über den Wandel und die Haltung einiger Seminarlehrer. Stiehl entfernte sich mit der erfreulichen Bemerkung, daß wegen eines Zuschusses für einen belehrenden Aufenthalt in Weißenfels bereits alles abgemacht sei, während Eylers noch einige Zeit blieb und die Unterhaltung mit mir fortsetzte. Mir, als Seminarlehrer, könne er nicht verhehlen, daß in manchen dieser hochwichtigen Anstalten für die Volksbildung ein Geist des Vielwissens, des Dünkels und Unglaubens Wurzel gefaßt habe, welchem mit Ernst und Strenge begegnet werden müsse, wenn nicht großes Unheil angerichtet werden solle. Der Herr Minister, sein Freund Stiehl, wie er selbst, verlangten einen bescheidenen, von religiöser Berufsanschauung getragenen Geist und zugleich ein weises Maß praktischer Bildung, welches den künftigen Lehrer nicht über seinen Beruf hinaus erhebe und mit der zu erwartenden, immerhin einfachen Lebensstellung unzufrieden mache.

Aber jetzt, noch ehe ich antworten konnte, klingelte es; der Diener winkte, und ich trat in das Audienzzimmer des Ministers. Es war groß und durch die Vorhänge etwas dunkel, in den Fensternischen mit Blumenterrassen geziert. Der Minister, damals schon 66 Jahre alt, aber mit wohlwollenden Gesichtszügen, lebhaften, sprechenden Augen und noch ziemlich vollem Haupthaare, empfing mich freundlich, wies mich zum Sitzen und nahm selbst mir gegenüber Platz. — „Ich habe schon früher und eben erst wieder von Ihrer regen und kräftigen Wirksamkeit gehört,“ begann er die Unterredung, „es ist mir lieb, Sie auch persönlich kennen zu lernen, tragen Sie frei und offen Ihre Anliegen vor!“ — Ermuthigt durch diesen Empfang und die ganze äußere Erscheinung des Mannes that ich dies auch, und nach Kortüms Rathe mit möglichster Kürze und Ruhe. Mein Gefühl sagte mir, daß ich den richtigen Ton und die passende

Ausdrucksweise gefunden; mehr aber noch überzeugte mich hiervon die wohlwollende Aufmerksamkeit, mit welcher ich angehört wurde.

Als ich meinen Vortrag geendet hatte, erwiederte er zunächst, daß ich ja selbst aus eigener Anschauung und Erfahrung wisse, wie nahe die Kirche mit der Schule in den niederen Regionen zusammenhänge, daß dieser Zusammenhang auch durch deren beiderseitige Interessen bedingt werde, und in rechter Weise gehandhabt, die Wohlfahrt des Staates fördere. — Ebenso liege es auf der Hand und ergebe sich aus der Natur der Sache, daß Volk und Geistlichkeit einem so einflußreichen Institute, wie das Seminar, mehr Vertrauen schenkten, wenn ein Geistlicher an dessen Spitze stehe, und daß durch eine derartige Maßnahme auch manchen unangenehmen Verwaltungs-Conflikten vorgebeugt werde. Er wolle damit jedoch nicht gesagt haben, daß ich ihm als Geistlicher lieber sein würde, oder daß der Geistliche lediglich als solcher von ihm vorgezogen werde; dieser solle und müsse auch zugleich ein tüchtiger Charakter und ein erprobter Schulmann sein, von welchem erwartet werden könne, daß er mit aller Kraft dahin wirke, fromme, werkthätige, glaubenstreue, gegen Andersdenkende aber duldsame Lehrer zu bilden, welche wieder ein Gott und dem Könige ergebenes, von echter Nächstenliebe getragenes Volk zu erziehen geeignet wären. Er fragte mich, ob ich in meiner jetzigen Stellung wohl das Vertrauen der Geistlichkeit des Bezirkes erworben hätte, und wie es diese aufnehmen würde, wenn ich dem Vater später im Amte nachfolgen sollte. Ich konnte darauf nur antworten, daß ich nichts versäumt habe, was dieses Vertrauen rechtfertigen dürfte, daß ich meinen kirchlichen Pflichten aus Ueberzeugung treu nachkomme und bestrebt sei, meinen Zöglingen auch im religiösen Leben mit gutem Beispiele voranzugehen, daß ich aber dennoch glauben müsse, ein Geistlicher werde dem Clerus immer lieber sein als ein

Laie. Mein Wunsch nach Versetzung bleibe daher wohl das beste Mittel, mir nach außen und innen die Berufsfreude zu sichern. Es entstand eine kleine Pause, nach welcher der Minister wieder die Frage an mich richtete, ob ich mit der Feder vertraut sei und ob ich glaube, auch im Verwaltungs-sache fertig werden zu können, ob ich mir getraue, Schulen mit entsprechender Fachkenntniß zu revidiren und Lehrer zu leiten. Während ich die erste und letzte dieser Fragen mit Ueberzeugung bejahen konnte, durfte ich in Hinsicht auf die zweite nur die Hoffnung ausdrücken, daß Fleiß und Eifer auch über diese hinweghelfen würden. — Es werden sich in nächster Zeit einige höhere Stellen in der Provinz Preußen finden, nahm der Minister nachdenklich und nach kurzer Pause wieder das Wort, für welche wir Sie brauchen könnten, und wenn für solche auch in der Regel Personen aus anderen amtlichen Verhältnissen genommen werden, so dürfte doch im vorliegenden Falle eine versuchsweise Ausnahme stattfinden. Ich möge mich denn direct an ihn wenden und ihm die obwaltenden, allgemeinen und besonderen Verhältnisse, sowie meine darauf gestützten Wünsche auseinandersetzen.

Hiermit wurde ich entlassen und die Versicherung meines Dankes freundlich entgegengenommen. Ich ging mit Hochachtung und Verehrung für den Mann, welcher mich nicht bloß durch das Wohlwollen gegen meine Person, sondern auch durch die Wärme und das tiefe Gefühl gefesselt hatte, womit er seinen religiösen und erziehlichen Grundsätzen und Bestrebungen Ausdruck gab.

Als ich Stiehl noch beim Abschiede von meiner Audienz genauere Auskunft gab, wünschte er mir guten Erfolg, meinte aber doch, am Ende könne alles nur eine „Seifenblase" sein. Diese Bemerkung schadete nicht; denn sie dämpfte ganz heilsam meine Hoffnungen und führte meine Zuversicht auf das rechte Maß zurück.

Am 5. October reiste ich nach Weißenfels und erneuerte dort die alten Bekanntschaften aus dem Jahre 1840. Der damalige Director Hennigs, von dessen Muckergeiste viel gesprochen wurde, machte durch seinen Vortrag den Eindruck eines klaren Kopfes, und sein Unterricht in der Pädagogik, sowie die freien und frischen Antworten der Seminaristen ließen auf nichts weniger, als auf einen finstern, das Selbstgefühl erstickenden Geist schließen. Allerdings trat deutlich hervor, daß die Volksschule aus christlichem Boden erwachsen, diesem auch treu bleiben müsse; aber das Jahr 1848 nahte heran, seine Geister spukten bereits und bestimmten das Urtheil über so manchen wackern Mann. Ich erneuerte bei dieser Gelegenheit auch meine frühere Bekanntschaft mit dem Seminarlehrer Wilhelm Prange, welcher durch seine methodischen Arbeiten auf dem Gebiete der Weltgeschichte mittlerweile noch in weiteren Kreisen bekannt geworden war. Prange wurde nach einigen Jahren als Seminar-Oberlehrer nach Bunzlau versetzt, bald darauf zum Regierungs-Schulrath ernannt, und feierte in dieser Stellung, wie früher schon erwähnt, sein 50jähriges Dienstjubiläum. Im Geschichtsunterrichte, welchen er ausgezeichnet ertheilte, huldigte er anfangs den Ansichten Stiehls, erhob sich aber später zu voller Selbständigkeit. Seine Thätigkeit auf diesem Gebiete, über welche er sich damals mir gegenüber weitläufig aussprach, läßt sich unter folgende Hauptgesichtspunkte fassen:

1. Christliche Grundanschauung der Geschichte; Erziehung durch Gott zu Gott;
2. Confessioneller Geschichtsunterricht in richtigem Verhältnisse zur Volksschule;
3. Wissenschaftlichkeit im höhern Geschichtsunterrichte, insbesondere mit Rücksicht auf die Culturgeschichte;
4. Vorwalten des biographischen Elements;
5. Patriotische Tendenz in ihrem Verhältnisse zur nationalen.

Ueber diese fünf Punkte hat sich Prange im zwölften Bande des pädagogischen Jahresberichtes (1859) ebenso gründlich als ausführlich ausgesprochen, und wenn manche unserer neuen und neuesten Methodiker und Leitfädenschreiber seine desfallsige Abhandlung studiren wollten, so würden sie sich bescheiden müssen, daß alles schon dagewesen, und daß es schwer sei, Dagewesenes besser zu sagen. — Ich sollte den tüchtigen Mann auf dieser Erde nicht wieder sehen; aber während ich dieses schreibe, lebt er noch.

Die Rückfahrt ging nunmehr über Erfurt nach Heiligenstadt, wo mich mein Vater mit Sehnsucht erwartete und in selbstloser Freude zwar die Ergebnisse meiner Reise vernahm, aber doch ein wehmüthiges Gefühl vorgeahnter Trennung nicht ganz unterdrücken konnte.

Zu einer Seifenblase sollten die vom Minister eröffneten Aussichten doch nicht werden. Schon sechs Wochen nach meiner Rückkehr lief ein freundlicher Brief des Geheimraths Brüggemann ein, in welchem er mir mittheilte, daß der Herr Minister beabsichtige, mich als Schulrath nach Westpreußen (Marienwerder) zu berufen, und zugleich den Wunsch aussprach, ich möge ihm einen geeigneten Nachfolger in meinem jetzigen Amte vorschlagen.

Unter dem 10. November antwortete ich und gestatte mir, aus dem umfangreichen Briefe einige Stellen anzuführen, welche meine damaligen Gefühle und meine Stimmung bezeichnen dürften. „Wohl glaubte ich“, lautete der Eingang, „an einer Stelle, wie die mir zugedachte, nicht am unrechten Platze zu sein und Gutes wirken zu können; allein jetzt, da mir ein solches Ziel als eine Möglichkeit plötzlich näher vor die Augen rückt, ergreift mich Bangigkeit, und es regen sich Zweifel mancher Art. Wenn ich jedoch auf mein bisheriges Leben zurückschaue, so schöpfe ich auch wieder Muth in der Ueberzeugung, daß eine höhere Hand die Schicksale leitet, wie sie

mich ja auch in einen Wirkungskreis geführt hat, welcher meinen Fähigkeiten und meiner ererbten Neigung am meisten zusagte. Wenn mich nun die Vorsehung nicht aus diesem Kreise, sondern nur über denselben erhebt, so ist es wohl an mir, mich zu fügen und die Wege zu gehen, welche sie mir durch meine Behörde anweist. Eine mit großer Besorgniß erfüllende Voraussetzung ist jedoch die möglichste Aneignung der polnischen Sprache, da ich ja aus eigenen Studien recht gut weiß, welcher schwerwiegende Unterschied zwischen dem Verständnisse einer Sprache und deren freiem Gebrauche ist, wie solchen die Schule und der Verkehr mit der Jugend erfordert. Ich werde allerdings das Mögliche thun, und jedenfalls schon in nächster Zeit mit den nöthigen Studien beginnen, setze aber voraus, daß ich auch bereits in den ersten Jahren ohne genügende Kenntniß der Sprache in der neuen Stellung wirken und nützen könne."

„Der Würfel war gefallen!"

Unter dem 28. Januar 1848 erhielt ich ein Schreiben des Herrn Ministers, worin derselbe sagt, daß er gerne vom Geheimen Rath Brüggemann meine Bereitwilligkeit zur Annahme einer Schulrathsstelle bei der Regierung zu Marienwerder vernommen habe und mich daher veranlasse, meine Einrichtungen so zu treffen, daß ich sogleich nach Ostern abreisen und im Mai den Dienst antreten könne. Vorerst werde die Anstellung eine provisorische, jedoch mit Aussicht auf definitive Ernennung sein, und mir eine Remuneration von jährlich 800 Thalern neben Umzugskosten zugesichert. „Ihre bewiesene Gewissenhaftigkeit", sagt der Minister am Schlusse, „und Ihre bisherige Berufstreue bürgen dafür, daß Sie auch in Ihrer künftigen Stellung in dem Ihnen zu übertragenden, wichtigen Verwaltungszweige mit Erfolg zu wirken und dem in Sie gesetzten Vertrauen zu entsprechen eifrig bemüht sein werden."

Des geäußerten Bedenkens wegen der polnischen Sprache war in dem Rescripte nicht gedacht.

Aber des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil, und hast du erreicht das Ziel, so gilt's nur halb so viel! Schon die polnische Grammatik, welche alsbald angeschafft wurde, machte mir schwere Sorgen. Der formenreiche Geist dieser interessanten Sprache, die Aussprache und der reiche Wortvorrath ließen mich bald die Ueberzeugung gewinnen, daß ich hier vor einer sehr erheblichen, für mein Alter fast unbesiegbaren Schwierigkeit stehe. Sagte mir doch später der Bischof Sedlag in Pelplin bei meinem ersten Besuche rund heraus: „Polnisch werden Sie weder lernen, noch überhaupt wegen Ihrer sonstigen Arbeiten lernen können!" Aber ich lernte doch schon jetzt unverdrossen, und lernte auch später fleißig fort.

Schwerer drückte mich der Gedanke an die Uebersiedelung in eine weit entlegene, mir ganz fremde Provinz, an die Trennung von einem engen, aber lieben Freundeskreise, und von einem Amte, welches mir durch seine Schwierigkeiten um so theurer geworden war. Auch die bevorstehende, ganz neue Stellung, die damit verbundenen Pflichten und Geschäfte, ein meiner wartender fremder Gesellschaftskreis, das alles fiel mir um so schwerer aufs Herz, als damals Welt und Menschen in hohem Grade aufgeregt waren und schon überall die Sturmvögel des 18. März umherschwirrten. Hast du im Thal ein sicheres Haus, dann wolle nicht zu hoch hinaus, summte mir oft in die Ohren, und mein Trost bei all diesen auf mich einstürmenden Gedanken war nur das Bewußtsein, daß mein Wille auf ein bescheideneres Ziel gerichtet gewesen, und daß ich mich nicht zu höherem gedrängt hatte, sondern dazu gerufen worden war.

Am schwersten beunruhigte und drückte mich die Trennung von meinem Vater, mit welchem ich nunmehr zwölf Jahre

in Einigkeit der Geister und Herzen gearbeitet hatte, der Abschied von einem Manne, welcher mit selbstloser, keine Opfer scheuender Liebe dem Berufe anhing und dessen Beispiel und Unterhaltung dem Sohne so oft Ermunterung, Führer und Leitstern gewesen war. Dazu kam noch die Ueberzeugung, daß auch er mich schwer und schmerzlich in seinem bereits vorgeschrittenen Alter entbehren werde, und daß seine Freude über meine Berufung den Trennungsschmerz doch nicht voll besiegen könne.

In weiteren Kreisen wirkte die mir gewordene Auszeichnung sehr verschieden. Meine Schüler trauerten, die bereits amtirenden Lehrer jubelten, und eine freudige Bewegung ging durch ihre Reihen, weil sie in dieser Berufung eine Bürgschaft für künftige sach- und fachkundige Aufsicht zu erblicken glaubten. Manche hegten Bedenken wegen der politischen Weltlage und warnten geradezu vor der neuen Stellung. Aus verschiedenen, mir in dieser erregten Zeit zugegangenen Briefen erlaube ich mir zunächst eine Aeußerung meines Freundes Friedrich Otto anzuführen. Damals bereits Rector in Mühlhausen in Thüringen, schrieb er folgendes:

„Wenn ich mir Ihren jetzigen Wirkungskreis neben den künftigen stelle, und nach der Macht des Einflusses, und des sichtbaren Erfolges und der Fülle des Segens frage, so ist mir nicht schwer zu entscheiden, auf welche Seite sich das Urtheil neigen muß. Die Lehrer bilden und durch sie an der Schule arbeiten, ist etwas Sichereres, als schon fertige Lehrer, welche etwa im Schlendrian und in todtem Treiben verknöchert sind, umschaffen. Verfügungen, welche Sie erlassen, Unterredungen, die Sie mit ihnen pflegen, vorbildliche Lectionen, die Sie hie und da bei Schulbesuchen geben, sie bleiben immer nur Tropfen auf heiße Steine. Die meisten Lehrer sind und bleiben, wie sie beanlagt und — wie sie das Seminar gemacht hat, und alle Schulrathskünste prallen an ihrem Beharrungsvermögen ab. Und dieser Einfluß wird noch in dem Maße abgeschwächt, in welchem das Seminar selbst es nicht verstanden hat, die Zöglinge zu frischen, lebendigen Geistern zu er-

wecken und zu bilden. Wo Sie jetzt noch stehen, waren Sie in weit stärkerem Grade Schulrath, als Sie es jemals factisch dort werden können. Sie waren mit Ihrem Geiste in jeder Schule thätig, welcher Sie einen Lehrer gebildet hatten; künftig kommen Sie fast nur mit Verfügungen in die Schulen. Jetzt kommen die Lehrer vertraulich zu Ihnen und holen sich Rath; künftig kommt Ihr Rath nur als Befehl! Doch, Ihr Wille ist stark genug, um sich einen Wirkungskreis zu schaffen, dem Ihr geistiger Fond nutzbar werden kann. Denn das ist allerdings für den rechten Mann das allertraurigste Loos, wenn er sein geistiges Kapital nicht segenbringend verwerthen kann. Gott bewahre Sie vor dieser Lage!"

Schulrath Barthel in Liegnitz, durch seinen Jugendbildner seit längerer Zeit mit mir im Briefwechsel und befreundet, schrieb nach den Märzereignissen unter dem 9. April 1848:

„Wir haben nun verantwortliche Minister; diese können mit Regierungscollegien von unserer Beschaffenheit und Befugniß nicht administriren; die neue Staatsform muß sich neue Organe schaffen, wer wird da von uns noch lange auf seiner Stelle bleiben? Ich glaube nicht, daß Sie nun noch nach Marienwerder abgehen werden; aber Seminare wird man immer brauchen, vermuthlich simultane, und — Ihre Stellung ist gesichert in höherem Grade, als es die meine sein kann. Nun, ich bin darauf gefaßt, bei einer katholischen Familie als Hauslehrer mir mein bischen Brod in Zukunft noch zu verdienen; denn die Seelsorge der Geistlichen wird im neuen, materiellen Staate auch als überflüssig erscheinen. Das ist nicht Kleinmuth, mein Theuerster, der aus mir spricht, sondern die Sprache der ruhigen Ueberzeugung, welche aus den Prämissen auf die Consequenzen schließt. Doch, noch bin ich auf meinem Platze, noch erscheint der Jugendbildner, noch ist unser König auf seinem Throne, — aber weiß der hohe Herr, ob er es noch nach einem Jahre sein wird?" —

Solch schwerwiegende, ernste Worte und so viele treue Arme und Herzen, welche mich fest zu halten suchten, ließen eine freudige Stimmung nicht aufkommen. Immer mehr umdüsterte sich der politische Horizont; die Wahlen für Frankfurt

und Berlin erhitzten die Gemüther aufs höchste und förderten ein leidenschaftliches Parteiwesen. Zwischen dieses Leben und Treiben fiel dann einmal wieder ein ermuthigendes, Glück verheißendes Freundeswort oder ein herzlicher Brief, um meine Besorgnisse zu verscheuchen. So schrieb mir Dr. Zerrenner, als bisheriger nächster Vorgesetzte:

„Innigst danke ich Ihnen für Ihren lieben Brief, der mir ein werthes Andenken an das schöne Verhältniß bleiben wird, in welchem wir eine so lange Reihe von Jahren standen. Aus voller Seele nehmen Sie meinen Glückwunsch zu der ehrenvollen Stellung, die das Königliche Ministerium Ihnen in Anerkennung Ihrer Tüchtigkeit und erworbenen Verdienste gegeben hat. Gottes Segen begleite Sie und kröne Ihre Wirksamkeit mit dem besten Erfolge. Außer Ihrem würdigen Herrn Vater hat sich gewiß keiner so wie ich über Ihre Berufung gefreut. Daß in diese Freude bei Ihrem Vater und bei Ihnen sich unter den obwaltenden Zeitverhältnissen schmerzliche Gefühle mischen, glaube ich gern, und auch bei mir ist dies der Fall, da mich nicht nur der Gedanke betrübt, Sie künftig nicht mehr in H. zu finden und mich Ihrer schönen Wirksamkeit und Ihrer Liebe zu erfreuen, sondern ich auch die Sorge nicht wegweisen kann, daß ich für unser liebes Seminar Sie nicht ersetzt bekommen werde. Doch alle trüben und schmerzlichen Gedanken und Gefühle dürfen die Freude über Ihre Berufung in ein Amt nicht stören, in welchem Sie viel Gutes und Herrliches stiften können und werden.“ —

Immer schärfer wehte die Märzluft, immer aufgeregter schaute man nach Berlin; endlich kam der verhängnißvolle Achtzehnte, und unter denen, welche er hinwegwehte, war Minister Eichhorn einer der ersten. Schlimm lauteten auch die Nachrichten aus dem Großherzogthum Posen, in welchem der helle Aufstand ausgebrochen, und desfallsige Berichte verkündeten, daß die allgemeine Bewegung auch Westpreußen mit seiner Mehrzahl polnischer Kreise nicht unberührt lasse. Die Schreckensscenen in Berlin hatten die Gemüther in die

ängstlichste Spannung versetzt, und die Warnungen der Freunde aus Nah und Fern vor dem Antritte der neuen Stellung mehrten sich infolge aller dieser Ereignisse von Tag zu Tag. — Als endlich auch mein Vater, welcher bisher aus naheliegenden Gründen geschwiegen hatte, seinen Besorgnissen gleichfalls Ausdruck gab, da entschloß ich mich mit schwerem Herzen, inmitten der Schlag auf Schlag folgenden Ereignisse, selbst im April nach Berlin zu reisen und um Zurücknahme meiner Berufung, wenigstens bis auf bessere Zeiten, persönlich zu bitten. Ich traf meine bisherigen Gönner und Freunde selbst schwankend und rathlos; überall Verwirrung und bange Sorge für die Zukunft, überall in der noch fieberhaft aufgeregten Stadt die Spuren der unglückseligen Märztage und einen Ueberfluß an frivolem Spotte und Verhöhnung des frühern Regiments. Daß man so weit kommen könne, wie man gekommen war, übertraf meine bangen Erwartungen.

Diesmal war es ungleich schwerer, bei dem neuen Minister, Grafen Schwerin, Zutritt zu erhalten, und ich weiß heute nicht mehr genau, wie, und durch welche Fürsprache es mir endlich möglich geworden ist. Genug, ich erhielt eine Audienz, aber nur eine sehr kurze, da Excellenz in voller Uniform eben im Begriffe war, zur Majestät zu fahren. Er konnte mir nur kurz sagen, daß er selbst in der Angelegenheit nicht genau unterrichtet sei; er wolle mir aber doch so viel versprechen, daß mir der Rücktritt in die früheren Verhältnisse offen bleiben solle, wenn sich späterhin die Zustände als unhaltbar erweisen würden. Meine jetzige Stelle könne vorerst ja nur provisorisch besetzt werden. Er wolle mir diese Zusicherung zur größern Beruhigung sogar schriftlich geben, und nun aber solle ich in Gottes Namen dahin gehen, wohin ich einmal berufen sei.

So war denn mein Schicksal endgiltig bestimmt, und mir

blieb nichts übrig, als ihm zu folgen. Nach allem, was ich gesehen und erfahren, trat ich die Rückreise nicht mit erleichtertem Herzen an.

* * *

So war denn der erste katholische Schulrath des Regierungsbezirkes Marienwerder zur unwiderruflichen Thatsache geworden.

Mittlerweile gingen mir auch einige beruhigende Schreiben aus dem neuen Wirkungskreise zu.

Unter dem 4. März, also noch vor dem verhängnißvollen 18., hatte ich dem Regierungspräsidenten v. Nordenflycht meine Berufung in entsprechender Form und mit der bescheidenen Bitte um jene Nachsicht angezeigt, welche meine Unbekanntschaft mit den Geschäftsformen und mit Land und Leuten nothwendig beanspruchen müsse. Schon unter dem 11. März erhielt ich die freundliche Antwort, daß es dem Präsidenten nur angenehm sein könne, aus meinem Schreiben die Bereitwilligkeit zum Antritte einer Stelle zu ersehen, deren Bedürfniß bisher nicht habe anerkannt werden wollen, welche aber schon lange von ihm dringend gewünscht und lebhaft befürwortet worden sei. Mit Freuden werde er mich daher in einen Wirkungskreis einführen, welcher ein weites Feld gemeinnütziger Thätigkeit öffne und der Mühen viele darbieten, aber auch seines Lohnes nicht entbehren werde. Das Schreiben schloß mit der Erwartung, bald meine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Ich hielt es den Regeln des Anstandes entsprechend, auch dem künftigen evangelischen Collegen, dem Schulrath Dr. Grolp, durch ein freundliches Schreiben von meiner Berufung Kenntniß zu geben und ihn zugleich um seinen spätern Beistand und hilfreichen Rath im neuen Amte zu ersuchen.

Auch hierauf erhielt ich eine überaus zuvorkommende Antwort; mit herzlicher Liebe hieß mich der künftige College in einem Wirkungskreise willkommen, worin wir uns so nahe berühren würden, und mit der Versicherung, daß er gerne bereit sein werde, mich bei dem Eintritte in einen fremden Ort und in fremde Verhältnisse möglichst zu unterstützen. Das Schreiben gab zugleich über meine künftige häusliche Einrichtung und die Miethsverhältnisse dankenswerthe Winke und schloß mit dem Wunsche herzlichen Einverständnisses in dem Glauben, der in der Liebe thätig ist.

In dankbarer Erinnerung sei hier gleich bemerkt, daß der Mann sein Versprechen redlich gehalten hat und mich im Anfange meiner Amtsthätigkeit bereitwillig mit seiner Erfahrung unterstützte. Fast zwei Jahrzehnte älter als ich, mehr dem Realen und einer nüchternen, rein praktischen Lebensanschauung zugewandt, stand er allerdings meiner fast noch jugendlichen, mehr dem Idealen geltenden Richtung etwas fern; aber dies hinderte ein freundliches Zusammengehen um so weniger, als sein Familienkreis, insbesondere seine liebenswürdige, sanfte Frau wesentlich dazu beitrug, Gegensätze auszugleichen und ein angenehmes Verhältniß zu schaffen und zu erhalten. Meine Frau fand an dieser seiner Gattin eine wahrhaft mütterliche Freundin, an der kränklichen, unverheirateten Tochter eine liebe Altersgenossin. Noch heute sind mir die traulichen, in jenem kleinen Familienkreise verlebten Abende in dankbarer Erinnerung. Wenn wir auch später im Collegium bei der Frage, ob eine erledigte Schulstelle mit einem evangelischen oder katholischen Lehrer zu besetzen sei, oft stark aneinander geriethen und zur Ergötzlichkeit der Collegen unsere Positionen mit äußerster Zähigkeit vertheidigten, so übertrugen sich solche Gegensätze doch keineswegs auf den geselligen Verkehr, und in den meisten Fällen gingen die Kämpfer friedlich wieder selbander in ihre freundnachbarlichen Wohnungen.

Endlich kam die Zeit des Abschiedes näher heran und mahnte ernstlich zur Rüstung. Die Lehrer der beiden zum Eichsfelde gehörigen Kreise, mit welchen ich so oft in Conferenzen und bei jährlich wiederkehrenden Lehrerfesten herzlich verkehrt hatte, waren die ersten, welche zu einer Abschiedsfeier einluden. Als Andenken verehrten sie mir meines Vaters und mein Bild, ein Paar schöne, von einem geschickten Maler der Münchener Schule gefertigte Oelbilder, welche mir noch heute die Zimmer zieren und eine unvergeßliche Erinnerung bleiben. Einer der tüchtigsten älteren Lehrer des Eichsfeldes, mit welchem mein Vater und ich längst in freundlich-gastlichem Verkehre standen (Hagedorn in Westhausen), hielt mir die Abschiedsrede, in welcher er besonders hervorhob, daß die Berufung eines praktischen Schulmannes auf eine solche Stelle auch den Lehrern zur hohen Freude und Ermunterung gereiche, und daß sich an diese Thatsache die frohesten Hoffnungen für die Zukunft des ganzen Standes knüpften. Es möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß ein Sohn dieses Lehrers Medicin studirte, ein angesehener Arzt und Operateur wurde, und späterhin meine einzige, aber früh verblichene Tochter als Gattin nach Magdeburg führte, wo er noch jetzt als Geheimer Sanitätsrath mit Segen thätig ist. Meine Schüler beklagten den bevorstehenden Verlust ihres Lehrers in Gedichten, und die Thränen, welche in der letzten Abschiedsstunde flossen, erstickten mir und ihnen die beabsichtigten Scheidegrüße. Aber das Bitterste stand noch bevor: der Abschied von meinem Vater, welcher bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte und nun ohne meine Hilfe, ohne meinen ihm zur Gewohnheit gewordenen Verkehr die schweren Bürden des Amtes allein tragen sollte.

Aber auch dieser schmerzliche Augenblick mußte überwunden werden. Als wir bereits im Wagen saßen, den Abschied hinter uns hatten und mit bethränten Augen durch die Straße des Städtchens fuhren, welche am Schulgarten vorbeiführte, da

erblickten wir noch einmal den greisen Vater. Mit erhobenen, segnenden Händen rief er noch ein letztes: „Gott sei mit euch; lebt wohl!“ Die Kinder schrieen laut auf: „Großvater, lieber Großvater!“ und von neuem und heftiger stürzten die Thränen, — aber der Wagen rollte fort, und bald lag die Stadt in unserem Rücken.

Wir fuhren mit unseren drei Kindern und einer Dienstmagd zunächst nach Erfurt, wo wir die Eisenbahn erreichten und noch die Eltern meiner verstorbenen Gattin begrüßten. Unter den katholischen Lehrern der Stadt befanden sich schon einige meiner Schüler, welche mich aufs herzlichste willkommen hießen und rührende Beweise treuer Anhänglichkeit und Liebe gaben.

Von nun ab ging die Weiterreise schnell; nach kurzem Aufenthalte in Berlin bis Woldenberg, einem pommerschen Städtchen, wo damals die Eisenbahn abschloß. Jetzt mußte die Reise mit Extrapost fortgesetzt und der noch kleinen Kinder wegen jeden Abend Nachtquartier genommen werden. Der erste Haltepunkt außerhalb Deutschlands und in meinem künftigen Amtsbezirke war die Poststation Ruschendorf, ein größerer Ort des Deutsch-Krone-Kreises, wo wir mit sinkender Sonne ankamen. Aber schon bei der Einfahrt bemerkten wir mehr Leben in den Straßen und vor den Häusern, als die Größe des Dorfes erwarten ließ, und eine unheimliche Bewegung und Erregung unter der Menge, welche uns auffiel und beunruhigte. Wir hielten vor dem Gasthofe zum Magneten; aber dieser verweigerte uns die Aufnahme. Mit verstörter Miene versicherte der Wirth, sein Haus sei von deutschen Flüchtlingen aus dem Großherzogthum Posen, wo mittlerweile die Aufregung der polnischen Bevölkerung ernster geworden und zu blutigen Conflicten geführt hatte, ganz vollgepfropft und für uns kein Platz mehr übrig.

Nach vielem Hin- und Herreden, während dessen die Meinigen ängstlich im Wagen sitzend der kommenden Entschließung

harrten, erklärte sich endlich der Wirth bereit, zur Aufnahme noch Rath zu schaffen. Vornehmlich wirkte auf diesen günstigen Ausgang mein ernster Hinweis darauf, daß ich als königlicher Beamter an die Regierung des Bezirkes berufen sei. Somit wurde uns dann im Erdgeschosse ein sehr kleines Zimmer mit einem Bette angewiesen, von welchem meine Frau mit dem jüngsten Kinde Besitz nahm. Ich postirte mich in einen abgelebten Lehnstuhl; die beiden größeren Kinder legten sich auf Stroh, und die Magd fand Schutz und Halt in einer Zimmerecke. Aber wir waren sämmtlich von der langen Tagereise und deren Eindrücken erschöpft, und so umfing uns denn auch bald, trotz der unbequemen Situation und der noch lange dauernden Unruhe in dem stark bevölkerten Gasthofe, ein fester Schlaf.

Wir erwachten sehr früh; schnell wurden die Kinder angekleidet, abermals Extrapost bestellt und fort gings wieder dem ersehnten Ziele zu. Allmählich wurde die Gegend unwirthlicher und machte ungeachtet des herrlichen Maimorgens einen wenig ermunternden Eindruck. Eine endlose Ebene, eine beängstigend menschenleere, von Nadelholz hie und da unterbrochene weite Fläche mit dürftiger Cultur, das war der Weg, welcher uns wiederum, als die Sonne zur Rüste neigte, nach Czersk, dem andern Nachtquartier, führte. Auch hier außergewöhnliche Erregung, die Dorfstraße mit Menschen gefüllt. Zum erstenmal tönten uns polnische Worte, Flüche und Lieder ins Ohr und erinnerten uns, wie sehr wir hier Fremdlinge waren. Der Ort selbst, am Beginne der Tuchler Heide, gehörte zu den ansehnlichsten der ganzen Gegend. Große und umfangreiche, von der Regierung angefangene Meliorationen brachten oft Beamte hierher, und ein ziemlich ansehnlicher, freundlicher Gasthof nahm uns auf. Zu unserer Freude war der Wirth ein Deutscher, wußte einen preußischen Regierungsbeamten zu schätzen und angemessen zu behandeln,

und so bildete denn dieses Nachtquartier einen höchst erfreulichen Gegensatz zu dem vorigen und erfüllte uns mit neuer Zuversicht für die Weiterreise am frühesten Morgen.

Das Ziel rückte näher; die Gegend wurde angenehmer; Laubwald mit frischem Grün erfreute bei dem deutschen Dorfe Münsterwalde das Auge. Hier setzten wir über die breit dahinflutende Weichsel, und vor uns lag das Ziel, Marienwerder, in malerischer, terrassenförmiger Lage und Bauart, in der hellen Nachmittagssonne, einen überaus freundlichen Anblick gewährend. — Es war der 12. Mai 1848.

Unser schon durch meinen künftigen Amtsgenossen gemiethetes Logis und die gleichfalls voraus bestellten neuen Möbel waren durch freundliche Fürsorge bereits in Ordnung gebracht; die Gattin meines Collegen hatte sogar für einigen Küchenbedarf umsichtig gesorgt; bald waren auch die vorausgeschickten Betten aufgestellt, und so dauerte es nicht viel über einen Tag, um ein leidliches, neues Heim zu schaffen. Visitenkarten wurden wieder geschrieben und der Anfang mit den nothwendigsten Besuchen gemacht.

Marienwerder war damals, wie wahrscheinlich noch jetzt, wesentlich eine Beamtenkolonie. Regierung, Appellhof, Kreisgericht, Gymnasium, höhere Stadtschule, General-Landschaftsdirection, königliches Gestüt &c. lieferten ein großes Contingent Beamter, von welchen die Stadt hauptsächlich lebte. Sie zählte damals eine Bevölkerung von 6192 Seelen, darunter 482 katholischer Confession und 223 Juden. Die Katholiken, fast nur den ärmeren Klassen angehörig, besaßen noch keine Kirche, doch war zu einer solchen im August 1847 der Grundstein gelegt. Einige der wenigen besser situirten Katholiken waren zu der sogenannten deutsch-katholischen Kirche übergetreten, deren Hauptstütze in drei Mitgliedern der Regierung bestand. Die schnell ins Leben gerufene Gemeinde hatte bereits einen eigenen Geistlichen. Ein Umstand,

welcher mich um so mehr mit Besorgniß erfüllte, als ich gar bald von dem glänzenden Empfange hören mußte, welcher vor einigen Monaten dem neuen Reformator Ronge von der höhern Gesellschaftsklasse der Stadt zu theil geworden. Seinetwegen waren Festessen und Landpartien veranstaltet worden, und man hatte sich um den Besitz der Tassen und Gläser, aus welchen der große Mann getrunken, gar eifrig gestritten.

Zu meiner Beruhigung fand ich jedoch bald Gelegenheit, zu bemerken, daß der neue römisch-katholische Schulrath, trotz jenes Ronge-Enthusiasmus, freundlich und entgegenkommend empfangen wurde, selbst von den deutsch-katholischen Collegen, welche im übrigen ganz harmlose Leute waren. Als mich jedoch der Regierungspräsident bei meinem ersten Besuche unerwartet fragte, ob ich auch dem deutsch-katholischen Pfarrer meine Visite machen werde, und ich sofort mit einem entschiedenen Nein antwortete, konnte mir eine leise Verstimmung nicht entgehen.

Wenige Tage nach diesen Vorgängen, am 29. Mai, wurde ich in das Collegium eingeführt und erhielt meinen Platz am grünen Tisch neben dem evangelischen Collegen. Bald kamen dann auch Actenstöße ins Haus, und es hieß: „Siehe selbst, wie du fertig wirst!“ Ich war instruirt worden, die Acten vom Ende ab zu lesen; ich las fleißig, studirte die generellen Anordnungen, orientirte mich auf der Bezirkskarte, fragte hie und da den Collegen oder auch den Secretär um Rath, und nach Verlauf von sechs Wochen konnte ich mich bereits als mündig ansehen und selbständig mit Zuversicht arbeiten.

Wenn sonach alles über Erwarten besser ging, als ich gehofft hatte, so fehlte es doch auch nicht an einzelnen Wermuthstropfen im Becher der Zufriedenheit. Bald nach dem Antritte der neuen Stellung fand ich im Culmer Wochenblatte die Bemerkung, „daß auch in unserer Zeit, welche die Rechte jeder Nationalität anerkenne, ein Schulrath für den Bezirk

Marienwerder bestimmt worden sei, welcher, aus einer fremden Provinz berufen, kein Wort polnisch spreche. Wir möchten hier fragen, hieß es weiter, wie ein solcher Mann zur Beaufsichtigung der polnischen Volksschulen passe, und ob es denn nicht Geistliche oder andere Männer unter den Polen gäbe, die dazu fähig wären?“ — So ganz Unrecht hatte der Artikelschreiber freilich nicht, obgleich aus seinem Referate deutlich zu erkennen war, daß ihm die Nationalität höher stand als die Gemeinschaft im Glauben. Ich wurde durch diesen Ausfall auf meine Person nur in dem Entschlusse bestärkt, streng der Pflicht zu leben und so viel und so bald als möglich polnisch zu lernen.

Mein erster Vortrag, mit welchem ich das hohe Collegium zu unterhalten hatte, ist mir wegen eines komischen Mißverständnisses noch treu im Gedächtnisse geblieben. Er betraf einen Lehrer polnischer Abkunft, welcher an der mehrklassigen Schule einer bedeutenden Stadt des Bezirkes mit gemischter Bevölkerung angestellt war. Er hatte sich, ich weiß nicht mehr genau warum, mit seinem Lokal-Schulinspector, dem Pfarrer der Stadt, überworfen und von letzterem eine nachdrückliche, schriftliche Ermahnung mit ernster Rüge erhalten. Der heißblütige, stark von Märzluft angewehte Lehrer fühlte sich durch dieses Schreiben höchlichst beleidigt, rückte seinem Pfarrer aufs Zimmer und protestirte heftig gegen Rüge und Ermahnung. Es kam zu einem leidenschaftlichen Wortwechsel, welcher damit endigte, daß der Lehrer das Schreiben dem Vorgesetzten auf den Tisch warf und mit den Worten: „Unter solchen Umständen möchte ich lieber Racker (d. i. Schinder, Abdecker) als Lehrer sein!“ das Zimmer stürmisch verließ.

Sorgfältig vorbereitet und an freien Vortrag von der Schule her gewöhnt, stellte ich den Sachverhalt klar, erwog die Schuld auf beiden Seiten und schloß mit dem Antrage, dem Lehrer wegen des unbotmäßigen Verhaltens gegen seinen

Vorgesetzten auch seitens der Regierung eine ernste Rüge und Warnung zu ertheilen. Wenn ich auch während meines Vortrages bemerken konnte, daß die Blicke des mir gegenüber sitzenden hohen Chefs mit dem Ausdrucke der Befriedigung und des Wohlwollens auf dem Anfänger ruhten, so ging doch das Collegium über meinen Antrag hinaus und votirte noch eine Ordnungsstrafe von einem ganzen Thaler.

Aber mein heißblütiger Pole beruhigte sich nicht bei diesem Beschlusse; er ergriff vielmehr den Protest an das Ministerium.

Also Bericht unter ausführlicher Darlegung des Thatbestandes., mit der Bitte um Bestätigung der Regierungsverfügung.

Das hierauf folgende hohe Rescript erklärte sich zwar mit der Rüge einverstanden, fand aber die Ordnungsstrafe nicht hinreichend begründet. Wenn der Lehrer, lautete der betreffende Passus, sich in der Aufregung die Aeußerung gestattete, er wolle lieber Rector als Lehrer sein, so könne darin noch kein hinreichender Grund zur Verschärfung der Rüge durch eine Ordnungsstrafe erblickt werden. — Ebenso bestürzt wie eilig nahm ich mein Concept zur Hand. Da stand richtig Racker; über die Deutlichkeit der Schrift konnte kein Zweifel sein. Aber sowohl der Kanzlist als der vergleichende Secretär hatten Rector geschrieben und gelesen, sei es, weil ihnen das erstere Wort fremd, oder weil sie zwischen Lehrer und Rector eine entsprechende Verwandtschaft erkannten. — Das Ende der Sache werden sich meine Leser schon selbst denken können und sich dadurch die Heiterkeit nicht trüben lassen, welche damals auch bei dem zweiten Vortrage das Collegium mit dem Referenten theilte.

Es sei mir erlaubt, gleich noch eines ernsten Vorfalles zu gedenken, welcher sich zwar einige Monate später ereignete, schon hier aber am füglichsten Erwähnung finden dürfte.

Wenn ein Beamter, dessen Beruf ihm die Macht verleiht, auf die Lebensverhältnisse seiner Untergebenen einen entscheidenden Einfluß zu üben, in diese seine Stellung eintritt, so ist es nicht ungewöhnlich, daß sich ihm in den ersten Zeiten der neuen Amtsführung eine nicht geringe Anzahl Untergebener nähert und aufdrängt, bald bittend, bald schmeichelnd, und ihn für ihre Person und Interessen zu gewinnen, auch wohl gegen den Vorgänger einzunehmen sucht. In solchen Fällen hüte man sich vor Versprechungen und bewahre vorsichtigste Zurückhaltung, denn selten nur sind es die besten, welche sich bei solcher Gelegenheit hervordrängen. Ich sollte dies selbst in auffallendstem Umfange zur Warnung für die Zukunft erfahren. Ein junger Mann polnischer Nationalität, dem nahen Kirchspiele angehörig, welchem ich eingepfarrt war, stellte sich mir eines Morgens als früherer, aber wegen mehrerer Trunkenheitsfälle aus dem Amte entlassener Lehrer vor. Sein angenehmes Aeußere, sein fließendes Deutsch und die Art seines ganzen Auftretens konnten wohl einen günstigen Eindruck rechtfertigen, und er wußte außerdem seine Fehler so gewandt zu entschuldigen, sich so zuversichtlich als ein Opfer persönlichen Hasses hinzustellen, daß ich Mitleid empfand und mich zu dem Versprechen hinreißen ließ, die Sache noch einmal zu untersuchen und seinem Wunsche auf Wiederanstellung möglichst zu entsprechen.

Bei näherer Durchsicht und Prüfung der Acten boten sich einige Gesichtspunkte dar, aus welchen die Fehltritte meines Clienten in milderem Lichte erschienen; ich hob diese nachdrücklich hervor und erlangte auch einen günstigen Beschluß des Collegiums, nach welchem die Wiederanstellung erfolgen durfte. Ich wiegte mich mit Befriedigung in dem Gedanken, ein Werk der Schonung und Milde gethan zu haben.

Aber was folgte? Etwa dreiviertel Jahr nachher war ich Vorsitzender der Geschworenen, und mir lag die traurige

Pflicht ob, über denselben Mann das „Schuldig“ wegen Meineids zu verkünden. In wiederholter Trunkenheit hatte er sich mit wüstem Volke in Raufereien eingelassen, bei welchen ernste Verwundungen vorgekommen waren. Eine gerichtliche Untersuchung und der falsche Zeugeneid des Unglücklichen waren die Folge.

Da das äußere Leben des Menschen und dessen gesellige Verhältnisse auf das innere Leben und die Schaffenslust einen bald größern, bald mindern Einfluß üben, so gestatte ich mir an dieser Stelle vor dem Eintritte in die Wirksamkeit als Schulrath noch einiges über jene zu erwähnen.

Marienwerder war, wie schon gesagt, eine Beamtenkolonie. Im Collegium waren mit Ausnahme der Rheinlande damals fast alle Provinzen des Staates vertreten, und man war im ganzen fast nur auf den Verkehr unter den Standesgenossen angewiesen. Regierung und Appellhof lebten in freundnachbarlichen Beziehungen, und es mangelte nicht an Intelligenz und tüchtigen Menschen. Der gesellige Ton war human und freundlich, und das Familienleben wurde dem Leben an öffentlichen Orten, dem eigentlichen Wirthshausleben, entschieden vorgezogen, weshalb auch die Frauen den geselligen Kreisen nicht fremd blieben. Man fand sich bei einfacher Bewirthung mit einem oder zwei guten Gerichten zusammen und begnügte sich durchschnittlich mit einem Rothweine, dessen Taufzeugniß vielleicht zweifelhaft sein mochte. Reiche Gastmähler, wie ich solche später in den Rheinlanden fand, bildeten höchst seltene, nur durch besonders festliche Gelegenheiten gerechtfertigte Ausnahmen. Geistigen Genüssen und Unterhaltungen blieb man in diesen Kreisen nicht fremd, ja sie waren oft der eigentliche Zweck. Man musicirte, las dramatische Stücke oft mit vertheilten Rollen, und unterhielt sich gern über die neueren literarischen Erzeugnisse. Eine geschlossene Gesellschaft, die „Literaria“, vereinigte jeden Monat Damen und Herren. Es wurden Vor-

lesungen über gemeinnützige oder ästhetische Themata gehalten, auch physikalische und chemische Versuche producirt und die Zusammenkunft mit einem frugalen Abendessen, mit heiteren Liedern und Toasten geschlossen. Ich trat dieser Gesellschaft bei und erinnere mich, nicht bloß einige Vorträge gehalten zu haben, so z. B. über das Volkslied und Goethe's Hermann und Dorothea, sondern auch durch Lieder aus meiner Feder, welche mit Beifall aufgenommen und gesungen wurden, der Geselligkeit förderlich gewesen zu sein.

Ein solcher Charakter der Unterhaltung war aber damals um so heilsamer, als er vom gesellschaftlichen Leben die Politik fern hielt, welche da in vielen Köpfen spukte. Märzluft wehte auch in der Stadt; eine Bürgerwehr hatte sich formirt, und verschiedene Clubs waren gebildet worden, in welchen sich besonders auch Lehrer bemerkbar machten. Ich trat keiner dieser Vereinigungen bei, da ich an dem genug hatte, was ich in Berlin noch vor kurzem sehen und erfahren mußte, und begnügte mich mit der Anhörung einiger Reden, ohne dadurch eine bessere Meinung von den neuen Weltverbesserern zu erhalten. Wenn ich sagte, daß in den höheren Gesellschafskreisen die Politik fern blieb, so galt dasselbe auch von der Religion. Eine Ausnahme möchte ich jedoch erwähnen, weil sie mir einen großen Gewinn fürs ganze spätere Leben brachte. Der Präsident des Appellhofes, ein philosophisch gebildeter, wegen seiner Biederkeit und seines schlichten Wesens allgemein beliebter Mann, gab ein Diner, zu welchem auch der neue katholische Schulrath Einladung erhalten hatte. Einer der Gäste brachte ziemlich am Schlusse der Tafel das Gespräch auf Ronge, strich den Freimuth des genialen Reformators gewaltig heraus und gab dabei seiner Verwunderung darüber scharfen und lebhaften Ausdruck, wie man heutzutage noch habe wagen können, einen Reliquiencultus dem Volke aufzudrängen. Mich überliefs etwas heiß, und ich entgegnete sofort,

daß ich Herrn Ronge nach seinen Schriften keineswegs für einen genialen und wissenschaftlich gebildeten Mann halten möchte, daß aber die Reliquienverehrung etwas der menschlichen Vernunft und Natur nicht Widersprechendes sei, wie ja selbst die Verehrung beweise, welche noch kürzlich die Tassen und Gläser erfahren mußten, aus denen Herr Ronge getrunken hatte. — Es entstand momentan eine etwas peinliche Stille, welche zu meiner Ueberraschung von einem jungen Gerichts-Assessor unterbrochen wurde, den ich bisher nicht beachtet und gekannt hatte. Er trat mit der Bemerkung auf meine Seite, daß auch er sich von der Person des sichtbar eitlen Reformators keineswegs angezogen gefühlt habe, und daß es ihm überhaupt gefährlich scheine, in unseren bereits politisch aufgeregten Zeiten noch Religionsstreitigkeiten anzuregen. Das heikle Thema wurde hiernach nicht weiter verfolgt; doch verdankte ich ihm die nähere Bekanntschaft mit einem Manne, welcher mir bald der innigste Freund wurde, dessen Umgang aber für mich um so werthvoller werden sollte, als er meinen Gesellschaftskreis angenehm erweiterte und mir das warme Herz eines Glaubensgenossen erschloß. Er wurde später als Rath an das Obertribunal nach Berlin berufen, und als ich vom Jahre 1866—1870 dort als Abgeordneter weilte, unsere Freundschaft wieder erneuert und noch fester geschlossen. Er besuchte mich in Trier; wir fanden uns längere Zeit und wiederholt am schönen Harzgebirge zusammen und eine lebhafte Correspondenz ersetzte die zeitweise Trennung. Unverheiratet, ausgiebig mit Geldmitteln versehen, nahm er seine Pension, als das Reichsgericht in Leipzig eröffnet wurde, machte weitere Reisen, auf welchen er meiner oft brieflich gedachte, und hoffte noch im Sommer des Jahres 1883 längere Zeit mit mir vereint zu leben, als plötzlich am 14. April ein Schlagfluß sein Dasein endete. In meinem langen Leben hat mich kaum etwas schmerzlicher berührt als dieser Todesfall, und das Andenken an den treuen, edlen

Freund Stinner wird auch nur mit meinem Tode erlöschen.

Aber nunmehr möchte es an der Zeit sein, auch den Schulrath ins Leben treten zu lassen.

Da sich in Marienwerder noch keine katholische Kirche befand, so waren wir nach Tiefenau, einem dreiviertel Meilen entfernten Dorfe eingepfarrt, zu welchem noch vier Filialen gehörten. Der dortige Seelsorger, Herr Baranowski, Pole von Geburt, war der deutschen Sprache ausreichend mächtig und nahm den weither gekommenen Schulrath so freundlich auf, daß ich bald im Kreise seiner Verwandten und Amtsbrüder heimisch wurde. Durch einen ansehnlichen, der Pfarrei zugehörigen Grundbesitz war er, wie fast alle seine Amtsbrüder, auf die Landwirthschaft hingewiesen und hielt deshalb, sowie wegen des ausgedehnten Kirchspieles eigene Equipage, mit welcher er oder sein Kaplan die einzelnen Filialorte besuchte. Allemal den dritten Sonntag predigte letzterer, ein geborener Ostpreuße, deutsch; an den übrigen Sonntagen hörten wir mit Geduld und Ergebung eine polnische Predigt. Dieser Kaplan, dessen Muttersprache die deutsche war, übernahm später das Amt meines Lehrers im Polnischen. Wöchentlich pflegte er an einem freien Nachmittage zu mir zu kommen, um bei einem Glase Wein den gemüthlichen Sprachlehrer zu machen. Bald verbreitete sich auch unter Geistlichen und Lehrern die Kunde von diesen sprachlichen Bemühungen und trug nicht wenig zu meiner Empfehlung in weiteren Kreisen bei. War doch mein College in den langen Jahren seiner Amtsführung dem Polnischen so fremd geblieben, daß er es nicht einmal lesen konnte. Ich lernte dies bald, obgleich meine Aussprache immerhin den Niemiec (d. i. den Stummen, den Deutschen) verrathen mochte, so kam mir doch schon diese Errungenschaft späterhin sehr in den Schulen zu statten. Der Regierungsbezirk enthielt damals

76 evangelische und 170 katholische Pfarreien und 727 evangelische und 414 katholische Schulstellen; die bei weitem meisten Schulen waren aber simultan. Da mein älterer College zugleich die Generalia, d. h. das Allgemeine des gesammten Schulwesens zu besorgen hatte, so war meine Arbeit, soweit sie nicht durch Neuheit und Unkenntniß mancher Verhältnisse erschwert wurde, im ganzen eine mäßige zu nennen. Ich hatte mir vorgenommen, zunächst bei meinen Revisionen und dem persönlichen Verkehre überhaupt mich beobachtend und zuwartend zu verhalten, nicht aber gleich vom Anfange ab maßgebend oder gar reformatorisch aufzutreten. Durch dieses ruhige Verhalten lernte ich selbst nicht bloß manches, sondern gewann auch das Vertrauen der Persönlichkeiten, mit welchen mich das Amt in Beziehung brachte. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß jeder Pfarrgeistliche damals zugleich auch die Lokalaufsicht über die Schulen seines Kirchspieles übte, und daß außer diesen noch geistliche Kreis-Schulinspectoren, meistens die Dekane, als Oberaufseher fungirten, welche die Regierung im Einverständnisse mit der bischöflichen Behörde ernannte. Letztere bezogen für ihre Mühewaltung eine geringe Remuneration. Die Geistlichen waren mit sehr wenigen Ausnahmen auch in den rein polnischen Kreisen des Deutschen vollkommen mächtig; auch die Lehrer sprachen sämmtlich deutsch, manche freilich nach meinen Begriffen herzlich schlecht. Unter ersteren fand ich später mehrere Ostpreußen und Schlesier, selbst einzelne Westfalen, und diese sprachen allerdings lieber deutsch, als das mühsam erlernte Polnische. Der Pfarrer einer der namhaftesten Bezirksstädte sagte mir einstmals ganz unverholen, er könne zwar recht gut eine polnische Predigt halten und polnisch beten, aber wenn er von einem polnischen Handwerker einen Nagel in die Wand geschlagen haben wolle, so zöge er erst sein Wörterbuch zu Rathe. Einzelnen katholischen Lehrern mochte es nicht besser gehen. Als ich einst im Flatower Kreise,

wo das deutsche Element mit dem polnischen ziemlich gleichstand, nach geschehener Revision mit einigen Geistlichen und Lehrern im Garten des Pfarrers saß, und dieser einen Teller frischgepflückter Stachelbeeren als Probe seiner Gartencultur auf den Tisch setzte, fragte einer der Anwesenden, wie die Dinger auf polnisch hießen. Als ich sofort mit „Agrest“ antwortete, stutzte man, und vermuthete nach diesem einen Worte mehr des Polnischen in mir, als vorhanden war. Da ich stets ein kleines Lexikon bei mir trug und dieses Wort ziemlich im Anfange stand, so war mein Verdienst allerdings nur gering; immerhin trugen aber solche Einzelheiten und mein gelegentliches Einmischen deutscher Bemerkungen in polnische Conversationen dazu bei, den Ruf zu verbreiten, daß der neue Schulrath auch etwas Polnisch verstehe. Und dieser Ruf, welchen ich nach Kräften zu rechtfertigen strebte, ließ wenigstens den Versuch gewagt erscheinen, mir bei Schulbesuchen ein X für ein U vorzumachen.

Nicht ohne Befangenheit trat ich zum erstenmal meine Revisionen an und wählte dazu die polnischen Schulen des nahe gelegenen Kirchspiels Tiefenau. Der Pfarrer als Lokalschulinspector und dessen bereits erwähnter Kaplan waren meine Begleiter. Der Lehrer der ersten dieser Schulen hatte zwar einen gut deutschen Namen, war aber von Geburt ein echter Pole. Das Schulzimmer selbst bot mir einen überraschenden Anblick. Vollgepfropft mit Kindern, welche wegen meiner erwarteten Ankunft festlich gekleidet waren, schlug mir ein eigenthümlicher, aromatischer Geruch entgegen, fast wie man ihn in Apotheken findet. Er rührte von Kalmusstauden und Wurzeln her, welche in allen Fensternischen aufgestellt waren, oder in kleine Stücke zerschnitten auf dem Fußboden in den Ecken und Kanten Platz gefunden hatten. Auch an Wachholder (Kadik) fehlte es nicht, und dieser war zwischen den Kalmus theils in kleinen Zweigen, theils fein zerschnitten ver-

theilt. Solche Art der Ausschmückung, welche der dumpfen Schulluft oft eine angenehme Frische verlieh, fand ich später fast überall, und da wegen der größeren und kleineren Seen, an welchen Westpreußen so reich ist, der Kalmus nicht zu den Seltenheiten gehörte, so war dieser Aufwand wenigstens nicht mit erheblichen Kosten verknüpft.

Der Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ (Niech będzie pochwalony Jezus Chrystus!) schallte mir in polnischer Sprache entgegen und wurde ebenso mit „in Ewigkeit!“ (Na wieki wieków! Amen) erwiedert. Meiner Aufforderung, die Prüfung mit einem Gebete zu beginnen, wurde in ausgiebigster Weise dadurch entsprochen, daß sich einem Vaterunser und Ave Maria das apostolische Glaubensbekenntniß, die fünf Gebote der Kirche, die zehn Gebote, kurz fast der ganze Kleine Katechismus anschloß und endlich wiederum mit Vaterunser und Gegrüßet seist du, Maria geendet wurde; alles natürlich in polnischer Sprache. Derselbe Anfang wiederholte sich auch in den übrigen Schulen des Kirchspieles und nahm durchschnittlich 15 Minuten in Anspruch.

Von der Revision selbst will ich nur kurz berichten, daß mit biblischer Geschichte in den beiden oberen Abtheilungen begonnen wurde, während mittlerweile die unterste Stufe Buchstaben malte, welche der Lehrer an die Schultafel geschrieben hatte. Nachdem das Examen in der biblischen Geschichte beendet, erhielten die beiden oberen Abtheilungen Aufgaben zum schriftlichen Rechnen, während die Kleinen mündlich mit Zählen, Lese- und Sprechübungen beschäftigt, hiernach aber entlassen wurden, um mehr Raum und frische Luft zu erhalten. Die Zurückbleibenden lasen nun polnisch und deutsch in ihrem Lesebuche und hieran wurden Dictate leichterer Sätze in polnischer und deutscher Sprache angeschlossen. Mit einem polnischen Gebete und Kirchenliede endete die Prüfung, welche zwei und eine halbe Stunde beansprucht hatte.

Mein gewonnener Eindruck war nicht gerade ungünstig. Der Lehrer hatte etwas Frisches und Lebendiges, was auch auf die Kinder übergegangen war. Auf die biblische Geschichte (die ersten Menschen, Sündenfall, Kain und Abel) hatte ich selbst mich aus einer polnischen Bibel vorbereitet und konnte daher leidlich dem Lehrer folgen und die ziemlich sicheren Antworten der Kinder beurtheilen. Die Rechenaufgaben aus den vier Species mit einfachen und gemischten Zahlengrößen ließen auch das Deutsche etwas zur Geltung kommen und befriedigten, während das Lesen nicht über eine mittelmäßige, mechanische Fertigkeit hinausreichte. Die Dictate (ich wagte auch einige polnische Sätze aus dem Lesebuche) entsprachen in Hinsicht auf die Rechtschreibung meinen geringen Erwartungen in noch geringerem Maße. Obgleich der Lehrer musikalisch und Organist war, ließ der Gesang (ein polnisches und ein deutsches Lied) doch an Reinheit der Sprache und am Ausdrucke sehr viel zu wünschen übrig. Daß das deutsche Lied seinem Inhalte nach den Kindern fremd geblieben war, konnte keinem Zweifel unterliegen.

Schon beim Eintritte in die Schule hatte mir der Lehrer die Hand geküßt, und als jetzt die Jugend entlassen wurde, kamen alle einzeln heran, um gleichfalls trotz meines anfänglichen Widerstrebens mir die Hand zu küssen und mit dieser ihre Nasen und Näschen in bedenklichen Conflict zu bringen. Ungeachtet meiner später oft wiederholten Proteste gegen diese submisse Art des Empfangens und Scheidens wollte mir deren Beseitigung nicht gelingen; selbst in rein deutschen Schulen war sie fest eingewurzelt. „Lassen Sie doch die Leute gewähren," entgegnete mir einst ein Landrath lachend, „hierzulande ist man gewöhnt, noch ganz anderen Personen die Hände zu küssen!"

Nachdem ich während einiger Tage auch die übrigen Schulen des Kirchspieles besucht hatte, kam ich zu den folgenden darzulegenden Ergebnissen. Die Ausbeute für die deutsche Sprache

und den deutschen Gedankenausdruck war, ungeachtet der Nähe dieser Schulen an einer deutschen Stadt und des dadurch bedingten Verkehres, sehr gering, und was diese Schulen bisher für die deutsche Sprache gethan hatten, störte mehr die gesunde Entwicklung und den wirklichen Fortschritt in der allgemeinen Ausbildung sowie im Wissen und Können, als daß es beides förderte. Die Kinder lasen und schrieben das Deutsche rein mechanisch, ohne es zu verstehen, und nur einzelne waren im Stande, auf deutsche Fragen über Gegenstände des gewöhnlichen Lebens eine dürftige Antwort zu geben. Die Kleinen hatten einige deutsche Namen von Gegenständen in der Schulstube, im Hause und Garten auswendig gelernt und konnten diese hersagen. Das war aber auch fast alles. Aus dem ganzen Betriebe dieses Unterrichts ging unzweifelhaft hervor, daß er ohne sonderliches Interesse, zugleich aber auch ohne Methode, ohne einen durchdachten Plan ertheilt wurde.

Hier mußte Abhilfe geschaffen werden, so schwierig sie auch sein mochte, und alle später folgenden Revisionen konnten mich nur in dieser Ueberzeugung befestigen. Aber vorerst waren meine wenigen Erfahrungen noch zu erweitern und die geschichtlichen Entwicklungen zu beachten. Wenn irgendwo, so war hier der Zuruf nöthig: Ohne Rast, aber ohne Hast!

Friedrich der Große hatte nicht bloß durch das Schulreglement vom Jahre 1765 die Verbreitung der deutschen Sprache angebahnt, sondern diese vorzugsweise für Oberschlesien durch Zwangsmittel zu fördern gesucht. Aus einer Kammer-Verordnung vom 8. Juni 1764 möge zu deren Charakteristik nur angeführt werden, daß die stockpolnischen Schulmeister entfernt werden sollten, — daß kein Dominium Gesinde annehmen dürfe, welches nicht des Deutschen mächtig sei, und daß Mädchen und Jünglinge, welche bei dem Erlaß der Verordnung das 16. und 20. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt, erst dann Er-

laubniß zur Heirat erhalten dürften, wenn sie der deutschen Sprache nicht fremd geblieben. Als 1772 Westpreußen wieder mit Ostpreußen vereinigt wurde, bot Friedrich der Große gleichfalls alles auf, das Land zu germanisiren, und vorzugsweise sollten hierauf die nicht geringe Anzahl neugegründeter Schulen und die Berufung deutscher Beamten einwirken. Aber der Erfolg dieser und anderer energischen Mittel blieb stets hinter den Erwartungen zurück, und diese Wahrnehmung galt auch noch für jene Zeit, in welcher ich als Schulrath dort eintrat. Maßgebend war damals eine mit ministerieller Genehmigung vom 25. Februar 1843 erlassene Verfügung des Provinzial-Schulcollegiums in Königsberg, betreffend den Gebrauch der deutschen Sprache in solchen Schulen, welche von deutschen und polnischen Kindern besucht werden. Sie war im ganzen sehr milde gefaßt, ging aber insofern fehl, als sie im wesentlichen die sprachlich gemischten Schulen im Auge hatte, also diejenigen nicht scharf genug sonderte und berücksichtigte, in welchen die polnische Sprache allein oder überwiegend herrschte. Sie stellte die Forderung obenan, daß jedes Schulkind den Religionsunterricht in seiner Muttersprache erhalten solle, weshalb auch dieser Unterricht in Schulen, die nur von rein polnischen Kindern besucht würden, im Polnischen ertheilt werden müsse. Kommen in einer Schulsocietät Kinder verschiedener Muttersprachen vor, heißt es weiter, dann ist der Religionsunterricht in jeder Religionsstunde zunächst in der Muttersprache der Mehrzahl, und bald darauf in der Muttersprache der geringern Schülerzahl zu geben; desgleichen hat jedes Schulkind Bibelstellen, Katechismusabschnitte und die Texte der kirchlichen Gesänge zuerst in seiner Muttersprache zu erlernen. Von diesem Grundsatze darf nicht in etwaiger Berücksichtigung einer geringern Anzahl von Schülern abgegangen werden, da jedes Kind, das eine christliche Schule besucht, den vollen Anspruch auf den Unterricht im Christenthum hat. —

Wenn auch diese, zunächst im protestantischen Sinne und Geiste erlassene Vorschrift recht schön und human erscheint, so ist sie doch in der Ausführung äußerst schwierig und geht außerdem von der selten nur zutreffenden Voraussetzung aus, daß Schüler und Lehrer, unbeschadet der vorkommenden Sprachverschiedenheit, ein und derselben Confession angehören und daß insbesondere der Lehrer auch beider Sprachen genügend mächtig sei. Die ganze Verfügung zeigt übrigens in allen anderen Theilen gleiche Mäßigung und Humanität, weshalb denn auch bestimmt wird, daß die mit der dritten Schülerabtheilung zu haltenden Denk= und Sprachübungen erst dann den Charakter von Uebungen im Sprechen des Deutschen annehmen sollen, wenn die erste geistige Bethätigung der Kleinen durch solche in ihrer „Muttersprache" gewonnen ist.

Diese kurzen Angaben werden vorerst genügen, um darzuthun, wie sehr mich die Angelegenheit beschäftigte, und wie sie mein pädagogisches Gewissen in Anspruch nahm. Da ich aber später nochmals Ursache habe, darauf zurückzukommen, so möge hier nur noch die Bemerkung folgen, daß ich schon jetzt den Gedanken nicht abwehren konnte, die Schule habe vor allem eine tüchtige, menschliche Bildung zu geben, und um diesen Zweck zu erreichen, solle in polnischen Schulen die deutsche Sprache vorwiegend zwar Unterrichtsgegenstand, nicht aber herrschendes Unterrichtsmittel sein. Diese Ansicht fand ihre Bestätigung auch im Graudenzer Lehrerseminare, wo ich bald darauf der Abgangsprüfung als Vertreter der Regierung beizuwohnen hatte. Der liberale Director Dietrich, zugleich Domherr, war kurz vor meinem Amtsantritte gestorben und ihm schnell der Propst Hentschel, ein Schlesier, gefolgt, ein liebenswürdiger Mann, offenen und heitern Sinnes, mit welchem ich stets, auch nach seiner Uebernahme einer Pfarrei (Zuckau) bei Danzig, in den freundschaftlichsten Beziehungen blieb. Das Seminar befand sich in einem

frühern Jesuitencollegium, und dicht an dasselbe grenzte die katholische Pfarrkirche. Als Beweis der bisherigen liberalen Gesinnung prangte über deren Eingangspforte die in Stein gehauene Inschrift: „Wir glauben alle an Einen Gott, und die Liebe vereinigt uns alle.“ — Wenige Zeit nach Dietrichs Tode war jedoch in einer Nacht diese declamatorische Phrase verschwunden, ohne daß deshalb der confessionelle Friede gestört worden wäre. Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die erste Bekanntschaft des Provinzial-Schulraths Dr. Dillenburger. Er war ein halbes Jahr früher vom Rheine nach Königsberg versetzt und dort, gleich mir, der erste katholische Schulrath, welchem neben der Aufsicht über die katholischen Gymnasien der Provinz auch noch die Inspection über nahezu 300 Volksschulen oblag. Ich habe mit diesem ebenso gelehrten als biedern und tief religiösen Manne sieben Jahre lang in den freundschaftlichsten Beziehungen gelebt und werde ihm stets ein liebevolles Andenken bewahren. Leider sagte ihm bei seiner zarten Organisation das rauhe, nordische Klima nicht zu, und er brach oft in Klagen darüber aus, daß ihn das Schicksal in ein solches verschlagen habe.

Die Zeiten wurden mittlerweile immer aufgeregter, und die Ereignisse drängten sich in so rascher Folge, daß die didaktischen und pädagogischen Gedanken einstweilen in den Hintergrund treten mußten. Die Sitzungen der preußischen Nationalversammlung wurden mit Waffengewalt nach Brandenburg verlegt, und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel arbeitete muthig an der Wiederaufrichtung der stark gefährdeten königlichen Macht. Bald nach dem Beschlusse der Steuerverweigerung wurde auch die Nationalversammlung aufgelöst und vom Könige die octroyirte Verfassung vom 5. December 1848 proclamirt. In Frankfurt hatte die deutsche Nationalversammlung ihre demokratischen Pläne deutlich genug

enthüllt, hatte über die Grenzen Deutschlands auch bis nach der Provinz Preußen aufregend gewirkt und in der schmählichen Ermordung des Fürsten von Lichnowsky und des Generals von Auerswald (18. September) ihren Gipfelpunkt erreicht. In Sachsen, in der Pfalz und in Baden brachen Aufstände los, und in verschiedenen Städten kam es zu empörerischen, gewaltthätigen Auftritten. Auch Marienwerder blieb nicht ganz unberührt. Die Bürgerwache exercirte fleißig; die verschiedenen Clubs arbeiteten in schwungvollen, freiheitlichen Reden; einzelne Katzenmusiken wurden verschiedenen reactionären Dunkelmännern gebracht, welche sich durch unvorsichtige Aeußerungen entlarvt hatten, und selbst ein Theil der Mitglieder des Regierungscollegiums huldigte in Wort und That den freiheitlichen Ideen und Beschlüssen. Ich war jedoch allen diesen Bewegungen fern geblieben, nicht bloß weil mein neues Amt mich voll beschäftigte und erfüllte, sondern auch weil dieses ganze Treiben mit seinen oft frechen und schonungslosen öffentlichen Kundgebungen meiner Natur zuwider war und durch alles, was ich bereits in Berlin und anderwärts erlebt und gesehen hatte, meine Sympathien nicht erwerben konnte. Schon in Heiligenstadt hatte ich mich durchaus abwehrend verhalten und nicht bewegen lassen, die schwarz-roth-goldene Cocarde aufzustecken.

Diese entschiedene Zurückhaltung war auch in Marienwerder nicht unbeachtet geblieben und trieb mich wider mein Erwarten, als die neuen Kammern zur Berathung der octroyirten Verfassung einberufen werden sollten, und deshalb Neuwahlen angeordnet wurden, in die Politik hinein. Nach dem allgemeinen Stimmrechte auf breitester Grundlage traten denn auch die Urwähler der beiden Kreise Stuhm und Marienwerder zusammen, und ich versäumte nicht, bei dieser Gelegenheit mein Recht zu gebrauchen, jedoch ohne die geringste Ahnung von der mir bevorstehenden Ueberraschung.

Der größte Saal im ersten Gasthofe der Stadt war am 22. Januar dicht gefüllt, und ich wartete in einer glücklich eroberten Fensternische ruhig, bis die Reihe an mich käme, um einem conservativen Candidaten meine Stimme geben zu können. Plötzlich hörte ich einen Wahlmann sehr vernehmlich: „Schulrath Kellner!" rufen. Ich erstaunte, aber einige Minuten darauf ertönte derselbe Ruf aus einem andern Theile des Saales. Ich horchte hoch auf, aber er wiederholte sich wieder und wieder, nach ungefährer Zählung wohl ein Dutzendmal. Es war mir klar, daß die Katholiken der Stadt und Umgegend dem neuen katholischen Schulrathe ihre Stimme und damit einen Beweis der Zuneigung und des Vertrauens gegeben hatten, der mich ebenso überraschte als erfreute. Als der Wahlact beendet war und ich beim Herausgehen aus dem Saale mit unserem Oberregierungsrath zusammentraf, sagte dieser nicht ohne einen Anflug von leisem Spott zu mir: „Ei, siehe da, bald wären Sie gar Wahlmann geworden!" Dazu fehlte freilich noch viel; aber es sollte bald noch anders kommen.

Als ich einige Tage nachher eines Vormittags in meiner bescheidenen Arbeitsstube tief mit Acten beschäftigt saß und des erwähnten Vorganges nicht weiter gedachte, trat ein bejahrter Herr zu mir herein, dessen ehrwürdiges Aeußere und dessen Haltung auch ohne den Ordensstern auf seinem Fracke den Mann aus höheren Gesellschaftskreisen verriethen. Er stellte sich mir als der Geheime Justizrath Baron v. Schrötter vor und bemerkte, daß er sich diesen Besuch gestattet habe, um mit mir über eine hochwichtige Angelegenheit Rücksprache zu nehmen. Als ich mit einiger Befangenheit mich hierzu bereit erklärte, sprach er sich mit Würde und Wärme dahin aus, daß es sich darum handle, jetzt in diesen aufgeregten Zeiten als königstreuer Patriot alles aufzubieten, Männer in die demnächst einzuberufende Zweite Kammer zu wählen, welche

entschieden geneigt seien, den angegriffenen Thron zu stützen und der Umsturzpartei muthig entgegenzutreten. Wackere Männer der beiden Wahlkreise hätten sich deshalb zu einem Compromiß vereinigt, in Folge dessen sie einen conservativen evangelischen und einen conservativen katholischen Candidaten aufstellen und mit Gottes Hilfe auch durchbringen würden. Man habe den General-Landschaftsdirector v. Rabe und mich ins Auge gefaßt, und er bitte daher um Erklärung, ob ich geneigt sei, in den heißen Kampf einzutreten und, glücklichen Ausganges, die Wahl zum Abgeordneten anzunehmen. Von dem Anerbieten aufs höchste überrascht, ja bestürzt, konnte ich nach einiger Sammlung nur erwiedern, daß ich mich bisher nicht mit Politik beschäftigt habe, daß mich das neue Amt genugsam verpflichte, und daß ich mich überhaupt für eine solche Aufgabe nicht geeignet erachte. Doch alle diese Bedenken wußte mein Gegenüber unter Hinweis auf den höhern Zweck und die Pflichten eines guten Patrioten mit so viel Wärme und Eindringlichkeit zu widerlegen, daß ich endlich doch wegen des Entschlusses einige Tage Bedenkzeit erbat. Aber schon am Nachmittage erhielt ich den Besuch zweier der angesehensten katholischen Geistlichen des Stuhmer Kreises, welche mir denselben Antrag stellten, aber auch dieselbe Antwort erhielten. Wieder einen Tag später fand sich auch Herr v. Rabe ein, präsentirte sich förmlich als Wahlcandidat und suchte meine Bedenken eifrigst zu widerlegen.

Bei meiner Frau traf ich zunächst mehr Empfänglichkeit für das Anerbieten, als ich erwartet hatte, und den lockenden Hinweis darauf, daß sie im Falle meiner Wahl mit den Kindern wieder zeitweilig zu den Großeltern in die Heimat ziehen könne. Ich schrieb schleunigst dem Vater, und dieser rieth mir dringend, eine Gelegenheit zu erweiterten Anschauungen und Erfahrungen, welche sich so ungesucht darbiete, nicht von der Hand zu weisen und mit Muth und Vertrauen um so getroster in den Kampf

zu gehen, als die von mir erwartete Lösung der Aufgabe ja meinen Grundanschauungen entspreche.

So gab ich denn endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, nach und mußte mich darein finden, in die politischen Agitationen hineingewirbelt zu werden. Zunächst war es unerläßlich, mich den Wahlmännern vorzustellen und gewissermaßen ein Programm zu entwickeln. Ich faßte mich möglichst kurz, sagte gleich in der Einleitung rundweg, daß es meine Absicht nicht gewesen sei, mich als Candidaten aufzustellen, und daß es mir daher keinen Kummer machen werde, wenn die Wahl auf einen bessern fallen sollte. Einzig und allein habe mich die Liebe zu unserem Könige, der Eifer für Recht und Ordnung und der Abscheu vor Zügellosigkeit, die man jetzt oft als Freiheit zu bezeichnen wage, zur Candidatur bewegen können. Dabei sei es selbstverständlich, daß ich auch für die religiöse und patriotische Erziehung der Jugend mit aller Kraft eintreten und in dieser Beziehung evangelische und katholische Interessen mit gleichem Eifer unterstützen werde. Selbst noch Laie in der Politik, würde ich mich gerne jenen Männern anschließen, welche redlich gewillt sind, mit dem aus dem Vertrauen des Königs hervorgegangenen Ministerium Hand in Hand zu gehen und das wahre Wohl des Volkes auf gesetzlicher Grundlage zu fördern.

Mein fast jugendliches Feuer und meine schlichte, jede Schmeichelei vermeidende Offenheit zündeten mehr, als ich irgend gehofft hatte; ich trat mit Beifallsbezeigungen von der Tribüne und nahm von mehreren Seiten die Versicherung entgegen, daß ich die Stimmen der anwesenden Wahlmänner fast ausnahmslos gewonnen habe.

Aber der Kampf war doch ein sehr harter und währte am 5. Februar, als am Tage der Wahlschlacht, bis spät in die Nachmittagsstunden. Ich saß daheim und harrte der Dinge, die da kommen würden, mit großer Erregung. Da öffnete sich

plötzlich die Thüre meiner Arbeitsstube, herein stürmte Herr v. Rabe, umarmte und küßte mich mit dem Jubelrufe: „Wir haben gesiegt!“ — Und so war es denn geschehen; bald kamen auch andere Bekannte und wünschten Glück. Mit nur 25 Stimmen Majorität war ich, mein künftiger College mit einigen Stimmen weniger gewählt; aber der Sieg war und blieb unser!

Da die Kammern bald zusammentreten sollten, so galt es, möglichst schnell für die Abreise Vorbereitungen zu treffen. Am 20. Februar waren wir bereit. Wegen eingetretenen Thauwetters ging die Weichsel stark mit Eis, und die Fähre war dermaßen mit Kisten und Kasten und mit Fuhrwerk verschiedener Art beladen und mußte sich so langsam durcharbeiten, daß ich mich mit meiner Familie einer schnellern und, wie man versicherte, auch gefahrlosen Kahnfahrt anvertraute. Nicht ohne Sorge stiegen wir in das kleine Fahrzeug; denn die vor uns in breitestem Bette dahinflutende Weichsel war überall mit kleineren und größeren Eisschollen bedeckt, der Himmel gar trübe und ein ziemlich heftiger Wind bewegte die Wasserfläche. Aber es hieß: Frisch hinein und ohne Wanken, in Gottes Namen! Dem Kahne wurde glücklich durchgeholfen, und als wir fast in der Mitte des gewaltigen Stromes waren, zertheilte sich das Gewölk und ein Sonnenstrahl fiel gerade auf uns hernieder. Mit diesem freundlichen Zeichen erreichten wir dann auch wohlbehalten das linke Ufer und harrten nun der Fähre (Ponte), auf welcher sich unsere Extrapost mit dem Gepäcke befand. Endlich kam auch diese; wir stiegen ein und fort gings nach Bromberg, wo Nachtquartier genommen werden sollte. Wir kamen bei den kurzen Tagen erst spät dort an. Während der nächtlichen Fahrt machte unser Kutscher plötzlich Halt, und wir erhielten auf unsere besorgte Frage die Antwort, ein betrunkener Mensch liege im Wege. Auf meine dringende Bitte, ihn mit Rücksicht auf das naßkalte Wetter

doch bis zur nächsten Station mit auf den Bock steigen zu lassen, erwiederte der Postillon, daß ihm das nicht einfalle, der Kerl könne seinetwegen erfrieren; er hieb auf die Pferde und fuhr, ohne sich auf weiteres einzulassen, kurzweg um das Hinderniß herum.

Wir erreichten Berlin ohne weitere Beschwerden und nahmen in einem Quartier Platz, welches uns ein fürsorglicher Landsmann und Freund bereits gemiethet hatte. Wenige Tage darauf reiste meine Frau mit den Kindern zu den Großeltern, und ich stürzte mich eifrig in die neuen Geschäfte, welche bald meine ganze Aufmerksamkeit, Kraft und Zeit beanspruchten.

Unvergeßlich ist mir die Eröffnung der Kammer durch den König in Person. Wir waren im Schlosse versammelt, zwar in verschiedenen Stimmungen, alle aber gespannt auf den Augenblick seines Erscheinens. Mein Herz pochte, als mit dem Rufe: „Se. Majestät der König!“ sich die Flügelthüren des Saales weit öffneten, und Er in voller Uniform eintrat, Stellung nahm und mit lauter Stimme stehend die Thronrede verlas. — Was ich hiernach in den folgenden zwei Monaten erlebte, welche Eindrücke ich empfing, wollen meine freundlichen Leser aus den nachfolgenden Aufzeichnungen entnehmen, welche ich kurz nach der Auflösung dieser Kammer zu Papiere brachte. Sie tragen das Gepräge der Unmittelbarkeit und meiner damaligen Empfindungen und Anschauungen, dürften aber eben deshalb einiges Interesse erregen, selbst für solche, welche etwa höhere Politik treiben oder andere Anschauungen hegen.

Wenn man auf die Wirksamkeit und den Charakter jener Zweiten Kammer zurückblickt, welche ihr kurzes Leben vom 26. Februar bis zum 27. April 1849 fortspann, so kann man sich nicht verhehlen, daß ein großer Theil der Uebelstände, an welchen sie litt, und jenes Geistes, den sie schon in den ersten Sitzungen kundgab, ihrer unglücklichen Zusammensetzung zuzuschreiben war. Eine sehr bedeutende Zahl der Abgeord=

neten, mehr als hundert, bestand ja aus Mitgliedern der aufgelösten, zur Vereinbarung berufenen Versammlung in Brandenburg. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Oppositionsmänner jener Versammlung nicht bloß ihren alten Widerspruchsgeist, sondern auch neuen Groll über die frühere Auflösung und über sämmtliche bisherige Maßnahmen der Regierung mitbrachten, und um so kühner hervortraten, weil viele wegen der Steuerverweigerung unangetastet geblieben waren, und durch den stolzen Hinblick auf ihre Wiederwahl noch mehr sich gekräftigt fühlten. Die verhältnißmäßig kleine Schaar der Conservativen brachte auch wieder ihre alten Anschauungen und unerquicklichen Erinnerungen mit; noch war es ihr in zu frischem Angedenken, welche Drohungen und Gefahren sie erlitten hatte, und wie weit ihre Gegner gehen könnten und wollten. Die natürliche Folge war, daß von einer Parteibildung in der Kammer kaum geredet werden konnte. Die Parteien waren schon beim Beginn scharf und bestimmt ausgeprägt und nur um so schroffer gegen einander, je mehr jede von alten Erinnerungen zehrte.

Dieser mißliche Umstand wurde um so bedeutungsvoller, als jene große Mitgliederzahl aus der alten Versammlung sich gar wohl der Vortheile bewußt war, welche sie vor den übrigen neu hinzugetretenen Mitgliedern voraus hatte. Diese bestanden in der politischen und parlamentarischen Vorbildung, in Kenntniß der Geschäftsformen und Zustände, in erworbener Dreistigkeit und Sicherheit des Auftretens. Mochten es nun Oppositionsmänner oder Conservative sein, sie machten ihre Erfahrungen den Anfängern gegenüber geltend, beschlagnahmten die Tribüne, den Vorsitz in den Abtheilungen und Commissionen, und pflanzten dadurch nicht nur der Versammlung ihren Geist der Leidenschaft ein, sondern drückten auch diejenigen nieder, welche noch Neulinge im parlamentarischen Leben waren, überall zu lernen hatten, aber beim besten

Willen weder Aufmunterung noch Lehrer fanden, und nicht Keckheit genug besaßen, sich sofort geltend zu machen. Es ist erklärlich, daß sich daher vieler ein Gefühl des Unbehagens bemächtigte, daß einzelne schon in den ersten Wochen ihr Mandat niederlegten, und daß andere, durch die gewonnenen Eindrücke bestimmt, sich ein unverbrüchliches Schweigen auferlegten. Dies geschah jedoch mehr auf der conservativen, als auf der oppositionellen Seite; denn es trat bald hervor, daß unter den Mitgliedern der Linken viel weniger Standesschranken, weniger conventionelle Rücksichten herrschten und mehr einer socialen Brüderlichkeit Platz machten. Bei ihnen fanden sich keine oder nur sehr wenige Herren von hohem und niederem Adel und mit Ausnahme von Rodbertus auch keine Exminister. Die Deputirten der Rechten verkehrten meistens nur in den Parteiversammlungen miteinander, und es gewann den Anschein, als wenn überhaupt nur solche sich enger aneinander schließen mochten, welche sich schon in der frühern Nationalversammlung begegnet waren. Diejenigen, welche sich zu Führern der Partei berechtigt und befähigt glaubten und schon einen bedeutenden politischen Ruf hatten, wie z. B. v. Vincke, v. Bodelschwingh und v. Arnim, standen und blieben vielen conservativen Mitgliedern zu fern und hoch, bemühten sich zu wenig, einzelnen näher zu treten und sie heranzuziehen. Man erkannte diesen Fehler erst, als es zu spät war.

Zur Steigerung der Leidenschaftlichkeit und Hartnäckigkeit trug der Umstand nicht wenig bei, daß das Ministerium Brandenburg noch seine Stelle behauptete und keineswegs weichen wollte. Von ihm konnte die Opposition kein Heil erwarten, mit ihm mußte sie beharrlich auf dem Kriegsfuße bleiben; denn es war ja das Ministerium, welches das Vaterland von den Uebergriffen der frühern vereinbarenden, zuletzt steuerverweigernden Nationalversammlung gerettet und die herannahende Anarchie aufs Haupt geschlagen hatte.

Unter solch bedenklichen Auspicien begannen die Berathungen, und das erste Wort, welches der Alterspräsident, Canonicus Lensing, zum Lobe der octroyirten Verfassung und der Regierung zu sagen wagte, zeigte alsbald den Geist, mit welchem die Opposition an ihr Werk ging. Sie murrte und zischte laut; denn jene Verfassung erinnerte ja an die Auflösung und an eine Aufgabe, welche sie nicht hatte lösen können und wollen. Der Kampf wurde mit den Debatten über die Geschäftsordnung und über die Adresse an des Königs Majestät eröffnet. Was erstere anlangt, so war bereits eine vollständige, von dem conservativen Abgeordneten v. Viebahn entworfen, und die Linke wurde damit so überrascht, daß v. Unruh nur im Stande war, ein alle Willkür gestattendes, ganz allgemeines Schema in wenigen Sätzen als Gegenstück anzubieten. Es war unzweifelhaft, daß mit dessen Geschäftsordnung die ganze künftige Kammerthätigkeit eine regellose, zeitzersplitternde und leidenschaftliche werden müsse, und die conservative Partei drang daher mit einer sich später kaum wiederholenden Einigkeit auf Annahme jenes Viebahn'schen Entwurfes ohne jede Beschränkung und Discussion. Am schlagendsten wurde die Nothwendigkeit dieses Schrittes von dem Abgeordneten v. Riedel dargethan, und die Abstimmung entschied denn auch zu Gunsten der Rechten, nicht ohne große Erbitterung der Gegner.

Heftiger noch und schärfer auf die Gegensätze eingehend wurde die Adreßdebatte geführt. Die Linke, besonders die äußerste Linke, wollte gar keine Adresse an den König erlassen und gebrauchte zur Rechtfertigung das Motiv der Zeitersparniß, mit welchem eben vorher die Conservativen ihre Geschäftsordnung gestützt hatten. Im Hintergrunde spielten jedoch andere Motive. Man wußte, daß mit der Adresse auch im allgemeinen die Anerkennung der Verfassung ausgesprochen werden sollte, und sträubte sich deshalb gegen deren Erlaß. Als dieser dennoch durch die Mehrheit beschlossen wurde, brachte

die Partei des Abgeordneten d'Ester neben dem Commissionsentwurfe von Vincke und Arnim ebenfalls einen Entwurf, von welchem jedoch Graf Renard mit Recht sagte, es ziehe sich um jeden Satz desselben ein rothes Band. Er wurde auch nur von der extremsten Linken unterstützt, dagegen der Entwurf der Commission in langen, leidenschaftlicheu Debatten berathen und durch eine Menge von Amendements verwässert. Den Höhepunkt der Debatte bildete der Passus über die deutschen Angelegenheiten und über die octroyirte Verfassung, welche letztere denn auch mit geringer Mehrheit anerkannt wurde.

Wenn in den bisherigen Sitzungen die Mitglieder der Rechten fest geschlossen blieben, so brachte das unglückliche Amendement eines Abgeordneten, welches Amnestie für politische Vergehen forderte, zuerst eine klaffende Spaltung hervor. Vergebens wurde darauf hingewiesen, daß die Amnestirung erst nach der vollendeten Revision, wenn Ordnung und Gesetz wieder Kraft erhalten, am Platze sei, daß ein Antrag auf Amnestie die Vorrechte der Krone verletze, überhaupt schlecht in eine Adresse passe, und daß endlich noch niemals eine Amnestie Dank und Nutzen gebracht habe — mehrere Mitglieder der Rechten stimmten dennoch für das Amendement, sei es aus übergroßer Weichheit des Gefühls, sei es aus Rücksichten auf ihre Wähler. Hiermit wurde aber die erste verhängnißvolle Niederlage der Rechten entschieden, und schon die nächstfolgende Parteiversammlung gab Zeugniß von einer Niedergeschlagenheit, welche an Todesahnungen grenzte. Die Linke jubelte und feierte ihren Sieg durch Bankette. Hätte man doch beim endlichen Schlusse dieser unerquicklichen Debatten noch sagen können: Ende gut! alles gut! Statt dessen trat noch ein Abgeordneter gegen den deutschen, gemüthlichen Schlußsatz, in welchem von Gottesfurcht geredet wurde, auf, und fand darin nur Pietisterei und Muckerthum. Der aufgeklärte Abgeordnete sprach jedoch so kläglich und schülerhaft, daß selbst die

Linke fühlte, ein solcher Apostel der Glaubenslosigkeit könne ihr keinen Nutzen bringen, und wiederholt zum Schlusse mahnte.

Nach Beendigung dieser Adreßdebatten sollte nun mit den eigentlichen Geschäften begonnen werden. Die sieben Abtheilungen fingen ihre Thätigkeit an und erwarteten zunächst die Entwürfe der Regierung als Berathungsvorlagen. Sie erhielten denn auch Entwürfe zu Gesetzen über das Vereinsrecht, das Placatenwesen und die Presse.

Alsbald begann aber auch wieder jene Tactik der Linken, wodurch sie sich schon in der frühern Nationalversammlung ausgezeichnet hatte. Die Kammer wurde von ihr mit einer wahren Flut von dringlichen und nicht dringlichen Anträgen überschwemmt; die Minister-Anbellerei begann abermals, und wenn man hoffte, Gesetze zu berathen, so kamen stets Anträge, womit die kostbare Zeit zersplittert wurde. Man mußte in der That über die Fruchtbarkeit der Linken staunen und den Schlüssel dazu nicht bloß in dem Wunsche finden, Zeit für andere Pläne zu gewinnen, sondern auch Versprechungen zu genügen, durch welche man an die Wähler gebunden war. Von solchen Anträgen konnten selbstverständlich die allerwenigsten Erledigung finden, da ihre Mehrzahl aus dem Organismus des Ganzen herausgerissen, und nur erst mit und in diesem Ganzen zu erledigen war. Von einem Mitgliede der Rechten wurden daher auch diese Antragsteller passend mit Quacksalbern verglichen, welche am kleinen Finger herumdocterten, während doch der ganze Körper krankte. Es kamen zum Theil die seltsamsten Anträge ans Licht, unter denen beispielsweise der des Abgeordneten Philipps erwähnt werden möge, wonach verlangt wurde, daß jedem Kammermitgliede fünfzig Exemplare der stenographischen Berichte gratis zur Verfügung gestellt werden sollten, sowie der des Abgeordneten Rupp, welcher Deputirte der Volksschullehrer aus der ganzen Monarchie in Berlin zu einer Generalconferenz vereinigen wollte, obgleich das Mi-

nisterium schon kurz vorher Kreis- und Provinzial-Lehrer-Conferenzen veranstaltet hatte, deren Ergebnisse vorlagen.

Den Gesetzesentwürfen ging es in den Abtheilungen sehr schlimm. Allen wurden Spitze und Schneide abgebrochen, alle durch zahlreiche Amendements der Linken meistens so durchlöchert, daß jede Unbotmäßigkeit durchschlüpfen konnte, und insbesondere wurde durch einen Paragraphen, welcher die Polizeibeamten mit schwerer Geldstrafe und Absetzung bedrohte, falls sie ihre Befugnisse überschreiten sollten, das ganze Vereinsgesetz in der Handhabung und Ausführung auf höchst bedenkliche Weise in Frage gestellt.

In den deutschen Angelegenheiten diente die Oberhaupts- und Verfassungsfrage leider nur dazu, die Parteistellungen noch unzuverlässiger zu machen und zugleich alle Leidenschaften wieder aufs höchste zu steigern. Die Linke wollte zum größten Theile unbedingte Annahme der Kaiserkrone und Anerkennung der deutschen Reichsverfassung, wie solche aus der zweiten Lesung zu Frankfurt hervorgegangen war. In der Rechten herrschten verschiedene Ansichten. Herr von Vincke, der sich in der Adreßdebatte mit Ruhm bedeckt hatte, nahm hierbei eine eigenthümliche Stellung ein. Als altes Mitglied der Frankfurter Versammlung sympathisirte er noch mit deren Beschlüssen und schwärmte, seinem vielgerühmten Rechtsboden untreu, in ritterlichen Phantasien für und über deutsche Einheit und Annahme der Reichsverfassung und Kaiserkrone. Er wünschte letztere aufs lebhafteste und eiferte in einer Rede, welche ihm als Berichterstatter zukam, mit Witzfunken und donnernden Worten gegen die Politik des Ministeriums, sowie gegen die Ansichten Bismarcks und Kleist-Retzows über die Sachlage. Die Linke war bei seinen derben Ausfällen außer sich vor Entzücken und jubelte ein Bravo nach dem andern. Auch Graf Schwerin glaubte den Zeitpunkt dazu geeignet, daß jetzt der König an die Spitze Deutschlands trete, während Graf Arnim einfach

verlangte, man solle zur Tagesordnung übergehen und die Angelegenheit auf sich beruhen lassen, da sämmtliche Regierungen ihre höchste Anerkennung über das bisherige Verhalten der preußischen ausgesprochen hätten und man demnach etwaige weitere Mittheilungen über den Erfolg der Verhandlungen mit Frankfurt abzuwarten habe.

Jede dieser Auffassungen hatte ihre Anhänger, und so trat auch in der Rechten eine bedeutende Spaltung ein. Der dritte Satz eines Antrages von Rodbertus, welcher die Rechtsgültigkeit der in Frankfurt beschlossenen Verfassung verlangte, wurde unter diesen Umständen mit 175 Stimmen gegen 159 angenommen, obgleich er in seiner Vereinzelung bei dem Stande der Kaiserfrage und der betreffenden preußischen Circularnote vom 23. Januar eigentlich keinen praktischen Sinn und Zweck haben konnte. Vincke's Haltung bei diesen aufregenden Debatten wurde vielseitig gemißbilligt, und verstimmt hielt er sich seit dieser Zeit in vollständiger Entfernung von den Parteiversammlungen der Rechten. Der durch diese Wendung der Dinge herbeigeführte, schwankende Zustand begünstigte auch die bisher noch zweifelhafte Bildung eines Centrums. Der Abgeordnete Harkort trat demnächst mit einem Programm hervor, welches etwa 25 Unterschriften aufwies und so allgemein gehalten war, daß man hinein- und herauslesen konnte, ohne sich durch die Zustimmung absolut von der alten Rechten zu trennen. Nur der letzte Satz hatte Bedeutung, da er im allgemeinen für eine deutsche Politik sich aussprach und mit Vincke's Theorien liebäugelte. Harkorts Plan lief nach dessen eigenen Worten nur darauf hinaus, durch die Bildung eines Scheincentrums die projectirte Gründung eines wirklichen zu erschweren oder ganz zu beseitigen, wenigstens räumlich die Plätze in Beschlag zu nehmen, welche sonst einer Mittelpartei anheim zu fallen pflegen. Dieser Zweck wurde jedoch nicht erreicht. Der Abgeordnete Wenzel (Ratibor), ein

Mann von hochstrebendem Geiste, bildete schleunig mit elf anderen ein eigentliches Centrum, dessen Programm starke Fühlung zur Linken verrieth. Im Paragraph 9 wurde z. B. zwar indirect, aber doch sehr deutlich das Einkammer-System verlangt, im ersten Paragraphen der Kammer das Recht zugesprochen, aus eigener Machtvollkommenheit zusammenzutreten, und im zweiten sollte der Volksvertretung auch das Recht der Steuerverweigerung garantirt werden. Nebenbei machten sich jetzt noch einige Parteigänger bemerklich, welche einen Anhang von nur zwei oder drei Personen hatten, doch aber bei diesen Zerwürfnissen oft nicht ohne Einfluß auf die Abstimmungen blieben. Ein conservativer Abgeordneter sagte im Hinblick auf diese Zustände bereits offen, er wittere Leichengeruch. Unter solchen Umständen schritt man endlich zu dem Waldeckschen Antrage auf Aufhebung des Belagerungszustandes. In der sich anknüpfenden Debatte entfaltete die Linke eine staunenswerthe Rücksichtslosigkeit und sprach unverhohlen die Behauptung aus (Kinkel), daß die sociale Republik die beste Regierungsform sei, welche zu erstreben man nicht müde werden dürfe. Ein Theil der Rechten war bereits eingeschüchtert oder muthlos; man witterte schon den nahenden Terrorismus, und das Ergebniß der Verhandlungen war der Fall aller Amendements, welche noch Gewähr für gesetzliche Ordnung vor der Aufhebung des Belagerungszustandes bezweckten. Diese wurde mit 177 gegen 153 Stimmen beschlossen. Bravos und Händeklatschen von der Tribüne folgten der Abstimmung als ein lautes Zeichen künftig noch bevorstehender Siege.

Aber der Triumph war verfrüht. Schon am 27. April erfolgte die Auflösung dieser Zweiten Kammer, und der Vorhang fiel vor einem Schauspiele, welches in seinem weitern Verlaufe nur zu einem Trauerspiel hätte werden können. Man hatte in acht Wochen und in 36 Sitzungen eine Geschäftsordnung angenommen, zwei Adressen discutirt, drei Gesetzentwürfe

unbrauchbar gemacht, und zu allem endlich noch den Belagerungszustand aufgehoben. Außerdem waren eine Menge von Anträgen an die verschiedenen Fachcommissionen gewiesen worden, welche nunmehr unbeachtet blieben.

Die Auflösung erregte große Bestürzung, denn nur wenige tiefer Eingeweihte hatten sie so nahe geglaubt. Ich sah in den Augen mancher Conservativen Thränen, während ein großer Theil der Linken wohlgemuth und schnell von dannen ging. Einer ihrer Führer, ein geistlicher Herr (Berg), begegnete mir kurz darauf an der Treppe, welche zum Bureau der Kanzlei führte, und summte ein fröhliches Lied. Mir war recht schwer ums Herz; wir Conservativen drückten uns die Hände und wußten nicht, ob auf Wiedersehen! Draußen bildete eine Menge Volkes Spalier, und schmeichelhafte Begrüßungen warteten unser nicht.

Ich möchte nun noch bei einigen Einzelheiten verweilen und diese etwas genauer schildern, weil sie mir geeignet scheinen, auf den Geist des Ganzen und auf die Bestrebungen der Parteien hellere Streiflichter zu werfen. Ich wünsche damit zugleich die Leser in den Stand zu setzen, ihre bisherigen Eindrücke und Vorstellungen zu vervollständigen, soweit dies ohne eigenes Erlebniß möglich sein kann. Es ist später oft gesagt worden, das Ministerium sei ein unparlamentarisches gewesen und habe daher insbesondere versäumt, mit der Rechten des Hauses in engere Verbindung sich zu setzen und hierdurch an Einfluß zu gewinnen. Aber dieser Vorwurf dürfte wenig begründet sein. Gleich anfangs betrug ja die Mehrheit der conservativen Seite nur 12 bis 14 Stimmen; schon bei der zehnten Sitzung traten Spaltungen ein, und es gehörte geringer Scharfblick dazu, den fernern Verlauf und Zerfall der Parteistellungen vorauszusehen. Gegenüber einer so unbedeutenden, noch dazu schwankenden und ungewissen Mehrheit konnte das Ministerium sich nicht bewogen fühlen, engere Be-

ziehungen anzuknüpfen und vielleicht gerade dadurch an fester Basis zu verlieren.

Man mochte übrigens von diesem Ministerium Brandenburg denken, was man wollte, die Anerkennung konnte man ihm nicht versagen, daß es gegenüber den maßlosen Angriffen der Linken stets mit Anstand, Würde und Ruhe sich zu halten wußte. Wenn beispielsweise ein Abgeordneter dem Minister Manteuffel Stottern vorwarf, wenn ein anderer höhnisch sagte, das Ministerium sei da, um angegriffen zu werden, wenn man den Groll über nichtamtliche Anzeige des Wechsels im Justizministerium den neuen Minister Simon mit Insulten entgelten ließ, so wußten die Angegriffenen in ihren Entgegnungen meistens das rechte Maß zu halten und den Ausbrüchen der Leidenschaft den Schmuck feiner Bildung entgegenzuhalten. Eine edle, ritterliche Gestalt war der Kriegsminister v. Strotha. Man sah und hörte es diesem Manne an, daß sein Selbstgefühl ihn vor den Pfeilen der Gegner schützte; er war stets schlagfertig, sprach stets ruhig und edel und endete selten ohne lauten Beifall. Manteuffel, der vielgehaßte kleine Manteuffel, war ein ganzer Mann, dessen entschlossene Mienen, dessen lebendiges Auge unwillkürlich Achtung einflößten, und dessen rauh klingende Rede zwar bisweilen des logischen Zusammenhanges, nie aber treffender Bemerkungen und männlichen Muthes entbehrte. Es handelte sich in dieser Zeit und in dieser Kammer weniger um ein Ministerium Brandenburg, als um den Kampf der socialen Republik mit der Monarchie, und man haßte das Ministerium wesentlich aus dem Grunde, weil man seine Thatkraft und seinen energischen Widerstand gegen die Verwirklichung socialer Pläne und Träumereien fürchtete. In der deutschen Frage wünschten jedoch auch manche Wohlgesinnte mehr Offenheit und Kühnheit des Ministeriums.

Alle diejenigen aber, welche für die deutsche Einheit, für die Reichsverfassung und für Preußens Hegemonie unter jeder

Bedingung eiferten, hätten einfach auf die Thatsache merken sollen, daß niemand die Annahme eines damals so zweifelhaften Geschenkes wärmer wünschte und empfahl, niemand Grundrechte und Reichsverfassung lebhafter vertheidigte, als gerade die Oppositionspartei. Während diese oft genug mit keckster Stimme verkündigte, sie werde nie ermüden, Militär und Volk für die republikanische Regierungsform zu gewinnen, empfahl sie zugleich die Frankfurter Verfassung und die Annahme der Kaiserkrone, voraussetzend, beides würde der Uebergang zur Verwirklichung ihrer Pläne werden können. Die erstaunliche Kühnheit, mit welcher die Linke hierbei dem Ziele zusteuerte, erreichte in Kinkel den Gipfel, welcher das Proletariat und den Hunger zum Kampfe gegen die Rechte beschwor. Ein Abgeordneter der Linken, leider Lehrer, durfte uns auf Kugeln einladen, und Parisius die geschehene Steuerverweigerung für eine Ehrenthat erklären. Einen unangenehmen Eindruck machten einzelne Geistliche und Lehrer der Linken. Wenn man mit der Vorstellung von dem ehrwürdigen und friedlichen Berufe dieser Männer in die Verhandlungen eintrat und nun die tobende, wilde Leidenschaftlichkeit eines Polen oder eines Kaplans vernahm, so mußte sich ein bitteres Gefühl des Widerspruches regen und die Ueberzeugung aufdrängen, daß diese und ähnliche Männer ihren Beruf verkannten und ihm auch für die Zukunft fremd bleiben würden. Ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit war stets und in weiten Kreisen der Kaplan Berg. Er verdiente diese, weil an ihm die Entfremdung vom Berufe am meisten sichtbar wurde. Zwar hielt er in den zwei Monaten parlamentarischer Thätigkeit keine einzige gediegene oder umfassende Rede, wohl aber machte er häufige, oft sehr treffende Bemerkungen über Geschäftsordnung, Fragestellung 2c., und eröffnete oft als Plänkler ein geschicktes Kleingewehrfeuer. Begeisterung, edle Wärme suchte man bei ihm vergebens, oder sie waren nur forcirter Schein. Beide Hände in den Bein=

kleidertaschen, trat er mit vielem Stolz und Selbstgefühl, mit verachtendem Blick durch die goldene Brille gegen die Rechte auf, und schon die ersten Sätze jeder seiner Reden ließen den Mangel an Herz und Gemüth erkennen. Eine interessante Ironie des Zufalles war es, daß bei den Debatten über Aufhebung des Belagerungszustandes gerade zwei evangelische Geistliche lebhaft sich betheiligten, einer von der Rechten, der andere von der Linken. Beide hatten sich vortrefflich auf ihre langen Reden vorbereitet, und geberdeten sich auf der Tribüne ganz wie auf den Kanzeln ihrer Kirchen. Da der eine vormittags, der andere nachmittags an die Reihe kam, so pflegten wir scherzweise zu sagen, daß wir eine Vormittags- und Nachmittagspredigt hätten hören müssen. Unter den Lehrern auf der Linken seien nur noch der bärtige M., der großäugige Gr. und der greise E. erwähnt. Herr Gr. war seiner Meinung nach ein gewaltiger Kämpe für die Freiheit und Wohlfahrt des Lehrerstandes. Dabei war aber nur eines zu bewundern. Als nämlich die Lehrerdeputirten der Provinz Preußen zu einer Provinzialconferenz in Königsberg sich vereinigten, in welcher der Rector und Theologe Gr. eine hervorragende Rolle spielte, machte ein schlichter Volksschullehrer den Vorschlag, die Rectorstellen an den kleineren Stadtschulen nicht ferner mit Theologen und Nachmittagspredigern, sondern mit verdienten praktischen Volksschullehrern zu besetzen, damit doch auch solchen eine kleine Aussicht auf Beförderung bliebe. Aber der Herr Rector war es gerade, welcher bewirkte, daß dieser billige und vernünftige Vorschlag durchfiel. Der alte E. aus W. hielt einmal eine Rede gegen einen Paragraphen des Vereinsgesetzes. Es machte einen widerwärtigen Eindruck, diesen grauköpfigen Jugendbildner ein maßloses Loblied auf das üppig wuchernde Clubwesen singen zu hören. Beide Schulmänner verläugneten jedoch ihren Stand wenigstens insoweit nicht, als sie zum Ergötzen der Zuhörer ihre Reden

oft mit Beispielen aus der biblischen Geschichte würzten, und z. B. das Ministerium mit dem Engel mit dem Flammenschwert verglichen, welche vor dem republikanischen oder constitutionellen Paradiese stünden.

Man könnte hier fragen, wie es möglich geworden, daß Geistliche und Lehrer sich zur schrankenlosen Opposition bekannten. Ich möchte bei dieser Frage zunächst auf den Umstand aufmerksam machten, daß man, um berühmt zu werden, Zeitungslob zu ernten und wohl gar hinter Schaufenstern zu prangen, in jener trüben Zeit fast nothwendig auf der Linken sitzen mußte, und daß der Ehrgeiz es daher oft genug vorzog, schrankenlos am Niederreißen mitzuhelfen. Einige evangelische Geistliche, welche von der ausgesprochenen Selbständigkeit der Kirchen keine besonderen Vortheile erwarteten, klammerten sich doch gern an den Strohhalm der Volksgunst und setzten sich, auf diese hoffend, zur Linken. Unter den wenigen katholischen Geistlichen dieser Richtung war der hervorragendste ein schlesischer Pole. Eine hierher gehörige Thatsache möchte ich noch erwähnen. Bei einem Gespräche, welches hervorragende Mitglieder der Opposition über die in Aussicht genommene Unterrichtsfreiheit führten, äußerte einer derselben die Besorgniß, daß dem Clerus durch diese Freiheit eine zu große Machtfülle eingeräumt werden würde. Dieses Bedenken wurde jedoch anderseits mit der Bemerkung niedergeschlagen, daß man die geistlichen Herren jetzt zwar zu allgemein wichtigen Zwecken gebrauche, später aber schon Mittel finden werde, sie und ihre Pläne bei Seite zu schieben.

Wäre diese Zweite Kammer nicht rechtzeitig aufgelöst worden, so hätte es nach den bisherigen Maßnahmen der Regierung und nach dem Aufstande in Dresden voraussichtlich zu den heftigsten inneren Kämpfen kommen müssen, insbesondere, wenn zu der allgemeinen Erregung noch die Aufhebung des Belagerungszustandes getreten wäre. Jeder mag leicht begreifen,

daß wir damals in einer sehr gefährlichen Krisis standen, und daß ein frevelhaftes Spiel um hohe Preise begonnen hatte. Die viel getadelte Auflösung war ein Schritt zur höchsten Zeit und eine wirklich rettende That!

Zwischen heute und jener Zeit liegt ein langer Zwischenraum, mehr als ein Menschenalter. Wie wenige leben noch, welche damals mitwirkten! Von den Leitern und Stimmführern keiner mehr als einer, welcher schon damals mit den Schritten stolzen Selbstbewußtseins durch die Räume des Hauses ging, ernsten Angesichtes hier und dort kurze Worte und Grüße wechselte, festen Blickes seine Gegner maß, im Stillen arbeitete und vorbereitete, äußerlich aber nur mit wenigen in engerer Beziehung stand. Dieser eine war Bismarck!

Auf Schwerins Anordnung sollte sich am Abend des Tages der Auflösung die geschlagene Schaar der Conservativen noch einmal zur Berathung über Gegenwart und Zukunft in einem Hotel am Dönhofsplatz zusammenfinden. Auf meinem Wege dorthin stieß ich überall auf erregte Gruppen und fand den Platz schon mit Militär besetzt. Kleinere Abtheilungen marschirten kreuz und quer, trieben Volksmassen vor sich her, konnten aber den Platz nicht säubern. Nur mit Mühe vermochte ich hinter den Reihen der Soldaten endlich das Hotel zu gewinnen.

Schwerin eröffnete die Verhandlungen; aber kaum hatte er einige Minuten gesprochen, als ein schlesischer Abgeordneter blassen Angesichtes mit dem Rufe in den Saal stürzte: „Meine Herren, sie schießen!“ Gleich darauf hörten wir das Knattern von drei schnell hintereinander folgenden Gewehrsalven.

Es war keines Haltens mehr; die Versammlung löste sich auf, und jeder suchte sein sicheres Heim.

Als ich meine Wohnung in der nahen Schützenstraße endlich erreichte, fand ich dieselbe in vollstem Vertheidigungszustande. Mein Hauswirth, ein alter Hauptmann a. D. und zur Zeit

Kanzleirath, war als Reactionär bekannt und hatte daher mit seinen beiden Söhnen sich auf Angriff und Vertheidigung gerüstet. Auf dem Tische des Familienzimmers lagen Säbel und Pistolen; in den Ecken lehnten noch ein paar Flinten. Indessen verliefen der Abend und die Nacht ohne Belästigungen. Wenn wir auch vor Aufregung wenig und erst gegen Morgen schliefen, so drang doch der Lärm und Straßentumult nur selten bis in unsere Schlafkammern. Andern Tages konnte ich an den verblümten Reden meiner Frau Wirthin merken, daß sie es nicht ungern sehen würde, wenn ihr reactionärer Abgeordneter sich nach einem andern Logis umsehen wollte, da man doch nicht wissen könne, was noch passire. Ich folgte diesem Winke der guten Frau und zog noch selbigen Tages in die abgelegene Dessauer Straße, um bald darauf Berlin überhaupt zu verlassen.

So war denn der erste Abschnitt meiner politischen Thätigkeit erledigt, ich selbst aber des Endes herzlich froh. Was ich gesehen und gehört, die damit verbundene Aufregung und die langdauernden Sitzungen in einer von zahlreichen Gasflammen geschwängerten Luft, hatten meine Gesundheit sehr angegriffen. und ich sehnte mich herzlich nach meinem eigentlichen Lebenselemente, nach der Schule und nach der Wirksamkeit für diese. Mochte ich auch immerhin durch diese merkwürdigen zwei Monate an Welt- und Lebenserfahrungen reicher geworden sein, manche interessante Bekanntschaften gemacht haben, so trat doch das alles in den Hintergrund vor der Aufgabe, welche meiner zu Hause wartete, und für welche der Ruf an mich ergangen war.

Ehe ich jedoch in der Erzählung der Begebenheiten fortfahre, sei es mir gestattet, eine Bekanntschaft ausführlicher zu erwähnen, welche zu einer dauernden Freundschaft führte, mich noch manches Jahr erfreute und geistig hob und erquickte.

Eines Abends trat vor dem Beginne der Fractionssitzung, welche die conservative Partei am Dönhofsplatze abhielt, ein stattlicher Mann in den vierziger Jahren, aber mit schon stark ins Weiße übergehendem Haupthaar, zu mir heran, den ich alsbald für einen katholischen Geistlichen erkannte. Er bot mir die Hand, sagte mit freundlich gewinnender Miene, daß er mich schon aus meinem Praktischen Lehrgange kenne und sich freue, jetzt auch meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er stellte sich mir zugleich als Collegen, als den Schulrath Bogedain aus Oppeln vor.

Seit dieser Begrüßung blieben wir in freundlichem Verkehre. Wenn auch die mannigfachen Verpflichtungen der Abgeordneten, die weite Entfernung der Wohnungen und andere Umstände uns nicht sehr häufig zusammenführten und überhaupt wenige ruhige Stunden gönnten, so kamen wir doch während der kurzen Sitzungsperiode einigemal zusammen und vertieften uns dann sofort in unser Lieblingsthema, das Schul- und Erziehungswesen mit seinen Anforderungen.

Bogedain sprach ruhig, klar und fließend; eine angemessene Geberde, ein fester Blick unterstützten seine Rede. Oefters war ich überrascht durch die Tiefe seiner Auffassung, durch die Schärfe, mit welcher er auch das Einzelne oder Geringscheinende prüfte. Sein Standpunkt war wesentlich der der Beobachtung und Erfahrung, doch hatte er auch alle bedeutenderen Erscheinungen und Richtungen auf dem Gebiete des Schulwesens mit scharfem Blicke prüfend verfolgt. Fest auf dem Boden der Kirche stehend, hatte er den Punkt gefunden, von welchem er, ein pädagogischer Archimed, alle hohlen Theorien, alle Idealkrämereien und Humanitätsphantasien aus ihren Angeln hob. Er faßte mit warmer Liebe die Schulen und Lehrer auf, wie sie wirklich waren, wie sie die Natur und das Bedürfniß des Volkes verlangten, wie sie unter den obwaltenden Umständen sein mußten, und an dieses

Wirkliche und Thatsächliche knüpfte er seine Erwägungen und Rathschläge. Man konnte ihm stets nur mit Interesse folgen, und selbst bei abweichenden Ansichten fühlte man sich niemals unangenehm berührt, weil eben überall die aufrichtige Liebe zur Sache mitsprach.

An unsere Berliner Unterhaltungen schloß sich später ein lebhafter Briefwechsel, der, hie und da unterbrochen, bis zum plötzlichen Tode Bogedains als Weihbischof in Breslau fortdauerte und uns beiden zum lebhaften Bedürfnisse wurde. Wenn Monate lang Stillschweigen geherrscht hatte, dann drängte es ihn oder mich zu einer Mittheilung, und plötzlich kam dann ein Brief, welcher den einen oder andern erquickte und erfreute.

Je älter man wird, desto mehr lernt man Freunde schätzen. Bogedains Tod war mir ein herber Verlust. In seinen sorgfältig gesammelten Briefen habe ich oft mit Rührung gelesen, und noch heute freue ich mich, daß mir dieser edle Geist näher gestanden hat. Bogedain war ein Schulrath, wie er sein soll, und daß er ganz und voll seine Aufgabe würdigte, daß er sie mit Klarheit erfaßte und mit Herzenswärme zu lösen suchte, davon mögen einige Stellen aus seinen Briefen Zeugniß geben. Für solche, die ihm gleichfalls nahe standen, bedarf es freilich keines weitern Zeugnisses, aber auch diese dürften meine Mittheilungen als bescheidene Blumen auf sein frühes Grab gerne entgegennehmen.

„In Ihrer ‚Pädagogik in Aphorismen'", schrieb er am Weihnachtstage 1850, „habe ich einen Gegenstand vermißt, nämlich die Fortbildung der Lehrer. Diese ist eine überaus wichtige Sache, wenn man auch von der großen Masse der Lehrer ganz absieht. Bei strebsamen Persönlichkeiten habe ich in der Regel eine arge Verkennung des Zieles der Fortbildung: ‚Wachsthum in der Tüchtigkeit als practischer Lehrer', gefunden. Entweder begnügten sie sich mit einer regellosen Journal-Lectüre, deren Frucht alsdann ein phrasenhaftes Nachgeklimper, wenn's hoch kam, in einer Zeitschrift war; oder sie warfen sich

auf einzelne Lieblingsfächer, je nach der einseitigen Anregung aus dem Seminar auch auf fremde Sprachen, in der prononcirten Absicht, sich für eine höhere Stelle als die des einfachen Lehrers vorzubereiten. Das dagegen, daß sie den Umfang ihrer Kenntnisse in Gedanken und im Ausdrucke voll beherrschen, ihn zum Schulgebrauche handlich zu machen lernen sollten, entgeht ihnen gewöhnlich.“ —

Es darf wohl als selbstverständlich angesehen werden, daß auch die Frage wiederholt erörtert wurde, wie der Unterricht im Deutschen in den polnischen Schulen zu ertheilen sei, und welche Stellung derselbe überhaupt zur Muttersprache der Kinder und zum gesammten Schulleben einzunehmen habe. Bogedain, selbst der polnischen Sprache vollkommen mächtig, lange in polnischen Bezirken wirksam, war in dieser Hinsicht ein Mann der Erfahrung und ein competenter Richter. Er ging voll Bereitwilligkeit und Wärme auf meine Fragen ein und schrieb in demselben Briefe vom Weihnachtstage 1850:

„Es ist unpädagogisch, unpolitisch und unausführbar, einem Volke seine Muttersprache nehmen zu wollen, denn:

a. Die Sprache ist ein legitimes Eigenthum des Volkes und an ihr hängen Religion, Sitten und Gebräuche.

Heißt nicht ‚die Sprache rauben‘ alle die Fäden durchschneiden, mit welchen das Volk an sittliche Principien gebunden ist? Mit der aufgedrungenen Sprache geht die Innigkeit der religiösen Vorstellungen, Sitten und Gebräuche verloren.

b. Die Schule ist eine religiös-sittliche Menschenbildungs- und keine bloße Dressir-Anstalt; die Muttersprache ist in ihr die Lebensatmosphäre.

Aber dennoch bin ich ein warmer Freund des Deutschthums. Nach meiner Ansicht liegt es im wesentlichen Interesse der polnischen Bevölkerung, daß sie auch Deutsch lerne, daß das Deutschthum sie durchdringe; darum ist auch die deutsche Sprache Gegenstand des Schulunterrichtes. Aber dem Volke soll man die Sprache nicht abschneiden; man soll die Bildung nicht dem sprachlichen Interesse opfern. Das Germanisiren bleibe dem sanften Einflusse des Lebens überlassen. Je gebildeter das Volk, wenn auch in polnischer Sprache, desto empfänglicher wird es für

das Deutschthum sein, und das Leben wird mit seinem Germanisiren nicht Religion und Sitte untergraben. Das Deutsche sei also Unterrichtsgegenstand, soweit es der eigentlichen Schulbildung keinen Abbruch thut. Natürlich ist nicht viel von den Resultaten des deutschen Sprachunterrichtes zu erwarten, wenn man die Schwierigkeit der Sache, das ausführende Personal und die thatsächlich bedingenden Verhältnisse der Schule ins Auge faßt. Wird aber, auch ohne deutschen Sprachunterricht, nur eine tüchtige, wirkliche Bildung erzielt, so ist für Erlernung des Deutschen im Leben eine sicherere Basis gewonnen, als durch die Mitgift einiger deutschen Phrasen.

Was heißt „deutsch verstehen"? Wie ist's beizubringen? Niemals durch Becker und Wurst! — Allein richtig ist der Weg, beim deutschen Sprachunterrichte das Leben aufzunehmen und nachzuahmen; leider aber bietet die polnische Dorfschule kein Terrain dafür. Also erst ein gewisses deutsches Material vorlegen, dasselbe in alle Einzelheiten (Jacotot'sch) verstehen lehren und dem Gedächtnisse fest einprägen. Alsdann ist dieses Material nach dem geistigen Gesichtskreise des Kindes allmählich zu erweitern und dessen Gebrauch nach dem praktisch gegebenen Paradigma zu Sprachübungen zu verwenden.

Auf diesem Wege kann ein talentvoller, durchgebildeter Lehrer gewiß bei begabten Kindern viel erreichen. Aber ist an jeden Lehrer eine solche Forderung zu stellen, und ist sie getrost an die Gesammtmasse zu richten? Ich habe nicht den Muth, ihr Dinge zuzumuthen, die nur bei besonderem Talente und ausgezeichnetem Fleiße annäherungsweise zu erreichen sind. — Nun denken Sie noch an die weiten Schulzirkel, an den Mangel an Büchern, an die unüberwindliche Unregelmäßigkeit des Schulbesuches ꝛc. ꝛc." —

In einem Briefe aus Bad Soden bei Frankfurt a. M. vom 26. Juli 1855 ruft er mir zu:

„Außerdem muß ich mit meinem alten Ceterum censeo etc. wiederkommen. Sie sollen (‚sollen' involvirt eine sittliche Nothwendigkeit) eine Lesebuch für Seminare und ein General-Lesebuch für katholische Elementarschulen schreiben. Ein General-Lesebuch? Quid hoc? Jeder Distrikt muß ein und dasselbe bestimmte Lesebuch haben; jeder aber ein besonderes, ein Special-Lesebuch. Sie sollen nun so viel Materialien zu einem Elementar-Lese-

buche zusammentragen, daß daraus jeder District das ihm zusagende Material finden und nehmen kann. Sie haben eine Fülle von Stoff in promptu et paratu, wie kaum ein anderer; Sie haben tiefe Erfahrungen in der Elementarschule und sind Meister in klarer und anmuthiger Darstellung. Gewinnen Sie Zeit, so formuliren Sie sich die Erörterungen über Seminar- und über General-Elementar-Lesebuch, und wir besprechen die Sache mündlich. Ich möchte nämlich gern nach Beendigung meiner Kur auf der Heimreise einen Abstecher zu Ihnen machen."

Diese mein Herz mit Freude erfüllende Absicht blieb unausgeführt. Aus Oppeln erhielt ich unter dem 19. September 1855 wieder ein längeres Schreiben, welches also beginnt:

„So ist denn aus meiner Reise nach Trier für diesmal nichts geworden. Es fehlte mir an Zeit und Geld. Letzteres hätte ich zwar in Frankfurt leicht haben können, erstere wäre schwerer zu gewinnen gewesen. Auch kommt dazu, daß Trier bei allem Reiz seiner Umgebung und mit seinen Römer-Monumenten heute noch außerhalb der Welt liegt. Von Koblenz aus eine ewige Schifffahrt und von Bingen eine nicht minder beschwerliche, antediluvianische Postfahrt. Mein Leiden wird mich indes schon wieder nach Soden führen; hoffentlich erhalten Sie bald eine Eisenbahn, und mein Besuch in Trier bleibt nur aufgeschoben.

Mit Ihrem Hineinwachsen in die Rheinlande möchte es wohl Zeit haben; mir wenigstens sind die Rheinländer etwas berlinerisch vorgekommen. Die Leute sehen auf alles fremde mit einiger Verachtung nieder, und es mag ihnen auch wohl bisweilen so gehen, wie den Spree-Athenern, die ihr Berliner Tivoli weit über das Römische setzen, weil bei ihnen Weißbier und Milchkaffee zu haben sind. Manche Persönlichkeiten haben mir sehr gefallen, so Domkapitular Broix, Schulinspector."

„Endlich", so schreibt er weiter, „haben wir auch einen Versuch mit einem Schulblatte gemacht. Mein Ideal ist nicht ganz erreicht. Ich wollte nicht ein Depot für schreiblustige Seelen; das Blatt sollte eine bestimmte Theorie festhalten, die allem Färbung gibt; es sollte ferner von einem festen Standpunkte aus belehren. Diese Einheit der Anschauung und diese Tüchtigkeit der Arbeiten ist jedoch bei unseren noch beschränkten Kräften schwer zu erreichen. Man muß indes Geduld haben."

In einem Briefe vom 4. April 1858 spricht Bogedain sich über den Abschied von Oppeln und über seine bisherige Stellung aus.

„Der Abschied von Oppeln", sagt er, „ist mir schwer geworden. Nach allem, was ich erfahren, glaube ich doch, daß ich in Oberschlesien den besten Schlag von Lehrern, den es in Preußen gibt, gehabt habe. Sie sind im ganzen fromm, kirchlich und an Ordnung gewöhnt, und das ist eine Hauptsache."

Der letzte Brief meines Freundes, noch besonders inhaltsschwer, datirt vom 3. Februar 1860. — Das Stiehl'sche Centralblatt, Journalheft 1860, enthielt einen Aufsatz über die Organisation der Töchterschulen, welcher ihn im ganzen sehr angesprochen hatte. Er schreibt darüber:

„In einem wesentlichen Punkte bin ich mit dem Verfasser nicht einverstanden. Aus Gottes Wort wird das Erziehungsziel abgeleitet; die Religion soll Unterricht und Erziehung, wie ein Färbestoff das Wasser, — durchdringen; und der Staat soll das Ganze leiten und regieren! Erwägt man, daß die Religion in intacter Confessionalität wirksam werden soll, so wird der in solcher Leitung liegende Widerspruch grell und unmotivirt. Wohl weiß ich, daß man sich bezüglich dieser Stellung von Staat und Kirche in der Schule auf den Umstand berufen kann, daß dieselbe durch das österreichische Concordat sanctionirt ist, und daß der Heilige Vater den Grundsatz des Westfälischen Friedens, wonach die Schule als annexum der Kirche betrachtet wird, thatsächlich aufgehoben hat; wohl weiß ich, daß die Reclamation des kirchlichen Rechtes resultatlos verhallen würde; nichtsdestoweniger vermag ich meine Ueberzeugung nicht aufzugeben, daß dieses Verhältniß eine Pandora-Büchse ist, und ich beklage es, daß der einfache, schlichte Sinn allgemein so verwirrt ist, das Naheliegende, Natürliche nicht einzusehen. Der Staat will die Geister und Gemüther beherrschen. Ich frage nicht nach seinem Berufe hierzu; ich beschränke mich vielmehr darauf, seine Mittel zu prüfen. Hat er ein unwandelbares Evangelium als Norm, eine Synode mit bindender Autorität, eine die Welt und alle Vergangenheit umfassende Gesammtmeinung als Correctiv? Die Geschichte unseres Schulwesens ist ja weiter nichts, als eine Kette

wohlgemeinter, vielleicht edler Verirrungen, immer aber sind es Irrthümer. Was haben wir in den Seminaren angebetet und hinterher wieder verbannt! Und halten wir unsere besten Tendenzen an das Bedürfniß und auch nur an die Receptionsfähigkeit der concreten Lebensverhältnisse, wie schießen wir über das Ziel hinaus! Am grellsten tritt dieser Luxus in den Töchterschulen an den Tag; er herrscht aber in der Pädagogik, in jedem approbirten Lehrplane. Wenn der Maurergeselle zum Architecten-Examen reif wäre, würden ihm Kelle und Hammer nicht zur Last? Braucht der Straßenkehrer und Lampenanzünder die Qualification zum Stadtverordneten? —

Zeigen sich Spuren dieser Verhältnisse nicht überall? Wir haben ein literarisches Proletariat, das in der Presse dominirt und ungeheure Verirrung angerichtet hat; unsere Staatsschulen werden niemals einen doctor angelicus oder subtilis gebären, trotz aller Schillervergötterung und Humboldt-Verehrung. Welches Licht werfen diese Zustände auf unsere Geistesbildung? Wie hat die Schulmeisterei die Regulative, vielleicht das beste, was die Neuzeit geliefert, verhunzt; und werden sie dem gegenwärtigen Andrang des Liberalismus Stand halten? Am meisten hat mich immer die Klage Stiehls erschüttert: ‚Wir haben mit unseren Schulen fiasco gemacht; je weiter sie ins Volk eingedrungen waren, desto weniger hielt dies im Jahre 48 Stand.‘

Wenig scheint mir die Meinung gerechtfertigt, daß der Staat in die Förderung der Bildung eingreifen mußte, weil sonst nichts geschehen wäre. Hat der Staat die Realschulen geschaffen? Doch sind sie da. Ich habe meine pädagogische Laufbahn in den verrufensten Theilen der Monarchie begonnen und vollendet, und ich habe die Ueberzeugung mitgenommen, daß Schulversäumnißstrafen eine ebenso unberechtigte, als unnütze Maßregel sind (wenige Fälle ausgenommen). Ueberall haben die Leute ihre Kinder regelmäßig und mit rührender Treue in den Religionsunterricht geschickt. Wo die Lebensverhältnisse eine weitere Bildung erheischten, da haben die armen Oberschlesier sie mit einer heroischen Aufopferung für ihre Kinder gesucht. Bei den armen Menschen, die dem sandigen, wenigen Boden nur den dürftigsten Unterhalt abringen oder ihre Subsistenz um kargen Tagelohn erwerben, und die ein gleiches Lebensloos für ihre Kinder mit Sicherheit voraussehen, da helfen alle Strafen nicht.

Mir geht es gut. Meine Stellung ist in externis angenehm und in internis behaglich. Ich habe Muße, mich auch nach meinem Geschmack zu beschäftigen und übersetze gegenwärtig die Predigten des Jesuiten Skarga (1536—1612). Ein tiefer Geist voll Gelehrsamkeit und Genialität und ein Heiliger. Ich will die Sache drucken lassen und behalte mir vor, Sie mit ihm bekannt zu machen. — Im Sommer habe ich freilich mehr zu thun, und insbesondere sind die Visitationsreisen sehr anstrengend. Aber wie erquickend auch! Gott sei Dank, daß ich es ganz gut aushalte, sieben Stunden hintereinander zu firmen."

So weit mein Freund! Diese Bruchstücke dürften genügen, um ihn auch denjenigen interessant zu machen, die ihn im Leben nicht kannten, aus dem Mitgetheilten aber Kraft und Liebe herausfühlen, selbst wo sie seine Ansichten nicht theilen. Lange sollte er dieses Arbeitsleben nicht mehr aushalten; Gott nahm ihn schnell von heiliger Stätte und vom Altare zu sich. Ich aber werde im Laufe meiner weitern Erzählung noch einmal des Mannes gedenken müssen.

Kehre ich nach dieser Abschweifung zurück zu meinen Lebensschicksalen, so kann ich nur sagen, daß der innige Wunsch nach einer Wirksamkeit für den Beruf und für ein stilles, ruhiges Familienleben mir noch nicht erfüllt werden sollte. Kaum nach Marienwerder zurückgekehrt, zog mich auch wieder die Politik in ihre bewegten Kreise und ließ mich nicht aus diesen heraus. Die conservative Partei war mittlerweile wieder zuversichtlicher, aber auch leidenschaftlicher geworden, und von allen Seiten schallte mir die Erklärung entgegen, daß ich wieder gewählt werden würde und mich wählen lassen müsse, wenn nicht Zersplitterung und neue Kämpfe entstehen sollten. Mir blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als Nachgeben, jede fernere Weigerung hätte mir den Vorwurf des Undankes gegen früheres Vertrauen zugezogen und auf meine spätere amtliche Wirksamkeit Schatten werfen können.

Schon am 17. Juli schritt man zu den Wahlen der Wahlmänner, und was früher mein Oberregierungsrath ironisch als Möglichkeit aussprach, ging nunmehr wirklich in Erfüllung. In meinem engen Wahlzirkel erhielt ich von 103 Stimmen die große Majorität von 92 und war somit auch Wahlmann geworden.

Zehn Tage später erfolgte im Dome der Stadt die Wahl der Abgeordneten. Immer und immer erschallte in den weiten Gewölben mein Name; und mit 203 Stimmen von 258 Wählern war ich zum zweitenmal Abgeordneter. Nur im Stuhm-Kreise fanden sich einige Gegner unter der Führung eines liberalen Assessors.

Meine Freude über das günstige Wahlresultat war sehr mäßig. Immer hatte ich das Gefühl, als wäre mit dieser politischen Thätigkeit meine eigentliche Aufgabe verfehlt, und dieses Gefühl wurde um so lebhafter, als mir jeder Arbeitstag sagte, wie viel in meinem Bereiche zu thun sei. Im Großherzogthum Posen hatte sich eine Liga polska, ein Bündniß oder eine Verbindung gebildet, welche das Nationalgefühl stärken sollte und wollte, aber vermuthen ließ, daß ihr die Wiederherstellung des polnischen Reiches als letztes Ziel vorschwebte. Auch in den überwiegend polnischen Kreisen meines Bezirks fand diese Verbindung Anklang und einzelne Freunde, und es unterlag schließlich keinem Zweifel, daß auch Lehrer sich ihr angeschlossen hatten. Eine nachdrücklich warnende, strafandrohende Verfügung mußte erlassen werden, und einzelne Fälle machten sogar scharfes Einschreiten nothwendig. Ueberhaupt konnte es nicht unbemerkt bleiben, daß die aufregenden Zeitverhältnisse und die ganze damalige Literatur auch auf den durchschnittlich lebhaften Geist der Lehrer polnischer Zunge einwirkten, und daß sich diese Einwirkung in mancherlei Ungehörigkeiten und Dienstvernachlässigungen kundgab, welche wieder strenge Maßregeln nothwendig machten. Im Jahre 1850 allein mußten nach amtlichen Notizen von etwa 450 katholischen

Lehrern 9 wegen grober Vergehungen ihres Dienstes entlassen, 6 wegen Dienstvernachlässigungen in Ordnungsstrafe genommen und 17 eine protokollarische Rüge ertheilt werden. Solche Thatsachen und die Ergebnisse einiger Revisionsreisen konnten nicht dazu helfen, mich wegen meiner politischen Mission zu beruhigen, und sie mögen vielleicht auch dazu beigetragen haben, daß meine nächsten Vorgesetzten die wiederholte Entfernung vom Amte nicht mit sonderlich günstigem Auge betrachteten; zu letzterem trat auch noch der bereits angedeutete Umstand, daß der überwiegende Theil des Collegiums der liberalen Richtung zuneigte, und daß daher meine conservative Haltung nicht überall mit günstigem Auge betrachtet wurde. Alle Bedenken konnten jedoch nichts mehr helfen; am 7. August reiste ich wieder nach Berlin.

Aber ich sollte in Berlin leben und es vielleicht wieder verlassen, ohne Diesterweg gesehen oder gesprochen zu haben? Dann müßte ich entschieden weniger Schulmann gewesen sein! So machte ich mich denn eines Tages auf den Weg zu ihm, traf ihn glücklich zu Hause und wurde sofort vorgelassen. Anklopfen und Herein waren eins. — Er stand am Schreibpulte in einfachem häuslichem Anzuge, wie er der Morgenstunde bequem war. Die ganze Erscheinung war die eines Mannes von festem Charakter. Die hohe Stirn, die tief über die Augen herabhängenden Wimpern, das zum Nacken herabreichende bleiche Haar gaben der äußern Erscheinung eine Würde und Festigkeit, welche jedoch durch die untere Partie des Gesichtes und die weicheren Züge um den Mund sehr gemildert wurde. Ich erwähnte zunächst, daß ihm eine Schulrathsstelle in Marienwerder dem Gerüchte nach bestimmt sei, und daß auch mich das Schicksal in gleicher Eigenschaft dorthin geführt. Er erwiderte, daß das Gerücht zwar auf Wahrheit beruhe, daß er aber die Stelle ausgeschlagen habe, weil sie ebenso wenig für ihn, als er für sie passe. Schulräthe, meinte er lächelnd, sind vielleicht

unschwerer zu finden, als Lehrer im edeln und strengen Sinne des Wortes, und wenn ich Sie nach dem beurtheilen soll, was ich von Ihnen gelesen, so herrscht bei Ihnen das Gemüth und ein Lehrerherz vor, und diese vertragen sich wenig mit unserer heutigen Bureaukratie. Aber bei Ihrer Fachkenntniß wird es ja schon gehen. — Das Leben und die Wirklichkeit lehren uns, manches verlernen! — Das Gespräch wandte sich hiernach auf die damaligen Kammerverhandlungen und auf einzelne Persönlichkeiten, für welche sich Diesterweg interessirte. Nach einer halben Stunde schied ich mit freundlichem Händedruck.

Die Erinnerung an diesen mir denkwürdigen Besuch rief mir auch einen Brief meines Freundes Otto in Mühlhausen ins Gedächtniß zurück, und eine Stelle daraus mag hier Platz finden, weil sie unser beiderseitiges Verhältniß zu dem bedeutenden Manne kennzeichnet. Otto schrieb mir manches Jahr nachher, am 30. December 1866:

„Wir müssen aber am Jahresschlusse noch eines Abgeschiedenen gedenken, von dem wir in unseren jungen Jahren viel Anregung empfangen haben. Das ist Diesterweg. Sie werden mit mir einverstanden sein, daß seine Einwirkung auf uns nicht darin bestanden hat, daß er uns für die Behandlung des einen oder andern Unterrichtsgegenstandes Anleitung gegeben, sondern darin, daß er uns für den Lehrerberuf und für ein ernstes, eifriges Streben nicht zu tagelöhnern, sondern mit Geist und Kraft das Werk zu treiben, erwärmt, ja erglüht hat. Wir wollen ihm dafür, daß er also auf uns gewirkt, ein dankbares Andenken bewahren. Hie und da bricht man aber in ein zu überschwengliches Lob über ihn aus. Ein gewisser Dr. H. in B. sagt z. B.: ‚Was die Volksschule ist, das ist sie durch Diesterweg geworden.‘ Ich aber weiß nicht anders, als daß Diesterwegs psychologischer Standpunkt der Rousseau's und sein methodischer der Pestalozzi's war; ein neues Unterichtsprincip hat er nicht aufgestellt, wohl aber mit jugendlichem Feuer bis zu seinem Tode für Pestalozzi's Grundsätze gewirkt und gekämpft. Es irrt der Mensch, so lange er strebt; dem Irrthum hat auch Diesterweg reichlich seinen Zoll entrichtet. — Gott aber wird ihm ein gnädiger Richter sein."

Doch ich kehre zur weitern Gestaltung meines Lebensweges zurück. Vorerst aber möge noch erwähnt werden, daß mir die parlamentarische Thätigkeit auch Gelegenheit bot, einigen ministeriellen Abendgesellschaften bei den Ministern v. Manteuffel und v. Ladenberg beizuwohnen. In den glänzend erleuchteten Räumen fanden sich wohl an hundert und mehr Personen zusammen, zumeist in Uniformen und mit Orden geschmückt. Man ging oder stand in Gruppen, oder nahm Platz in einer Fensternische und genoß die dargebotenen Erfrischungen in stiller Ruhe. Die Minister unterhielten sich soviel als möglich mit jedem der Gäste in größter Liebenswürdigkeit. Herr v. Manteuffel empfing sehr artig die Besucher am Eingange der Säle, und ob er mir es an der Nase ansah, daß ich zur Zunft gehöre, ich erhielt sogar als Willkommen eine Prise. — Von allen den vornehmen Gästen, welche ich in diesen Soireen traf, sind mir jedoch nur zwei im Gedächtnisse geblieben, nämlich der Bildhauer Rauch und A. v. Humboldt. Beide sah ich bei dem Minister v. Ladenberg. Ersterer, eine schöne Greisengestalt, machte auf mich den tiefsten Eindruck. Das edel geformte Gesicht, der schöne Kopf mit langem, im Nacken herabwallendem Haupthaare, die fein gerötheten Wangen, die sichere und feste Haltung flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Die ganze äußere Erscheinung stand mit den herrlichen Schöpfungen des Mannes im schönsten Einklange.

Einer der letzten Gäste war A. v. Humboldt. Man hatte sich schon zugeflüstert, daß dieser Heros der Wissenschaft erwartet werde, und viele von uns Abgeordneten waren gespannt, den großen Mann zu sehen. Endlich kam er, in seiner äußern Erscheinung nichts weniger als imponirend. Im schwarzen Frack, auf welchem einige Orden schimmerten, das Kinn in hoher, weißer Halsbinde vergraben, im Gesichte schon etwas mumienhaft, trat er ziemlich leichten Schrittes und mit hof-

männischer Gewandtheit zur Dame des Hauses, wechselte mit dieser einige Worte und wandte sich dann zum Minister, welcher ihm ehrfurchtsvoll die Hand reichte. Kaum, daß diese Begrüßungen vorüber, so wurde er schon von einem Schwarm von Bewunderern umgeben. Auch ich wagte mich bescheiden in die äußerste Grenze dieser Peripherie und schaute lange und aufmerksam auf den Mann. Ich hörte, wie er sich bald in französischer, bald in englischer oder deutscher Sprache mit seiner Umgebung unterhielt; aber die ganze äußere Erscheinung wollte doch nicht recht zu dem Bilde passen, welches mir damals noch von bedeutenden Männern vorschwebte, und mit entschieden größerer Befriedigung wandte ich den Blick wieder auf den Bildhauer zurück. Mir waren damals von Humboldts Schriften nur seine Ansichten der Natur (3. Aufl. 1849) bekannt geworden, und diese hatten mir in ihrer seltenen Formvollendung sehr gefallen. Die quellenmäßige Schilderung des Mannes in Janssens Zeit- und Lebensbildern hat mir späterhin sein Bild wieder zurückgerufen, aber den Nimbus, welcher es damals noch umstrahlte, sehr abgeblaßt.

An Aufregungen fehlte es im neuen Kammerleben wieder nicht, und je pflichtgemäßer ich mich meiner Aufgabe widmete, desto mehr fühlte ich die nachtheiligen Folgen für Geist und Körper. In Berlin selbst war der Gesundheitszustand keineswegs beruhigend; ein unheimlicher Gast, die Cholera, war eingekehrt und hatte gerade in jenem Viertel am meisten Boden gefaßt, welches ich bewohnte. Die häufigen Wanderungen in das weitentlegene Abgeordnetenhaus, die langen Sitzungen im dumpfigen Saale und im Qualme der Gaslampen, endlich die Unruhe und Aufregung der ganzen Zeit machten sich entschieden geltend. Es trat wieder eine Abspannung und nervöse Reizbarkeit bei mir ein, welche den Ausbruch einer ernsten Krankheit befürchten ließen und einen herzugezogenen Arzt zu

der strengen Weisung veranlaßten, Berlin auf 14 Tage oder 3 Wochen den Rücken zu kehren und eine bessere Luft einzuathmen. Er schlug mir Kösen mit seinem Solbade vor. Ich zögerte und bedachte lange, bis endlich dauernde Schlaflosigkeit und quälende Verdauungsbeschwerden jedes Bedenken niederschlugen. So nahm ich denn Urlaub, traf am 1. September 1849 in Kösen ein und fand bei dem Badearzte Dr. Rosenberg, einem Enkel des Philosophen Hamann, ein angenehmes Quartier mit freundlicher Aussicht in das Thal und auf den Bahnhof. Die Frau meines aufmerksamen und theilnehmenden Hauswirths war gleichfalls Enkelin eines berühmten Mannes, des im Jahre 1801 verstorbenen Kupferstechers Daniel Chodowiecki, welcher durch seine Zeichnungen zu Basedows Elementarwerke und zu Lavaters Physiognomik auch in Lehrerkreisen bekannt geworden ist. — Ich verlebte hier drei Wochen, badend, spazierengehend und — arbeitend. Die Abende waren schon lang; bei der Lampe traulichem Schimmer traten mir manche Erlebnisse und Erfahrungen vor die Seele, und nicht selten spielte die Phantasie in diese hinein und schuf neue Gedankenreihen. Auf lose Blätter schrieb ich in diesen stillen Abendstunden, was Herz und Geist bewegte, und so entstand jenes Büchlein, welches unter dem Titel „Aphorismen" in die Welt ging und mir so manche Freunde erwarb. Es lag ursprünglich gar nicht in meiner Absicht, diese losen Blätter dem Drucke zu übergeben; ich nahm sie später mit nach Berlin und Marienwerder und setzte an letzterem Orte unter günstiger Stimmung und bei einiger Muße die begonnenen Herzensergüsse fort. Aber amtliche Arbeiten wiesen ihnen bald einen Platz im Schreibpulte an, wo sie lagerten, bis eine unverhoffte äußere Anregung ihre Auferstehung und ihren Flug in die Welt herbeiführte. Buchhändler Bädecker in Essen, welcher durch meinen „Praktischen Lehrgang" in der deutschen Sprache

und dessen Erfolge auf mich aufmerksam geworden war, bat in freundlichster Form um einen Verlagsartikel; aber wenn ich mich auch geneigt fand, gelegentlich seinem Wunsche zu entsprechen, so dachte ich doch nicht an jene Blätter, welche mir nach Inhalt, Form und Umfang nicht bedeutend genug erschienen. Einige dieser Herzensergüsse hatte ich gelegentlich meiner Frau vorgelesen. Sie erinnerte sich deren jetzt und redete mir zu, das kleine Manuscript dem Buchhändler zu übergeben und es dessen Erwägung zu überlassen, ob er es in Verlag nehmen wolle. Ich ließ mich überreden und nach wenigen Wochen lagen mir schon die ersten Correcturbogen vor. So erschien denn im April 1850 das Büchlein unter dem Titel: „Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen". Es umfaßte in dieser ersten Auflage auf 111 Seiten 101 kurze Paragraphen. Ueber seinen Erfolg und über manche Einzelheiten, welche sich daran knüpften, möge vielleicht bei späteren Gelegenheiten noch geredet werden.

Ich kann über den kurzen Aufenthalt in Kösen nicht hinweggehen, ohne eine interessante Bekanntschaft zu erwähnen. Professor O. L. B. Wolff aus Jena, der Herausgeber des vielverbreiteten Poetischen Hausschatzes, des Familien-Shakespeare und anderer Schriften aus dem Bereiche der schönen Wissenschaften, war gleichzeitig mit mir noch später Badegast. Groß und stark gebaut, verrieth doch seine stark ins Gelbe spielende Gesichtsfarbe den leidenden Mann, welchem öftere Bewegung Bedürfniß war. Wir trafen uns häufig auf Spaziergängen, wechselten bald Grüße und knüpften hieran Besuche. Sein Streben ging, wie er mir sagte, wesentlich dahin, die Poesie aus den Prunksälen der Großen, aus den Salons der höheren Stände und von den eleganten Damentischen in das Volk einzuführen, und er versprach sich hiervon einen Aufschwung zu edler Sitte und

regerem Schaffen. Was bisher für diese Idee durch Schrift, Kirche und Schule geschehen, genügte ihm nicht, ja die letztere beschuldigte er geradezu der Gleichgiltigkeit, des Ungeschicks oder einer steifen Pedanterie. — Ob er jetzt zufriedener sein würde? — Schon zwei Jahre nach unserer Begegnung (September 1851) machte ein schneller Tod seinem Leben ein Ende.

Professor Wolff ist mir auch deshalb in der Erinnerung geblieben, weil er der erste und einzige bedeutende Improvisator war, den ich kennen lernte. In einer Abendgesellschaft, welche Dr. Rosenberg seinen noch vorhandenen Kurgästen gab, hatte ich Gelegenheit, dieses Talent zu bewundern. Die verschiedenen Reimwörter, welche eine Gesellschaft von 20 Personen nach Belieben jedes einzelnen und ohne innern Zusammenhang gab, behielt Wolff nicht nur treu im Gedächtnisse, sondern verband sie auch nach einer Pause von wenigen Minuten zu einem ansprechenden Gedichte, dessen Gegenstand mir leider entfallen ist, von welchem aber jeder der überraschten Zuhörer gerne eine Abschrift gehabt hätte. Noch erstaunlicher war die zweite Leistung. Abermals dieselbe Angabe beliebiger Reimwörter, sodann Bezeichnung des Themas durch ein Mitglied der Gesellschaft, und nach wenigen Minuten ein allgemein erheiterndes Scherzgedicht über die damals so viel besprochenen und bespöttelten „Bürgerwehren". — Als ich den Improvisator fragte, ob ihm der Genius der Poesie immer in solcher Bereitwilligkeit zur Verfügung stehe, räumte er ein, daß solches keineswegs der Fall, daß aber eine heitere, gebildete Gesellschaft von Herren und Damen beim Kerzenlichte, oder das sanfte Spiel auf dem Piano ihn am leichtesten und fast immer sofort in jene glückliche Stimmung versetze, welche die Improvisation fordere. Wenn man weiß, daß Professor Wolff damals bereits das 50. Lebensjahr überschritten hatte und als entschieden kranker Mann schon die Todeskeime in sich trug,

so wird man sein Talent und dessen momentane Beherrschung noch mehr bewundern.

Der dreiwöchentliche Aufenthalt in Kösen hatte mir mehr als dem Dichter neuen Lebensmuth gegeben, und mit frischer Kraft trat ich wieder meine parlamentarische Aufgabe an, welche jedoch für diesmal ein rasches Ende nehmen sollte. Ehe ich aber weiter gehe, möchte nicht unerwähnt bleiben, daß ich in dieser Zeit auch die Bekanntschaft des Abgeordneten Landfermann machte, welcher damals als Provinzial-Schulrath für das Gymnasialwesen in Koblenz angestellt war und noch heute in den Rheinlanden in gutem und treuem Andenken steht. Mit einem Ehrfurcht gebietenden Aeußern verband er eine anmuthende, leutselige Art des Verkehrs. Sein gründliches Wissen und sein dichterisches Talent sind bekannt genug, und von seiner großen Begabung als Redner gab er einige Proben, welche die wohlthätigste Wärme auf die Zuhörer ausströmten. Landfermann, an Jahren mir bedeutend überlegen, hatte einen ziemlich großen Kreis von Freunden und Bekannten, woher es denn auch kam, daß es mir nur selten gelang, mit ihm in Verkehr zu treten, doch fand immer so viel Austausch der Ansichten und Ideen statt, daß ein freundliches Andenken beiderseits gesichert blieb. Er gibt mir auch Gelegenheit, schon hier nochmals auf meine erwähnten Aphorismen zurückzukommen. Als diese im Drucke erschienen waren, schickte ich ihm von Marienwerder aus mit freundlichem Briefe ein Exemplar. Auf der Rückseite des Titelblattes dieser ersten Ausgabe standen als einleitendes Motto die bekannten Verse Rückerts:

„Die Zukunft habet ihr, ihr habt das Vaterland,
Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand.
Was ihr dem lockern Grund einpflanzt, wird Wurzel schlagen;
Was ihr dem zarten Zweig einimpft, wird Früchte tragen;
Bedenkt, daß sie zum Heil der Welt das werden sollen,
Was wir geworden nicht, und haben werden wollen!“

Landfermann nahm meine Gabe freundlich entgegen und dankte mir mit einem sehr anerkennenden Briefe, nur sprach er sich zu meiner Ueberraschung dahin aus, daß er mit dem schönklingenden Motto sich nicht sonderlich einverstanden erklären könne, und es in einer zu erwartenden neuen Auflage lieber weggelassen zu sehen wünsche. Er meine, das Ganze fliege zu hoch; Zukunft und Vaterland hingen doch wesentlich noch von anderen Factoren ab, als von unseren Schulen, namentlich von den Volksschulen, und eine unfehlbare Erziehung, wie solche der Spruch preise, gäbe es überhaupt nicht. Die Resultate seien im einzelnen oft unberechenbar und spotteten jeder Voraussetzung, um so mehr, da neben, ja über der Schule noch andere Erziehungsfactoren stünden, unter denen er nur der Familie und der Lebensverhältnisse gedenken wolle. Die privilegirten Erzieher, welche doch Rückert zunächst im Auge gehabt habe, nähmen ja diese Lobpreisungen gerne entgegen; aber auf Schwache im Geiste übten sie oft keinen guten Einfluß aus. — Ich war durch diese Bemerkungen etwas verdutzt; sie veranlaßten mich aber doch, bei neuer Auflage mein Motto zu streichen, und später erinnerte mich „der Sieger von Sadowa" wieder lebhaft an das Urtheil des hochgeschätzten Mannes. Langjährige Erfahrungen und Beobachtungen haben auch mich in meinen Hoffnungen und Ansprüchen auf den Feldern der Erziehung und des Unterrichts bescheidener gemacht und in der Ueberzeugung bestärkt, daß Demuth für Lehrer und Erzieher ein gar gutes Ding ist, und daß Ueberschwenglichkeiten oft nur die Erwartungen über das vernünftige Maß steigern und daher leicht gegen den Stand und Beruf verwerthet werden können. Noch während ich dieses schrieb, kam mir in einer Zeitschrift eine Abhandlung über den Geschichtsunterricht zu Gesichte mit dem Ausspruche Herbarts: „Die Geschichte ist die Lehrerin der Menschheit, und wenn sie es nicht wird, so tragen die Jugend-

lehrer der Geschichte die Schuld!" Zu diesem Satze ließe sich doch manches Fragezeichen machen; denn die Geschichte zeigt leider genugsam, daß sie zwar eine Lehrerin ist, aber eine solche, deren Lehren wenig befolgt werden, oft am wenigsten von denen, welche die Geschichte machen. — Aber wir sehen ja: „Die Lehrer haben alle Schuld!" Und doch wird dieser Satz von letzteren rückhaltslos und dankbar begrüßt und nachgesprochen, eben weil er der Eitelkeit schmeichelt. Und was sagt hierzu Goethe? Er erklärt sogar die Weltgeschichte für ein Gewebe von Unsinn; aus ihr dürfte niemand etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten! (Vgl. Burkhardt, Goethe's Unterhaltungen mit Müller, S. 92 u. 96.) — Die Moral dieser Sprüche und Widersprüche ist wohl keine andere als: „Halte Maß in allen Dingen!" Sittlichkeit, Tugend, Nächstenliebe und Patriotismus verlangen jedenfalls noch andere Stützen als Vaterlandslieder, Salzmanns moralisches Elementarbuch und Lebensbilder aus der Weltgeschichte!

Unter dem 14. November 1849 war meine definitive Ernennung zum Regierungs- und Schulrath allerhöchsten Ortes erfolgt, und Ende des Monats gelangte sie in meine Hände mit einem Begleitschreiben des Herrn Ministers, wonach mein Gehalt auf 1000 Thaler festgesetzt wurde. Dieser Wechsel meiner bisherigen Verhältnisse war von mir längst ersehnt, kam aber doch um so unerwarteter, als damit zugleich das Mandat zum Abgeordneten erlosch und eine Neuwahl nöthig wurde. Ich darf wohl vermuthen, daß man von Marienwerder aus meine definitive Ernennung betrieben hatte, um mich endlich für die Stelle dauernd zu gewinnen und einer politischen Richtung zu begegnen, welche damals im Collegium wenig Sympathien fand. War doch ein nicht geringer Theil des Regierungs-Collegiums gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel und sprach sich ohne Scheu gegen dasselbe

aus. Doch, dem sei wie ihm wolle; im Herzen war ich nicht bloß über das Ende meines Provisoriums, sondern auch über das Ende meiner politischen Thätigkeit erfreut, für welche ich wenig Beruf und Neigung in mir entdecken konnte. Einzig machte es mir Sorge, daß meine politische Partei zu einer Wiederwahl genöthigt war. Ich trat daher im Abgeordnetenhaus zum ersten- und letztenmal als Redner auf, indem ich zu beweisen versuchte, daß durch das Definitivum eigentlich in meiner amtlichen Stellung nichts geändert werde, und daß mich meine Wähler ja nicht als den frühern Seminarlehrer kennen gelernt und gewählt hätten, sondern lediglich als den Schulrath an der Regierung in Marienwerder. Meine Rede hatte, wie auch Rechtens, keinen Erfolg. Die Abstimmung lautete: „Neuwahl“. Ich war herzlich zufrieden, sah aber in der Ferne schon die Gefahr einer Wiederwahl. Ein hervorragender Parteiführer, zugleich Geistlicher in höherer Stellung, schrieb mir deshalb bald danach:

„Die Nachricht, daß Ihre nunmehr erfolgte definitive Bestätigung seitens der hohen Kammer als eine Beförderung angesehen wird und deshalb eine Neuwahl herbeiführt, hat uns mit Schmerz erfüllt, uns Katholiken um so mehr, als wir ohnehin nicht viele Vertreter unseres Glaubens aufzuzählen haben. In kurzem dürfte wohl die Wahl vor sich gehen, deren Resultat nicht unzweifelhaft zu sein scheint. Schon sind Vorbereitungen getroffen, und wie ich aus zuverlässiger Quelle in Erfahrung gebracht habe, hat die wesentliche Stimme sich fest dahin ausgesprochen, daß ein gewisser, zu Marienwerder als Regierungs- und Schulrath angestellter ꝛc. Kellner diejenige Person sei, welche wiederum nach Berlin entsendet werden soll. Sollten Sie, mein Liebster, Gelegenheit finden, diesen Herrn zu sprechen, so wollen Sie doch gütigst ihm zureden, daß er die Wahl nicht ablehne und dadurch die allgemeine Freude, besonders die der Katholiken trübe.“

Das war ja alles recht schön und dankenswerth, aber meine Gedanken hafteten auf dem Worte: nicht unzweifelhaft! Es war mir nicht entgangen, daß sich die Stellung der Par-

teien und die Stimmung eines Theiles meiner Wähler im Laufe der Zeit geändert hatte, und ich fühlte keine Neigung, mich einem immerhin möglichen Durchfalle aúszusetzen. Dazu kam noch meine Liebe zum Amte und zu meiner Familie. Der Beruf erforderte nach dem bereits Erlebten und Geschehenen die ganze Thatkraft des Mannes, während auch die Familie des Führers und väterlichen Leiters in ferner Gegend nicht ohne Nachtheil länger entbehren konnte. — Kurz, ich entsagte der weitern politischen Thätigkeit, um mit ganzer Seele und aus allen Kräften Schulrath sein zu können. So holte ich denn meine Familie von Heiligenstadt im Monat Januar ab, machte mit ihr die lange, mühselige Reise theils per Post, theils mit der Eisenbahn, bei hohem Schnee und 6—10 Grad Kälte, langte endlich Mitte des Monats wohlbehalten und ziemlich durchkältet, aber an manchen Erfahrungen reicher in Marienwerder an, wo ich von der Familie meines Special=collegen freundlich empfangen wurde. Mein Präsident bewill=kommte mich mit den Worten: „Ich hoffe, daß wir Sie nun dauernd behalten werden!"

An Reisen und persönliche Umschau war vorerst bei dem nordischen, strengen Winter nicht zu denken, und es blieb mir daher nichts übrig, als die tägliche Actenarbeit und deren Aus=nutzung zur Kenntniß der äußeren Schulangelegenheiten. Die Blicke, welche sich mir nach dieser Seite hin eröffneten, waren keineswegs erquicklich. Fast durchweg kärgliche Besoldungen und Klagen über des Lebens Noth und Sorgen oder über unzureichende, dürftige Wohnungen. Nach den Acten betrug das Einkommen einer einzigen und besten Landstelle im Deutsch=Krone=Kreise außer freier Wohnung und dem Brennmaterial 450 Mark; drei Stellen waren mit 300 bis 372 Mark dotirt; 27 mit 160 Mark und etwas darüber; ja sechs Stellen waren nur mit einem baaren Einkommen von 150 Mark bezeichnet. Aehnlich stand es in den vorwiegend oder rein polnischen Kreisen.

Die maßgebende Schulordnung von 1845 sicherte dem Ersten Lehrer auf dem Lande freie Wohnung, Brennbedarf, ein Ackerstück von 2 Morgen mit freier Bearbeitung, einen Küchengarten, die nöthigen Wirthschaftslokale, Sommerweide für 2 Stück Rindvieh, 12 Scheffel Roggen, 2 Fuder Heu, jedes zu 16 Centner, 2 Fuder Stroh und 50 Thaler baares Geld zu. Das war ja äußerst wenig; aber wenn es nur immer geleistet worden wäre! Vieles stand nur auf dem Papier oder wurde in schlechter Beschaffenheit geliefert. Doch muß man bei der Beurtheilung dieser Dotationen nicht außer Acht lassen, daß damals die Preise der Lebensmittel und der Geldwerth in ganz anderen Verhältnissen standen, als 40 Jahre später. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß damals 100 Thaler mehr galten, als heute das Doppelte. Auch war die ganze Schulordnung von der Ansicht getragen, daß der Lehrer Landwirthschaft treiben und ein halber Bauer sein solle. Wenn auch die Regierung sich fortwährend mühte, die Gehaltsbezüge zu erhöhen, so ging es damit doch sehr langsam vorwärts und überall stieß sie auf Hindernisse, welche theils in der Armuth und Gleichgültigkeit der Gemeinden, theils in dem mangelnden Interesse der Gutsherren lagen. Man unterschied nämlich zwischen königlichen und adeligen Schulsocietäten. Erstere standen in den äußeren Schulangelegenheiten unter einem Rentmeister, letztere unter dem Kreis-Landrathe. Die Unterhaltungspflicht lag in den adeligen Stellen vorwiegend dem Gutsherrn ob, welchem auch in Erledigungsfällen das Vorschlagsrecht zustand. Machte er jedoch von diesem Rechte nicht innerhalb einer Frist von sechs Wochen Gebrauch, so übte die Regierung das Heimfallsrecht (jus devolutionis) und besetzte die Stelle. Wo aber mit dem gutsherrlichen Patronate zu verhandeln war, da machte jede Verbesserung der äußern Lage fast durchgängig Schwierigkeiten. Ein Beispiel ist mir im Gedächtnisse geblieben und so

charakteristisch, daß es nicht unerwähnt bleiben mag. Ein adeliger polnischer Gutsbesitzer war von der Regierung verpflichtet worden, dem Lehrer, ich weiß nicht mehr, aus welchem Rechtsgrunde, aber wahrscheinlich nach Maßgabe der erwähnten Schulordnung, einen Gehaltszuschuß von etwa 25 bis 30 Mark jährlich zu zahlen. Der Herr weigerte sich standhaft, und unser Oberregierungsrath schlug mir daher vor, meine nächste Dienstreise zu einer Verständigung mit dem hartköpfigen Manne zu benutzen und dadurch viele Schreibereien bis an das Ministerium zu vermeiden. Es erging denn auch eine Verfügung an den Gutsherrn, welche besagte, daß ich an dem und dem Tage morgens um 8 Uhr die Ortsschule revidiren und hiernach mit ihm über die streitige Angelegenheit mündlich verhandeln werde.

In Begleitung des Schulinspectors war ich zur bestimmten Zeit auf dem Platze, obgleich ein rauher Novembertag, ersuchte erstern, den Gutsherrn unter Meldung meiner Ankunft zur Theilnahme an der Prüfung einzuladen, und begab mich selbst sofort in die Schule, um mich vorerst über einige äußere Angelegenheiten zu unterrichten. Unser Schulpatron, ein stattlicher Herr in mittleren Jahren, erschien denn auch sofort, und ich konnte an seinem zuvorkommenden Benehmen wohl merken, daß es ihm angenehm gewesen, zu der Revision eine Einladung erhalten zu haben. Zur Verstärkung dieses günstigen Eindruckes nahm ich alle meine polnischen Sprachkenntnisse zusammen und verstieg mich sogar so weit, daß ich es wagte, polnische und deutsche Sätze zu dictiren und den Jungen in ihrer Sprache zuzurufen: Lies langsam, sprich lauter, setze dich! Der Lehrer war glücklicherweise ein befähigter, frischer junger Mann, die Schule eine der besten, die ich noch gefunden, und so ging denn alles gut und glattweg, selbst in den deutschen Sprachproben. Nach beendigter Revision ersuchte ich den Gutsherrn um die Erlaubniß, ihm in seiner Wohnung einen Besuch machen zu dürfen, um auf Grund

mitgebrachter Schriftstücke über unsern Streitpunkt zu verhandeln. Im Besuchzimmer fand ich außer einem ältern Geistlichen noch einen jungen Mann, welcher wie ein französischer Abbé aussah, aber keiner war, und mir als der Hauslehrer vorgestellt wurde. Zu meiner Ueberraschung war mitten im Zimmer eine Tafel gedeckt und mit Weinflaschen und einem splendiden Frühstücke besetzt. Ich sah geräucherten Lachs, Schinken, Wurst und andere einladende Sachen und wurde alsbald gebeten, zuzugreifen. — Unangenehm berührt durch diesen Luxus erwiederte ich, daß es mir erwünscht sei, zunächst die Geschäfte zu erledigen, und daß ich einen Aufwand dankend ablehnen möchte, welcher der Größe unseres Streitpunktes fast gleichkäme. Vor allem also den Ausgleich, dann würde sich ermessen lassen, ob ich mit Dank und Vergnügen an der gastlichen Tafel Platz nehmen dürfe. Mein Gastgeber stutzte, fixirte mich mit scharfem Blicke, lachte sodann hell auf, reichte mir die Hand und rief: „Nun denn, ich gebe mich und will geben. Aber Ihre Revision hat mich hungrig gemacht, besiegeln wir denn am Tische den Frieden!“ Eine Stunde darauf schieden wir im besten Einvernehmen; mein Wirth begleitete mich bis zum Wagen, und niemand war froher und zufriedener als ich.

Die weiteren Erfahrungen, welche sich mir während des Winters aufdrängten, waren nicht geeignet, mich freudig zu stimmen, und ich sah deutlich genug ein, daß ein guter Theil meiner idealen Auffassung der nüchternsten Prosa weichen müsse. Es liegt ja viel des Guten im Charakter der Nationalpolen. Gastfreundschaft, ein heiterer Sinn und Neigung zum frohen Lebensgenusse, angenehme Umgangsformen, bis ins Devote gehende Achtung vor Höherstehenden machen Geselligkeit und Verkehr angenehm; aber es sind mit diesen anziehenden Eigenschaften auch manche Gefahren verbunden. Mich haben die Polen oft an die Franzosen erinnert, mit welchen sie unstreitig im Charakter und Wesen, sowie in der lebhaften und

schnellen Sprachweise, viel Gemeinsames haben. Auch im Lehrerstande, soweit er eben polnischer Natur war, traten diese Eigenthümlichkeiten hervor, führten aber leider um so leichter auf Abwege und Verirrungen, als durchschnittlich die gesammte Umgebung und die persönlichen Verhältnisse nicht sonderlich geeignet waren, den Mann, besonders aber den jüngern, zu heben und geistig zu befruchten. Die Pfarrer waren in ihrer Thätigkeit für Schule und Lehrer meistens durch übergroße Ausdehnung ihrer Kirchspiele gehemmt; dehnte sich doch die Seelsorge manches Pfarrers auf fünf bis zehn polnische Gemeinden aus. Manchen dieser Herren fehlten auch Sinn und Verständniß für die Aufgabe der Schule. — Das Seminar war ungeachtet des redlichsten Willens der Lehrer nicht im Stande, seinen Zöglingen das in erforderlichem Umfange zu geben, was für den Beruf noth that, und es konnte nicht ersetzen, was den jungen Leuten an edlerer Bildung und Lebensanschauung von Haus aus fehlte. Auf Persönlichkeiten von niederem Herkommen und mit beiden Sprachen in stetem Kampfe konnte der Unterricht nur ungenügend wirken, wenn auch Director und Lehrer sich eifrigst abmühten. Ins praktische Leben eingetreten, kämpfte der junge Mann wieder mit beiden Sprachen; seine ganze Umgebung, die kirchlichen Gebete und Predigten, die Zeitung und andere Einflüsse gaben ihn gar bald wieder in die Herrschaft der lieben Muttersprache, und die deutsche pädagogische Literatur konnte nur einen sehr geringen Einfluß üben. Rechnet man hierzu den Mangel an genügender Aufsicht und Leitung, das Leben unter einem leichtbeweglichen Volke und endlich die damaligen aufgeregten Zeiten, so darf es weniger befremden, wenn Pflichttreue und Sittenreinheit des Standes zu wünschen übrig ließen[1].

[1] Wie schwer das Seminar mit solchen Zuständen zu kämpfen hatte, und welche Subjecte sich zum Lehrerberufe drängten, davon

Während meiner siebenjährigen Amtsführung im Bezirke wurden unter solchen Umständen theils durch richterliches Erkenntniß, theils durch Urtheil des Disciplinarhofes der Regierung 32 Lehrer aus dem Amte entlassen, darunter nur einige wenige wegen politischer Umtriebe und Betrügereien bei Wahlagitationen. Die meisten Absetzungen erfolgten wegen Trunksucht und unreinen Lebenswandels oder wegen grober Dienstvernachlässigungen. Meine Leser werden nicht erwarten, daß ich in Einzelheiten eingehe und bei dieser düstern Seite meiner Erinnerungen länger verweile als durchaus nothwendig; aber eines Falles mag ich doch erwähnen, welcher mich damals aufs tiefste erschütterte. — Ein enragirter polnischer Lehrer von adeliger Abkunft lebte mit seinem Pfarrer, einem Deutschpolen, in grimmigster Feindschaft. Unter dem Namen seines Pfarrers erließ er in öffentlichem Amtsblatte eine Erklärung, wonach dieser im Deutschkatholicismus endlich Beruhigung der Seele gefunden habe und seinen feierlichen Uebertritt zu der Secte beschrieb. In einem andern Artikel desselben Blattes spielte er auf ein angeblich unreines Verhältniß des Pfarrers an und ging in seiner Frechheit so weit, daß er im Namen des Gegners einen Brief an den Apotheker der nahen Stadt durch ein Schulkind schickte, worin um ein Mittel gegen eine häßliche Krankheit gebeten wurde. Der

---

möge der Wortlaut einer Anmeldung zum Lehrerexamen einen kleinen Beweis liefern:

„Graudenz, den 17. September 1848.

Ersuche die königl. Regierung ganz ergebenst, mich am 25., 26. und 27. d. M. zur Schulamtsbewörber Priefung zulassig sein lassen. In der Hoffnung, daß meine Bitte gehorsamest genehmigt wird. Die Zeichnisse hinliegend sind.

ergebenster M."

Diesem Manne hatte der Schulinspector ein gutes Zeugniß gegeben. Er war auch bereits drei Jahre Hauslehrer bei einem polnischen Gutsbesitzer gewesen!

Apotheker schöpfte Verdacht, examinirte den Knaben scharf und entdeckte so den wahren Briefschreiber.

Der Pfarrer bat die Regierung dringend um Hilfe, und ich wurde demnächst beauftragt, die Schule des Lehrers zu revidiren und diesen, sowie den Pfarrer persönlich kennen zu lernen. Mit dem Kreis-Schulinspector und Dekan langte ich denn auch unerwartet im Dorfe an und begab mich sofort in die Schule, welche ein Bild der trostlosesten Verwahrlosung bot. Schmutz und Unsauberkeit traten überall entgegen, die nothdürftigsten Fertigkeiten waren nicht erreicht, nur einige Kinder konnten lesen, die meisten blickten verwildert drein, eine Versäumnißliste war nicht vorhanden. Der Lehrer, ein Mann in den kräftigsten Jahren, schaute düster und verdrossen mich an, antwortete kurz und leidenschaftlich und unterbrach mich während der Prüfung oft in heftigem Tone. Nach der Revision begab ich mich mit dem Schulinspector ins Haus des Pfarrers, eines anscheinend ruhigen Mannes in sehr gedrückter Stimmung. Wir nahmen keinerlei Erfrischung entgegen, und traten nach einigen kurzen, aber nothwendigen Erörterungen den Rückweg an, welcher durch einen Theil der Tucheler Heide führte. Als wir wieder in die Lichtung und auf freies Feld kamen, seufzte mein Begleiter tief auf und murmelte ein leises „Gott sei Dank"! Auf mein Befragen warum, rief er: „Glauben Sie's mir, wir waren in Lebensgefahr; ich habe die ganze Zeit her gefürchtet, der gottlose Mensch laure hinter einem Baume, um uns zu erschießen." — Daß der Lehrerstand bald darauf von diesem Manne befreit wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Eine Hauptklippe, an welcher das Lebensschiff mancher Lehrer scheiterte, war die Einmischung in dem Berufe fremde Angelegenheiten und Geschäfte. Durchschnittlich beider Sprachen mächtig, waren sie neben dem oft entfernt wohnenden Pfarrer in ihren Schulgemeinden meistens die einzigen, an welche sich

die Insassen um Rath und Hilfe in allen Angelegenheiten wandten, wobei der Gebrauch des Deutschen unerläßlich blieb. Habsucht und Unredlichkeit boten sich dann die Hand, um den Lehrer zu verführen und ins Unglück zu stürzen, und mehrere von den erwähnten 32 waren diesen Weg zum Untergange gewandelt. Ein Beispiel solcher Art, welches nicht ganz so schlimm endete, aber zeigte, daß auch ein Schulrath nicht immer ungerupft bleibe, haftet mir noch im Gedächtnisse und möge als ein charakteristisches Bild des ganzen derartigen Treibens dienen.

In den Acten der Schulregistratur wurde kein Lehrer häufiger genannt, als der Lehrer C. in S. Nicht bloß, daß er sehr oft als Bittsteller auftrat, bald um eine Unterstützung, bald um Reparaturen an der Wohnung, sowie als Kläger gegen die nächsten Vorgesetzten oder gegen die Amtsbrüder; sondern er lebte in den Acten auch als berüchtigter Winkelconsulent, als Schreiber von Militär-Reclamationen und als Theilnehmer und Helfer bei Gütertheilungen, Auctionen, Processen und Wuchergeschäften. Wenn er nicht selbst die Regierung mit Bitten und Beschwerden überschwemmte, so thaten es andere, die er beleidigt oder geschädigt hatte, oder die sich durch seine maßlose Unverschämtheit verletzt fühlten. Kurz, der Name C. mit dem Zusatze: „der Lehrer", kam stets und immer wieder zu Gesichte, so daß endlich nichts übrig blieb, als dem intriganten Manne einmal näher in die Karten zu schauen und ihn in seiner eigentlichen Wirksamkeit kennen zu lernen. Eine Dienstreise bot hierzu Gelegenheit. — Als ich an einem trüben Septembertage in dem Dorfe anlangte, war es bereits spät Nachmittag geworden und die Schule geschlossen. Rasch stieg ich aus dem Wagen und trat in die Schulstube. Hier fand ich einen Mann, welcher schon die Mitte der fünfzig überschritten haben mochte. Er hatte eine lange Pfeife im Munde, war angethan mit einem schmutzigweißen Kittel und saß vor dem mit Papieren bedeckten

Schultische, so emsig mit Schreiben beschäftigt, daß er mich kaum bemerkte. Ich stellte mich vor und erfuhr, daß ich den Lehrer, Herrn C., vor mir habe. Auf meine Frage, womit er sich eben unterhalte, wurde mir die Nachricht, daß er mit einer Klage an das Rentamt beschäftigt sei, weil heute früh ein vorbeifahrender Bauer ihn durch sein Knallen mit der Peitsche am Unterrichte wiederholt und absichtlich gestört habe. Mein Blick fiel während dieser Antwort auf ein Repositorium, welches in einer Ecke des Schulzimmers stand und mit allerlei Papieren vollgepfropft war. Auf meine Frage, was er da habe, wurde mir mit selbstgefälliger Miene die Auskunft, daß das seine Acten seien! Ich nahm von diesen Acten einige Kenntniß und überzeugte mich dadurch von der außerordentlichen Vielseitigkeit des Mannes. Als ich nun Veranlassung nahm, hieran ernste Warnungen und Ermahnungen zu knüpfen, wie solche Gegenwart und Vergangenheit nahe legten, öffnete sich die Thüre des Schulzimmers, und die Frau Lehrerin kam zu Gesichte, offenbar in der Absicht, zu vernehmen, was der Fremde mit ihrem Gatten zu verhandeln habe. Einige Minuten ignorirte ich die Erscheinung; als sie aber Miene machte, ihre Stellung zu verändern und an den Verhandlungen persönlichen Antheil zu nehmen, bedeutete ich ihr ernstlich und wiederholt, das Zimmer zu verlassen, weil ich nur mit ihrem Manne, nicht aber mit ihr amtlich zu verhandeln habe. Grollend und zögernd folgte sie der Weisung. Aber nach sehr kurzer Pause öffnete sich wieder die Thüre, und herein trat diesmal mit lautem Gebahren ein Bübchen von etwa 7—8 Jahren, offenbar von seiner abgetretenen Mutter als Kundschafter gesandt. — Anfänglich ließ ich auch diese neue Erscheinung unbeachtet. Als aber der dreiste Junge im Zimmer umhertrottete, endlich vor mir stehen blieb und mich mit kecker Miene beaugenscheinigte, nahm ich ihn ruhig bei der Hand, führte ihn zur Thüre hinaus und schloß diese.

Der weitere Verlauf meiner Unterredung mit C., dem Lehrer, überzeugte mich sattsam, daß der Mann hartgesotten in seiner Richtung und unverbesserlich sei. Ich hatte nicht einen Lehrer, wohl aber einen Geschäftsmann und Winkeladvokaten gefunden, welcher von der Natur mit einer guten Dosis selbstgefälliger Schlauheit begabt war.

Aber das Beste kommt noch. Etwa 14 Tage nach der Rückkehr von dieser Dienstreise erhielt ich ein Schreiben meines Präsidenten mit dem Ersuchen, mich gefälligst über die beigefügte Klageschrift verantwortlich zu äußern. — C., der Lehrer, hatte zu meinem Erstaunen in einer fünf Seiten langen Beschwerde den Herrn Schulrath angeklagt: 1. in der Schulstube mit der Reisemütze auf dem Kopfe erschienen zu sein, 2. seine Ehegattin in grober, beleidigender Art vor die Schulthüre gesetzt und 3. sein zartes, unschuldiges Söhnlein aus dieser herausgeworfen zu haben. In betreff der ersten Anklage mußte ich mich, soweit meine Erinnerung reichte, für schuldig bekennen. Das Schulzimmer war leer, die Fenster waren theilweise offen, die Witterung rauh, das wiederholte Oeffnen und Schließen der Thüre brachte empfindlichen Zug, und somit ließ ich mein Haupt bedeckt. Die beiden anderen Klagepunkte erledigten sich durch das bereits Erzählte. — Der Beschwerdeführer erhielt einen mir abschriftlich mitgetheilten scharfen Verweis und wurde ein Jahr darauf wegen seiner gänzlich ungenügenden Leistungen im Schulamte unfreiwillig in den Ruhestand versetzt, ein besseres Ende, als er eigentlich verdient hatte. Auch von dieser Zeit ab fuhr er unverfroren fort, die Regierung noch mit allerlei Bitten und Beschwerden zu behelligen, und die Unterschrift: „C., Pensionär-Lehrer" kam mir noch manchmal zu Gesichte. Als jedoch dem Querulanten nachdrücklich Strafen angedroht wurden, und er keinerlei Antworten mehr erhielt, verstummte endlich seine Feder.

Wenn in Westpreußen der Frühling sich mit dem Winter in Kampf einließ, so that er es in der Regel spät, aber er

siegte dann auch desto sicherer und schneller. Binnen 14 Tagen war die Herrschaft entschieden, und wenn ich in der letzten Woche des Mai zum Examen nach Graudenz reiste, erfreuten mich schon die duftenden türkischen Fliedern, welche im Bezirke zu den Lieblingsblüten zählten. Dann kam die Zeit der Reisen; denn es wurde mir immer zweifelloser, daß eine nähere Berührung mit den Lehrern und insbesondere auch mit den Schulaufsehern nöthig war, um bessere Zustände und einen regern Geist des Pflichtgefühls zu schaffen. Die Reisen selbst waren mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, welche in anderen Bezirken nicht hervortraten und auch heutzutage in Westpreußen sich gar wesentlich gemildert haben werden. Von Eisenbahnen war natürlich keine Rede; aber auch der eigentlichen Kunststraßen gab es nicht hinreichend, und selbst zwischen Marienwerder und Graudenz, also zwischen zwei Hauptorten, mangelte es noch an einer regelrechten Chaussee.

Langsam, auf theilweise sandigem Wege ging der Postwagen zwischen beiden Städten täglich hin und her, und eine der so oft gemachten Fahrten ist mir in stetem Gedächtnisse geblieben. Ein verunglückter Candidat der Theologie war nach Graudenz bestellt, um hier nach beendigter Prüfung der Seminarzöglinge vor dem Provinzial-Schulrath, Dr. Dillenburger, dem Seminardirector Hentschel und mir noch besonders für die Schule examinirt zu werden. Schon die lateinische Arbeit des Candidaten wurde vom Provinzial-Schulrath als mit gröberen Verstößen behaftet für unzureichend erklärt; als der Examinand aber Pestalozzi, wahrscheinlich wegen des Namens, für einen Italiener erklärte, war kein Haltens mehr. Der Mann that uns leid wegen seines bescheidenen und anständigen Auftretens; aber ein Zeugniß konnte er deshalb doch nicht erhalten. Herr Dillenburger fuhr nach gethaner Arbeit weiter nach Thorn, ich kehrte nach Marienwerder zurück. Als ich nun in den Postwagen stieg, sah ich zu meiner keineswegs angenehmen Ueberraschung,

daß mein einziger Reisegefährte just der durchgefallene Candidat war. Auch ihm schien diese Zusammenkunft nicht sehr erquicklich; aber was war zu machen? Achtungsvolle, aber stumme Begrüßung und lautlose Fahrt. Wir simulirten Schlaf, und da es Mittag war, die Sonne auch den Wagen fühlbar durchwärmte, so wurde wenigstens bei mir aus der Heuchelei Ernst; ich schlummerte ein. Mitten im Schlummer störte mich ein Gefühl, als wenn ich durch die Luft flöge; ein schwerer Stoß und Krach, und es war klar, daß der Postwagen umgefallen und auf der Seite lag. Seine beiden Führer hatten auch geschlafen und den Abhang nicht bemerkt, welcher den Umsturz veranlaßte. Sie büßten am meisten: der Postillon mit einem Zahne, welcher seiner im Schlummer noch fest gehaltenen kurzen Pfeife Platz machte; der Schirrmeister mit einer derben Schramme am Handgelenke. Wir Insassen waren unverletzt geblieben, obgleich mein Gefährte gar unsanft auf mich fiel; selbst das zerbrochene Glasfenster hatte uns nichts geschadet. Wir mußten aus dem Wagen heraus; mein Reisegenosse ließ mir den Vorrang, und so kletterten wir dann nacheinander aus dem Fenster, wie aus einem Schornsteine, ins Freie. Nach etwa einer halben Stunde Versäumniß, welche die Herstellung geregelten Zustandes forderte, erreichten wir die Station Garnsee, wo der Schirrmeister seine Schramme verbinden konnte. Als ich wieder in den Postwagen einstieg, fand ich mich allein. Wohin aber mein Umfallsgefährte gekommen, erfuhr ich nicht.

Meine Reisen wurden besonders durch den Mangel an erträglichen Gasthäusern sehr erschwert. Nur in einigen größeren Städten des Bezirkes fand man Logis, welche bescheidenen Ansprüchen genügen konnten, allerdings auch in den Preisen unseren jetzigen Begriffen schier fabelhaft gering erscheinen. Oft waren die Gasthäuser der kleineren Städte in den Händen zweisprachiger Juden, und was Speisen, Getränke und Logis anlangt, weit

unter den heutigen Anforderungen. In den Dörfern war keine Aussicht auf erträgliches Unterkommen. Es blieb daher nichts anderes übrig, als zum öftern bei den geistlichen Schulinspectoren, den Rentmeistern, oder auch bei einem gastfreundlichen Apotheker Quartier zu nehmen, wo ich denn auch überall freundlich empfangen wurde.

Vor jeder Reise fertigte ich einen genauen Reiseplan an, welcher sich oft auf 3—4 Wochen erstreckte und möglichst pünktlich innegehalten wurde. Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, täglich drei Schulklassen zu revidiren, und für jede eine Zeit von 2—2½ Stunden bestimmt. Theils ließ ich mich vorher anmelden, um des Unterrichtes gewiß zu sein, theils aber traf ich auch ganz unerwartet ein. Letzteres hatte allerdings insofern seine Schwierigkeiten, als meine Ankunft im Kreise sich alsbald wie ein Lauffeuer zu verbreiten pflegte, und barfüßige kleine Boten meine drohende Erscheinung von Nachbar zu Nachbar trugen. Gewöhnlich fuhr ich mit dem Schulinspector schon um 5 oder 6 Uhr morgens aus, revidirte von 7 oder 8 Uhr, je nach den Entfernungen, bis um 10 Uhr, fuhr dann weiter, um gegen 11 bis 1 Uhr die Arbeit fortzusetzen. Dann wurde eine Pause gemacht, um an irgend passendem Orte, oft in der Behausung des Lehrers, von den mitgeführten Speisen und Getränken ein kurzes Mittagsmahl zu halten und, hiernach gestärkt, das Geschäft bis abends fortzusetzen. Ich erinnere mich, daß einer meiner wackersten Schulinspectoren mit mir mehrere Tage so umherfuhr, und daß wir während dieser Zeit uns aus einem großen Topfe marinirten Ales speisten, welchen wir im Wagen nebst einem Brodbeutel mit uns führten. Auf dieser Fahrt hielten wir unser Mittagsmahl bisweilen im Schulhause und zogen alsdann auch wohl den Lehrer zu Gaste. Eine Ausnahme hiervon fand aber statt, wenn der letztere eine übel beleumundete Person war, und dann blieb uns nichts anderes

übrig als die Dorfschenke. So hielten wir denn auch einst in einem armseligen, polnischen Dorfe bei dem Lehrer unser Mittagsmahl. Wir saßen in ärmlicher Wohnstube an ärmlichem Tische in seiner Gesellschaft; aber es wollte uns gar nicht recht schmecken, weil ein seltsamer, fauler Geruch, welcher von unten nach oben stieg, den Bissen im Munde quellen machte. Wir gingen endlich der Ursache auf die Spur, und es ergaben unsere Fragen und Forschungen, daß sich gerade unter unserem Tische eine Fallthür befand, welche in einen kellerartigen Behälter für die Kartoffeln und Rüben der Hauswirthschaft führte. Und in dieser stickstoffhaltigen Atmosphäre hatte der Mann bisher ohne Bedenken gelebt!

Oft habe ich von Collegen und anderen hören müssen, daß doch die Revisionsreisen eine angenehme Erholung und Abwechslung gewährten. Nun ja, an Abwechslung pflegte es nicht zu fehlen, aber von Erholung habe ich nicht viel gespürt! Freilich, wie man's treibt, so geht's! Wenn der Schulrath nur wie ein Meteor umherfliegt, da oder dort ein Viertel- oder ein Halbstündchen in die Schule hineinfällt, hierauf sich von Untergebenen empfangen und leiten läßt, dann mögen seine Reisen auch eine Erholung sein. Es könnte ja also gemacht werden; aber noch heute, am Spätabend meines Lebens, gereichen mir der Ernst und die Ausdauer, womit ich meine Aufgabe zu lösen strebte, zur Genugthuung und Freude. Wenn ich abends müde und erschöpft vom Ermahnen, Prüfen und Belehren endlich wieder mir selbst gehörte und den Tag überschaute, dann erfreute ich mich nach der heißen Arbeit auch eines Schlafes, wie er ein gutes Bewußtsein zu lohnen pflegt.

Für die Revisionen hatte ich mir folgende bestimmte Regeln gestellt:

1. Wenn du in die Schule trittst, so lasse alles hinter dir, was du bisher etwa Schlechtes oder Gutes von dem Lehrer

erfahren hast. Nimm alles rein objectiv und derart auf, als wenn dir der Mann fremd geblieben wäre.

2. Habe Geduld und wahre dir Freundlichkeit; wenn du aber Ursache zur Unzufriedenheit hast, so laß solche niemals vor den Kindern merken.

3. Frage, prüfe, entwickle zwar selbst, laß aber auch den Lehrer zu Worte kommen, damit dein Urtheil nicht einseitig bleibe; drückst du ihn demüthigend an die Wand, so merken das auch die Kinder.

4. Siehe dir das Schulzimmer, den Schulschrank ꝛc. genau an, aber laß dir auch die Wohnung des Lehrers zeigen. Diese und die Bibliothek des Mannes sagen dir, wessen Geistes Kind er ist.

5. Wenn du dir ein Urtheil über die Schule und den Lehrer bildest, so laß auch die äußeren Verhältnisse und Umgebungen mitsprechen.

6. Im Lobe sei vorsichtig, mehr aber noch im Tadel; Ermunterung, Weckung des Selbstgefühles bleiben dir ein Hauptaugenmerk.

7. Suche vor allem auch auf die nächste Schulaufsicht einzuwirken, denn diese hat oft mehr in der Hand und besitzt oft größern Einfluß als du selbst. Auch hier ermuntere, belehre, rege an und sei im Eifer ein Vorbild.

Es dürfte hier der geeignete Ort sein, noch einiges über die nächste Schulaufsicht damaliger Zeit zu bemerken. Daß der Ortspfarrer, oder nach dortigem Sprachgebrauche der Propst überall Lokalschulinspector war, ist selbstverständlich. Außer ihm fungirte in jedem Kreise ein sogenannter Kreis-Schulinspector, welchen die Regierung unter Zustimmung des Bischofs aus den intelligenteren und politisch zuverlässigeren Pfarrern auszuwählen pflegte. Gerne fiel die Wahl auf Geistliche, welche aus Westfalen oder Schlesien herübergenommen und meistentheils auch geborene Deutsche waren. Nicht

immer stimmte jedoch das bischöfliche Urtheil über die Persönlichkeit mit der Ansicht der Regierung überein. So war z. B. die Wahl der letztern noch kurz vor meinem Amtsantritte auf den Pfarrer Sch. in dem ansehnlichen Dorfe P. gefallen; aber auf die Anfrage bei dem Bischofe von Culm folgte die Antwort, daß er nicht für das Amt eines Kreisschulinspectors geeignet erachtet werden könne. Die Regierung remonstrirte, berief sich dabei besonders auf den akademischen Bildungsgang des Mannes und ersuchte den Bischof um nähere Angabe der Gründe seines Einspruches. Diese erfolgte denn auch und ist so markig und interessant, daß sie hier ihrem wesentlichen Inhalte nach eine Stelle verdient. Der Bischof setzte dabei voraus, daß die Regierung mit ihm die Ueberzeugung theilen werde, daß der vorschriftsmäßige Besuch der Schule und Universität, beziehungsweise der Genuß der wissenschaftlichen Ausbildung auf solchen Anstalten noch nicht die wirkliche Tüchtigkeit zur Führung eines Staats-, Kirchen- oder Schulamtes garantire. Ebenso würde wohl die Regierung seine Ueberzeugung theilen, daß auch die ausgezeichnetste Gelehrsamkeit nicht immer einen tüchtigen Schulmann mache, und daß die Erfahrung lehre, daß der tüchtigste Universitätsprofessor doch ein ganz unbrauchbarer Lehrer für eine Elementarschule sein könne. Sonach gebe es auch sehr tüchtige und brave Geistliche, ohne daß diese auch zugleich tüchtige Schulmänner seien. Wenn er (der Bischof) nun ein Urtheil darüber ausspreche, ob ein ihm untergeordneter Geistlicher zur Führung einer Schulinspection geeignet sei, so gründe sich dieses nicht auf Voraussetzung, sondern auf Ueberzeugung, und es stehe alsdann ein solches fest und lasse sich am allerwenigsten durch eine Voraussetzung umstoßen. Nach seiner auf mehrmalige persönliche Prüfungen und Beobachtungen gegründeten Ueberzeugung besitze Sch. keine besondere Liebe zum Jugendunterrichte, auch sei er in seinem

ganzen Auftreten und Benehmen viel zu phlegmatisch, als daß irgend ein Gewinn für das Gedeihen der Schulen von seiner Inspection zu hoffen sei. Daher halte er ihn für nicht geeignet, ohne deshalb die Zuverlässigkeit seines Charakters im mindesten bezweifeln zu wollen.

Die Regierung beharrte jedoch auf ihrem Schein. Sch. wurde Kreis-Schulinspector; ich selbst aber hatte später mehrfache Gelegenheit, den sonst herzensguten Mann persönlich kennen zu lernen und das bischöfliche Urtheil vollständig begründet zu finden. — Aber auch noch heute, nachdem vierzig Jahre über dieses Gutachten hinweggegangen, möchte ich wünschen, daß es überall die ihm gebührende Beherzigung fände, jedoch nicht bloß auf die geistliche Schulaufsicht angewandt würde.

Je weiter sich im Laufe der Zeit meine Reisen über den Bezirk ausdehnten, desto mehr erfüllte mich mein Arbeitsfeld mit Furcht und Zittern. Langte ich wieder zu Hause an, so hatte ich wochenlang zu thun, um die mitgebrachten Aufgaben zu erledigen. Ermunterungen und Belohnungen wackerer Lehrer, Warnungen und Strafen der trägen, pflichtvergessenen, Anregung der Schulaufseher, Anträge auf Neubauten und Reparaturen, — alles das drängte in reichster Fülle auf mich ein. Dazu kamen noch häufige, oft sehr störende Besuche aller Art. Wen ich nicht aufsuchte, der suchte mich auf, schon um den ersten katholischen Schulrath zu sehen, der so weit hergekommen war, um ihn näher kennen zu lernen und wohl auch — auszuforschen. Da in dem beschränkten Regierungsgebäude zu jener Zeit nur die Oberregierungsräthe ihre Arbeitszimmer hatten, so mußte ich alle Besuche in meiner sehr beengten und bescheidenen Wohnung empfangen, was selbst dem Hauswirthe lästig wurde. Nach meinen Notizen kam es oft vor, daß ich an einem einzigen Tage zwanzig und mehr Verfügungen zu erlassen hatte, bei denen ich wohl zehn- und zwanzigmal gestört und unterbrochen wurde. In späteren

Jahren minderten sich diese Störungen in dem Maße, in welchem meine Person bekannt und populär wurde.

Zunächst und vor allem kam es darauf an, Lehrer und Schulaufseher ernstlich anzuregen, Berufseifer zu wecken oder zu verstärken und dem Begriffe vom eigentlichen Wesen und Zwecke der Volksschule mehr Geltung zu verschaffen. Es hielt dieses um so schwerer, als den Lehrern insbesondere geeignete Hilfsmittel fehlten, und als das polnische Element das deutsche, dieses aber wieder jenes beeinträchtigte. Belehrte mich doch die Erfahrung, daß der ursprünglich deutsche Lehrer, sobald er sich der polnischen Sprache hinreichend bemächtigt und somit gewissermaßen sich nationalisirt hatte, leicht der Gleichgiltigkeit seiner Umgebung, den nationalen Schwächen und Fehlern anheimfiel und — rückwärts ging und versumpfte.

Ein Hauptmittel zur Weckung und Belebung für alle Theile schien mir in der Einrichtung von Conferenzen zu liegen. So viel ich mich erinnere, existirten solche damals nicht, und ich begann, sie einzuführen. Zunächst arbeitete ich daher eine allgemeine, aber auch ins einzelne eingehende Instruction aus, welche gedruckt und den Schulinspectoren in die Hände gegeben wurde. Sie fand damals Beifall, und Schulrath Barthel in Breslau nahm sie sogar als Muster in seine Schulpädagogik auf. Ich kann sie hier füglich übergehen, da sie im wesentlichen einige Jahre später auch den ersten Auflagen meiner Volksschulkunde einverleibt wurde, und jetzt nichts Neues mehr bieten würde. Mir lag es zunächst ob, die Sache in entsprechenden Fluß zu bringen, und daher in eigener Person solchen Conferenzen beizuwohnen und sie abzuhalten. Anfänglich beschränkte ich die Zahl der geladenen Theilnehmer auf 15 bis 20. Wir vereinigten uns im Schulzimmer oder auch in der Wohnung des Kreisschulinspectors mehr zur zwanglosen Unterhaltung über den Beruf, als zu längeren, lehrhaften Vorträgen, und einzelne der Schulinspec-

toren waren so entgegenkommend, daß sie den theilnehmenden Lehrern aus eigenen Mitteln eine Erfrischung verabreichten. Später dehnte ich den Kreis der Berufenen weiter aus und erreichte sogar Unterstützungen vom Ministerium, welche es ermöglichten, den Lehrern die Reisekosten zu vergüten. Zur Steuer der Wahrheit und mit Dank muß ich es noch heute anerkennen, daß meine Bestrebungen bei der geistlichen Schulaufsicht im allgemeinen warme Theilnahme und Unterstützung fanden. Nicht immer ging ja alles nach Wunsch; aber im ganzen war es doch bald sichtbar, daß ein regeres Interesse, ein wärmerer Eifer erwachten, und daß insbesondere Geistliche und Lehrer in freundlichere, anregende Beziehungen zu einander traten. Nur ein dunkler Punkt haftet noch in meinen Erinnerungen, und ich will ihn hier kurz erwähnen, um meinen Lesern zu zeigen, daß Diesterweg nicht ganz unrecht hatte, wenn er einmal unmuthsvoll sagte: „Die Lehrer halten keinen!" Es war in einer durchschnittlich polnischen Kreisstadt eine größere Conferenz von mir angeordnet, welcher an 30 Lehrer und eine erhebliche Anzahl Geistlicher beiwohnten. Nachdem ich in einem längern Vortrage mich über den Anschauungsunterricht im Dienste der deutschen Sprache verbreitet hatte, hielt der tüchtigste Lehrer der dortigen Schule eine Probelection über die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel. Nach deren Beendigung ersuchte ich die Anwesenden um ihr Gutachten. Da aber allgemeines Stillschweigen folgte, so gab ich mein Urtheil ab, hauptsächlich über das Formelle der Behandlung mit besonderen Erörterungen über die Frage, deren Zweck und Form.

Einige Zeit nachher erhielt ich einen Seiten langen Brief, als dessen Verfasser sich ein deutsch-polnischer Lehrer unterschrieben hatte, welcher wegen seines steten Gezänkes mit den Dorfinsassen, sowie wegen seiner mangelhaften Dienstführung übel beleumundet war und schon strenge Rügen er-

halten hatte. Der Brief enthielt eine mit Gewandtheit und großer Ausführlichkeit verfaßte Kritik der Probelection, welche darin gipfelte, daß sie Unbiblisches und sogar Unkatholisches enthalten habe, und daß einem an sich schwierigen Thema eine mehr rationelle als kirchliche Auslegung geworden sei. Daneben fehlte es nicht an gleisnerischen Versicherungen der Wahrheitsliebe, und daß nicht Eitelkeit oder Ueberschätzung den Verfasser geleitet hätten. Der ganze Brief war einer geschulten Feder entflossen und gab nach Form und Inhalt Zeugniß von einem Bildungsgrade, an welchen der des angeblichen Verfassers nicht anreichte. Immerhin stand für mich die Thatsache fest, daß der Lehrer sich hatte vorschieben und mißbrauchen lassen. Sollte ich ihm antworten? Er erbat sich am Schlusse seiner Epistel geneigte Belehrung mit der wiederholten Versicherung, daß ihn nur das Interesse für die Sache zur Abfassung veranlaßt habe. Doch, ich siegte über mich selbst und antwortete wie folgt:

„Wenn Sie mit redlichem Herzen zur Conferenz gekommen sind, dann haben Sie hoffentlich manches Gute hören können, was die richtige Berufsanschauung fördert und für Ihre praktische Thätigkeit nützlich werden kann. Darum ist es minder wichtig, näher auf Ihre Beurtheilung der Leistungen eines Amtsgenossen einzugehen, welche mündlich vorzubringen Sie Gelegenheit hatten, und welche einestheils wohl nur auf Mißverständnissen beruht, andererseits selbst nicht von Irrthümern frei ist. Dagegen will ich Ihren Brief deshalb beantworten, weil ich an Ihrem Schicksale und Wirken immer noch Antheil nehme, und es mich freuen würde, wenn Sie nicht bloß mit Worten, sondern auch durch die That zeigten, daß Ihnen wahrhaft an Ihrer Schule gelegen ist. Das bleibt allerdings schwerer als eine Kritik, es gibt jedoch auch nach außen und innen größern Frieden. Zwar kann ich Ihre Zukunft nicht bestimmen; dennoch aber glaube ich, daß sie noch von Ihnen selbst bestimmt werden kann, und daß es für Sie noch nicht zu spät sein werde, sich Anerkennung und Zufriedenheit zu verschaffen."

Ein Jahr später erhielt ich von demselben Briefschreiber ein ebenso langes als schmeichelhaftes Gratulationsgedicht zum Jahreswechsel. Soweit meine Erinnerungen reichen, trat auch bei ihm selbst ein Wechsel zum Bessern ein.

Eine Erfahrung, wie die eben erzählte, konnte mich wohl stutzig, auch etwas vorsichtiger und mißtrauischer machen, aber mich zu entmuthigen vermochte sie um so weniger, als ich auch im Seminar zu Graudenz willkommenes Verständniß und Förderung meiner Bestrebungen fand. Der joviale, einfache und biedere Director Hentschel, ein Schlesier, der ihm nachfolgende gewandte und geistreiche Director Hauptstock (später Schulrath in Breslau) und die Lehrer der Anstalt sind mir in dankbarem Andenken, und in ihren Kreisen habe ich viele Stunden gegenseitigen belehrenden Austausches verlebt.

Director (Hauptstock) und Lehrer erklärten auch ihre selbstlose Bereitwilligkeit, mich in einem den Conferenzen verwandten, größern Belebungsversuche zu unterstützen. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres als um einen Nachhilfecursus, vorzugsweise für solche Lehrer, welche nicht den Vortheil einer geregelten Seminarbildung genossen hatten. Nach vielen Schreibereien und nach Beseitigung mannigfacher Bedenken seitens der Regierung gelang es mir, einen ausreichenden Unterstützungsfonds zu erwirken, mittelst dessen es möglich wurde, etwa 30 Lehrern während der vierwöchentlichen Ferien im Seminargebäude Wohnung und Kost zu gewähren. Der Cursus zerfiel in einen theoretischen und praktischen Theil, zu welchem letztern auch die Schulen besucht wurden. Director und Lehrer des Seminars theilten sich in die verschiedenen Aufgaben und opferten bereitwillig ihre Ferien. Wer die damalige Sparsamkeit und die geringen Mittel aus Erfahrung kennt, welche für solche Zwecke dienstbar gemacht werden konnten, wird es verzeihlich finden, wenn mich das Gelingen meines Planes mit großer Freude erfüllte, und wenn ich mir in meinem Eifer

vielleicht mehr davon versprach, als die Zukunft leistete. Leider zogen sich die vorbereitenden Verhandlungen derartig in die Länge, daß es erst dem letzten Jahre meiner Thätigkeit im Bezirke beschieden war, die Verwirklichung zu erleben. Ich eröffnete den Cursus in Person, und meine Leser werden es entschuldigen, wenn ich meine damalige Anrede wörtlich so mittheile, wie sie bald darauf im katholischen Wochenblatte der Diöcesen Kulm und Ermland veröffentlicht wurde. Sie lautete:

„Meine Herren! Von ganzem Herzen heiße ich Sie hier willkommen! Ich rufe Ihnen dieses Willkommen im Auftrag der königl. Regierung, aber auch zugleich im Sinne und Namen Ihres edlen und wichtigen Berufes zu. Diesem gilt der auf längere Zeit Sie hier vereinigende Lehrcursus, er gilt Ihnen und der Ihnen anvertrauten Jugend. Ihrem Berufe und der Jugend sollen diese Stunden zu einem Segen gereichen, der weit über diese Tage hinausgeht und in Ihre Schulen hineinreicht.

Der heute beginnende Lehrcursus hat den Zweck, zunächst Ihren Amtseifer, Ihre Liebe zum Berufe zu steigern und zu erhalten, und diese Berufsliebe da wieder zu erwecken und anzufachen, wo sie vielleicht im Erlöschen und Verschwinden war oder bereits verschwunden ist. Es wird dies zunächst dadurch schon geschehen, daß Sie sich für längere Zeit im Vereine mit mehreren Ihrer Amtsgenossen erblicken und täglich mit und unter denen leben, welche mit Ihnen den gleichen Beruf und somit auch ein gleiches Streben haben. Sie finden und fühlen sich nicht vereinzelt und allein stehend, sondern Sie sehen es täglich und werden immer daran erinnert, daß Sie mit anderen, daß andere mit Ihnen arbeiten und streben, und diese Wahrnehmung muß und wird sie stärken und kräftigen, wie sich jeder ermuntert fühlt, wenn er es weiß, daß andere, daß viele mit ihm in Gemeinschaft für ein und dasselbe hohe Ziel arbeiten. Sie befinden sich aber nicht bloß unter Ihren Amtsgenossen, Sie leben auch in diesen Tagen noch mit Männern zusammen, welche Ihren Beruf ehren und lieben, welche sich dessen Förderung und Weiterbildung zur Lebensaufgabe gemacht haben und deshalb auch freudig bereit gewesen sind, ihre wenigen Erholungstage Ihnen und diesem Lehrcursus zu opfern,

ohne einen andern Lohn zu beanspruchen, als den, welcher in dem Bewußtsein liegt, für eine wichtige und heilige Sache, für das bessere Gedeihen christlicher Jugendbildung gewirkt zu haben. Ihre Ermunterung, die Steigerung Ihres Amtseifers und Ihrer Berufsliebe wird aber auch außerdem durch einzelne Vorträge, welche in ihrem Inhalte geeignet sind, darauf hinzuwirken, sowie durch die Haltung und den gesammten Geist unseres Lehrcursus geschehen. Diese sollen und werden mit Gottes Hilfe Zeugniß davon ablegen, daß die Wichtigkeit des Lehrerberufes, daß dessen inniger Zusammenhang mit den höchsten Gütern des Menschen, mit der Kirche und Religion, mit dem Wohle der Gemeinden und des Staates von uns lebhaft anerkannt und tief gewürdigt wird, und daß wir diese Ueberzeugung in alle Herzen, zunächst aber in die Ihrigen, meine lieben Herren Lehrer, pflanzen oder wenigstens darin befestigen, auch für die Zeit der Versuchung und des Kampfes befestigen möchten. Sie haben solche Zeiten der Versuchung und des Kampfes, wo der Eifer erkaltet, wo die Verführung der Welt Sie Ihrem Amte entfremdet, wo das Fleisch wider den Geist gelüstet, schon erlebt, und werden und müssen sie noch ferner erleben, denn unser Leben soll ja nach den Worten der Schrift ein Kriegsdienst sein. O möchten Sie dann aus solchem Kampfe stets siegreich hervorgehen, und möchte auch die Erinnerung an diesen Lehrcursus, der Gedanke an die Worte der Erhebung und des Trostes, der Gedanke an das Wahre und Gute, was wir Ihnen mit Vertrauen hier darbieten, Sie in solchen Kämpfen stärken und Ihnen den Sieg erringen helfen! — Wie es vor allem darauf ankommt, daß der Lehrer ein von heiliger Liebe für seinen Beruf durchglühtes Herz hat, und daß sich diese Berufsliebe nicht auf die Eitelkeiten der Welt, sondern auf Christus, dessen Beispiel und Lehre gründet, so wird unser heute beginnender Lehrcursus auch dieses Eine und diesen Einen, in dem alle selig werden sollen, vor allem festhalten. Aber wir werden außerdem auch danach streben, Sie für die praktische Seite Ihres Berufes tüchtiger zu machen und Ihnen diejenigen Winke und Fingerzeige zu geben, durch welche die Ausübung Ihres Lehreramtes Ihnen erleichtert und der Jugend diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten sicherer angeeignet werden können, welche sie sich in der Schulzeit erwerben soll. — Darum werden Sie auch manche Vorträge hören, welche sich auf die wichtigsten Unterrichtsgegenstände in der Volksschule erstrecken und Ihnen, so weit es irgend die Zeit gestattet, den

Stufengang und die Wege zeigen, auf welchen Sie leichter und sicherer zu Ergebnissen und zu einem Ziele gelangen, welches über die Schulzeit hinausreicht und Gott und Menschen erfreut. Widmen Sie auch diesen, Ihren speciellen Beruf angehenden Vorträgen liebevolle und ungetheilte Aufmerksamkeit, es wird alsdann jener Segen und jene Befriedigung Ihnen nicht vorenthalten bleiben, welche in dem schönen Bewußtsein liegen, daß man seinen Beruf versteht, seinem Amte gewachsen und befähigter geworden ist, etwas Tüchtiges zu leisten. — Zu einer größern Befähigung für die praktische Seite Ihres Berufes wird Ihnen auch durch die jetzt dargebotene Gelegenheit verholfen, über manches Zweifelhafte, Wichtige und Schwierige im Schulamte nicht bloß reiflich und ruhig nachzudenken, sondern auch bewährte und erfahrene Männer darüber zu fragen und sich deren Ansicht erbitten zu können. Mit völliger Gewißheit, mit der froheſten Ueberzeugung kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß jede solche Frage gerne beantwortet, daß jeder Zweifel gerne gehört und gelöst werden wird. Möchten Sie doch auch von dieser Gelegenheit den rechten Gebrauch machen! — Und so wollen wir denn unsern Lehrcursus beginnen. Widmen Sie ihm alle Ihre geistigen Kräfte. Lassen Sie für diese Tage die Welt mit ihren Sorgen und Zerstreuungen einmal ganz hinter sich und denken Sie keinen andern Gedanken als den: Ich bin Lehrer und will in dieser Zeit noch ein besserer werden, als ich es bisher habe sein können! Wir hoffen, daß Sie alle gerne hierher gekommen sind und daß Sie dankbar die Opfer anerkennen und erwägen, welche für diesen Zweck von der Regierung und insbesondere von den Lehrern des Seminars gebracht werden. Sollte aber auch einer oder der andere unter Ihnen sein, der ungern zu uns gekommen, so hoffen wir doch, daß auch sein Herz ergriffen werde, und daß er, wenn irgend Liebe zu seinem Amte jemals ihn beseelte, sich am Schlusse des Cursus gehoben und gestärkt fühlen, sich der Theilnahme herzlich erfreuen und die Zeit seines hiesigen Aufenthaltes in dankbarem Andenken behalten werde. — Wie wir heute an heiliger Stätte mit Gott begonnen haben, so wolle er seinen Heiligen Geist auch während der Dauer dieses Cursus in unseren Herzen und unter uns leben und walten lassen und uns in und mit seinem Sohne Jesus Christus, der da in allen Stücken unser Haupt ist, die Wege der Wahrheit und des Lebens führen!

Ob dieser Cursus späterhin fortgesetzt worden, kann ich nicht mit Gewißheit sagen, aber in derselben Zeit, welche mich mit ihm beschäftigte, keimte mir wieder ein anderer Gedanke, welcher gleichfalls noch vor meinem Scheiden aus dem Bezirke verwirklicht wurde und nicht minder als ein Vermächtniß des Scheidenden gelten konnte.

Mich jammerte die Stumpfheit und die gänzliche Theilnahmlosigkeit des Volkes an der Schule und deren Aufgabe, wovon insbesondere der äußerst schlechte Schulbesuch ein erschreckendes Zeugniß gab. Man konnte sicher annehmen, daß es in denjenigen Gemeinden gut stand, wo noch zwei Dritttheile der Jugend den Unterricht regelmäßig besuchten. Nicht bloß war die Armuth hiervon Ursache, sondern auch die offenbare Gleichgiltigkeit. Dazu kam noch der Umstand, daß nach der geltenden Cabinetsordre die Entlassung aus der Schule ganz in die Hände des Pfarrers gelegt war, und daß die Lossprechung vom Schulbesuche mit der frühzeitigen, meistens im 13. Lebensjahre erfolgenden Zulassung zur ersten heiligen Communion zusammenfiel. Verderblich wirkten auch die sogenannten Ausbauten. Aus den Städten mit ackerbauender Bevölkerung und aus den Dörfern zogen nach der Separation des Grundbesitzes manche Eigenthümer hinaus auf diesen Grundbesitz und entfernten sich dadurch oft weit von der Kirche und Schule. Wurden im Sommer die Kinder durch Feldarbeit dem Unterrichte entfremdet, so wirkte der nordische Winter mit seiner andauernden Kälte und seinen Schneestürmen noch nachtheiliger.

Um unter solch traurigen Umständen die Theilnahme an der Arbeit des Lehrers und auch das Interesse der nächsten Schulaufsicht einigermaßen zu wecken und zu beleben, schienen mir öffentliche, zur Osterzeit wiederkehrende Schulprüfungen ein geeignetes Mittel, und mein Plan, solche einzurichten, fand auch den Beifall der Regierung. So verfaßte ich denn getrost

auch für diese Prüfungen eine ins einzelne gehende Instruction, welche sämmtlichen Kreis- und Lokal-Schulinspectoren ausgehändigt wurde. Wohl habe ich noch den Anfang dieser Einrichtung, nicht aber deren weitern Verlauf und Erfolg erleben sollen; doch schrieb mir fünfzehn Jahre nachher ein mich im freundlichen Andenken behaltender Schulinspector unter anderm: „Ich bin jetzt stark mit den öffentlichen Schulprüfungen, einem Ihrer Vermächtnisse, beschäftigt.“ — Bei dieser Gelegenheit kann ich meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß in neuester Zeit mehrere Lehrerconferenzen über diese öffentlichen Prüfungen den Stab brechen wollen, weil solche den Lehrerstand herabwürdigen, zur Heuchelei und Spiegelfechterei verleiten und unberufenen Richtern Raum geben sollen. Ich sehe jedoch diese Prüfungen keineswegs als unnütze oder gar schädliche Schaustellungen an, sondern als das noch vorhandene einzige Bindeglied zwischen Schule und Haus, und als ein Recht, welches letzteres auf erstere hat. Auch im Kinde wird durch die gut geleitete Prüfung das Gefühl der Rechenschaft geweckt und erhalten, den Eltern aber zugleich ein Einblick in die schwere und verantwortliche Arbeit des Lehrers gewährt, die Pflicht der Mitwirkung in Erinnerung gebracht. Den Vorwurf, daß dieser öffentliche Act zur Heuchelei und zu Unredlichkeiten verleite, muß man schon deshalb mit Unwillen abweisen, weil er den Lehrern selbst ein Armuthszeugniß ausstellen würde. Was aber die unberufenen Richter anlangt, so darf man überzeugt sein, daß manche Eltern, insbesondere die Mütter, durchschnittlich ein durch keine Brille getrübtes Auge haben, und mit natürlicher Sicherheit die Mühen und die Arbeit des tüchtigen, auch mit dem Herzen arbeitenden Lehrers zu würdigen wissen. Es ist eben die Persönlichkeit, welche sie rein und ungetrübt auffassen. Abschaffen ist gar leicht und schnell geschehen, aber was habt ihr Eiferer an die Stelle zu setzen? Etwa die Revisionen der Herren Kreis-

schulinspectoren? Sollten nicht auch diese zur Heuchelei und Spiegelfechterei Anlaß geben können? Will man die Schule ganz von der Familie ablösen und nur noch dem Staate Einblick und Regiment gestatten?

Gern und viel weilte ich, wie schon bemerkt, im Seminar, und hier drehte sich öfters auch das Gespräch um dessen schwere Aufgabe. Die Anstalt ergänzte sich fast ausschließlich aus der Armuth und der niedrigsten Volksklasse, die Aspiranten kämpften, soweit sie Polen waren, stets mit beiden Sprachen, und dieser Kampf hemmte nicht wenig den Fortgang und die Frucht des geregelten Schulunterrichtes. Selbst auf Sittlichkeit, häuslichen Frieden und Fleiß übte die Mischung der Nationalitäten ihren nachtheiligen Einfluß. Was konnte in den wenigen Seminarjahren mit jungen Leuten geleistet werden, welche sprachlich verwirrt und unsicher mit sehr mangelhafter Vorbildung oft in die Anstalt aufgenommen werden mußten, wenn diese nicht aussterben sollte? Eine bessere Vorbildung der Aspiranten war daher schreiendstes Bedürfniß. Aber zu einer geregelten Präparandenanstalt, wie solche jetzt allgemein sind, fehlten die Mittel; man war eben damals karger in Geldbewilligungen als heutzutage, wo die prächtigsten Seminargebäude nicht mehr zu den Seltenheiten, wohl aber zur Regel gehören.

Doch das Bedürfniß war zu schreiend, um ganz unberücksichtigt zu bleiben, und somit wurde denn auch vom hohen Ministerium für die Präparandenausbildung in der Provinz eine für damalige Zeit erhebliche Summe von 1000 Thalern bewilligt. Der vorgezeichnete Plan ging, entgegen meinem motivirten Antrage auf eine geschlossene Anstalt, schließlich leider nur dahin, im Bezirke bestimmte Präparandenstationen zu bilden, und zu diesem Zwecke nicht bloß geeignete Lehrer, sondern auch passende Orte mit entsprechenden Lokalitäten auszufinden. Jedem der geeignet erachteten Lehrer sollten dann

zur privaten Unterweisung etwa vier Präparanden anvertraut werden, welche er als Glieder seiner Familie zu betrachten und zu erziehen, auch in der Schule angemessen zu beschäftigen hatte. Für all seine Mühe wurde er nach Maßgabe der Mittel remunerirt, wie denn auch die Zöglinge eine jährliche Unterstützung erhielten. Eine genaue Instruction für die erziehliche und unterrichtliche Thätigkeit war bald ausgearbeitet und für Marienwerder im März 1852 veröffentlicht. Sie umfaßte auf vier Druckseiten in Folio 28 Paragraphen. Das Schwierigste blieb jedoch, Lehrer ausfindig zu machen, welche dieser Aufgabe nach Kopf und Herzen, sowie nach ihren Familienverhältnissen gewachsen schienen, und meine Dienstreisen, sowie das Studium der Acten und der Verkehr mit den Schulinspectoren mußten unablässig auf dieses Ziel gerichtet werden. Es gelang denn auch nach vieler Mühe, in den verschiedenen Kreisen einzelne taugliche Lehrer in angemessenen häuslichen Verhältnissen zu finden und etwa fünf Stationen zu gründen. Daß die Wahl der Lehrer möglichst auf Deutsche fiel, daß es nicht an Revisionen und Ermunterungen meinerseits fehlte, ist selbstverständlich; immerhin blieb aber die ganze Einrichtung nur unvollkommen und ein Nothbehelf, welchem die innere Einheit mangelte. Ihr wesentlichster Nutzen bestand darin, daß die Lehrer durch das ihnen geschenkte Vertrauen sich selbst gehoben fühlten, daß auch den Schulinspectoren ein neues Feld der Thätigkeit erwuchs, und daß ein schwacher Bruchtheil der Bevölkerung eine größere Achtung vor dem Ernste und der Wichtigkeit des Unterrichtsgeschäftes erhielt.

Zwischen alle diese schwerwiegenden Beschäftigungen traten fortwährend bald längere, bald kürzere Dienstreisen mit ihren Wahrnehmungen und Erfahrungen, über welche der Regierung Berichte zu erstatten waren. Von letzteren liegen mir noch einige vor, und es dürfte am Orte sein, hier ein kurzes

Bruchstück mitzutheilen, und zwar als Wahrheit ohne Schminke. Ich berichtete unter anderem:

„Was die Lehrer anlangt, so leben deren viele, fast möchte ich sagen die meisten, in äußerst dürftigen Umständen. Beispielsweise schliefen in M. drei Kinder des Lehrers K. in einem hölzernen, nur mit Stroh gefüllten Kasten, und in S. wußte die trübsinnig drein schauende Frau nicht, womit sie am andern Tage ihre fünf Kinder speisen sollte. Die beiden Lehrer dieser Gemeinden sind zwar sittlich gesunkene Menschen, allein auch die Mehrzahl in anderen Orten lebt unverkennbar in drückender Armuth, bisweilen nur etwas verdeckt und mit einigen Flittern bemäntelt. Daher thun so viele Lehrer nichts für die eigene Fortbildung, es fehlt ihnen hierzu nicht bloß an Lust, sondern auch an Mitteln, und gute, brauchbare Bücher habe ich nur sehr selten gefunden. Daher ist auch der Vorrath an positivem Wissen bei manchen Lehrern äußerst gering, und einzelne polnischer Zunge zeigen große Unsicherheit in der deutschen Rechtschreibung, im Rechnen und ganz besonders in den Realien. So erklärte beispielsweise ein Lehrer die Gewitter aus faulen Dünsten, welche aus der Erde emporstiegen. Zur Erläuterung fügte er noch hinzu: Wenn es auf eine Pfütze regnet, so schöpfe man die Blasen ab und thue diese in eine Flasche. Oeffnet man nachher die Flasche, so strömt ein Blitz heraus!“ —

Wenn ich in eines Lehrers Büchersammlung Denzels, Hergenröthers oder Barthels Pädagogik fand, dann war ich äußerst froh; aber nur sehr selten wurde mir eine solche Genugthuung zu theil.

Soweit die beschränkten Mittel reichten, wurde zwar mit Unterstützungen geholfen, aber nur selten konnte bei dem einzelnen über 8 Thaler hinausgegangen werden. Oefters mußten wir es bei 3 bis 5 Thalern bewenden lassen, um nur mit den geringen Mitteln auszureichen, und wenn ich alsdann dem Rathe, welcher mit mir die äußeren Schulangelegenheiten bearbeitete, meinen Unwillen über so geringfügige Beträge, als fast des Standes unwürdig, äußerte, zuckte der gutmüthige Mann die Achsel und sagte: „Beruhigen Sie sich; es reicht immer für einen oder zwei Scheffel Korn!“

Unter den mancherlei Trübsalen, welche mir auf meinen Reisen begegneten, mag ich hier nur eine ausführlicher erwähnen, weil sie mir in der Erinnerung mit einer Treue haftet, daß ich noch heute Personen und Lokalitäten zeichnen könnte.

Ich hatte in dem Städtchen R. bei dem angesehenen Schulinspector und Dekan v. S. übernachtet, mein Kutscher aber, mehr noch dessen Pferde, bedurften einiger Ruhe, und somit fuhr ich denn in Begleitung meines Wirthes und in dessen schöner Equipage frühmorgens hinaus, um einige Schulen des Kirchspiels, zunächst aber die Schule des Dörfchens M. zu revidiren. Unsere Reise führte durch einen langen Hohlweg, dessen linke Böschung ziemlich hoch war und uns den Blick aufs Dorf versperrte. Oben jedoch, nicht weit vom Rande des Weges, sah ich ein armseliges, langgestrecktes, stallähnliches Haus. Der Wagen hielt und mein Begleiter sagte: „Hier ist die Schule!“ — „Wo?“ entgegnete ich, und abermals hieß es: „Da oben das Haus!“ Ich erstaunte und kletterte den Hügel hinan. Oben sah ich dann deutlich genug den ganzen Jammer; mein schulräthliches Herz empörte sich, und der Unwille machte sich in harten Worten Luft. Das Haus war mit Stroh gedeckt, die Bedachung selbst aber zur Hälfte vom Winde abgerissen. Der Schulsaal bildete ein langgestrecktes Rechteck; auf der einen Schmalseite befanden sich zwei Fenster, ein drittes mit papierverklebten Scheiben, auf der gegenüberstehenden Seite über der Thür, bot uns einen zugigen, klaffenden Raum. Das Zimmer hatte statt der Dielen einen lehmgestampften, welligen Fußboden. Auf der einen Langseite war wieder eine Thür, welche zur angeklecksten Wohnung der Familie führte. Diese bestand in einer kleinen Stube mit Kochapparat und einer noch kleinern Kammer. Im Schulzimmer fand ich etwa dreißig dürftig gekleidete Kinder. Der Lehrer, ein Mann von vierzig Jahren, trug einen grobleinenen Kittel und sah

bleich und verstört darein; noch ärmlicher erschien sein Weib, welches in dem erwähnten Wohnzimmer ein Kind in der Wiege schaukelte, sich nicht vom Platze rührte, mich flüchtig anschaute und stumm und theilnahmlos in seiner Beschäftigung fortfuhr. Im Schulzimmer, wenn ich den zugigen Raum so nennen darf, erblickte ich, außer einigen fast zur Unkenntlichkeit abgenutzten Lesetafeln, an der Thüre ein auf Pappe geklebtes, farbiges Bild, einen Esel darstellend und mit der Unterschrift osiel, das heißt eben Esel! Auf meine Frage sagte mir dann auch der Lehrer, daß er mit diesem Orden faule und ungezogene Kinder zu decoriren pflege. Wenn ich solchen Bescheid auch erwartet hatte, so kam mir doch die Antwort auf meine andere leise gethane Frage, ob er keinen Rock habe und immer im Kittel unterrichte, desto unerwarteter. Ich erfuhr zu meinem Schrecken, daß der Mann nur einen Rock besitze, daß er gestern im Regen zu Markte nach R. gegangen, ganz durchweicht nach der Rückkehr seinen einzigen an der sonnigen Wand des Schulhauses zum Trocknen aufgehängt habe, daß aber das Kalb oder Rind eines Nachbars diesen einzigen herabgerissen und derart zerkaut und verunreinigt habe, daß eine Heilung der erlittenen Schäden ihm fast unmöglich scheinen wolle.

Ich übergehe die Ergebnisse der nach solchen Anschauungen mit schwerem Herzen vorgenommenen Prüfung. Etwas dürftiges Lesen und Schreiben, Anfänge des Rechnens, die Geschichte von Kain und Abel, Hersagen der zehn Gebote und des Glaubensbekenntnisses, — damit war alles erledigt. Und doch fand ich in dem Manne etwas, was mir sagte, daß ein guter Kern in ihm verborgen sei. Seine Haltung, sein ruhiges, nicht unfreundliches Wesen, vor allem die Disciplin und die offenen Gesichter der Kinder, welche er mit seinem Eselsorden allein zu regieren versicherte, machten mich glauben, daß es mit ihm sei, wie mit dem Vogel in der Fabel, welcher seinem Tadler

zurief: „Wenn ich besseres Futter hätte, so würde ich dir auch besser singen!" So sprach ich denn auch beim Scheiden dem Manne Muth zu und verhieß ihm eine Unterstützung, welche bald erfolgte. Nicht so schnell ging es leider mit dem Baue eines neuen Schulhauses. Mein von Unwillen überfließender Bericht verfehlte zwar seine Wirkung nicht, aber die Stelle war adeligen Patronates, die Gemeinde blutarm und der Fiscus sollte das beste thun. Trotz aller Hindernisse stand doch nach einigen Jahren ein neues Schulhaus auf besserer Stelle. Leider sollte mein armer Lehrer sich der Errungenschaft nicht lange freuen; denn kurz nach seinem Einzuge in die neue Wohnung raffte ihn die Cholera hinweg.

Es ist bekannt, daß unter der polnischen Bevölkerung eine Krankheit vorkommt, welche man mit dem Namen Weichselzopf (Koltun) zu bezeichnen pflegt. Ich hatte manches darüber gehört und auch die medicinischen Warnungen und Verhaltungsmaßregeln der Regierung im Amtsblatte gelesen, selbst aber durch eigene Anschauung noch keine Kenntniß von dieser merkwürdigen Krankheit gewonnen. Eine solche sollte mir ganz unerwartet zu theil werden. An einem heißen Tage des Augustmonats kam ich auch in ein Dörfchen bei Schwetz, welches hart an der Weichsel lag. Als ich in der Nachmittagsstunde die Schule betrat, sah ich etwa 50 Kinder, unter welchen einige, und vorwiegend Mädchen, mit hohen Hauben auf den Köpfen, sofort meine Aufmerksamkeit erregten. Als ich erstaunt fragte, wie es möglich sei, daß diese Kinder bei solcher Wärme noch die Köpfe bedeckt hielten, und warum denn nur einzelne und nicht alle, sagte mir der Lehrer leise, daß die behaubten den Koltun hätten. Auf meine Bemerkung, daß ich mich davon zu überzeugen wünsche, hob er vorsichtig mit beiden Händen die Haube eines größern Mädchens in die Höhe. Was ich sah, war nicht erbaulich; ich winkte und verlangte nichts weiter. Noch auf derselben Reise

besuchte ich die Familie eines Beamten, dessen Frau an derselben Krankheit litt, bleich und mit hochragender Haube im Lehnstuhle saß. Manchem meiner Leser mag mit der Bemerkung gedient sein, daß der Weichselzopf eine krankhafte Verfilzung der Kopfhaare ist, welche durch Ausschwitzung einer klebrigen Feuchtigkeit entsteht. Die Haare kleben mehr und mehr zusammen, bilden allmählich eine harte, wulstartige und in die Höhe stehende Masse, welche sich von unten erneuert und emporgeschoben wird. Abzehrung und langes Siechthum sind oft die Folge.

Aber ehe ich von diesen unangenehmen Reiseerinnerungen Abschied nehme, möchte ich doch noch bei einem freundlicheren Bilde um so lieber weilen, als dasselbe auf meine späteren Wünsche und Lebenshoffnungen nicht ohne Einfluß blieb. Wie oft ist es der Fall, daß unsere Geschicke durch ganz unberechnete und unverhoffte Zufälligkeiten bestimmt werden; aber was wir alsdann Zufall nennen, ist oft weise Fügung eines Höhern, ohne welchen ja kein Sperling vom Dache fällt. — Ich hatte nahezu 14 Tage mich fast nur in Schulen mit vorwiegend polnischen Kindern bewegt, hatte mich möglichst angestrengt und sehnte mich hiernach lebhaft, einmal wieder zwischen Deutschen zu leben und eine deutsche Schule zu besuchen. Diese Sehnsucht wurde so heftig, daß ich mich kurz entschloß, noch einige Stunden weiter zu reisen und im angrenzend überwiegend deutschen Kreise mein Verlangen zu stillen; die Sommertage und ein schöner Morgen kamen meiner Absicht freundlich entgegen.

Es war noch ziemlich früh, als ich ohne jede Begleitung am Schulhause anlangte, dem lauten Sprechen des Lehrers folgte und ohne jemand gesehen zu haben das Schulzimmer betrat. Es sei mir erlaubt, hier noch einzuschalten, daß mir stets am wohlsten war, daß ich meine Sache selbst immer am besten machte, wenn ich mit dem Lehrer allein, oder doch nur in der Begleitung eines diensteifrigen, verständigen Schul=

inspectors war. Je größer die Gesellschaft, welche sich den Revisionen anschloß, desto befangener waren Lehrer und Schüler, und ich selbst fühlte mich mehr oder weniger unfrei, je nachdem ich bei den Anwesenden wirkliche Theilnahme und Verständniß voraussetzen durfte. Oefters dauerte dagegen den Zuhörern die Zeit einer Revision zu lange; während der ersten halben Stunde beherrschte man sich und hörte zu; oft aber auch sollte eine leise Unterhaltung, etwa in den Fensternischen, die Langeweile verscheuchen, und bisweilen wurde dann die Conversation so ungezwungen und laut, daß ich nur mit Unmuth meine Arbeit fortsetzen konnte und die Kinder unaufmerksam wurden. — Da sah ich mich denn manchmal genöthigt, um Ruhe zu bitten, selbst auf die Gefahr hin, angesehene Herren zu beleidigen.

Hier war ich nun mit dem Lehrer ganz ungestört und freute mich dessen ebensowohl, als des reinlichen Schulzimmers, vor dessen Fenstern einige blühende Gewächse standen. Mein Lehrer war ein junger Mann, etwa inmitten der dreißig, von frischem, gesundem Aussehen, und ebenso machte der größere Theil der Kinder den Eindruck der Gesundheit und heiteren Beisammenseins. Der Lehrer erzählte nach meiner Anweisung die Schöpfungsgeschichte und entwickelte daraus einige Eigenschaften Gottes mit entsprechenden Nutzanwendungen in einfacher, das Gemüth ansprechender Weise. Die Kinder antworteten laut, frisch und mit unverkennbarer Theilnahme am Gegenstande. — Ich konnte mich bald nicht mehr halten; die liebe deutsche Muttersprache, das gesunde Leben, welches mich anwehte, weckte die ganze Unterrichtsfreude früherer Zeiten; ich nahm selbst die weitere Prüfung in Hand und Herz, und die Stunden entflohen nur gar zu schnell. Mein Lehrer hörte mit Aufmerksamkeit zu, und ich sah ihm die stille Freude an, welche er über die guten Leistungen seiner Kinder und über das Entgegenkommen des Revisors empfand. Nach beendigter Prüfung wünschte ich auch seine Wohnung zu sehen und fand

darin nicht bloß Sauberkeit und einigen bescheidenen Schmuck, sondern auch ein frisches, freundlich grüßendes Weib, welches sich von einem Bettchen erhob, in dem zwei Kinder lagen, denen man sofort die Zwillinge ansah. Es war ein überaus anmuthender Anblick, diese Knäblein von etwa sechs Monaten zu sehen, wie sie nebeneinander in sauberen Hemdchen, blank und frisch wie zwei Forellchen dalagen. Mit stolzem Muttergefühle wurde eines der Kleinen aus dem Bettchen gehoben und mir entgegengehalten. Ich zeigte ein blankes Geldstück, und sofort griff das Kerlchen danach, faßte es fest und führte es eilig nach dem Mündchen. Lachend verhinderte die Mutter das Weitere; ich aber konnte mich nicht entschließen, das gerettete Stück zurückzunehmen. Mit wehmüthiger Freude nahm ich Abschied, war mir's doch zu Muthe, als wenn ich mich vom heimatlichen Boden trennte.

Der gewonnene Eindruck des Bildes einer guten, deutschen Schule war ein sehr nachhaltiger und bleibender, und darin liegt der Ernst der Geschichte. Als ich wieder allein im Wagen saß und durch die menschenleere, stille Heide zur nächsten Kreisstadt fuhr, empfand ich tiefer als je bisher, wie beschränkt und beengt auch beim besten Willen meine Wirksamkeit in einer Provinz bleiben würde, deren Sprache mir größtentheils fremd und wohl niemals in dem Umfange mein Eigenthum werden könne, welcher zu einem unbefangenen, frischen und vorbildlichen Wirken nothwendig ist. Der heutige Besuch hatte es mir zum lebhaften Bewußtsein gebracht, wie glücklich ich sein, und was ich wirken könnte, wenn mein Arbeitsfeld auf deutschem Boden läge. — Ein tiefes Heimweh erfaßte mich, und ich träumte mich wieder in mein liebes Seminar und in den Kreis meiner früheren Schüler. Mehr und mehr gewann der Entschluß an Festigkeit, zwar ernst und eifrig die Pflichten des Amtes innerhalb des jetzigen Wirkungskreises zu erfüllen, aber doch seiner Zeit ein anderes Heim auf deut-

schem Boden zu erstreben, sollte es auch bescheidener und enger als das jetzige sein!

Aber die Heimatsgedanken wurden bald wieder durch ernste und wichtige Forderungen der Gegenwart beiseite geschoben. Es war die Zeit, während welcher das Jahr 1848 mit seinen Ausschreitungen noch im grollenden Gedächtnisse der maßgebenden oder regierenden Persönlichkeiten lebte. Im Andenken des Ministeriums Raumer standen noch in ganzer Frische manche Lehrerconferenzen von 1848 und 1849 mit ihrer kühnen Sprache, ihren Emancipationsgelüsten, ihrer Abneigung gegen das bisherige Aufsichtswesen und ihrer liberalen Gesammtrichtung. Das Berechtigte und Billige litt schwer unter den tiefen Schatten mancher Maßlosigkeiten. Noch tönten in vielen Ohren die herben Worte des tiefgekränkten Königs, mit welchen er die Seminarlehrerconferenz des Jahres 1849 bewillkommnete, und deren Sinn deutlich dahin ging, daß ein Theil des Elends, welches über Preußen hereingebrochen, wesentlich Schuld der Afterbildung und der durch die Schulen verbreiteten Massenweisheit sei. Eine unmittelbare Folge hiervon war zunächst die Verlegung einiger Lehrerbildungsanstalten in kleinere Städte, ja man hegte sogar den Gedanken, die Seminare ganz aufzuheben und die Bildung der künftigen Volksschullehrer Landgeistlichen in die Hände zu geben. So weit ging und kam man jedoch nicht.

Allmählich legten sich auch in den oberen Regionen die Sturmwellen, aber im großen und ganzen blieb doch eine ungünstige und mißtrauische Stimmung. — In diesem Geiste und unter solchen Eindrücken kam ebenso plötzlich als unerwartet im Januar 1851 eine Einladung an sämmtliche Schulräthe der Provinz Preußen zu einer für den Februar anberaumten Conferenz in Königsberg. Im Einverständniß mit dem Minister sollten acht Fragen zur Berathung unterbreitet werden, und für jede derselben war ein Referent und ein

Correferent bezeichnet. Mir, als dem jüngsten unter den Räthen, war eine andere nicht gerade leichte Aufgabe zugedacht, nämlich die Führung der Protokolle. Eine Reise nach Königsberg, noch auf Landwegen und zu einer Zeit, wo keineswegs Frühlingslüfte wehen, gehörte gerade nicht zu des Lebens Annehmlichkeiten; aber was half's? Ich schaffte mir einen Fußsack aus Schafpelz an, welcher bis zur Brust reichte, steckte mich hinein wie ein Wickelkind und trat getrost mit meinem älteren Amtsbruder bei starkem Frost und tiefem Schnee die Reise an. Bald befand ich mich dann auch inmitten von sieben Collegen, welche mich alle bereits aus meinem „Praktischen Lehrgange" und den „Aphorismen" kannten und mit einer Freundlichkeit begrüßten, die meinem Herzen wohl that und mir Muth einflößte. Alle waren würdevoll in ihrem Aeußern und in ihrer Haltung. Sie sind mir längst vorausgegangen, stets aber werden sie im Andenken leben, vor allen der tiefreligiöse Giesebrecht, der katholische, ebenso gelehrte als humane Dillenburger und der einfach biedere, gleichfalls katholische Ditki.

Die Conferenz, welcher außer einem als Justitiar fungirenden Regierungsrathe noch der Generalsuperintendent der Provinz beiwohnte, wurde am 20. Februar morgens 10 Uhr im Präsidialgebäude vom Oberpräsidenten Eichmann eröffnet und in ihrem Fortgange geleitet. Die acht Fragen lassen sich kurz nach ihrem Inhalte dahin zusammenfassen, daß sie die Einrichtung und Ressortverhältnisse der Seminare, sowie die Vorbildung für diese Anstalten betrafen.

Charakteristisch für den Geist und die Richtung in den obersten Regionen waren die Worte, mit welchen der Oberpräsident die Verhandlungen einleitete; sie mögen daher in ihrem Kerne hier eine Stelle finden. Nachdem er dem Ministerium seinen Dank wegen der auch jetzt wieder bewiesenen Fürsorge für das Unterrichtswesen der Provinz ausgesprochen

hatte, bezeichnete er in kurzen Zügen, worauf es bei den Berathungen vorzugsweise ankomme, und was demgemäß auch bei der Seminarbildung im Auge zu behalten sei. Er hob besonders hervor, daß principiell die einheitliche Wirksamkeit der Kirche und Schule festzuhalten, und daß Gottesfurcht und religiöser Sinn durch die Schule in die Herzen der Kinder zu pflanzen sei. Der Religionsunterricht sei daher der Kern und Mittelpunkt der gesammten Thätigkeit unserer Elementarschulen, und erst nach ihm folge der übrige Unterricht, welcher weder in den Seminaren noch in den Volksschulen zu hoch hinaufzuschrauben, sondern in einfachen, durch die Natur der Verhältnisse gegebenen Grenzen zu halten sei. Er wies hierbei auf die Maßlosigkeit und die Ueberschätzung der Gegenwart hin, von welchen auch die Lehrer nicht freizusprechen seien, und welche sich besonders auch dadurch zeige, daß viele sich für die eigentlichen Volksbildner hielten. Das Maß ihrer Bildung sei ins künftige mehr auf das Praktische zu richten, und nur die Gottesfurcht allein vermöge es, den Lehrerstand nachhaltig für seinen Beruf zu stärken und zu erwärmen. Schließlich machte der Redner auf die Stellung der Lehrer zum Volke und auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche einer durchgreifenden Verbesserung der äußern Lage des Standes zur Zeit entgegentreten, und bezeichnete das etwa mögliche Maß dieser Verbesserung näher durch den Hinweis auf den Bildungsgrad mancher Lehrer selbst, und auf deren Verhältniß zum Volke.

Was würde unser Redner wohl sagen, wenn er jetzt noch lebte und die vielseitigen Entwicklungen auf den Gebieten des Volksschulwesens nach Maßgabe dieser Grundsätze ins Auge faßte?

Es dürfte die mir selbst gesteckten nothwendigen Grenzen überschreiten, den nachfolgenden Verhandlungen auf Schritt

und Tritt nachzugehen, und ich beschränke mich daher nur auf einige wesentliche Punkte und meine desfallsige Betheiligung.

Die erste, eigentlich auch die Hauptfrage, betraf die innere Einrichtung der Seminare und ob das Internat dem Externate in erziehlicher Hinsicht vorzuziehen sei.

Gegen das Internat trat der betreffende Referent mit verschiedenen Gründen auf, welche in der Behauptung gipfelten, daß er keine heilsame Einrichtung der geschlossenen Seminare kenne, welche man nicht mit den offenen in Verbindung zu bringen vermöge, insbesondere, wenn man in ersteren von einem familienartigen, sittlichbildenden Zusammenleben jeden Lehrers mit 8—12 Zöglingen absehe, wie solches doch leider überall geschehen sei. Referent war der Meinung, daß es auch im Handwerkstande und selbst in noch geringeren Kreisen Familien gebe, welche zwar dürftig, aber ehrbar und gottesfürchtig leben, und indem er solchen die Zöglinge anvertraut wünsche, hoffe und glaube er, daß sie in derartigen Umgebungen oft mehr Demuth und christliche Kinderzucht lernten, als durch die pädagogischen Vorträge meistens noch sehr jugendlicher Lehrer.

Wenn der Referent auch in seinem Vortrage manches vorbrachte, was auf Beobachtung des wirklichen Lebens fußte, so schien es mir doch unzweifelhaft, daß er mit seinen Grundanschauungen zu tief heruntersteige, und ich fühlte mich dadurch veranlaßt, zuerst gegen seine Ansichten das Wort zu ergreifen. Ich stellte nicht in Abrede, daß dem Referenten bei seinen mannigfach treffenden Bemerkungen die Persönlichkeit mancher Seminarlehrer, wie sie eben jetzt nicht ganz selten sein möchten, vorgeschwebt habe, und daß daher zunächst sich der Wunsch anknüpfe, daß man zu solchen nur Männer wähle, welche die Bildung der jungen Leute nicht bloß in die Hand, sondern auch ins Herz nähmen und durch ihre gesammte Persönlichkeit und Lebenserfahrung erziehlich einwirkten. Im übrigen

sei es nicht so leicht, eine Anzahl christlicher Familien zu finden, wie solche der Vorredner wünsche. Leicht bilde sich ein allzu vertrautes Verhältniß zwischen der Familie und den Zöglingen, welches durch den Eigennutz der Hauswirthe öfters sehr bedenklich würde. Habe der Lehrer die Aufsichtsrunde gemacht, so hielten sich die Besuchten nunmehr für längere Zeit gesichert. Benützung von Leihbibliotheken, Wirthshausverkehr, Umgang mit Personen des andern Geschlechtes, Gewöhnung an unnöthige Bedürfnisse, Frühheiraten zc. würden durch das Externat erleichtert, wo nicht begünstigt. Subordination, Einordnung in ein Ganzes und Unterstellung des einzelnen unter Gesammtzwecke, Erziehung zur Reinlichkeit und Pünktlichkeit, sowie zur Religiosität und zur Freude an gemeinsamer Erbauung könnten mit größerer Sicherheit nur in geschlossenen Anstalten erzielt werden. Ich hob endlich noch besonders hervor, daß gerade für Westpreußen die Internate dahin wirken sollten und müßten, Jünglinge polnischer Abkunft an deutsche Gesittung und Lebensanschauung und an ein freundliches Zusammenleben mit der andern Nationalität zu gewöhnen.

Meine Vertheidigung des Internates fand schließlich allgemeine Zustimmung, ebenso meine nachdrückliche Befürwortung eines dreijährigen Seminarcursus, während die Verlegung der Lehrerbildungsanstalten in kleinere Städte von der Mehrheit als wünschenswerth bezeichnet wurde. Ich übergehe die Einzelheiten der sich anknüpfenden, oft sehr weitläufigen Debatte, ebenso die Verhandlungen über eine zweckmäßige Präparandenbildung und erwähne nur noch die Frage, wie die Einwirkung des Seminars und seiner Lehrer auf das Schulwesen des betreffenden Bezirkes, sowie auf die Präparanden am zweckmäßigsten zu sichern sei.

Der Referent beantwortete diese Frage zunächst damit, daß es dem Zwecke förderlich sei, die Seminarlehrer während

der Ferien ihrer Anstalten in die Volksschulen des Bezirkes zu senden. Sie würden hierdurch nicht bloß für den eigenen Beruf lernen, sondern auch Gelegenheit finden, Knaben, welche sich zu Präparanden eignen, zu ermitteln, sich selbst aber befähigen, die praktischen Folgen ihrer Thätigkeit für Lehrer und Schulen sicherer zu würdigen.

Dieser zweckmäßige Vorschlag fand keinen Widerspruch, wohl aber baldige Ausführung. Die Seminarlehrer, besonders aber die Directoren, erhielten von nun ab durch die betreffenden Provinzial-Schulcollegien von Zeit zu Zeit den Auftrag, im Einverständnisse mit den königlichen Regierungen Volksschulen ihres Wirkungskreises zu besuchen, insbesondere solche, in denen ehemalige Schüler ihrer Anstalt arbeiteten, und über den Befund und über gemachte Erfahrungen Bericht zu erstatten. Leider hat diese treffliche Einrichtung sich nicht sehr lange erhalten. Warum sie gegenwärtig vollständig eingeschlafen, ist mir unerfindlich, es sei denn, daß man die Kosten scheute; ich meine aber, daß der Diätenfond kaum eine bessere Verwendung hätte finden können, wohl aber zum öftern fruchtloser verzehrt wird.

Ein besseres Schicksal und ein längeres Leben hatte ein meinerseits dem vorigen angefügter Ergänzungsvorschlag, welcher den Zusammenhang der Seminare mit den Volksschulen noch inniger knüpfen und noch mehr vertiefen sollte. Ich schlug vor, daß die Directoren und Lehrer angewiesen würden, bestimmte Conferenzen mit den Lehrern des Bezirkes zu halten, in welchen praktische Unterrichtsübungen mit zusammenhängenden Vorträgen und musikalischen Leistungen wechseln müßten. Durch solche Conferenzen, bei welchen auch die Lehrer mehrseitig mitwirken könnten, würden die Seminare stets wieder bei allen früheren Schülern in Erinnerung gebracht und erst recht in den Mittelpunkt sämmtlicher pädagogischen und methodischen Bestrebungen gestellt. Es verstehe sich dabei

von selbst, daß auch die Schulräthe der betreffenden Regierungen diesen Conferenzen ihre regste Theilnahme und Mitwirkung zuwenden müßten.

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wurde bald danach nicht bloß in der Provinz Preußen, sondern in allen übrigen Provinzen des Staates erfüllt. Unter dem Titel „Allgemeine Lehrerconferenzen" finden noch heute jährlich einmal, oft auch zweimal, solche Versammlungen an allen Seminaren für Lehrer und Lehrerinnen statt und erfreuen sich durchschnittlich einer ebenso regen als freudigen Theilnahme.

Ich übergehe die weniger interessanten und nicht ins allgemeine eingreifenden Verhandlungen, welche volle zwei Tage von morgens 10 Uhr bis abends 8 Uhr beanspruchten. Die schwierige Führung des Protokolles, in welchem jeder Theilnehmer sich mit Befriedigung wieder zu finden erwartete, war mir glücklich gelungen, aber sie forderte auch eine Arbeit bis spät in die Nacht hinein. Zu dieser Anstrengung kamen noch verschiedene Einladungen sowohl vom Oberpräsidenten und dem Generalsuperintendenten als von einigen Collegen. Ich will nicht unbemerkt lassen, daß vor den Diners, welche die beiden erstgenannten hohen Herren gaben, zu einem Tischgebete aufgefordert wurde, und daß der Generalsuperintendent dasselbe laut vorsprach. Den drei katholischen Schulräthen, als den einzigen Katholiken in dieser ansehnlichen Gesellschaft, konnte eine solche Einleitung nur angemessen erscheinen; aber nach dem bisher in ähnlichen Kreisen Erlebten war sie doch immer eine Ueberraschung, welche an die Zeichen der Zeit erinnerte.

Zu solchen mag auch eine Unterbrechung meiner amtlichen Thätigkeit gehören, von welcher ich jedoch nicht bestimmt weiß, ob sie vor oder nach der erwähnten Conferenz eintrat. Meine Notizen lassen mich darüber im Ungewissen. Ganz unerwartet und zu meiner größten Ueberraschung begrüßte mich eines

späten Nachmittags der Geheimrath Stiehl in meiner Arbeitsstube und eröffnete mir, daß er morgigen Tages nach Marienburg reisen werde, um das dortige Seminar, in welchem manches nicht just sei, gründlich zu revidiren und im einzelnen Wandel zu schaffen. Es fehle in der Anstalt, welche noch Externat, an Disciplin, und auch der religiöse Geist lasse zu wünschen übrig. Stiehl blieb zum Abend bei mir und forderte mich beim Abschiede auf, ihn nach Marienburg zu begleiten, wo sein Geschäft in ein und einem halben Tage hoffentlich erledigt werden könne. Da wir im Postwagen allein blieben, so konnte sich mein Reisegefährte in ungezwungener Weise aussprechen, was denn auch ausgiebig geschah. Soviel ich mich noch erinnere und aus einigen flüchtigen Notizen entnehmen kann, drehten sich seine Bemerkungen und unser Gespräch zunächst um das eigentliche und wirkliche Bedürfniß der Volksschule und um die Forderungen, welche an diese und hiernach auch an die Lehrer zu stellen seien. Stiehl beanspruchte für letztere einen einfachen, schlichten und patriarchalischen Geist, welcher sich mit dem Volksgeiste befreundet und verwandt fühle, seine Aufgabe daher nicht lediglich in der Mittheilung und Pflege mannigfaltigen Wissens, sondern in der Einwirkung auf Leben und Sitte erblicke, vom Volksleben sich demgemäß auch nicht vornehm abschneide. Auf meine Bemerkung, daß dieses unseren jungen Lehrern wohl schwerlich gelingen dürfe, weil es ein erfahrungsreicheres Leben voraussetze, wurde er sehr warm und behauptete, daß der rechte Geist zunächst in der rechten Berufsanschauung, diese aber wieder in der rechten Lebensanschauung beruhe, und daß eine solche allein aus dem religiösen Glauben hervorwachse. Diesen zu pflegen sei die nicht selten versäumte Pflicht der Seminare, welche dagegen oft Vielwisserei und philosophische und methodische Spitzfindigkeiten vorzögen. Er belegte seine letztere Behauptung mit mehreren mir entfallenen

Einzelheiten, kam dadurch wieder in eine heitere Stimmung und gab ergötzliche Proben seiner Meisterschaft im Erzählen. Die Revision selbst war gründlich und scharf, und Stiehl zeigte auch hier, daß er früher Seminardirector gewesen, und daß er nicht bloß gut zu erzählen, sondern auch zu fragen und zu entwickeln verstand. Er war der Mann mit der eisernen Stirn, ernst und fest, und von seinem sonstigen Humor war beim Geschäfte keine Spur. Die Einzelheiten sind mir nicht mehr gegenwärtig, und ich erinnere mich nur, daß er mit den Kenntnissen in der Bibel und dem Katechismus nicht zufrieden war. — Während des Examens saßen mehrere der jungen Leute mit vor den Mund gehaltener Hand, welche eigenthümliche Haltung sich durch das Bestreben erklärte, den keimenden Schnauzbart möglichst den Blicken des strengen Revisors zu entziehen. Leider ein fruchtloses Bemühen! Auch die Hefte der Zöglinge, besonders aber die Aufsätze, wurden einer genauen Einsicht unterzogen, an welcher ich theilnahm, und die einzelnen Themata sorgfältig notirt. Von der nachfolgenden Conferenz wurde ich als Katholik ausgeschlossen, hatte aber doch später Gelegenheit, zu erfahren, daß es dabei nicht besonders säuberlich hergegangen, und daß auch einzelne Personalveränderungen die Folge waren. Wenn ich das Ganze der bisherigen Mittheilungen prüfend übersehe, so kann ich wohl mit meinen Lesern daraus wiederum unzweideutig das Wetterleuchten erkennen, welches den Regulativen vom 1., 2. und 3. October 1854 vorausging.

Meine amtliche Thätigkeit wurde nach der Rückkehr wieder aufs mannigfachste beansprucht und leider vielseitig auch durch häufige geschäftliche Besuche unterbrochen. Je williger man bereit ist, Rede und Antwort zu stehen, je geduldiger und freundlicher man Klagen und Bitten anhört, desto gewisser kann man auch sein, daß der Mißbrauch nicht ausbleibt. Und doch habe ich die Zeit selten bereut, welche mir durch solche

Besuche entzogen wurde, und was ich bisweilen als Verlust anzusehen geneigt war, brachte mir nachher Gewinn und Sicherheit. Ich erwarb mir zunächst durch eigene Anschauung eine genauere und umfassendere Kenntniß mancher Persönlichkeiten, welche von großem Werthe war und mich sicherer führte als die Acten. Wer sich persönlich vorstellt, kann dadurch gewinnen oder verlieren, je nachdem er selbst der Mann ist; deshalb bleibt es aber auch die Pflicht des gewissenhaften Vorgesetzten, möglichst mit Ruhe und Unparteilichkeit selbst zu hören und zu sehen, und sich nicht lediglich auf die Brille zu verlassen, welche ihm von fremder Hand dargeboten wird.

Eine andere Unterbrechung meiner Berufsthätigkeit, welche mich persönlich sehr beanspruchte und selbst meine Gesundheit schädigte, sei hier noch kurz erwähnt. Die Schwurgerichte fanden damals auch in Westpreußen Eingang und waren in ihrer Neuheit ein Gegenstand allgemeinen Interesses. Leider bot die Wahl der Geschworenen manche Schwierigkeiten, weil die nothwendig erforderlichen Eigenschaften zu diesem Ehrenamte, insbesondere die entsprechende geistige Befähigung, nur unter einem Bruchtheile der Bevölkerung, ja fast nur unter den Beamten und den Gutsbesitzern gefunden werden konnte. Somit kam es denn, daß ich während meines Septennates im Bezirke viermal als Geschworener wochenlang arbeiten mußte und dabei meistens noch zum Obmanne gewählt wurde. Die Scenen, welche sich bei diesen Gelegenheiten vor meinen Blicken entrollten, waren traurigster Art und boten ein abschreckendes Bild der Entartung in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung. Beispielsweise war ich vom 16. bis 30. September 1850 Geschworener, mußte während dieser Zeit sechsmal sitzen und zweimal als Obmann fungiren. Die schwierigste Verhandlung dauerte sieben Tage und betraf eine Piratenbande, welche auf der Weichsel ihr Unwesen mit Raub und Todtschlag getrieben hatte. Auf der Anklage-

bank saßen sieben oder acht Kerle der wüstesten und rohesten Art; der Fragen wurden 171 vorgelegt, und die Berathung der Geschworenen währte von 9 Uhr abends bis halb 4 Uhr nachts. Die Verkündigung des Urtheiles (lebenslängliches Zuchthaus) zu dieser Stunde, und das wilde Gebahren, Knirschen und Fluchen der Verurtheilten bot einen ebenso schauerlichen als unvergeßlichen Anblick. Unter anderen Fällen sei noch die Sitzung vom 23. bis 24. October 1854 erwähnt, in welcher es sich um einen in gräßlicher Weise ausgeführten Gattenmord handelte. Hier war ich leider wieder Obmann der Geschworenen, deren einstimmiges Verdict auf „Schuldig“ lautete. Die Todesstrafe wurde auch bald danach an der Mörderin vollzogen. Sie hatte in der Voruntersuchung hartnäckig geleugnet und war auch durch die niederdrückendsten Beweise nicht zu bewegen gewesen, die Wahrheit zu bekennen. Das Verhör hatte, wie der dabei gewesene Arzt uns Geschworenen mittheilte, mehrere Stunden gedauert, immer ohne Erfolg; die Angeklagte blieb ungeachtet aller nachgewiesenen Widersprüche stets beim Leugnen. Als der Arzt ihre nervöse Aufregung und Erschöpfung bemerkte, forderte er für sie ein Glas Wein und etwas Weißbrod zur Stärkung. Und siehe da, diese Rücksicht rührte die Angeklagte aufs tiefste; sie brach alsbald in einen Strom von Thränen aus und — bekannte und erzählte nun alles. Doch es möge mit diesen beiden Beispielen genug sein und nur noch bemerkt werden, daß die gerichtlichen Verhandlungen meistens doppelte Zeit erforderten, weil die Angeklagten des Deutschen ebenso wenig, wie die Richter und Geschworenen des Polnischen mächtig waren, und deshalb stets ein vereidigter Dolmetscher zugezogen werden mußte.

In diesem Jahre wartete meiner eine noch ungleich schwierigere Aufgabe, welche mich lange und ernstlich beschäftigen sollte, leider ohne dauernde Frucht zu bringen. Ich erhielt

ein Schreiben vom Minister, des Inhaltes, daß nach den gemachten Wahrnehmungen die Resultate des Volksschulunterrichtes in den Provinzen, in welchen zugleich die polnische und die deutsche Sprache gelehrt werden, in hohem Grade unbefriedigend seien, und es scheine ein hauptsächlicher Grund für diese, die Entwicklung der Volksbildung besonders in Westpreußen sehr behindernde Erscheinung in dem Uebelstande zu liegen, daß die Methode für die Betreibung der polnischen und deutschen Sprache, als sich gegenseitig voraussetzend und bedingend, für den Standpunkt der Elementarschule noch nicht ausgebildet und festgestellt sei. Es sei daher wünschenswerth, daß eine gründliche, alle Beziehungen erschöpfende Darstellung angefertigt werde, wie beide Sprachen gleichzeitig in der Elementarschule zu behandeln, auf die einzelnen Unterrichtsfächer abgesondert oder gemeinschaftlich, einander ergänzend und erläuternd anzuwenden und in welchen Uebungen und bis zu welchem Ziele zu gebrauchen seien. Schließlich wurde ich ersucht, eine populäre, methodische Schrift zu dem erwähnten Zwecke baldigst abzufassen und dem Minister das Manuscript zugehen zu lassen, welches alsdann den in der Sache betheiligten Regierungen zur gutachtlichen Aeußerung vorgelegt werden solle.

Wäre ich zehn Jahre älter gewesen und hätte zehn Grad weniger Diensteifer besessen, ich würde wahrscheinlich diesen heiklen Auftrag abgelehnt und mich um so mehr negativ verhalten haben, als im Hintergrunde noch die angenehme Aussicht winkte, von anderen Regierungen gemeistert zu werden.

Aber schon wenige Tage darauf antwortete ich, daß ich bereit sei, dem Ersuchen zu genügen, daß ich mir aber zur Erledigung der Aufgabe eine Frist von vier Monaten ausbitten müsse. — Wenn es vielleicht nicht klug war, eine so bedenkliche Arbeit zu übernehmen, so war es gewiß noch weniger klug, für deren Erledigung nur eine so kurze Frist zu verlangen! Mit weniger

Diensteifer und mehr Lebenserfahrung würde an meiner Stelle wohl jeder sich einen Aufschub von mindestens einem Jahre erbeten und diese Zeit benutzt haben, überall zu fragen, hinzuhorchen und die Meinungen anderer zu hören. Nicht also der junge Schulrath. Und vielleicht war es auch so besser; denn aus dem Widerstreite der Meinungen geht zwar oft, aber doch nicht immer die Wahrheit hervor. Ich gab eben mich selbst mit meinen Anschauungen und Erfahrungen und fußte dabei auf pädagogischen Principien, welche mir höher standen als materielle und politische Rücksichten. An mich selbst und meine Interessen dachte ich bei der Arbeit nicht, ja ich hoffte nicht einmal auf eine Gratification für meine Mühe, sondern sah in dem mir entgegengebrachten Vertrauen eine Ehre, für welche ich nur Dank schuldig sei.

Wenn auch mehr als ein Menschenalter zwischen heute und jener Zeit liegt, wenn sich auch im Laufe der Jahre manches gebessert haben mag, so hat doch der Gegenstand selbst durch die politischen Verhältnisse eher wieder an Interesse gewonnen, als verloren; aber eben deshalb gebe ich meine Ansichten und Erfahrungen getreu wieder, wie sie mir damals als richtige vorkamen, ohne deshalb heute behaupten zu wollen, daß sich stets das wahrheitsgemäße Bild abgespiegelt oder daß ich überall das Rechte getroffen habe. — Ich setze also meine Leser mitten in die Sache hinein und knüpfe daran möglichst kurz und treu, was ich infolge des gewordenen Auftrags erwog und amtlich zum Ausdrucke brachte.

In der unter dem 25. Februar 1843 erlassenen, bereits Seite 238 erwähnten Verfügung, betreffend den deutschen Unterricht in polnischen Schulen, war gesagt, daß die mit der dritten Schülerabtheilung oder mit der Unterklasse zu haltenden Denk- und Sprechübungen, nachdem die erste geistige Bethätigung in der Muttersprache gewonnen ist, den Charakter von Uebungen im Sprechen des Deutschen annehmen sollen. Es wird also hier ganz

richtig auf die Nothwendigkeit hingewiesen, den deutschen Unterricht bereits mit den Kleinsten zu beginnen; allein die Lehrer, denen oft noch die Methode zu fremd ist, oder welche nicht genug über ihren Beruf nachdenken, fangen diesen Unterricht öfters entweder unpraktisch an, oder lassen ihn auch bald ganz fallen, weil sie irrthümlich glauben, gerade mit den Kleinsten sei die Sache am schwersten. Sie vertrösten sich selbst auf eine spätere Zeit, welche jedoch niemals das einmal Versäumte nachholen wird. Daher kommt es denn, daß die in derselben Verfügung gestellte Aufgabe, sich bei den Leseübungen des Kinderfreundes zu etwaigen Erklärungen der deutschen Sprache zu bedienen, ganz ungelöst bleibt, und daß selbst der Rechenunterricht sich trotz jener Verfügung ebenfalls oft nur in der polnischen Sprache bewegt, obgleich gerade dies für den öffentlichen Verkehr vom entschiedensten Nachtheile sein muß.

Durch solche Erwägungen kommt man wohl endlich zu der Meinung, daß es vielleicht besser sein möchte, den Unterricht im Deutschen aus den Lectionsplänen für polnische Elementarschulen, besonders für solche auf dem Lande, ganz zu streichen. Sehen wir uns daher die durchschnittlichen Ergebnisse noch etwas genauer an. In den rein oder stark überwiegend polnischen Dorfschulen beschränkten sich die Leistungen in der deutschen Sprache damals nur darauf, daß ein Theil der Kinder deutsch lesen und deutsche Buchstaben und Wörter schreiben lernte. Vom Verständnisse und einer eigentlich bewußten Ausübung dieser Fertigkeiten mußte jedoch durchschnittlich abgesehen werden. Die Kinder lasen im deutsch-polnischen Kinderfreunde ohne mehr als einzelne wenige Wörter zu verstehen; sie schrieben deutsche Vorschriften ab, d. h. sie malten die Buchstaben nach, ohne näheres Verständniß des Geschriebenen. Die Schulen gehörten schon zu den besten, in welchen man es wagen durfte, einige leichte deutsche Wörter und Sätze zu dictiren. Was den mündlichen Ausdruck

betrifft, so wurde durchschnittlich auch darin nur Unbedeutendes geleistet. Selbst die Kinder der obersten Abtheilung waren meistens nur zu einzelnen wenigen Redensarten und Wörtern abgerichtet, und von einem irgend freien Gebrauche der deutschen Sprache innerhalb des kindlichen Kreises oder der engeren bürgerlichen Verhältnisse war fast nirgends die Rede.

Fragte man die Lehrer, nach welchen Grundsätzen sie bei ihrem Unterrichte im Deutschen verführen, welchen methodischen Gang sie einschlügen, so erhielt man entweder gar keine genügende Antwort, oder man wurde auf einen unregelmäßigen Gebrauch und auf einen Leitfaden und Lehrgang vom Seminarlehrer Müller in Graudenz hingewiesen, welcher vorzugsweise in Westpreußen zur Anwendung kam und das einzige Hilfsmittel von Ansehen bildete. Dieses von gutem Willen dictirte Buch hatte den Fehler, daß es das Nothwendigste nicht genug hervorhob und vom bloß Nützlichen unterschied. Es verfolgte einen zu weit ausgedehnten Weg (229 Seiten in Octav) und erstrebte dabei zu einseitig den Besitz eines bedeutenden oft praktisch unnützen Wortvorrathes, ohne in belebender Weise die Anwendung, das eigentliche Sprechen in Sätzen systematisch anzuknüpfen oder folgen zu lassen. Damit hängt es zusammen, daß der ganze Sprachunterricht der Kleinen und Großen vielfach nur ein Auswendiglernen deutscher Vocabeln blieb, welche oft noch sehr ungeschickt ausgewählt wurden.

Da also von einem zielbewußten und natürlichen Stufengange des Unterrichts im Deutschen sehr selten, ja fast nirgends die Rede war, sondern vielmehr alles einem mehr oder weniger regellosen Gebrauche anheimfiel, der keinen Rückblick und keine Wiederholung zuließ, so fiel auch der Lehrer, ehe er es nur selbst dachte, ganz vom Deutschen ab, unterrichtete vorwiegend polnisch. Nur, wenn ihm einmal die Regierungsvorschriften oder der Schulrath ins Gedächtniß kamen, nahm er eilig wieder

etwas Sprachübungen vor, um doch einiges, was wie deutsch aussieht, auftischen zu können. In solchem Treiben bestärkte ihn zugleich der Wunsch seiner Schulgemeinde, die Gleichgiltigkeit manches Lokalschulinspektors und der Gedanke, daß ja alles Deutsche doch nur fürs Vergessen oder den Revisor erlernt werde. So blieb es denn dabei, daß in den meisten polnischen Schulen die Kinder deutsch lesen und mechanisch abschreiben konnten, ohne Verständniß ihres Thuns, und obgleich demnach die Schulen eigentlich gar nichts Nachhaltiges und Gewichtiges im Deutschen leisteten, so wurde doch dieser unfruchtbare Unterricht gar gerne zum Vorwande benutzt, um damit die übrigen, ebenfalls schwachen Leistungen mancher säumigen oder ungeschickten Lehrer zu entschuldigen. Sie klagten, daß die Zeit und Mühe, welche sie auf das Deutsche verwenden müßten, hinderten, im übrigen etwas Erfreuliches zu leisten, und wehrten damit jeden Vorwurf ab, welchen man ihnen um so mehr machen mußte, wenn man nebenbei wahrnahm, daß die Kinder auch im Polnischen nicht zu einigem schriftlichen und mündlichen Gedankenausdrucke gelangt waren. Mußte man doch die Schulen schon zu den besten rechnen, wo ein geringer Bruchtheil der Kinder dahin gebracht war, leichte polnische (oder glücklichen Falls auch deutsche) Sätze dictando leidlich schreiben zu können. Zu einiger selbständigen Fertigkeit im schriftlichen Ausdrucke kamen damals fast ohne Ausnahme die polnischen Kinder nur in städtischen, mehrklassigen und sprachgemischten Schulen.

Unter solchen Umständen kommt man leicht, ich wiederhole es, zu der Ansicht, daß es besser sein möchte, den Unterricht im Deutschen g a n z f a l l e n z u l a s s e n.

Aber dennoch wäre die A u s s c h l i e ß u n g des deutschen Unterrichtes einer der allerbedenklichsten Schritte. — Einmal schon wegen des moralischen und politischen Eindrucks auf die Bevölkerung, welche darin mißliche Z u g e s t ä n d n i s s e er-

blicken möchte, anderntheils und ganz besonders auch wegen der Volksschullehrer selbst. Manche würden hierin die willkommene Veranlassung sehen, sich der deutschen Sprache ganz zu entschlagen, damit aber ein bedeutendes Mittel der Selbstbildung verlieren und in einen Zustand geistigen Rückschrittes gerathen, der höchst beklagenswerth und nicht bloß für sie selbst, sondern auch für ihr ganzes Unterrichtsgeschäft von den nachtheiligsten Folgen sein müßte. Daran, daß die deutsche Sprache aus den polnischen Schulen schwinde, darf keine Regierung denken.

Es fragt sich deshalb, welche Forderungen zu stellen wären, damit der Unterricht im Deutschen von nachhaltigeren Folgen fürs Leben werde, aber doch die rein menschliche Bethätigung des Kindes durch seine Muttersprache nicht wesentlich beeinträchtige.

Diese Forderungen sind zweifach: sie bestehen in Anforderungen an den Lehrer, an dessen Persönlichkeit und Bildung, und in Anforderungen an die Methode und Schuleinrichtung.

Die Lehrer polnischer Schulen sollten zunächst beider Sprachen mächtig sein. Diese allerdings schwere Forderung ist so einfach und klar, daß sie kaum einer Begründung bedarf. Man hat jedoch entgegengestellt, daß es für den Zweck des Deutschlernens besser sei, wenn der Lehrer gar nicht polnisch könne und verstehe.

Alsdann werde er ganz gewiß durch die Noth gezwungen, aufs Deutsche das ungetheilte Gewicht seiner Gesammtkraft zu legen, und die Kinder durch alle möglichen Mittel dahin zu bringen, ihn selbst und mithin deutsch zu verstehen. Das alte Schulreglement für Schlesien vom 3. November 1765 theilte nicht diese Meinung. Abgesehen von der großartigen Verlegenheit, in welche solch ein Lehrer mitten zwischen seinen Kindern stündlich kommt, abgesehen von der Abneigung, womit

ihn die Eltern, von der Entfremdung, mit welcher ihn die Kinder betrachten, beruht auch ein solcher Glaube noch auf der falschen Voraussetzung, daß man lehren könne, wenn man nicht oder nur unvollkommen verstanden wird! Im besten Falle lernt der Lehrer nach unendlicher Quälerei seiner eigenen Person und der Kinder auch einiges Polnisch, und erst von dieser Zeit ab fängt der Unterricht an, in Wahrheit etwas dem wirklichen Unterrichte Aehnliches zu werden.

Wenn man nun fordern muß, daß der Lehrer beider Sprachen gewachsen sei, so muß hierzu noch die Forderung ergänzend hinzutreten, daß er zugleich die deutsche Sprache als diejenige des Gesammtstaates, als sein geistiges Lebenselement betrachte, als dauerndes Studium und als die Sprache, in der sich sein wissenschaftliches Leben und Denken vollzieht. Diese Hauptforderung ist um so unerläßlicher, weil ohne deren Erfüllung die deutsche Sprache gegenüber der polnischen in die größten Nachtheile kommen müßte. Die Schulkinder, die Umgebung, das ganze gewöhnliche Leben sorgen schon hinreichend dafür, daß der Lehrer sein Polnisch nicht vergesse, wohl aber wird Vergessen des Deutschen eintreten, sobald er nicht selbst Einsicht und Liebe zur eigenen Fortbildung genug hat, um der deutschen Sprache in sich und seinem geistigen Streben die erste Stelle einzuräumen. Nur wenn er dieses Verhältniß anerkennt und verwirklicht, kann er in der fremden Sprache mit deutschem Sinne und Gemüthe unterrichten, und das ist es gerade, worauf es wesentlich ankommt, und wovon der lebhafte Wunsch abhängt, auch die Kinder fruchtbringend zu unterrichten. Während der Lehrer so auf der einen Seite durch die polnische Sprache mit dem Volke und den Kindern befreundet und verbunden bleibt, knüpft ihn auf der andern die deutsche an das höhere allgemeine Interesse, an die Quelle seiner Fortbildung, an deutsches Leben, und es wird ihm möglich, mit Erfolg auch auf seine

Kinder fortzupflanzen, was in ihm zur Wahrheit geworden. — Darum muß der Lehrer auch jede Gelegenheit suchen und benützen, welche ihn inniger mit der deutschen Sprache befreunden kann, darum auch insbesondere „deutsche Lectüre“ lieben, sich durch diese für seinen Beruf immer tüchtiger machen und seinem Geiste stets neue Nahrung zuführen. Er muß zugleich die Charakterstärke besitzen, welche dazu gehört, um unbeirrt von den Ansichten einzelner Eltern seinen Zweck stetig zu verfolgen, anderntheils aber auch wieder das Geschick haben, Uebelwollende ebenso angemessen als fest zurückzuweisen und zu belehren.

Hiermit ist auch die schwere Aufgabe der Lehrerseminare, der Conferenzen, Schulbibliotheken und Schulaufseher bezeichnet. Ich übergehe die in meinem Gutachten auch nach dieser Seite hin dargelegten Wünsche und beschränke mich nur noch auf die kurze Angabe der Methode und ihres Princips, auf welche sich nach meinen Ansichten das Verfahren des Lehrers in den polnischen Schulen stützen sollte. Manches von dem hier Gesagten dürfte übrigens auch heute auf einzelne Schulen in unserem Elsaß-Lothringen noch Anwendung finden können.

Zunächst wäre festzuhalten, daß die Schule nicht beabsichtigt, die Muttersprache als unberechtigt zu verbannen, daß sie sich vielmehr nur das Ziel steckt, die Kinder zu einem für das gewöhnliche Leben ausreichenden Gebrauche des Deutschen hinzuführen, daß sie aber auch die polnische Sprache diesem Ziele dienstbar macht. Die Schule will nicht nur aus Rücksicht auf die bestehenden politischen und gewerblichen Verhältnisse, auf das künftige Fortkommen der Jugend und die Bedürfnisse des Lebens die deutsche Sprache als ein kostbares Geschenk mitgeben, welches neben und zwischen der deutschen Bevölkerung die polnische Nationalität dieser befreundet und ihr gegenüber mündig macht. Wer einem solchen Streben entgegentritt, der

verkennt die Verhältnisse und das Wohl des heranreifenden Geschlechtes. Wer die Ausbreitung des Deutschen neben dem Polnischen deshalb hindern möchte, weil er dadurch die Religion gefährdet oder bedroht glaubt, dem ist zu entgegnen, daß der Glaube nicht an Sprachformen gebunden ist. Die Sprache hat mit dem Glaubensbekenntnisse nichts zu schaffen, und nur eine beschränkte Urtheilskraft oder böser Wille können behaupten, daß mit dem Deutschen die Religion der Kinder und des Volkes gefährdet werde. In dieser Beziehung trifft der Erlaß einer katholischen Kirchenbehörde aus dem Jahre 1832 das Rechte, wenn er sagt:

„Es ist zwar nicht anzunehmen (?), aber möglich, daß wenig unterrichtete Eltern mancher Schulkinder gegen das Erlernen der deutschen Sprache Bedenklichkeiten haben und vielleicht glauben könnten, daß die deutsche Sprache der Religion, zu der nach ihrer Ansicht die polnische Sprache ein wesentliches Erforderniß ist, Gefahr bringen dürfte. Solchen Leuten, die aus Mangel an Unterricht nicht wissen, daß es in der Welt viele Millionen, und dazu recht eifrige Katholiken gibt, die nicht ein Wort polnisch, wie z. B. in Deutschland, nur deutsch sprechen, ist dieser irrige Wahn und ihre irrige Ansicht von der deutschen Sprache in Bezug auf die Religion durch geeignete Vorstellungen zu benehmen, ihnen dagegen der Nutzen der deutschen Sprache begreiflich und eindringlich zu machen; denn auch dieses gehört zu den heilsamen Folgen eines guten Schulunterrichtes um der Kinder selbst willen.“

Ich knüpfte an das Gesagte den Wunsch, daß es durch die Schule auch erreicht werden möchte, nicht mehr Deutsche und Polen als Gegensätze aufzufassen, sondern nur polnisch redende Preußen von den deutsch redenden zu unterscheiden!

Was die Forderungen angeht, welche an den Geist der Schule und an die Methode zu richten sind, so drängte ich diese hauptsächlich in den Satz zusammen: daß die deutsche Sprache nicht Unterrichtsmittel, sondern Unterrichtsgegenstand in allen jenen Schulen werden müsse, welche nur oder vorwiegend von Kindern polnischer Zunge besucht

werden. So gut wie ein Lectionsplan besondere Stunden für den Religions- und Rechenunterricht &c. aufweist, ebenso gut sollen auch besondere Unterrichtsstunden für das Deutsche angesetzt und auf alle Stufen der Schule ausgedehnt werden, jedoch mit der Maßgabe, daß in der obersten Abtheilung beide Sprachen möglichst mit gleicher Berechtigung auftreten. Es würde bei steter Durchführung dieser Forderungen der Unterricht im Deutschen entschieden aller Willkür enthoben. Der Lehrer muß ja hiernach dem Deutschen eine fest bestimmte Zeit und damit zugleich ernstere Aufmerksamkeit und Ueberlegung widmen. Was bisher fast nur einem regellosen Gebrauche anheimfiel, muß in bestimmten, festgesetzten Stunden und Formen geschehen und tritt in diesen entschieden als Selbstzweck hervor. Dadurch wird der Lehrer zugleich genöthigt, sich einem festen Plane und methodischen Gange anzuschließen, oder sich solchen selbst zu bilden, den Stoff auf die einzelnen Stufen zu vertheilen und sich für seine geregelte Arbeit auch regelmäßig vorzubereiten. Die Schulaufsicht aller Abstufungen kann mit dieser Einrichtung die Leistungen selbst einer genauen Prüfung unterwerfen und fordern, daß in bestimmten Stunden auch Bestimmtes geleistet werde. Sie kann Einsicht sowohl vom Unterrichtsstoffe, als vom Lehrgange nehmen, bestimmte Winke und Vorschriften geben und zugleich darauf achten, daß ein Ziel für jede Altersstufe gesteckt und mit Bewußtsein erstrebt werde. Und so wird auf diesem Wege jede böswillige oder unverständige Mißdeutung der Schulzwecke entkräftet und möglichst der Abneigung begegnet, mit welcher manche Eltern ihre Kinder in eine Schule schicken, die nach ihrer Meinung nur die Absicht hege, der Jugend die Muttersprache zu rauben. Es ist ein großer Unterschied zwischen „deutsch unterrichten“ und „im Deutschen unterrichten“; gegen letzteres kann kein irgend haltbarer und vernünftiger Einwand erhoben werden. Man

kann auch nicht entgegnen, daß durch diese Einrichtung die Zahl der Unterrichtsgegenstände ungebührlich oder um einen neuen vermehrt werde; denn es wird ja nur festgestellt, daß dasjenige, was bisher regellos und beliebig auf verschiedene Stunden vertheilt und planlos hin und her geworfen wurde, sich auf bestimmte Stunden beschränke und dadurch an Achtung und Selbständigkeit gewinne. Uebrigens bedarf es wohl keines Beweises, daß selbst in dem Falle, wo durch diese Selbständigkeit andere Disciplinen, z. B. die Realien, etwas zurückgedrängt würden, der Gewinn an praktischer und formeller Bildung immer überwiegend bleiben müßte, und daß solchem Gewinn gegenüber von eigentlichem Verluste keine Rede sein könnte. Wenn die Kinder im Deutschen zu einigermaßen bleibender und darum lohnender Fertigkeit des Ausdrucks kommen, so ist dieses ungleich höher anzuschlagen, als wenn sie einige Namen von Ländern, Städten und Flüssen oder einzelnes aus der Naturlehre oder Weltgeschichte hersagen können und angelernt haben.

Wenn ich mit dem bisher Erzählten manche meiner Leser vielleicht gelangweilt habe, so mögen sie doch daraus ersehen, daß es mir nicht an wichtigen Arbeiten fehlte, welche Geist und Herz beschäftigten. Es hat sich daneben auch in Erwägung des Gegenstandes noch darum gehandelt, die leitenden Grundsätze, wie solche mich damals bestimmten, möglichst klar vorzulegen. Weiter will ich aber nicht ins einzelne eingehen, sondern nur noch erwähnen, daß ich den deutschen Unterricht bis zum 10. oder auch 11. Lebensjahre der Kinder ohne Grammatik in der Form von Denk- und Sprechübungen (Anschauungsunterricht) ertheilt, von da ab aber an das Lesebuch angeschlossen wissen wollte, und daß ich zu diesem Zwecke einen übersichtlichen Lehrgang vorgelegt hatte, welcher sich später leicht zu einer theoretisch-praktischen Anweisung für die Lehrer erweitern ließ.

Zu Ende des Juli 1852 konnte ich meine umfangreiche Arbeit dem Minister vorlegen und deren weiteres Schicksal in dem Gefühl abwarten, daß wieder ein schwerer Stein vorwärts gewälzt war, aber wahrscheinlich auch wieder zurückrollen werde. — Und so war und kam es auch! Ein halbes Jahr später erhielt ich vom Ministerium die Nachricht, daß mein vorgelegtes Manuscript dem Schulrath Bogedain in Oppeln zur Kenntnißnahme und Begutachtung übergeben worden sei, und daß mir dessen Urtheil abschriftlich zur Benutzung und Berücksichtigung entgegenstehender Ansichten beigefügt werde. Auch machte der Minister noch besonders darauf aufmerksam, daß durch seine Verfügung vom 10. Juli den Regierungen eine Schrift des Predigers Goltzsch über den Einrichtungs- und Lehrplan einklassiger Dorfschulen zugesandt sei, in welcher eine angemessene Verkürzung der täglichen Schulzeit bei Trennung der verschiedenen Altersstufen in zwei Abtheilungen vorgeschlagen werde. Zugleich wurde bemerkt, daß mein Unterrichtsplan vielleicht principielle Aenderungen erforderlich mache, falls die Regierung sich mit den Vorschlägen des Goltzsch einverstanden erklären sollte.

Bald hiernach wurde ich auch seitens der Regierung veranlaßt, mich gutachtlich über die genannte Schrift zu äußern. Sie war zunächst im Schulblatte für die Provinz Brandenburg erschienen und bald danach auf Veranlassung des Ministeriums als revidirter und erweiterter Abdruck zu Anfang des Jahres 1852 herausgegeben. Sie hatte außer der Vorrede von 14 Seiten einen Umfang von 136 Seiten in groß Octav, wurde damals viel gelesen und besprochen und war dem Hauptinhalte nach wiederum als ein Vorläufer der Regulative anzusehen. Aller Bildungsstoff ist nach ihr aus dem kirchlichen, bürgerlichen und Familienleben zu entnehmen und darauf zu stützen. Die Schule hat jedoch dieses bisher versäumt und bei einem vorwiegenden Streben nach

formaler Denkbildung den Stoff zu sehr vernachlässigt, ihre Aufmerksamkeit vorwiegend auf den Unterricht und die Methode gerichtet. Alle Bildung aber ist ein Product sittlicher Entwicklung des eigenen Lebens und des Anschlusses an die erwähnten Factoren. Der Verfasser tadelt daher die Entfremdung der jetzigen Schule vom wirklichen Leben auf Unkosten des Wissens, ebenso die trotzdem geringen, positiven Leistungen und die hohe Meinung der Lehrer von sich selbst und ihrer Arbeit. Man hat hiernach verlangt, die Schule und mit ihr das Leben solle sich nach a priori construirten Lehrgängen und Formen richten. Die Mittel zur Anbahnung besserer Zustände erblickt Goltzsch hauptsächlich in einer Reduction des Quantitativen im Unterrichte, sowie in einer Vereinigung und Wechselseitigkeit dessen, was innerlich verwandt ist oder zusammengehört (Sprachunterricht). — Was die Schuleinrichtung betrifft, so empfiehlt er Helfer (Monitoren) und verstärkte Uebung, besonders auch unter Mitwirkung des Hauses (häusliche Aufgaben). — Endlich wünscht der Verfasser eine Minderung der Stundenzahl, so daß der Lehrer zwar die volle Zeit (sechs Stunden) täglich unterrichtet, die zwei Hauptabtheilungen der Schule jedoch täglich nur drei Stunden Unterweisung genießen.

Wenn hiermit die Grundgedanken der Schrift kurz angegeben sind, so kann auch bei abweichenden Ansichten dem Verfasser nicht abgesprochen werden, daß er aus dem Leben und nicht aus Büchern oder als Theoretiker geredet hat, und daß er manch Wahres und Treffendes in ebenso warmer als ernster Weise darbietet. Ich gewann aber doch den Eindruck, daß er auf der einen Seite zu niedrig, auf der andern wieder zu idealistisch geschaut und aufgefaßt habe, und daß, die Wahrheit seiner Vorwürfe im allgemeinen vorausgesetzt, der ausgesprochene Tadel weniger die Lehrer selbst, als deren Vorgesetzte und Bildner treffen müsse.

Von dieser Ansicht ausgehend und in Erwägung der Wichtigkeit, welche offenbar an maßgebender Stelle der Schrift beigelegt wurde, ging ich an die Arbeit und reichte nach wenigen Wochen dem Minister durch die Regierung ein umfangreiches Gutachten ein.

Ich bemerkte darin zunächst, daß der Verfasser wohl mit Unrecht auf das Quantitative mehr Gewicht lege, als auf das Qualitative des Unterrichtsstoffes. Nicht ersteres zunächst, sondern hauptsächlich die Qualität dürfte es sein, wodurch die Schule dem wirklichen Leben und ihrer Stellung zu diesem entfremdet werde. Beispielsweise werde auch der beschränkteste Bauer oder Handwerker nichts dagegen einwenden, daß sein Kind die größtmögliche Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gedankenausdrucke erreiche, dagegen möchte ihm die Qualität des Unterrichtsstoffes, der hierzu einführen soll, die Quälerei mit Subject und Object, mit Begriffs- und Formwörtern, mit transitiven und intransitiven Verben und all den anderen Abstractionen befremdlich erscheinen und ihn abstoßen. Ebenso stehe es mit dem Gesangunterrichte. Hier sieht es ja oft mit der Qualität der Lieder traurig aus, weil sie ohne Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben, mit der Schule, der Natur in ihrem Wechsel und mit dem Vaterlande und dessen Geschichte ausgewählt, oder vielmehr ohne jede Wahl genommen werden. Auch im Rechenunterrichte werde eine Menge unpraktischer, das Leben nicht berührender Aufgaben, unter dem Vorwande der Denkbildung, unserer Schuljugend aufgebürdet. — Für den Wunsch des Verfassers, die Zahl der Unterrichtsstunden reducirt zu sehen, auf welche Reduction er ein sehr bedeutendes Gewicht legt, konnte ich mich weder aus allgemeinen, noch aus besonderen Gründen erklären. Diese Schmälerung, und was damit zusammenhängt, ist nur eine Form, durch welche wir den Geist weder erzeugen noch festhalten, auf welchen es Herrn Goltzsch

doch ankommt. Ohne diesen Geist würde sie oft genug nur ein äußerlicher Zwang sein, welcher den einzelnen noch mehr zur überstürzenden Hast und zur Methodenjagd hindrängte. Aber auch nicht alle Eltern würden mit der Reduction einverstanden sein. Viele freuen sich, ihre Kinder aus dem Hause entfernt und unter Aufsicht zu wissen; im Winter aber, wo die Feldarbeit wegfällt, sind die Kinder in der Familie leichter entbehrlich, und gar manche haben und genießen sodann in der Schule, was sie zu Hause vermissen, einen behaglich warmen Raum und theilweise sogar einen gesundern Aufenthalt, als in der feuchten, dumpfigen Stube mancher Handwerker und Landleute.

Auch auf die häusliche Uebung ist durchaus nicht in dem Umfange zu rechnen, in welchem dies der Verfasser thut. Er vergißt, daß vielen Kindern auf dem Lande zu solchen alles, sogar Licht und ein Plätzchen am Tische fehlt. Und was hätten die Eltern für Vortheile von der Reduction, wenn man ihnen zwar die Kinder nach Hause schickt, aber mit der Bedingung, daß sie in ihren vier Wänden desto fleißiger üben und lernen? Die Schule wird dann nur ins Haus verlegt. Wenn Herr Goltzsch es grausam findet, die Kinder durch sechsstündigen Schulunterricht dem harten Loose der Arbeit zu entziehen, wozu sie einmal der Mehrzahl nach bestimmt sind, so darf man es nicht weniger grausam finden, sie allzu früh vor den Pflug zu spannen. Wenn übertriebene geistige Anstrengung schadet, so ist es ebenso mit der allzu frühen und langdauernden körperlichen Arbeit; sie bewirkt gleichfalls ein verkrüppeltes Geschlecht, insbesondere dann, wenn zu der Arbeit noch eine unzureichende Nahrung kommt. Herr Goltzsch faßt überhaupt das elterliche Haus zu idealistisch auf. Ist es denn wirklich so unzweifelhaft, daß die Kinder im elterlichen Hause und durch dasselbe mehr, auch an religiös-sittlicher Bildung, gewinnen, als in der Schule? Während durch die belobte

Reduction allerdings manche Kinder dem elterlichen Hause und Arbeitsleben hingegeben werden, ist anderntheils wohl schwerlich in Abrede zu stellen, daß ein nicht minder großer Theil dem Müßiggange, dem Herumschweifen in Feld und Wald anheimfallen würde, und wer möchte den Schaden verantworten, welcher hierdurch an Leib und Seele zugefügt werden könnte?

Aber ich halte auch die ungetheilte Schule für ein entschieden treueres und erziehlicheres Lebensbild, als die vom Verfasser empfohlene. Sie schließt ungleich mehr bildende und erziehliche Momente in sich, und der tüchtige Lehrer wird eigentlich nur durch die volle, ungetheilte Schule ausgebildet. Auch das Helferwesen erhält nur in dieser seine rechte Bedeutung und Stellung.

Wenn ich somit nach einer Seite hin mit den Reformvorschlägen des Herrn Goltzsch nicht übereinstimmte, so konnte ich doch manchen seiner Ansichten wieder mein Einverständniß nicht versagen. Aber auch wo dieses erfolgen konnte, mußte ich wieder mißbilligen, daß vorwiegend die Lehrer als Schuldige betrachtet wurden. Gleich anderen Sterblichen streben auch diese nach dem Beifalle ihrer Vorgesetzten, und was letztere wünschen, bevorzugen oder vorschreiben, das wird und muß ja auch in den Schulen zur Geltung kommen. Wenn daher von oben herab und in Bausch und Bogen die Schule getadelt wird, so wären zunächst die Schulaufseher aller Kategorien bestimmt auf das hinzuweisen, was wesentlich noth thut und bei Revisionen zu verlangen ist. — Nach Maßgabe der Schrift von Goltzsch würde beispielsweise inskünftige auf das sogenannte Schönschreiben, auf grammatische Terminologien und Unterscheidungen, auf unpraktische Rechenaufgaben ꝛc. nicht weiter beifällig zu halten sein, dagegen würde auf Fertigkeit im Dictir- und Aufsatzschreiben, auf positive Ausbeute in dem Religionsunterricht, auf lebendige Verbindung und Wechselbeziehung verwandter

Gegenstände, sowie auf festbegrenzte Vereinfachung und Beschränkung des Unterrichtsmaterials ernstlich hingearbeitet werden müssen. Nach Goltzschs Schrift würde es sich ferner darum handeln, die Seminardirectoren und Lehrer anzuweisen, sich einer speculativ-philosophischen Behandlung der Pädagogik zu enthalten, dagegen diese Disciplin auf Erfahrung und Offenbarung zu stützen und mehr dem praktischen Leben und Berufe anzupassen. Sollten die Lehrer volksthümlicher werden und sich dem Volke nicht fremd gegenüberstellen, so möge man sie auch auf eine Lectüre hinweisen, welche einerseits von idealer Schwärmerei, andererseits aber vom dürren Felde abstracter Theorien ablenkt und mehr in das unmittelbare Volksleben hineinführt, sie überhaupt lehrt, den Beruf von einfachen, religiös-sittlichen Gesichtspunkten aus zu betrachten und mit Herz und Gemüth zu ergreifen. Wolle man im Sinne des Herrn Goltzsch reformiren und demgemäß einen neuen Geist in die Schulen und Lehrer bringen, so würde es diesem Zwecke vielleicht förderlich sein, ein Schulreglement aufzustellen, welches in schlichter Sprache und in verhältnißmäßig wenigen Abschnitten das Nothwendigste über Stellung, Zweck, Ziel und Einrichtung der Schule, sowie die Forderungen enthielte, welche an die eigene sittliche und technische Bildung des Lehrers zu stellen sind. An der Hand eines solchen Reglements könne der Lehrer mit größerer Sicherheit arbeiten, sei vor Unverstand und Maßlosigkeiten geschützt, und ebenso hätten auch die Aufsichtsbehörden feste Haltpunkte für ihre Forderungen und Urtheile, wie denn überhaupt nur auf solchem Wege die möglichste Einheit ins Ganze zu bringen sein würde. Unsere jetzigen Lehrbücher der Pädagogik und Schulkunde könnten diesem Zwecke ebenso wenig als die vorliegende Schrift genügen; letztere sei in ihrer allgemeinen, durchschnittlich mehr anregenden und andeutenden Fassung, sowie in ihrer unzureichenden Gliederung nicht bestimmter Führer und Wegweiser, überhaupt in

ihren Forderungen nicht scharf genug begrenzt. Der Verfasser habe außerdem wesentlich nur rein deutsche Schulen im Auge; seine Minderung der Stundenzahl passe aber um so weniger für polnische Schulen, als diese leider schon schlecht genug besucht, die Kinder aber dennoch sehr frühzeitig entlassen würden. Ueberhaupt dürfte ein Reductionssystem im Goltzsch'schen Sinne zu weit gehen und mit dem Geiste der Zeit in Widerspruch treten.

Doch wenden wir uns jetzt wieder zu dem Gutachten, welches Bogedain über mein Manuscript, betreffend den deutschen Unterricht in polnischen Schulen, erstattet hatte. Es war gleich meiner Arbeit umfangreich und hatte an seiner Spitze die zwei Mottos: Est modus in rebus, sunt certi denique fines, und: Das Bessere ist der Feind des Guten! Hieraus konnte ich schon entnehmen, daß wir in unseren Ansichten nicht allseitig übereinstimmten. Zunächst weist Bogedain darauf hin, daß in seinem Wirkungskreise die nationalen und sprachlichen Verhältnisse anderer Art seien als in Posen und zum Theil auch in Westpreußen, und daß in dem polnischen Theile Schlesiens das specifische Nationalgefühl nicht mehr wesentlich hervortrete; der Oberschlesier lege sogar ein großes Gewicht auf die Kenntniß der deutschen Sprache, und unter äußeren günstigen Verhältnissen, welche ihn zur Ebenbürtigkeit mit dem höher stehenden Deutschen berechtigen, vergesse, ja verläugne er sogar gerne seinen polnischen Ursprung. Wenn aber ungeachtet dessen die deutsche Sprache unter der polnischen Bevölkerung im allgemeinen fast keine oder nur geringe Eroberungen gemacht habe, so sei zwar in Schlesien weniger, mehr aber in Posen und Westpreußen ein krankhaft erregtes Nationalgefühl schuld. In Oberschlesien, wo polnisch-nationale Sympathien nicht vorhanden, blickten selbst warme Freunde des Schulwesens mit Mißtrauen auf den deutschen Sprachunterricht, in welchem sie nach den bisherigen Ergeb-

nissen nur eine unfruchtbare und unpraktische Liebhaberei der Schulbehörden finden. Man könne auch nicht sagen, daß dieses Mißtrauen ein unverschuldetes sei. Hier wie dort seien die Organe der Schulbehörden der polnischen Sprache nur wenig oder gar nicht mächtig gewesen, und die Leistungen der Lehrer wurden darum nur nach Maßgabe des vorgefundenen Deutschen gewürdigt, und es ließe sich viel darüber erzählen, auf wie gröbliche Art derartige Revisoren getäuscht wurden. Die rein menschliche Bildung der Kinder litt bei diesem Treiben unerhört, und darum sahen wohlmeinende Freunde des Schulwesens in der deutschen Sprache nur ein Hemmniß für die geistige und sittliche Bildung der Jugend. Auf diese rein menschliche Bildung legt Bogedain überhaupt das größte Gewicht; sie stellt er als Zweck der Schule obenan und lebt des Glaubens, daß die Germanisirung der polnischen Bevölkerung um so sicherer erreicht werde und als reife Frucht um so leichter in die Hände falle, je mehr diese humane Herzens- und Geistesbildung erzielt werde. Jede Steigerung der Volksbildung ist ein Vorschub der Germanisirung! Geistliche, Lehrer, Beamte, mit einem Worte alle, die es unmittelbar mit dem polnischen Volke zu thun haben, werden auf dasselbe bildend und fördernd in dem Maße nachhaltig einwirken, in welchem sie der Sprache des Volkes kundig sind.

Im Namen deutscher Bildung wird freilich hiergegen Protest erhoben, und die Protestirenden sind zunächst Leute, denen das Geständniß zu schwer wird, daß sie ihre Stelle nur mit Kenntniß der polnischen Sprache segensreich ausfüllen würden! — Zu ihnen gehören auch jene selbstsüchtigen Familienväter, welche den Unterricht ihrer Kinder durch eine billige Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse anderer nicht aufgehalten wissen wollen.

Es ist mir unmöglich, sagt Bogedain weiter, die Ueberzeugung zurückzuhalten, daß die polnischen Landestheile in der

Cultur erst dann einen kräftigen Aufschwung nehmen, erst dann mit dem Deutschthum verschmelzen, wenn den wirklichen Bildungsbedürfnissen derselben Rechnung getragen worden ist. Deutsche agronomische Anstalten, deutsche Beamte und Aerzte werden niemals auf Hebung der Cultur, auf eine verständige Theilnahme am Staatsleben, auf Beseitigung des Aberglaubens und Vorurtheils eindringlich hinwirken ohne Kenntniß der Volkssprache, wie gut auch ihre Verfügungen und Berichte gemeint und abgefaßt sein mögen. Dazu kommt noch die Thatsache und das große Bedenken, daß unter den obwaltenden Umständen die gesammte polnische Schriftstellerei (Zeitungswesen) in den Händen der von Nationalgefühl aufgeblähten Polen ist und bleibt, und daß alle Vorschriften, selbst solche religiöser Tendenz inbegriffen, dem separatistischen Nationalinteresse dienen. Ehe der gemeine Pole, wenn er auch des Deutschen mehr oder minder mächtig sein sollte, ein deutsches Buch zur Hand nimmt, liest er lieber gar nicht. — Bogedain beklagt es bei dieser Gelegenheit zugleich tief, daß Volksgesang und Kirchenlied einer verständigen Pflege bisher gänzlich entbehrt haben. Diese wesentliche Lücke sei durch deutsche Lieder keineswegs auszufüllen; denn solche blieben dem strengsten Wortsinne nach unter der Bevölkerung nur Schullieder. Das Lied bedarf als religiöses, ästhetisches und politisches Bildungsmittel einer bisher leider ganz unbekannten aufmerksamen Pflege.

Was will nun Bogedain? Außer dem, was er bereits über das Beamtenthum und das Lied gesagt hat, faßt er seine Ansichten in folgendem Satze zusammen:

Die polnische Schule wird, in Erwägung der in der Sache liegenden Schwierigkeiten ihrer äußeren Verhältnisse, der menschlichen Natur des Lehrers, der Unterrichtszeit und des nationalen Vorurtheiles, sich darauf beschränken müssen, einen für

die Erlernung der deutschen Sprache fruchtbaren Lebensverkehr vorzubereiten. Diese Vorbereitung wird zunächst in einer tüchtigen allgemeinen Bildung, alsdann in der Weckung des Eifers zur Sache, in Ueberwindung der natürlichen Scheu im Gebrauche des fremden Idioms und in Anbahnung der Möglichkeit einer allseitigen Fortbildung bei günstigen Lebensverhältnissen bestehen. Ihre Aufgabe wird im besondern darin erblickt werden müssen:

a) die Kinder zu einer richtigen Aussprache des Deutschen zu führen;

b) Wortvorrath zu sammeln und die Befähigung zum Sprechen in ganzen Sätzen innerhalb eines kleinen Gesichtskreises zu vermitteln;

c) vollständige mechanische Lesefertigkeit und

d) mechanische Schreibfertigkeit den Kindern beizubringen.

Aber auch die Pflege der polnischen Sprache liegt im Interesse der Volksbildung, also auch der Schule; denn die gesammte Gottesverehrung, der Verkehr mit den Angehörigen und die weitere geistige Entwicklung der polnischen Bevölkerung ist hierdurch bedingt.

Bogedain meint, daß mit diesen Forderungen das zu erstrebende Ziel der polnischen Elementarschule uns viel näher stehe, als ich es in meinem Promemoria gesteckt hätte; aber er zweifelt daran, daß es bei dem gegenwärtigen (d. i. damaligen) Bildungsstande und Verfahren der Lehrer im allgemeinen erreicht werde. Diese Bildung der Lehrer in den Seminaren und deren bisherige Thätigkeit für die Pflege des Deutschen bedürften einer Reform, und in dieser Hinsicht ist auf meine Vorschläge billigende Beziehung genommen. Auch im Principe stimmt Bogedain mit mir ganz überein, aber er sucht dasselbe doch etwas abzuschwächen. Meines Erachtens würde die gewünschte Unterordnung schon von selbst kommen, nicht aber noch besonders betont zu werden brauchen. Auch

mit dem praktischen Theile meines Gutachtens, also mit der Methode und dem Stoffe des Anschauungs- und Sprachunterrichtes war er bis auf geringe Abweichungen einverstanden, obgleich er auch hier sein modus in rebus durchblicken läßt. Den Unterricht im Lesen und Schreiben des Deutschen schiebt er weiter hinaus, etwa bis in das neunte oder zehnte Lebensjahr, und es möchte hiegegen vom pädagogischen Standpunkte aus wenig einzuwenden sein, wenn nicht leider die Entlassungen aus der Schule durchschnittlich schon im 13. Lebensjahre oder sogar noch vor demselben erfolgten. Ein besonderes Gewicht legt Bogedain mit Recht auf die Fibel und das Lesebuch, ohne sich jedoch auf die stoffliche Einrichtung beider näher einzulassen.

Ich konnte dem Freimuthe, mit welchem er seine Ansichten dargelegt, und seinen ebenso humanen als sachlich begründeten Ausführungen nur Anerkennung zollen und mußte gestehen, daß er die Sache in einigen Beziehungen tiefer aufgefaßt und, gestützt auf längere Erfahrungen, nach der praktischen Seite vielleicht auch richtiger gewürdigt hatte. Ich gewann für mich selbst nach zwei Seiten hin Klarheit. Einmal mußte ich mir gestehen, daß meine Arbeit noch keineswegs ihrem Abschlusse nahte. Nicht bloß deren praktischer Theil erforderte einzelne Aenderungen und speciellere Ausführungen, sondern auch das Bedürfniß zweckmäßiger Fibeln und Lesebücher heischte Befriedigung. Ohne diesem Bedürfnisse abgeholfen zu haben, schienen alle weiteren Bestrebungen nur theoretischer Natur zu sein und eines festen Fundamentes zu entbehren. Aber ich verkannte auch die großen Schwierigkeiten der Abhilfe nicht und mußte mir sagen, daß hierzu nicht bloß eine sehr geraume Zeit, sondern auch die Hilfe praktischer Schulmänner, insbesondere aber des Seminars gehöre.

Die andere Klarheit, welche mir Bogedains Arbeit verschaffte, betraf mich selbst, meine amtliche Stellung und

praktische Wirksamkeit. Nicht bloß aus einzelnen Bemerkungen, sondern auch aus dem ganzen Geiste seiner Darstellung gewann ich die Ueberzeugung, daß ich doch nicht am rechten Platze sei und es auch nicht eher sein könne, bis ich der polnischen Sprache mächtig geworden. Aehnliches hatte ich schon längst gefühlt, aber die Tagesarbeit und die Außenwelt mit ihren mannigfachen Forderungen hatten dieses Gefühl oft zum Schweigen gebracht oder zurückgedrängt. Jetzt war es mir aber wieder zum lebhaften Bewußtsein gekommen, und es war, als riefe mir Bogedain zu: „Freund, du meinst es recht gut, du mühst und quälst dich ab; aber du bist nicht am rechten Platze, suche dir einen andern!" Meine bisherigen Bestrebungen, das Polnische zu erlernen, erschienen mir nunmehr in Erwägung der äußerst schwierigen Sprache, in Anbetracht meines Alters und der sonstigen Forderungen des Amtes fast vergeblich, und mir fiel wieder das Wort des Bischofs Sedlag ein: „Polnisch werden Sie nicht mehr lernen." — Zwar kam mir der Clerus, mit welchem ich in mannigfachen amtlichen Beziehungen stand, im ganzen freundlich und mit Vertrauen entgegen, zwar waren meine Vorgesetzten mit meiner Thätigkeit zufrieden und mein Umgang in der Stadt, sowie im Bezirke gewann mehr und mehr an Annehmlichkeiten, aber das alles konnte mich nicht vor der Erkenntniß schützen, daß ich vielen Lehrern und Schülern gegenüber unfrei war und die belebende, fruchtbringende Wechselwirkung entbehren mußte. Was ich mit Mühe und Aufopferung gewonnen und erstrebt hatte, konnte wohl anregen, aber doch nicht hinreichen, manche Mängel zu ersetzen. Wenn es ja auch in den Schulen und unter deren Lehrern und Leitern in vielen Beziehungen besser geworden war, mich selbst konnten die vorhandenen Zustände doch nicht befriedigen. Sie waren nur eine Morgenröthe, aber noch kein Tageslicht. — Wie oft beneidete ich in solchem Gefühle meinen Collegen um seine

deutschen Schulen, und wie ging mir das Herz auf, wenn mir das Glück zu theil wurde, einmal wieder deutsche Schulen revidiren zu können. In solcher Stimmung schrieb ich denn auch dem Freunde, dankte ihm für die Anregungen und Belehrungen, welche mir seine Arbeit gebracht hatte, und sprach meine Befriedigung darüber aus, daß wir in der Hauptsache übereinstimmten, daß die Differenzen weniger das Qualitative als das Quantitative beträfen, und daß in Hinsicht auf letztere Unterschiede die Lehrer schon die Beschränkungen unternehmen würden. Zugleich bat ich ihn, mir mitzutheilen, welche Fibeln in den polnischen Schulen Schlesiens gebräuchlich seien, und ob darin etwa der Kinderfreund von Preuß und Vetter gebraucht werde.

Aber was weiter? — Je mehr man über die Angelegenheit zu reden begann und andere fragte, desto widersprechender waren die Ansichten, welche man zu hören bekam und welche oft nur auf reines Nichtsthun ausliefen. Ich nahm auch Gelegenheit, mir im Seminare Rath zu erholen und dem Director und den Lehrern darzulegen, was von meiner Seite bisher geschehen war. Faßte ich alles Gehörte und Besprochene zusammen, so ergab sich zunächst, daß ein speciell ausgearbeiteter Lehrgang für die Anschauungs- und Sprechübungen zwar etwas sehr Nützliches und Nothwendiges sei, daß aber eine bessere Fibel und ein sich anschließendes Lesebuch vor allem andern noth thue. Daneben scheine es erforderlich, allen sich widerstrebenden Ansichten und oft sehr unbestimmten Verfügungen durch eine allgemeine, planmäßig ins einzelne eingehende Instruction entgegenzutreten. Die Nothwendigkeit einer ebenso bestimmten als festen Regelung des Gegenstandes durch allgemeine Normen und dessen genaue Begrenzung im Verhältnisse zur Schule und zum Leben sei um so mehr außer Zweifel, wenn man erwäge, daß leider seit dem Jahre 1848 auf diesem Gebiete Willkür, Trägheit und persönliche Abneigung nachtheilig eingewirkt und den Gegenstand benutzt haben, nur

Widerwillen gegen die Schule einzuflößen. Eine feste Normen gebende Instruction dürfte dagegen nicht bloß dem denkenden, willensfreudigen Lehrer schon jetzt Fingerzeige und Haltpunkte geben, welche seine Bestrebungen regeln, sondern sie würde auch den trägen zur größern Aufmerksamkeit und Thätigkeit nöthigen und in die gesammte Arbeit der Betheiligten die jetzt noch überall mangelnde Einheit bringen. Sie würde zugleich den Kern und Mittelpunkt bilden, auf welchen alle weiteren Schritte bezogen werden, und an welchen sich alle nöthigen Belehrungen fruchtbringend und natürlich anschließen könnten, somit aber auch den Seminaren von größtem Nutzen sein.

Sonach griff ich denn wieder zur Feder und arbeitete mit Benutzung aller bisherigen Erfahrungen und Belehrungen eine umfangreiche Instruction für die Ertheilung des deutschen Sprachunterrichtes in polnischen Schulen aus. Sie enthielt in 22 Paragraphen scharf ausgeprägt zunächst das Nöthigste über Zweck und Ziel, gestützt auf bereits ausgesprochene allgemeine Grundsätze, sodann Vorschriften über eine angemessene Schuleinrichtung im allgemeinen und im besondern, endlich specielle Winke für die Lehrer und Schulaufseher.

Im Mai 1852 war die Arbeit gethan, und ich legte sie dem Minister mit dem Bemerken vor, daß der von mir bereits ausgearbeitete Lehrgang für den ersten Anschauungsunterricht und die Sprachübungen in wesentlicher Uebereinstimmung mit Bogedains Gutachten nur weniger Aenderungen, beziehungsweise Erweiterungen bedürfe, im Herbste druckfertig sein und sich an die Instruction anschließen könne. Eine Antwort und Entscheidung auf diese Eingabe — blieb aus! — Ob ich zu wenig oder zu viel verlangte, ob man die etwa sich anknüpfenden Kosten scheute, ob eine höhere Politik und andere Interessen es rathsam machten, die Angelegenheit ruhen zu lassen, entzieht sich meiner Einsicht und Kenntniß; — genug, es blieb alles, wie es gewesen. Nur ich selbst fühlte die

Folgen der angestrengten Arbeit in meinem ganzen Befinden und insbesondere in einer nervösen Abspannung mit Schlaflosigkeit.

Aber die bessere Jahreszeit war gekommen und damit die Verpflichtung, wieder zu reisen und persönlich anzuregen. Wenn der kurze Sommer unbenützt vorüberging, so war vom Herbste und harten Winter wenig zu hoffen. Deshalb traf ich meine Vorbereitung für eine Revisionsreise von mindestens drei Wochen, und obgleich die Cholera in einzelnen Kreisen des linken Weichselufers sporadisch auftrat, ließ ich mich nicht abschrecken, diese Kreise zu besuchen.

Der Anfang meiner Reise versprach nicht viel Gutes. Als ich über die Weichsel gesetzt und in das Städtchen Mewe einfuhr, begegnete mir ein Leichenzug. In Pelplin, dem Bischofssitze, nahm ich Nachtquartier und mußte als unerwarteter Gast mit einem sehr unverdaulichen Abendessen in Gestalt eines alten Huhnes zufrieden sein. Schon am andern Morgen fühlte ich mich unwohl, legte aber kein besonderes Gewicht darauf und fuhr bis Czersk, wo ich die stark überfüllte Schule revidirte, mir ohne Appetit ein sehr frugales Mittagessen einquälte und sodann meine Reise mit dem Gefühle stärkern Unbehagens fortsetzte. In einem fast durchweg deutschen Dorfe hielt ich wieder an. Schule und Lehrer machten mir Freude; ich vergaß mich selbst und schulmeisterte einige Stunden, ohne auf ein immer stärker werdendes Kopfweh sonderlich zu achten. Zum Schlusse sangen die Kinder einige Lieder, welche der brave Lehrer gar lieblich mit der Flöte zu begleiten verstand. Als ich Abschied nahm, frug er theilnehmend, ob ich unwohl sei, ich sähe bleich aus. Der gute Mann hatte mit seiner Vermuthung Recht; denn im nächsten Dorfe mußte ich bei dem Pfarrhause anhalten und den geistlichen Herrn, welcher alsbald an der Schwelle erschien, geradezu fragen, ob er mich über Nacht behalten wolle, ich sei krank geworden und fühle mich unfähig, weiter zu fahren. Mit Freuden und herzlicher

Theilnahme wurde meine Frage von dem wackern Manne, einem biedern Westfalen, bejaht und alsbald für mich und meinen Kutscher das Nöthige angeordnet. Dem freundlichen Wirthe zu gefallen zwang ich mich, etwas Weniges zu genießen, bat aber um baldige Nachtruhe und um Fliederthee, weil ich hoffte, dadurch wieder am sichersten für den andern Tag reisefähig zu werden. Meine Hoffnung wurde auch insoweit erfüllt, als ich früh am Morgen mit Dank gegen meinen gütigen Wirth weiter reisen konnte. Ich erreichte glücklich, wenn auch nicht heiter und nicht wesentlich erleichtert, das Städtchen Hammerstein im Schlochauer Kreise, wo ein Bezirksschulinspector als Dechant residirte, welcher angewiesen war, mich zu begleiten und wegen einer neuen Schuleinrichtung in der nahen Glashütte mit mir zu verhandeln. Den Tag nach meiner Ankunft mußte ich jedoch im Pfarrhause wieder das Bett hüten, und erst am Morgen darauf konnten wir versuchen, unsere Geschäfte zu erledigen. Es gelang; aber ich fühlte doch, daß es am besten und sichersten sei, die Reise nicht weiter fortzusetzen, sondern auf dem nächsten Wege zurückzukehren. Aber es war leider schon zu spät. In Konitz fühlte ich mich so elend, daß im Gasthofe Halt gemacht und wieder das Bett gesucht werden mußte. Gegen Abend wurde mein Zustand so bedenklich, daß ich zum Arzte schickte und meinen Kutscher bat, während der Nacht bei mir zu bleiben. Der Arzt kam erst in später Abendstunde, ergriff nach kurzem Gruße sofort das Licht, leuchtete mir damit scharf ins Gesicht und sagte: „Die Cholera haben Sie nicht.“ — Dessen war ich herzlich froh, weniger aber erquickte mich die Aussicht auf ein demnächst bevorstehendes Brechpulver. Meine bescheidenen Bedenken wurden mit einem entschiedenen „Sofort!“ niedergeschlagen, und gegen Mitternacht folgte dann auch eine Wirkung, welche Schweiß und Schlaf bis zum Morgen herbeiführte. Der Arzt war befriedigt, ordnete noch Ruhe bis zum Mittage an

und erklärte, ich könne alsdann mit etwas Haferschleim und einigen seiner Tropfen im Magen meine Reise nach Hause wagen. So geschah es denn auch, und nach einer langen und bangen Fahrt hielt endlich in später Nachmittagsstunde der Wagen vor meiner Behausung. Langsam mühte ich mich die Treppe hinauf. Meine Frau kam mir entgegen und brach bei meinem Anblick in Thränen aus. Da keine briefliche Nachrichten von mir gekommen waren, hatte sie schon Sorge gehabt, und diese wurde durch mein krankhaftes Aussehen bestätigt. Ich verlangte nur nach dem Bette und einem Arzte. Dieser kam bald. Ich hörte nur noch, daß er leise frug, warum nicht früher geschickt worden sei, und verlor dann das Bewußtsein.

Die Reise schloß mit einem heftigen gastrischen Fieber, welches mich wochenlang ans Lager fesselte und Monate hindurch mir alles Essen verleidete und fast jede Arbeit unmöglich machte. Langsam, sehr langsam schritt die Genesung vorwärts, und ich mußte mich für diesen Sommer und Herbst nur auf einige Conferenzen beschränken, welche an Orten abgehalten werden konnten, die nicht zu entfernt waren und ein gutes Nachtlager in Aussicht stellten.

Erst als der November herankam, fühlte ich mich wieder genesen und fähig, am geselligen Verkehre theilzunehmen. Dieser gestaltete sich sehr angenehm. Die politische Aufregung der letzten Jahre hatte einer ruhigern Stimmung Platz gemacht, die Politik trat in der Unterhaltung fast ganz zurück, und Gespräche über Literatur und Kunst behaupteten wieder ihre frühere Stelle. Appellhof und Regierung standen wieder in freundlichem Verhältnisse, und auch das Gymnasium war in einzelnen Persönlichkeiten, insbesondere in seinem als Schriftsteller über Goethe bekannten Director, Vertreter einer angenehmen Geselligkeit, welche durch Einfachheit in den materiellen Genüssen dem Theilnehmer wesentlich erleichtert wurde. Der

gefürchtete Winter verstrich um so angenehmer, als es mir auch nicht an Besuchen und Verkehr mit manchem wackern Geistlichen fehlte. Unter diesen nenne ich besonders den kenntnißreichen, auch für Erziehung und Unterricht warm fühlenden Professor Dr. Hasse vom Priesterseminar in Pelplin. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, ihn in meinem Hause willkommen zu heißen und mich seiner Unterhaltung zu freuen. Ihm legte ich auch den Plan und später das Manuscript zu meiner 1855 erschienenen Volksschulkunde zur Prüfung vor und stand noch lange nach meinem Abgange von Marienwerder mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel. Im Jahre 1867 sah ich ihn während meines Aufenthaltes in Berlin als Abgeordneter zum letztenmal. Einige Jahre darauf reiste er als Delegirter seines Bischofs und als dessen Generalvikar zu einer Bischofsversammlung nach Fulda, erkrankte und starb aber auf der Reise.

Meine Erfahrungen und die Unterhaltungen mit diesem Freunde befestigten mich immer mehr in der niederschlagenden Ueberzeugung, daß es den Lehrern durchweg an anregender Lectüre fehle, und daß diesen Mangel die angeordneten Conferenzen nur unvollkommen ersetzten. In den Bibliotheken der Lehrer selbst sah es gar öde und traurig aus, und den Conferenzleitern fehlte es auch großentheils an Bekanntschaft mit der pädagogischen Literatur und den neueren Fortschritten auf diesem Felde.

Beispiele hierzu erlasse ich mir gerne, verkenne aber den regen Willen nicht, welchen manche Inspectoren an den Tag legten. Unter den damals der Regierung zur Hebung des katholischen Schulwesens von mir unterbreiteten Vorschlägen war neben passend einzurichtenden Lesezirkeln auch die Gründung einer pädagogischen Zeitschrift, eines westpreußischen Schulblattes. Ich hoffte, durch diese beiden Mittel die Lehrer vom politischen Treiben abzuleiten und mit Ansichten und Grundsätzen auszurüsten, welche den Lehrerberuf in seiner

hohen Aufgabe erkennen lassen und der Jugend und dem Volke in rechter Weise entgegenkommen. Ich verlangte zur Verwirklichung dieser Vorschläge eine Unterstützung des Staates und verband damit zugleich den Wunsch, daß einzelnen Lehrern, welche sich in den Conferenzen durch Eifer und durch Ausarbeitung guter Aufsätze auszeichneten, zur Aufmunterung und Belehrung zweckmäßige Schriften geschenkt würden. Auch fehlte es nicht an dem Hinweise darauf, daß durch Verwirklichung meiner Vorschläge die deutsche Sprache, deutsches Leben und Denken in den Lehrerkreisen wesentlich gefördert würden.

Was die Zeitschrift anlangt, so darf die damalige Zeit nicht mit dem Maße der heutigen gemessen werden. So viel ich mich erinnern kann, existirte damals in der Provinz kein Schulblatt, am allerwenigsten ein katholisches, und wer das Bedürfniß eines solchen fühlte, mußte sich nach außen wenden. Ich selbst sandte damals einige Abhandlungen in eine katholische Zeitschrift, welche ein rheinischer Lehrer, Namens Baegs, gegründet hatte. Professor Hasse suchte als Redacteur des katholischen Wochenblattes für die Diöcesen Kulm und Ermland durch das Medium der deutschen Sprache und auch durch einzelne pädagogische Abhandlungen auf die Lehrer einzuwirken, aber in der Hauptsache diente sein dankenswerthes Bemühen doch kirchlichen Interessen. Ein Schulblatt, wie ich es wünschte, sollte zwar die polnische Sprache nicht ganz beiseite lassen, aber doch kerndeutsch sein und sich durchaus auf dem Gebiete des Praktischen bewegen, deshalb auch den Zusammenhang der Schule mit dem kirchlichen Leben festhalten und pflegen; politische Erörterungen aber sollten fern bleiben.

Von diesen Vorschlägen fand der letzte die meiste Beachtung, leider aber wenige Beihilfe. Unter den obwaltenden Verhältnissen war möglichste Billigkeit des Preises die erste Bedingung, deshalb aber auch ein Verleger schwer zu finden, wenn ihm nicht eine staatliche Unterstützung in sichere

Aussicht gestellt werden konnte. Ebenso schwierig war die Frage nach Mitarbeitern. Ob auf die beiden katholischen Schulräthe der Provinz und auf die Schulinspectoren gebaut werden dürfte, war sehr ungewiß, und wesentlich mußte auf das Seminar gerechnet werden. Trat ich selbst, wie kaum anders zu erwarten, an die Spitze, so war auch vorauszusehen, daß mir größtentheils die Sorge für den gesammten Inhalt überlassen bleiben würde. Doch das hätte mich nicht abgeschreckt. Ich hoffte, daß auch mir gelingen würde, was meinem Freunde, dem schlesischen Schulrath Barthel, als Herausgeber des Jugendbildners möglich gewesen, obgleich, je näher ich der Ausführung trat, desto mehr Bedenken erhoben wurden. Mannigfache Verhandlungen und Correspondenzen wurden angeknüpft; aber bald wurde mir auch klar, daß ich wesentlich auf mich selbst vertrauen müsse, und daß auf eine staatliche Unterstützung vorerst nicht zu rechnen sei.

So verzögerte sich denn die Ausführung eines unzweifelhaft guten Planes immer weiter, bis ich ihn endlich vorläufig fallen ließ, doch aber meinem Nachfolger empfahl. Diesem gelang einige Zeit später die Ausführung und der Erwerb einer staatlichen Unterstützung. Aber er selbst blieb nur wenige Jahre im Amte, und das Unternehmen schlief ein, um nicht wieder zu erwachen. So wird überall im Leben des Gedankens Blässe den besten Entschlüssen angekränkelt, und viel des Guten und mancher große Zweck bleiben unerreicht, weil man kleine Mittel scheut.

Ein anderes Unternehmen hatte glücklichern und schnellern Erfolg. In Marienwerder und den nächsten Umgebungen befanden sich etwa 60 katholische schulpflichtige Kinder, welche fast ausnahmslos den ärmeren Ständen angehörten und ohne Religionsunterricht waren. Nur in der Fastenzeit konnte der Kaplan aus dem dreiviertel Meilen entfernten

polnischen Pfarrdorfe die größeren Kinder wöchentlich in einigen wenigen Stunden zur Beichte und heiligen Communion vorbereiten. Ich verständigte mich bald mit dem eifrigen und wohlmeinenden, mir befreundeten Pfarrer dahin, daß dieser sehr beschränkte Unterricht nicht ausreiche, und daß dafür gesorgt werden müsse, der katholischen Schuljugend einen geregelten Unterricht das ganze Jahr hindurch zu ermöglichen. Die Regierung war bald für diesen Plan gewonnen; mehr Schwierigkeiten aber fanden wir bei der städtischen Behörde. Endlich wurde doch eines der Zimmer im Schulgebäude für den fraglichen Zweck zugestanden, und somit versammelte der junge und rüstige Kaplan wöchentlich an einem freien Nachmittage die liebe Jugend zum Religionsunterrichte um sich. Der Pfarrer nahm Antheil, soweit es seine ausgedehnten Amtspflichten irgend gestatteten, und ich selbst unterließ nicht, auch dem Unterrichte öfters beizuwohnen und als Lehrer mitzuwirken. Des Beispiels halber schickte ich auch meine beiden jüngsten Kinder in diesen Unterricht und wehrte nicht, daß sie mitten zwischen der Armuth ihre Plätze fanden. Bald knüpfte sich auch an diese Einrichtung eine Weihnachtsfeier mit Bescherung für die Aermsten; meine Frau und einige andere Damen unterzogen sich den Bittgängen um milde Gaben und der Sorge für Einkäufe, und ich freue mich noch heute dankbar der Bereitwilligkeit, mit welcher auch die nichtkatholische Bevölkerung, selbst jüdische Kaufleute, einen Beitrag lieferten. Ich vergalt dieses Entgegenkommen mit einem zum Besten einer evangelischen Armenschule gehaltenen Vortrage über das Weihnachtsfest in seiner Einwirkung auf die Kunst. Er wurde mit warmem Beifalle aufgenommen, brachte dem guten Zwecke einige Unterstützung und veranlaßte mich später, ihn zum dauernden Andenken meinem „Lese- und Bildungsbuche für höhere Schulen, insbesondere für katholische Töchterschulen“ einzuverleiben.

Noch eine andere Angelegenheit beanspruchte damals meine Zeit und Kraft. Die Katholiken Marienwerders und seiner Umgebung waren noch ohne Kirche. Sie mußten zum Gottesdienste nach dem bereits erwähnten Dorfe Tiefenau wandern, wo die Deutschen nur jeden dritten Sonntag eine Predigt in ihrer Sprache hören konnten. Zwar war ein guter Bauplatz in der Stadt angekauft; auch der Plan zur Kirche war fertig und der hochherzige König Friedrich Wilhelm IV. soll ihn selbst noch eigenhändig verbessert haben; aber die Mittel fehlten, die Ausführung stockte, und die Aussichten auf baldigen Angriff des Baues wurden immer bedenklicher. Auch für die innere Ausschmückung der Kirche war im Kostenanschlage nur unzureichend gesorgt.

In Erwägung dieser Umstände traten der Pfarrer, ein Kreisbaumeister und ein Gerichtsactuar mit mir zusammen, um die Theilnahme auswärtiger Glaubensgenossen zu erwecken und auf diese Weise ausreichende Mittel zur würdigen innern Ausschmückung des künftigen Gotteshauses zu schaffen. Wir ließen die Kirche, wie sich solche in ihrer künftigen Vollendung darstellen würde, sauber lithographiren, schrieben an viele Bischöfe, an hervorragende Katholiken der Aristokratie und an eine Menge anderer Personen, von welchen guter Wille und gute That zu erhoffen war. Unseren Bittgesuchen wurde die Lithographie meistens noch beigefügt. Wochenlang war besonders meine Person mit den Concepten der verschiedenen Briefe beschäftigt, und die Correspondenz schwoll zu einem ansehnlichen Actenstücke heran. — Auch diese Arbeit blieb nicht ohne Erfolg. Sie brachte uns außer mancher interessanten Zuschrift eine Unterstützung von nahezu 2000 Mark, welche ziemlich hinreichte, um späterhin das Innere der Kirche mit zwei Seitenaltären auszuschmücken, an deren Anblick, sowie an der Vollendung des ganzen Baues ich mich nicht mehr erfreuen sollte. Ich wurde durch dieses Unter-

nehmen und den sich daran knüpfenden Briefwechsel wiederum lebhaft überzeugt, daß die Dürftigkeit und die Armuth stets zu milden Zwecken verhältnißmäßig am opferfreudigsten sind, und daß das Scherflein der Wittwe auch noch heute seinen Werth und seine Geltung hat.

So verging wieder ein Winter unter mancherlei Arbeiten, nicht selten auch durch heitere, Geist und Herz anregende Geselligkeit verschönert. Die Zahl meiner Bekannten und Freunde mehrte sich, und in den Kreisen der Regierung sowie des Appellhofes waren meine Frau und ich gerne gesehen. Mit besonderem Danke muß ich noch heute anerkennen, daß meine religiöse Ueberzeugung geachtet und niemals durch verletzende Erörterungen gekränkt wurde, und daß wir gerade in denjenigen protestantischen Familien, in welchen eine gläubige Richtung zu Tage trat, oft Sympathien und das freundlichste und rücksichtsvollste Entgegenkommen fanden.

Unter meinen damaligen Freunden und Bekannten war mir auch ein junger Gymnasiallehrer besonders werth geworden. Er hatte nach seiner Berufung an die Anstalt mir einen Besuch gemacht, und sein offenes, heiteres Wesen, sein Interesse für Literatur und Kunst glichen den Unterschied der Jahre zwischen uns angenehm aus. Der junge Mann wurde bald Hausfreund, nahm gern und ungenirt an unserm Abendessen oder am Kaffee, wie es sich gerade traf, theil und verkürzte uns manchen langen Winterabend. Meine Versetzung betrübte ihn sehr. In einer der letzten herzlichen Stunden, welche ich ihm noch widmen konnte, bat er mich um ein Thema für eine schriftliche Arbeit innerhalb seiner Wirkungssphäre. Ich rieth ihm, Goethe's Ansichten über Erziehung zu sammeln, zu ordnen und mit einer erläuternden Einleitung zu versehen, da er ja diesen Classiker besonders verehre und gegen meine Kritik oft lebhaft vertheidigt habe. Im Jahre 1858, nachdem ich mich bereits in Trier eingelebt,

aber unsere freundlichen Beziehungen keineswegs vergessen hatte, erhielt ich denn auch eines Tages neben einem herzlichen Briefe ein Schriftchen mit dem Titel: „Grundlinien der Pädagogik Goethe's." Von A. Oldenberg. 162 Seiten in kl. 8⁰. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung, 1858. In der Vorrede erwähnt der Verfasser dankbar unsern frühern Verkehr und die ihm dadurch gegebene Anregung zur Herausgabe seiner Schrift. Diese bietet in 19 Kapiteln eine sachlich und fachlich geordnete Zusammenstellung der Gedanken des Dichters und Weltmannes über Erziehung und Unterricht, nachdem in der vorausgeschickten kurzen Einleitung der Leser stofflich und geschichtlich hinreichend orientirt wurde. — Man mag nun zu dem Dichter eine Stellung einnehmen, welche man will, immer werden die Gedanken eines hochbegabten, vielseitig erfahrenen Geistes über einen so wichtigen Gegenstand interessant und beachtenswerth bleiben. Denen, welche hieran zweifeln sollten, weil sie des Dichters Standpunkt zur Religion und Ethik, zur Politik und Geschichte mißbilligen, möge unvergessen bleiben, daß man immerhin prüfen und das Beste behalten soll, und daß ein reiches Leben auch reiche Erfahrungen bietet. Wer hieran zweifelt, dem sei beispielsweise folgende Stelle aus des Dichters Lehrjahren (8. Buch Kap. 3 und 5) gewidmet.

> „Glaube, Liebe und Hoffnung stehen als Erziehungsmittel höher als Einsicht, Beharrlichkeit und Zutrauen. Der Weltkluge weiß über Irrthümer zu spotten, aber sie nicht zu heilen. Er wird dem Irrenden gleich zurufen, und wenn er ein Nachtwandler wäre, aber nicht die sanfte Geduld des Arztes haben, Wunden leise zu verbinden und die Genesung abzuwarten." —

Wer so urtheilen konnte, der wird ungeachtet seiner Schwächen und Irrthümer, oder vielleicht gerade wegen solcher und deren Folgen, auch auf den Gebieten des Unterrichts und der Er-

ziehung doch in manchem ein Lehrer und Warner sein können. Der Verfasser des Schriftchens wurde bald nach meiner Versetzung in die Provinz Pommern geschickt und hat mich später noch bisweilen mit Grüßen und Zuschriften erfreut. Unser Briefwechsel schlief jedoch allmählich ein, wesentlich wohl durch meine Schuld, da die wachsenden Berufsgeschäfte mich zu einer auf das Nöthigste und Nächste gerichteten Concentration zwangen. Ob mein Freund noch lebt, und wo er lebt, ist mir zur Zeit unbekannt; aber gerne mag ich doch in diesen Lebensblättern seiner Schrift gedenken, welche noch heute beachtenswerth für Freunde der Pädagogik sein dürfte, und in deren Literatur eine ebenso eigenthümliche als interessante Stelle behauptet. Wenn ich nicht irre, so hat er auf diesem Felde der Goethe-Literatur auch nur einen Rivalen in der Person eines gewissen Dr. Meyer gehabt.

Der kurze Sommer nöthigte wieder zum Reisen. Es ist ebenso belehrend als interessant, Schulen wieder zu besuchen, welche man vor längerer Zeit revidirt hat; jedenfalls lernt man für sich selbst und die künftige Aussaat.

Meine Hauptreise nahm wieder mehrere Wochen in Anspruch und erstreckte sich daher auf einen Kreis, welchen ich vor anderthalb Jahren besucht hatte. So ganz ohne Befriedigung blieben meine Erfahrungen nicht. Ich fand bei manchen Lehrern einen gesteigerten Berufseifer und ein regeres Streben nach Fortbildung, und einzelne zeigten mir mit einiger Genugthuung die mittlerweile angeschafften Bücher. Nicht wenig freute mich auch das Entgegenkommen einzelner Schulinspectoren und deren Bereitwilligkeit zur Leitung von Conferenzen. Mochte auch in dieser Beziehung manches noch Schale ohne entsprechenden Kern sein, immerhin durfte ich mich der Hoffnung hingeben, daß sich mit der Zeit auch der rechte Inhalt finden werde. Schon das häufige Zusammenkommen der Lehrer mit ihren Vorgesetzten hatte seinen Nutzen. Das

Standesbewußtsein wurde gekräftigt und ein größerer Wetteifer erregt.

Am eifrigsten war der wackere Domherr und Kreisschulinspector Martin T. in Schr. — Er versammelte nicht bloß jeden Monat die Lehrer des Bereiches um sich und erquickte sie mit geistiger Speise, sondern der wohlwollende Mann dachte auch, daß sie auf dem Heimwege verschmachten könnten und labte sie vor dem Scheiden noch oft und gerne mit leiblicher Nahrung im Geiste des Evangeliums. Die Lehrer ließen es auch nicht an dankbarer Anhänglichkeit fehlen. An seinem Namenstage erfreuten sie ihn mit einem Liede, welches ein Conferenzmitglied gedichtet und componirt hatte. Bei meinem Besuche wurde es mir mitgetheilt und möge hier folgen. Sollte es nicht ganz dem Geschmacke poetisch angehauchter Leser entsprechen, so wollen diese bedenken, daß des Poeten Muttersprache die polnische war! Also:

„Für uns kann's nichts Schön'res geben,
Als vereint in Schr. zu leben,
Wo uns wird das Herz erfreut,
Monatlich in der Conferenz!

Ja, des Domherrn Lehr und Worte
Sind erquickend hier und dorte,
In der Kirche, wie auch hier
Sind sie ja des Volkes Zier.

So wie einst Martin der Reiter
That für unsere Kirche streiten,
So ist er auch unser Heil,
Gottes Segen sei sein Theil.

Dies, dies fühlen wir ja alle,
Darum singen wir mit Schalle
Dieses Lied mit Dankbegier
Unserm hohen Gönner hier.

Gott erhalt Sie uns noch lange
Forthin auf dem Lebensgange,

Uns zur Freude und zum Schutz,
Bieten Sie den Feinden Trutz! [1]

Nun zu Ihrem Namenstage
Bleibe ferne Sorg und Plage,
Gott erfreue Ihren Geist,
Und sein Name werd' gepreist.

Nicht überall boten aber meine Reisen solch' freundliche Bilder eines zufriedenen Zusammenlebens und Wirkens. Ich hatte leider diesmal Veranlassung, an einigen Orten mit aller Kraft als Friedensstifter zwischen dem Geistlichen und dem Lehrer aufzutreten und öffentlichem Aergerniß ein Ende zu machen. Konnte ich wissen oder auch nur hoffen, daß mir diese Aufgabe gelingen werde? Daß Verfügungen oft in dieser Richtung ihren Zweck verfehlen, hatte ich leider schon erfahren. — In der Regel liegt die Schuld auf beiden Seiten; aber derjenige Theil, welcher sich ein höheres Maß von Bildung zuschreibt oder an Jahren überlegen ist, sollte auch der mildere und versöhnlichere sein. Schule und Kirche bleiben immer in ihrem innersten geistigen Wesen verwandt, und treten zwischen beiden Zwistigkeiten ein, so pflegt sich alsdann leicht zu bewahrheiten, was wir so oft im gewöhnlichen Leben erfahren, daß Streitigkeiten zwischen Verwandten die schlimmsten und gehässigsten sind. Und wenn beide, der Geistliche und der Lehrer, sich nicht mehr um einander bekümmern wollen und Rücken gegen Rücken arbeiten, so bleibt doch auch in solch einem traurigen Falle das Wort der Schrift wahr: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich." — Es bleibt niemals bei der bloßen Gleichgiltigkeit. Mögen sich das diejenigen gesagt sein lassen, welche der Trennung von Schule und Kirche oder von Staat und Kirche stets eifrig das Wort reden.

---

[1] Anspielung auf das nahe Schneidemühl und Czerski, welcher damals eifrig bemüht war, unter den Lehrern Freunde zu werben.

In Fällen, wo es sich um Versöhnung von Gegensätzen handelt, verfehlt man zumeist seinen Zweck, wenn man die feindlichen Parteien sofort einander gegenüberstellt. Die Gemüther erhitzen sich dann nur stärker, und es entbrennt unter gegenseitigen Widersprüchen noch ein heftigerer Kampf, welcher in der Unversöhnlichkeit befestigt. Ich zog es daher stets vor, jeden einzelnen erst besonders zu hören und ihn sich rein aussprechen zu lassen. Das erforderte allerdings oft einen großen Vorrath an Zeit und Geduld, aber es hatte auch den Nutzen, daß es den Sprecher wesentlich entlastete und damit zugleich Beruhigung und eine mildere Stimmung herbeiführte. Mir selbst gewährte es den Vortheil einer genauern Einsicht in den Sachverhalt und gelegentlicher Beleuchtung einzelner Mißverständnisse und allzu leidenschaftlicher Auffassungen. Unter vier Augen ließen sich alsdann auch die persönlichen und allgemeinen Nachtheile klarer stellen, welche dem einzelnen aus den bestehenden Zerwürfnissen erwachsen mußten. In einem der vorliegenden Fälle war ich so glücklich, eine vollständige, und wie die spätere Zeit lehrte, auch eine dauernde Versöhnung zu erreichen. Der noch junge Lehrer bot mit Thränen im Auge die Hand zum Frieden. Im andern Falle mißglückte mein Versuch. Hier standen ein junger Pfarrer und ein älterer Lehrer von polnischem Adel einander gegenüber. Ursache des Streites hatte, wie gewöhnlich, der Küsterdienst gegeben und zwei gleichharte Köpfe zusammengebracht. Ich schied mit der Ueberzeugung, daß der vorhandene Riß nach meiner Abreise nur noch größer werden würde, und daß hier bessere Zustände nur durch eine Versetzung des Lehrers hergestellt werden könnten.

Dieser Mißerfolg, mit welchem die Reise endete, hatte mich auch mißmuthig gestimmt. Im Geiste sah ich zugleich die erhebliche Arbeit eines Berichtes über die Revision von 30 Schulen vor mir, nicht zu gedenken der mannigfachen Anträge, Be=

schwerden und Bitten, welche ich von der Reise zur baldigen Erledigung mit nach Hause brachte.

Auch hier fand ich die Stimmung keineswegs rosig. Von meinem Vater und von Freunden aus der Heimat waren Briefe nicht tröstlichen Inhaltes eingegangen. Uebereinstimmend gingen die Nachrichten dahin, daß mein Vater die Entfernung von mir sehr schmerzlich empfinde, daß er mittlerweile stark gealtert sei, und wenn auch nicht an Berufseifer, doch an geistiger Frische abgenommen habe. Dies war mir genug, um den Entschluß zu einer Reise zu fassen, Urlaub zu erbitten und auf Flügeln der Sehnsucht wieder dorthin zu eilen, wo ich zwölf der schönsten Jahre mit dem Vater gelebt und gewirkt hatte. Schon das erste Wiedersehen, mehr aber noch der weitere Verkehr mußten mich überzeugen, daß seine Schultern der auf ihm lastenden Würde nicht mehr gewachsen waren. Die Häufung zweier Aemter, die Kassenführung und Leitung des Seminars sowie der Bürgerschule drückten zu sehr auf die Schultern des Greises, welchem jetzt die bereitwillige Stütze und der Trost des rüstigen Sohnes fehlten. Es gelang mir auch bald, dem selbstlosen, nur der guten Sache ergebenen, an eine einfache Lebensweise von Jugend auf gewöhnten Manne den Rücktritt von einem dieser beiden Aemter als Nothwendigkeit vorzustellen. Er entschloß sich, die Leitung des Lehrerseminares aufzugeben und sich nur noch auf das Rectorat der Bürgerschule zu beschränken, also einer Stadt und Anstalt treu zu bleiben, in welcher er schon im Juli 1845 sein 25jähriges Jubiläum gefeiert und das Ehrenbürgerrecht erhalten hatte. Mit dem bisherigen ganzen Gehalte und dem rothen Adlerorden 4. Klasse nahm er bald darauf Abschied vom Seminar, welches ihm und seinem rastlosen Eifer für das Schulwesen des Eichsfeldes eigentlich seine Existenz zu danken hatte. Nachfolger wurde ein wackerer Geistlicher aus Westfalen.

Auf der Rückreise weilte ich einen Tag in Berlin, um einigen Herren aus dem Ministerium, insbesondere dem Minister v. Raumer, meine Aufwartung zu machen. Ein stattlicher, hübscher Mann noch in guten Jahren, empfing er mich ziemlich trocken, und eine Unterhaltung wollte um so weniger in rechten Fluß kommen, als er auch nicht die geringste Frage nach meinem Wirkungskreise und den Erfolgen meiner Arbeiten that. Auf den geäußerten Wunsch, die Besoldungen der Lehrer erhöht zu sehen, verwies er mit Achselzucken auf die Schulordnung für Westpreußen, und als ich die dürftige Remuneration der Schulinspectoren beklagte, erwiederte er trocken: „Wenn sie ohne Geld nichts thun, dann auch nicht mit Geld.“ Ich schied in ziemlich frostiger Stimmung, und als ich bald darauf Stiehl traf und diesem von meiner Audienz mißmuthig erzählte, sagte er mit Lachen: „Ist uns nichts Neues.“ Ich habe diesen Minister nicht wieder besucht und auch nicht wieder gesehen. Bekanntlich starb er schon am 6. August 1859 im 54. Lebensjahr. Eines kleinen Vorfalles möchte ich bei dieser Gelegenheit noch gedenken. Es waren einige Personen anwesend, welche gleichfalls Audienz wünschten, und somit hieß es: Abwarten! Bald trat auch noch ein hübscher, junger Mann in derselben Absicht ein und nahm neben mir Platz. Sein offenes Gesicht sagte mir zu, und die Langeweile veranlaßte ein halblautes Zwiegespräch, aus welchem ich erfuhr, er habe kein Anliegen, sondern wolle nur dem Herrn Minister für die gewünschte Versetzung auf eine bessere, seinen Hoffnungen mehr entsprechende Schulstelle Dank sagen und ihm zugleich ein kürzlich verfaßtes Schriftchen überreichen. Er zog es wohlgefällig aus der Fracktasche und überreichte es mir. Es war eine etwa fingerstarke Broschüre, geheftet und unaufgeschnitten. Ein flüchtiger Blick ließ mich sehen, daß der Inhalt einige sprachliche Eigenthümlichkeiten eines von mir vergessenen antiken Clas-

sikers betraf. — „Schön!" sagte ich beim Zurückreichen, „aber ich sehe, das gewiß werthvolle Schriftchen ist noch unaufgeschnitten, das Lesen setzt Mühe, wenn auch nur eine ganz kleine, voraus. Alles machte sich leichter und angenehmer, wenn Ihr Werkchen gebunden und somit auch aufgeschnitten wäre!" — Der junge Mann sah mich verständnißinnig an, schob sein Buch alsbald wieder in die Tasche, flüsterte: „Ich danke Ihnen; ich komme morgen wieder" — und verschwand. Meine Bemerkung war gut gemeint, fiel anscheinend auch auf guten Boden und hat mich somit nicht gereut. Hier wiedergegeben, könnte sie vielleicht auch jüngeren Lehrern noch ein kleiner Fingerzeig sein.

Ziemlich verstimmt in meinem Berufskreise angelangt und in voller Beschäftigung mit meinen Reiseergebnissen wurde ich diesmal nicht gerade angenehm durch die abermalige Einladung zu einer Conferenz sämmtlicher Schulräthe der Provinz nach Königsberg überrascht, und wiederum war zum Termin der ungünstigste Monat des Jahres, der November, festgesetzt. Es waren sechs Gegenstände zur gemeinsamen Berathung vorgeschrieben, unter welchen ich Ergänzungen zu früheren Verordnungen über den Schulbesuch der Hütekinder und die Frage erwähne, durch welche Maßnahmen sich im Anschlusse an die den Confessionsunterschied nicht berücksichtigende Schulordnung vom 11. December 1845 dem confessionellen Bedürfnisse einer armen, weit zerstreuten Bevölkerung entsprechen lasse. In den Kreis der Berathungen sollte auch eine Geschäftsordnung für die ländlichen Schulvorstände und ein Regulativ für die Prüfung der Lehrerinnen und Erzieherinnen gezogen werden. Schließlich war die Frage gestellt, ob und wie die Bibel als Lesebuch in den evangelischen Schulen zu gebrauchen sei, und der Entwurf eines Unterrichtsplanes zur Anleitung der Schüler im Verstehen, Sprechen, Lesen und Schreiben des Deutschen für Schulen

verlangt, welche nur oder zum großen Theile von Kindern besucht werden, deren Muttersprache das Polnische (oder Litauische) ist.

Mir war das Correferat über ein Regulativ zur Prüfung der Lehrerinnen und Erzieherinnen zugetheilt worden, zur Erledigung des letzten Themas aber als Referent ein Schulrath berufen, welcher nur evangelische, d. i. deutsche Schulen zu beaufsichtigen hatte. Correferent war der katholische Schulrath des Danziger Bezirks.

Wenn der Oberpräsident die Berathung der Gegenstände ohne Mitwirkung des Ministeriums festgesetzt hatte, so konnte ich glauben, daß ihm meine bisherige Thätigkeit für das letzte Thema unbekannt geblieben war, und daß somit keine Zurücksetzung meiner Person obwalte oder beabsichtigt worden sei. Ich gab mich gern diesem Glauben hin, war aber doch durch die Vertheilung der Aufgaben unangenehm berührt. Dazu kam, daß die während des Sommers ausgeführten Reisen wieder meine Gesundheit angegriffen hatten, daß mir der Arzt ernstlich Schonung empfahl und die Reise nach Königsberg für bedenklich hielt. Ich bat daher den Oberpräsidenten, mich für diesmal zu dispensiren, da mein Befinden eine Reise in der unwirthlichen Jahreszeit nicht ohne Gefahr zulasse. Um aber zu beweisen, daß ich die mir zugedachte Arbeit nicht scheute, sandte ich zugleich einen umfangreichen Entwurf zu der in Frage stehenden Prüfung für Lehrerinnen und Vorsteherinnen von Erziehungs- und Schulanstalten ein. Welche Ansichten ich hatte, und welches Ziel meines Erachtens zu erstreben sei, möge aus der Schlußbemerkung zu dem von mir vorgelegten Reglement ersehen werden. Ich sagte:

„Für die Vorbereitung des weiblichen Geschlechtes zum Schulamte ist meines Wissens in unserer Provinz nichts oder nur äußerst wenig geschehen. Es waltet der Zufall. Bis jetzt ist auch die Zahl der an öffentlichen Schulen angestellten weiblichen Personen

noch sehr gering und meistens nur auf Lehrerinnen für die weiblichen Arbeiten beschränkt. Wo, wie in Westfalen und dem Rheinlande, Lehrerinnen häufig an Mädchenschulen in Stadt und Land angestellt werden, da hat sich auch bereits das Bedürfniß ordentlich eingerichteter Lehrerinnen-Seminare herausgestellt und einige Befriedigung gefunden. Principiell kann auch ich mich nur für die Vorbereitung in Seminaren erklären, weil die unvermeidlichen Veränderungen, Störungen und Zufälligkeiten, welche mit einer Privatvorbereitung verbunden zu sein pflegen, sehr übel auf die weibliche Charakterbildung einwirken müssen, und weil Fehler in dieser Bildung viel nachhaltiger sind und sich viel schwerer verbessern lassen als bei dem männlichen Geschlechte. Auch ist die Vorbildung im Seminar noch deshalb zu empfehlen, weil sie mit den eigenthümlichen Verhältnissen der Provinz in richtigen Einklang gebracht und das entsprechende Maß der Bildung dadurch mehr gesichert werden kann.

Aber ich darf um so weniger hoffen, daß zu einer solchen Bildungsanstalt Aussicht ist, da für jetzt die Zahl der Lehrerinnen überhaupt noch eine sehr geringe bleibt und das Bedürfniß vorläufig als nicht dringend genug erscheinen wird. Ob aber mit der Errichtung eines Seminars nicht auch das Bedürfniß geweckt werden dürfte, ist eine Frage, welche ich keinesfalls und ohne weiteres verneinen möchte. Ich muß mich aber wohl bescheiden, daß für jetzt nichts übrig bleiben wird, als die private Vorbildung, welche jedoch aus leicht begreiflichen Gründen nach Maßgabe eines ausführlichen Reglements mehr zu überwachen und in feste Grenzen zu bringen ist. Eine Vorbildung auf dem Lande, etwa in der Weise, wie sie die Instructionen für unsere Präparandenausbildung vorschreiben, halte ich für ganz unzulässig, schon aus dem Grunde, weil die künftigen Lehrerinnen nicht selten auch suchen werden, in gebildeten Familien als Erzieherinnen Eingang zu finden, und weil überhaupt der Mangel an äußerer, feinerer Bildung bei dem Weibe immer die schärfste Rüge findet und abstoßend wirkt. War es schon schwer, für die Präparanden passende Orte und Unterweisung ausfindig zu machen, so ist es noch entschieden schwerer für Präparandinnen.

Unter solchen Umständen wird voraussichtlich für jetzt und die nächste Zukunft nichts übrig bleiben, als die Vorbildung künftiger Lehrerinnen im Anschlusse an bereits bestehende höhere Schulanstalten für das weibliche Geschlecht. Es bleibt Angelegenheit

der betreffenden Regierungen, hier die richtige Wahl zu treffen und die Leiter einzelner Anstalten für den fraglichen Zweck aufzumuntern und durch Unterstützungen zu gewinnen. Im Bezirke Marienwerder dürften Graudenz, Kulm, Thorn und Marienwerder selbst ins Auge zu fassende Punkte sein, da sich hier bereits einzelne Anstalten finden, an welche sich kleine Privatseminare unter Rücksicht auf die confessionellen Verhältnisse anbauen ließen."

Aber mit dieser Arbeit sollte die Angelegenheit für mich noch nicht abgethan sein. Mitte November erhielt ich einen freundlichen Brief des Oberpräsidenten. Er sagte darin, daß er auf meine Anwesenheit Werth lege, und gerade, weil die katholischen Schulräthe sich in der Minderzahl befänden, würde das Ausbleiben des einzelnen recht bedauert werden. Besonders wünschenswerth scheine ihm, sich klar zu machen und sich darüber auszusprechen, inwiefern die vom Minister v. Raumer für die evangelischen Schulen erlassenen Regulative und Grundzüge auch für die katholischen Schulen auszubeuten seien. Er bat schließlich, zu kommen, wenn irgend möglich.

Nun war für mich kein Haltens mehr. Ich folgte der mittlerweile eingegangenen dringenden Einladung meines Freundes Dillenburger, Absteigequartier bei ihm zu nehmen, und verlebte in seinem gastlichen Hause und in seinem trauten Familienkreise Stunden herzlichen Zwiegespräches. In einer Abendgesellschaft, welche mein Freund den Collegen aus der Ferne gab, lernte ich auch den Professor Rosenkranz kennen, den Verfasser einer systematischen Pädagogik nach Hegel'schen Principien und mehrerer anderer Schriften, unter welchen mir damals die Charakteristik Goethe's und seiner Werke bekannt geworden war. Unter dem Ministerium Auerswald trat Rosenkranz (1848) als vortragender Rath in das Ministerium, und man glaubte sogar, er würde Cultusminister werden; er nahm aber schon 1849 seine Entlassung und kehrte in die

frühere Stellung als Professor zurück. Der feine Mann von aristokratischem Aeußern und Wesen hatte die Güte, sich längere Zeit mit mir zu unterhalten. Unser Gespräch betraf vorzugsweise den enthusiastisch verehrten Goethe, über welchen ich damals in mancher Beziehung noch anders empfand und dachte als in späteren Jahren.

Aus Rücksicht auf meine Gesundheit wurde die Führung des Protokolles über die Verhandlungen zu meiner großen Freude diesmal einem jungen Juristen übertragen, und daher mag es auch kommen, daß meine Notizen und Erinnerungen sehr dürftig sind. Auch das leibliche Befinden ließ mich an den Verhandlungen nicht den frühern lebhaften Antheil nehmen. Die Schleusen des Redeflusses waren diesmal entschieden weiter geöffnet als früher; dagegen fehlte es im ganzen an festen, bestimmt umgrenzten Resultaten. Endlos war die Debatte über die Stellung der Bibel und hier zeigte sich deutlich, daß auch im Schoße dieser kleinen Versammlung und ungeachtet der Zeitströmungen die Ansichten sehr auseinander gingen. Mein Entwurf einer Prüfungsordnung für Lehrerinnen und Schulvorsteherinnen fand die Zustimmung des Referenten und der Versammlung. Der Entwurf eines Unterrichtsplanes für polnische, beziehungsweise zweisprachige Schulen theilte das Schicksal der letzten Gänge an reich besetzter Tafel; man war bereits übersättigt und ermüdet. So viel ich mich noch erinnere, lief alles darauf hinaus, daß die Kinder die ihnen fremde Sprache aus der Uebung lernen sollten, etwa wie die Sprößlinge vornehmer Familien das Französische von ihrer Bonne lernen.

Aber die Regulative! Sie waren erschienen und mitten in die Versammlung gefallen. Im ganzen war die Stimmung der neuen Erscheinung nicht ungünstig; einzelne erblickten jedoch einen Fehlgriff des Ministeriums darin, daß die Regulative gerade in dieser Form erlassen waren, weniger wegen ihres Inhaltes, als wegen ihrer Allgemeinheit. Ein so großer

Staat, wie der preußische, habe in seinen natürlichen Bestandtheilen auch so verschiedene Eigenthümlichkeiten und Entwicklungsstufen, daß es ebenso mißlich als unpraktisch erscheinen müsse, das gesammte Elementarschulwesen ganz einförmig und so zu regeln, daß der oberste Leiter in der Metropole fast wissen könne, was zu jeder Tagesstunde vom Niemen bis zur Saar in den entlegensten Landschulen getrieben würde. Auch läge es doch allzu deutlich auf der Hand, daß durch diese Maßnahme mit einer bestimmten, klar hervortretenden Richtung oder Partei entschieden gebrochen werden solle. Dadurch würden die Verordnungen selbst wieder Parteischriften und müßten deshalb eine starke Opposition und eine scharfe Kritik hervorrufen. Wollte man durchaus regeln und begrenzen, so konnte dies (politisch) richtiger durch allgemeine Grundzüge geschehen, welche nicht der öffentlichsten Oeffentlichkeit, sondern nur den betreffenden Verwaltungsbehörden mit der Weisung zu geben waren cum grano salis, d. h. mit Rücksicht auf individuelle und lokale Umstände zu verfahren. Daß man außerdem diese Regulative bloß für die protestantischen Volksschulen ꝛc. erließ, die Katholiken also ignorirte, müsse jedem auffallen und beweise schon an und für sich die Bedenklichkeit des ganzen Vorgehens. Es gewinne den Anschein, als scheue man, mit den Bischöfen wegen des Religionsunterrichtes sich ins Benehmen zu setzen; man müsse aber auch zugleich die Frage aufwerfen, ob denn die katholischen Schulen besser seien und keines Correctives bedürften, oder ob man an deren Unverbesserlichkeit glaube? — Vom constitutionellen Standpunkte aus wandte man gegen die Regulative noch ein, daß sie nicht verfassungsmäßig, und daß solche tiefgreifende Bestimmungen nur auf ein allgemeines Schulgesetz hätten folgen, niemals aber diesem vorausgehen dürfen.

So schwirrten die Meinungen im Conferenzkreise hin und her; im ganzen war man jedoch, wie schon bemerkt, gegen den

Inhalt der Regulative nicht ungünstig gestimmt. Daß sie aus der Feder eines praktischen Schulmannes geflossen, wurde von niemand bestritten, daß sie von der einklassigen Schule ausgingen, durch die thatsächlichen Verhältnisse für gerechtfertigt erachtet und die vorwiegend religiöse Tendenz, die Hinwirkung auf eine glaubenstreue, kirchliche Richtung durch die Maßlosigkeiten des Jahres 1848 und die sich anknüpfende kirchenfeindliche Gesinnung in manchen Lehrerkreisen entschuldigt. Wir katholischen Räthe betheiligten uns an den Gesprächen nur mäßig, da unsere Schulen von den Regulativen durchaus unbeachtet gelassen waren, und wir erst abwarten mochten, ob die Zukunft etwa auch uns ein gleiches Geschenk bieten würde. Die größte Einheit zeigte sich bei den Erörterungen über den Umfang und die Art der Seminarbildung, und mit geringen Ausnahmen neigte man doch der Ansicht zu, daß auf diesem hochwichtigen Gebiete zu wenig verlangt werde, und daß dem Geiste und den Forderungen der Zeit sowie des Standes selbst nicht genügende Rechnung getragen sei. Dieser Ansicht konnte ich nur beistimmen. Schon als Seminarlehrer hatte ich, wie bereits früher ausführlich erörtert, im deutschen Unterrichte auch darauf Bedacht genommen, die Zöglinge in den Geist einzelner hervorragender Dichtungen einzuführen und Sinn und Herz für deren Verständniß nach Form und Inhalt empfänglich zu machen. Ich hatte ja bei diesen Bestrebungen nicht bloß ein freudiges Entgegenkommen gefunden, sondern auch wahrgenommen, welchen vortheilhaften Einfluß die nähere Bekanntschaft mit guten lyrischen und epischen Dichtungen auf den mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch übte. Hieran reihte sich die Ueberzeugung, daß selbst in unseren Volksschulen Raum für die Poesie gefunden werden müsse, insbesondere auch für das Volkslied und vaterländische Dichtungen. Um so weniger konnte ich mich daher der Ueberzeugung verschließen, daß die Regulative

die Ziele und Zwecke der Seminarbildung gerade in dieser Beziehung und Richtung zu niedrig gefaßt hatten. Wenn ich mit meinen „Aphorismen“ auf Belebung des Berufseifers, auf Geist und Herz und die gesammte Persönlichkeit des Lehrers einzuwirken strebte, so wollte ich diese doch auch wiederum mit einer tüchtigen Berufsbildung und mit einem gründlichen praktischen Wissen ohne Vielwisserei vereinigt sehen. Mehr im Einverständnisse fand ich mich mit den Regulativen, soweit sie die Volksschule betrafen. Steckten sie auch hier das Ziel niedrig, so paßte es doch im ganzen auf die Schulen meines Bezirkes, und ich wäre höchlich zufrieden gewesen, es hier überall erreicht zu sehen. Auch sagte ich mir, daß einfache und bescheidene Forderungen den schwächern Lehrer nicht verwirren und entmuthigen oder auf Abwege leiten würden, daß dagegen die tüchtige Persönlichkeit mit dem rechten Berufseifer auch ohne äußere Nöthigung schon höhere Ziele verfolgen werde. Die Masse des Memorirstoffes hielt ich gern der gesammten religiösen Richtung zu gute, aus welcher die Regulative überhaupt hervorgegangen waren. Der gläubige Katholik hatte keine Ursache, dem Streben, der Volksschule ihren christlichen Geist zu sichern, feindlich entgegenzutreten, weshalb denn auch der Seminardirector in Graudenz mir zurief: „Die Regulative kommen nicht von meinem Arbeitstische, und ihr innerster Kern läßt mich einzelnes gern übersehen oder anders wünschen!“

Unter den Stimmen evangelischer Schulmänner sei hier nur ein Urtheil Friedrich Otto's angeführt. Er schrieb mir im December 1854:

„Die Regulative, welche Sie erwähnen, sind nun auch in meinen Händen gewesen. Ich bin mit der angestrebten Einfachheit ganz und gar einverstanden, meine jedoch, daß, wenn man künftig nicht besser als bisher für Seminarlehrer sorgt, die Sache nicht einfach, sondern bloß dürftig werden wird. Fahrt auf die Höhe, auf daß ihr einen Zug thut! So sagt Christus zu Petrus.

Das ist's aber, was die jungen Lehrer von ihren Meistern im Seminar lernen müssen, auf die Höhe des Gedankens und in die Tiefe des engbegrenzten Stoffes zu fahren. Unter den Händen geistloser Leute wird der Unterricht nur noch geistloser werden, als er meistens schon gewesen."

Leidlich gesund kehrte ich nach achttägiger Abwesenheit wieder in meinen Familienkreis zurück, zwar nicht reich an wirklichen, sofort ins Leben eingreifenden Ergebnissen unserer Berathungen, doch aber reicher an Lebenserfahrungen und an mancherlei Anregungen. Zunächst brachte ich die Ueberzeugung heim, daß nunmehr, nach dem Jahre 1848 und nach dessen Folgen, die Schule ein Gegenstand der Politik geworden, was sie bisher und vor dieser Zeit in ihrer stillen, geräuschlosen Wirksamkeit nicht gewesen war. Pädagogik und Politik waren voraussichtlich für immer miteinander verbunden. Ich verhehlte mir nicht, daß hierdurch ein neues Lebenselement in die Schule und Lehrerwelt gekommen, aber ebenso wenig konnte ich mich der Befürchtung verschließen, daß dadurch die rein menschliche Bildung gefährdet werden könne, und daß der Gipfelpunkt einer solchen Herrschaft über die Schule zu zeitweiligen Einseitigkeiten führen und die freie, ideale Lebensthätigkeit unterdrücken und schädigen könne. Was ich in dieser Hinsicht damals mehr empfand als klar dachte, wurde mir durch spätere Erfahrungen zur Gewißheit, und Schleiermachers Urtheil lernte ich auch erst später in seinem vollen Umfange würdigen. Er sagt:

„daß der Staat nur dann einen activen, unmittelbaren Antheil an der Erziehung des Volkes zu nehmen habe, wenn es darauf ankomme, eine höhere Potenz der Gemeinschaft und des Bewußtseins derselben zu stiften, daß es aber heilsam sei, wenn dieser active Antheil wieder aufhöre." Und sehr bedeutsam sagt er weiter: „Wo eine Regierung die religiöse Gesinnung in Anspruch nimmt, um die politische zu unterstützen, da werden auf mannigfache Weise die Verhältnisse getrübt, die Indifferenz hört

auf, ein Zwiespalt tritt ein, nicht nur zwischen der Familie und der Kirche, sondern auch zwischen den Familien und dem Staate, ja, zwischen Kirche und Staat in ihrem Einflusse auf die Erziehung."

Noch stärker drückt sich in dieser Beziehung Dahlmann aus:

„Kein Staat hat je, ohne Schaden am besten Theile seines Volkes zu nehmen, sich die Kinder zugeeignet, um nach seinem Gefallen sie zu bilden, für Staatszwecke ohne Rücksicht auf die Selbstbestimmung durch Anlage und Wahl."

Aber wenn solche Gedanken mich ernst stimmten und Besorgnisse erregten, so brachte mir die Heimkehr auch wieder manche Beruhigung und Freude. Zunächst war es die Nachricht von einer neuen (3.) Auflage der „Aphorismen" und die zahlreichen Beweise von der günstigen Aufnahme, welche ihnen überall zu theil wurde. Eingesandt war auch das in Prag erscheinende, vom Schulrath und Weltpriester Joh. Maresch herausgegebene Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher (18. Jahrgang), in welchem sich folgendes Gedicht auf den Verfasser der „Aphorismen" von A. Gaudek befand.

Wackerer Mann, ich biete dir freudig die Liebe des Jünglings,
Hast du doch weise und fromm jetzt mir gesprochen ins Herz!
Ach, wie beklag ich's, daß ich dein Antlitz, du Edler, nicht kenne,
Ob ich auch völlig erschaut ganz deine Seele, dein Herz.
Siehe, wie ich, so legen in einsam nächtlicher Stunde
Viele der Jünglinge wohl sinnend dein Buch aus der Hand,
Denen geheiligt und theuer die Pflicht der steten Vollendung,
Die von Gott auch erwählt, Lehrer der Kinderwelt sind.
Ja, dich lohne der Himmel, dich selber der göttliche Meister,
Dem du als Muster fürwahr hast in die Seele geblickt.
Lohne dich auch mein Dank, ich sag es mit Thränen im Auge:
Wackerer Mann! Sieh, dir biete ich freudig ihn dar!

Späterhin bin ich wohl öfters mit Gedichten und Zuschriften erfreut worden; aber ich muß gestehen, daß mich kaum je wieder ein Liebesbeweis so neu belebt hat. Deshalb möge auch die Mittheilung Entschuldigung finden. Trösteten

diese Zeilen mich doch gegenüber einer gleichzeitigen Kritik, welche das belobte Büchlein als „süßes Gift der Reaction“ bezeichnete und Abwehr empfahl!

In demselben Hefte des Jahrbuches beschäftigte sich ein Lehrerbildner mit meiner „Poesie in der Volksschule“, insbesondere mit deren Einleitung, in der anerkennendsten Weise und mit einer Begeisterung, von welcher die Schlußworte hier Zeugniß geben mögen:

„So dürfen denn unsere Lehrerbildungsanstalten nicht versäumen, ihre Zöglinge auch in die Hallen der National-Literatur einzuführen, sie mit den besten Dichtern und Denkern der Nation näher bekannt zu machen und zum Verständnisse ihrer herrlichen Schöpfungen zu bringen, sie mit Achtung und Liebe für das Große und Edle zu erfüllen, und ihnen die Macht der Schönheit tief fühlen zu lassen, damit die Truggestalten einer verblendeten, überstürzten Zeit verschwinden, eine reine, frische Morgenluft die Gespenster einer trüben Nacht wegfege, und die Poesie der Lebenswahrheit und Lebenstüchtigkeit hell und klar über den Horizont des neuen Tages trete!“

Wenn in der Abhandlung selbst die einzelnen Punkte und Forderungen mit feinem Gefühle und praktischem Blicke ausführlich besprochen worden waren, so lautete der angeführte Schlußsatz doch so überschwänglich, daß er mir ein gewisses Unbehagen verursachte. Ich erkannte darin eine bedenkliche Maßlosigkeit, welche den einfachen Kern der Sache verkannte. Man wirft einen an sich richtigen und guten Gedanken als neuen Wärmestoff in die Welt; aber niemand kann für die richtige Aufnahme bürgen, und seine enthusiastischen Empfänger sind es oft gerade, welche ihn mißbrauchen und ihm Gegner erwecken. Die allerneueste Zeit nach und während des Culturkampfes und insbesondere die Periode der Lesebuchschöpfung liefern hierzu den Beweis. Man stützte gern die gesammte Nationalbildung und den einseitigsten Patriotismus sammt der indifferenten, religiösen

Aufklärung auf die Classiker und auf die entsprechend zugeschnittenen Lesebücher und vergaß dabei die Einfachheit und den schlichten Volkssinn, die stille Einwirkung auf Herz und Gemüth.

Es folge unter so manchen anderen erfrischenden Grüßen nur noch folgender, als Beweis, daß mein Streben und mein Herz auch bei Nichtkatholiken Freunde und liebevolle Anerkennung fanden:

S., den 7. Januar 1854.

„Aus einem entfernten Winkel des Vaterlandes, von der Grenze zwischen Thüringen und Franken, zwischen der Rhön und dem Thüringerwald, empfangen Sie diese Zeilen, welche Grüße des Dankes und der Liebe und eine Bitte enthalten sollen.

Im Jahre 1852 wurde von hoher Schulbehörde des Herzogthums, jedenfalls durch Veranlassung des damaligen Schulraths, „Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen“ den sämmtlichen Volksschullehrern zur Anschaffung empfohlen. Ich kaufte mir bald darauf dieses Werk. Ich habe es nach einer Pause, in welcher ich das liebe Büchlein auch an befreundete Collegen verlieh, jetzt zum zweitenmal durchgelesen. Nicht manches, sondern vieles ist mir aus der Seele geschrieben. Die Liebe zu meinen armen Kindern — ich habe die ärmsten hiesiger Stadt, vom 11. bis 15. Lebensjahre zu unterrichten — wuchs durch Ihr Werk, welches Sie selbst nur mit der größten Liebe zum Lehrerberufe geschrieben haben können.

In der angegebenen Pause las ich eine andere Schrift von Ihnen, „Die pädagogischen Mittheilungen“ 2c. (24 kleinere und größere Aufsätze enthaltend). Dieses Werk fesselte mich so, daß ich mich veranlaßt fühlte, dasselbe in der Conferenz der hiesigen Diöcese meinen Amtsbrüdern zu empfehlen. Ich that solches unter Anführung eines Inhaltsverzeichnisses und vieler Auszüge. Herr Superintendent G., der Vorsitzende der Lehrerversammlungen, wünscht zur genauern Durchsicht dieses Werk auf einige Zeit. Jedenfalls findet es dadurch in hiesiger Gegend eine weitere Verbreitung, die es in jeder Hinsicht so sehr verdient.

Ihre Werke haben so etwas Eigenthümliches, was ich noch nie fand. Die Fehler, Verirrungen, Auswüchse 2c. — daß es immer zu bessern gibt, wird kein Strebender verkennen — der Lehrer und Einrichtungen der Schulen 2c. führen Sie in einer

Weise, in einer Sprache vor, die auch die beschränktesten und fertigsten Lehrer nicht verletzen darf und kann.

Dafür, und für die zunehmende Berufsliebe, die unausbleiblich beim Studium Ihrer angegebenen Werke erfolgen muß, sage ich Ihnen den schönsten Dank mit der herzlichsten Bitte, wenn es Ihnen die Zeit gestattet, einen zweiten Band der „Pädagogischen Mittheilungen“ im Drucke erscheinen zu lassen! Ihr

C. F. H.“

Unter den namhaften Schulmännern evangelischer Confession, welche den Aphorismen ihre Aufmerksamkeit widmeten, sei schließlich nur noch Palmer genannt. Er sagt in seiner Pädagogik (1. Aufl., 1853) S. 62:

„Kellners ‚Pädagogik der Volksschule in Aphorismen‘ glänzt als eine wahre Perle aus dem Schutte pädagogischer Literatur hervor.“

Mittlerweile fanden die Aphorismen, dieses Kind der Sorgen und Zweifel, eine noch weitere Anerkennung. Das preußische Cultusministerium empfahl die kleine Schrift, und die Zahl brieflicher Zustimmungen stieg immer höher. Ich gestatte mir nur einige als besonders charakteristisch hervorzuheben. Ein Berliner Lehrer, Namens Bittkow, später Herausgeber eines beachtenswerthen „Räthselschatzes“, schrieb mir (November 1850):

„Sie haben Gedanken über die Volksschule ausgesprochen, welche ganz die meinigen sind, und darum hat mich das Lesen Ihres Buches so erquickt. Was Sie Nummer 19 von der Erziehung durch die Natur und die Mutter sagen, hat mir so sehr gefallen, daß ich das kleine Zwiegespräch zwischen Mutter und Kind rhythmisch ausgedrückt habe. Ich erlaube mir, es Ihnen hieherzusetzen.

Mutter und Kind.

Kind: Bitte, sag mir, liebe Mutter!
Was ich wissen möcht so gern:
Warum seh ich doch mein Bildniß
Stets in deinem Augenstern?

Mutter: Augen sind der Seele Fenster,
Und der Leib, Kind, ist ihr Haus;
Weil ich dich im Herzen trage,
Schaust du mir zum Aug hinaus.

Ich werde das Liedchen componiren und in mein drittes Heft: „Waldvögelein“ aufnehmen.

Aber nicht bloß aus unserem Spree-Athen, sondern auch aus weiter entfernten Gegenden flossen mir Liebesbeweise zu. Ich erwähne nur noch eine Zuschrift des Oberlehrers Theophile Hatt an der evangelischen Schule zu Pfaffenhofen im Elsaß vom Februar 1854. Er schrieb mir unter anderem:

„In der Vorrede Ihrer lieben Aphorismen sprachen Sie den Wunsch aus: Mögen mir diese Blätter meine alten Freunde erhalten und noch neue hinzuwerben. Dieser Wunsch ist an mir wenigstens in Erfüllung gegangen, und, Gott sei Dank, ich bin nicht der einzige im biedern Elsaß, der Ihre Verdienste zu würdigen weiß. Ja, geehrtester Herr, Sie haben sich viele und treue Freunde erworben; nehmen Sie aus meiner Hand die Versicherung der Liebe und Dankbarkeit aller derer, die es zu fühlen wissen, was es heißt, ein Lehrer zu sein, und machen Sie uns die Freude, noch manches Blatt von dem Baume Ihrer echten Begeisterung begrüßen zu können.“

Es sei noch kurz bemerkt, daß sich an diesen Brief eine dauernde Correspondenz anknüpfte, daß Hatt durch Gründung eines elsaß-lothringischen Schulblattes und durch andere Schriften für sein engeres Vaterland immer größere Bedeutung gewann, und daß ich 1872 Gelegenheit fand, ihn einem höhern Ministerialbeamten, welcher das Elsaß bereiste, nachdrücklich zu empfehlen. Hatt wurde Kreisschulinspector und ist erst im Jahre 1887 gestorben. Seine Zeitschrift wird fortgesetzt. — Wenn mir hiernach unmittelbar aus Lehrerkreisen Sympathien entgegengebracht wurden und als solche mich hoch erfreuten, so fehlte es auch wiederum nicht an Anerkennung von seiten der Geistlichkeit beider Confessionen. Bischof Geritz in Frauenburg hatte freundlich von meinem Schriftchen

Kenntniß genommen und sprach mir seinen vollen Beifall aus. Durch seine edle Einfachheit erquickte mich aber ganz besonders ein Brief aus Kaldorf bei Eichstätt in Mittelfranken vom Januar 1852, welcher unterzeichnet war: Franz Xaver Schönberger, katholischer Pfarrer und Districtsschulinspector. Es mögen hier einige Stellen daraus Platz finden:

„In Gottes schönem Jugendgarten steht wohl nicht leicht ein lieblicheres und fruchtreicheres Bäumchen, als Ihre ‚Pädagogik der Volksschule in Aphorismen‘. Mit gerührtem Herzen und oft mit nassen Augen habe ich dieses Büchlein gelesen und wieder gelesen, aber auch mit aller Wärme meinen geistlichen Mitbrüdern, den Lehrern und Schulgehilfen meines Districtes empfohlen. Oft ergriff mich bei dessen Durchlesung ein freudiges Erstaunen, daß dieses Schatzkästlein die Ansichten so ganz wieder gab, welche ich über das christliche Schulwesen hegte, aber selten aussprach, weil man oft nicht verstanden wird. Besonders sprach mich Ihr gerades und freies Wesen an, das mit zarter Liebe und Schonung auch den Irrenden nicht hart von sich stößt, sondern nach den Worten der Heiligen Schrift den Sohn aufnimmt, der gezüchtigt wird. Daß nach der Religionslehre Ihnen der deutsche Sprachunterricht so sehr am Herzen liegt, hat mich bewogen, mir Ihren ‚Praktischen Lehrgang‘ anzuschaffen. Wenn Sie nicht so gar weit von uns entfernt wären, würde ich Sie um gütige Bezeichnung Ihrer anderen pädagogischen Schriften ersuchen.“

Ein Jahr darauf erhielt ich (12. Januar 1853) nochmals ein Schreiben des wackern Mannes, worin er sagt:

„Die Quelle der Liebe verbirgt sich nicht immer in Moos und Gras, sondern sucht sich einen Ausweg, damit sie als geschäftiges Bächlein sich durch Wiesen schlinge, Blumen tränke und das Auge des Wanderers erfreue. Und so tritt denn heute auch mein Herz eine geistige Wanderschaft zu jenem Orte an, welcher den Namen hat von jener reinsten Jungfrau, die uns den Erlöser geboren, und mein Pilgerstab klopft sanft an die Thüre eines Mannes, der in diesem Monate ein Erdenpilger geworden, und der es zum Besten der vaterländischen Jugend noch lange bleiben möge, was der Herr des Lebens gnädigst auf mein vertrauensvolles Gebet

verleihe. Mein Geburtstags- und Neujahrswunsch sei: Alles thun und alles leiden aus Liebe zu Gott! — Und hiermit sei es Punctum! Denn unsere Wünsche sind nur Raupen und Puppen, wenn ihnen Gott nicht Flügel gibt!"

Ich weiß nicht, ob du noch lebst, edler Mensch und Priester, aber Dank deinen Grüßen, welche mich ermuthigten und stärkten.

Auch der „Praktische Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht" nahm in dieser Zeit meine Aufmerksamkeit und Feder in Anspruch. Die umfangreiche Arbeit, welche in den drei ersten Jahren nach ihrem Erscheinen nicht sonderlich beachtet wurde, hatte jetzt allgemeines Interesse geweckt, welches sich in schnell aufeinanderfolgenden neuen Auflagen kund gab. Mein Gedanke, den Sprachunterricht von den Fesseln der grammatischen Systeme und dem todten Regelkram zu befreien, dagegen an die lebendige Sprache selbst, also zunächst an ausgewählte Musterstücke, anschaulich anzuknüpfen und diese auch nach der logischen und gemüthlichen Seite zum geistigen Eigenthum des Schülers zu erheben und somit auf praktischem Wege Sprachverständniß und Sprachfertigkeit zu erzielen, fand einen ebenso allgemeinen als unerwarteten Beifall. Lüben und Nacke warben mich für ihren „Pädagogischen Jahresbericht", welchem ich viele Jahre hindurch treu blieb. Eine ziemlich große Anzahl von Schulmännern, unter welchen Otto, Kehr und Berthelt die bedeutendsten, arbeiteten bald und mit Erfolg in diesem Geiste, und meine grundlegende Auswahl von Musterstücken fand immer weitere Verbreitung.

Der „Praktische Lehrgang" brachte mich in dieser Zeit auch mit dem Lehrer Albert Haesters zu Werden an der Ruhr in nähere und interessante Beziehung. — Welcher Lehrer Rheinlands und Westfalens sollte nicht den Mann kennen, dessen Lesebücher länger als ein Jahrzehnt hindurch die weiteste Verbreitung fanden, dessen Fibel mehr als hundert Auflagen

erlebte? Er sandte mir im Jahre 1851 einen Entwurf zu seinem Lesebuch für die Oberklassen, wie solches auch bereits mit dem für die Mittelklassen und der Fibel früher geschehen war. Den beiden letzteren hatte ich meinen Beifall im allgemeinen nicht versagen können, mich wegen des Lesebuches für die Oberklassen jedoch im Juni 1852 in einem längern Briefe dahin ausgesprochen, daß es ein confessionelles werden und seinem Inhalte nach auch dieser Forderung entsprechen müsse. Erst unter dem 28. Januar 1853 erhielt ich hierauf zugleich mit dem Buche eine umfangreiche Antwort, welche dahin lautete, daß der Verfasser recht sehr bedaure, sich nicht haben entschließen zu können, seinem Werke einen confessionellen Charakter zu geben; er müsse nach reiflicher Prüfung gestehen, weder hinlängliche, triftige äußere Rücksichten, noch innere pädagogische Gründe dafür gefunden zu haben. Das Confessionelle gehöre in den Katechismus, in die biblische Geschichte und in das Gebet- und Gesangbuch, nicht aber in das Lesebuch; — in dieses gehöre allgemeine christliche Moral und die Poesie der Religion. Dieser Poesie aber würde ich in dem vorliegenden, nicht confessionellen Lesebuche hoffentlich häufiger begegnen, als in den meisten confessionellen Lesebüchern. Herr Haesters theilte mir zur nähern Begründung seiner Ansicht noch zwei Schriftstücke mit, nämlich ein sehr umfangreiches Gutachten einer Lehrerconferenz des Kreises Geldern, welches aus praktischen Gründen von einem Lesebuche den confessionellen Charakter als Nothwendigkeit fordert, und eine nicht minder weitläufige Antwort, welche ihrerseits diese Gründe zu widerlegen sucht. Ich konnte hiernach keine Veranlassung finden, mich weiter in eine Angelegenheit zu mischen, welche von Herrn Haesters schon vollständig als erledigt betrachtet war, und in welcher nichts weiter geändert werden konnte. Immerhin mußte ich auch anerkennen, daß seine Lesebücher im allgemeinen besser waren

und ungleich mehr pädagogischen Tact bekundeten, als die meisten, welche damals gebraucht wurden. In denselben fanden auch die Musterstücke aus meinem „Praktischen Lehrgange" eine Stelle, und es unterlag keinem Zweifel, daß meine Ansichten dadurch wesentlich gefördert wurden. Ich hatte in meinem Briefe an Herrn Haesters auch gefragt, weshalb er nicht die Verfasser der Lesestücke und Gedichte genannt habe, und seine Antwort ist so interessant, daß sie hier noch folgen möge.

„Es gibt", sagt er, „in beiden Confessionen Leute, welche Einfluß auf die Wahl der Schulbücher haben, die aber nicht fragen: Wie ist dies oder jenes Geistesproduct, sondern: Wer hat es gemacht? Die einen: Ist der auch Katholik? die anderen: Ist der auch Protestant? — Und hiernach wird dann leicht das Urtheil gefällt. — Solche Schwache sind nun aber in unserer Jugendliteratur glücklicherweise so wenig bewandert, daß ich ihnen bloß die Sache, und die ist ja auch für die Schüler die Hauptsache, nicht aber die Personen geben möchte. Im übrigen berührt es mich als Katholiken auch eben nicht angenehm, daß diese hinsichtlich der Productivität den Protestanten gegenüber in einem nicht vortheilhaften Verhältnisse erscheinen, wenigstens so weit ich die bessere Kinderliteratur kenne. Vor mir liegt eine Blumenlese, herausgegeben von einem geistlichen Vereine in Belgien zur Verbreitung guter Bücher. Er hat die Namen der Verfasser aller einzelnen Stücke angegeben; aber zwei Drittheile dieser Verfasser sind Protestanten und kaum ein Drittel Katholiken. Die Sammler würden sicherlich des Schönen von Katholiken mehr genommen haben, wenn es dort eben nur zu haben gewesen wäre! Das die Gründe, warum ich die Verfasser nicht genannt habe."

Meine Leser werden sich erinnern, daß man in der Culturkampfperiode bei Herstellung der Lesebücher gerade auf die Namen, sogar auf Geburtszeit und Wohnort besonderes Gewicht legte, um auch hierdurch die Jugend und das Volk in nähere Bekanntschaft mit unseren Classikern und endlich so weit zu bringen, daß, um mit damaligen Enthusiasten

zu reden, jede Dienstmagd Schillers Glocke auswendig hersagen könne. Von Haesters nehme ich aber jetzt mit der Achtung Abschied, welche seine Thätigkeit und seine Umsicht auf dem Gebiete des Volksschulwesens verdienen. Sein reges Streben hatte übrigens auch in materieller Beziehung einen guten Erfolg, denn es setzte ihn in den Stand, sich später in Wiesbaden anzukaufen und hier sein Leben zu beschließen. Er soll sich daselbst zu den Altkatholiken gehalten haben.

Es war natürlich, daß unter den obwaltenden Umständen meine Schriften und Person häufiger Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Recensenten wurden. Ich könnte mit den kritischen Urtheilen aus damaligen Zeitschriften Bogen füllen, ließ mich aber im allgemeinen um so weniger beunruhigen und von meiner Thätigkeit abhalten, als die meisten der Urtheile freundlich lauteten. Allerdings spiegelten manche, insbesondere diejenigen, welche meinen allgemein pädagogischen Schriften galten, auch oft die Gegensätze ab, welche damals auf dem Gebiete des Volksschulwesens zur Geltung kamen und durch das Jahr 1848 und die Regulative Stiehls lebendig wurden. Unter anderem geschah mir armen Volksschulpädagogen die hohe Ehre, in die Recensentenschere des berühmten und gefürchteten Historikers Wolfgang Menzel zu fallen und in seinem vielgelesenen Literaturblatte (1. März 1854) besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Diese Kritik ist in ihrer Art so einzig, und ein so charakteristisches Zeichen der Gegensätze auf dem fraglichen Gebiete, daß ich sie meinen Lesern trotz ihrer Länge nicht vorenthalten möchte. Es spiegelt sich darin unter einzelnem Wahren eine so handwerksmäßige Auffassung des Lehrerberufes, eine so gänzliche Abwendung von jedem idealen Gesichtspunkte, daß man der Versicherung kaum Glauben schenken möchte, in solchen Auseinandersetzungen Anschauungen zu begegnen, welche damals gerade in den Kreisen der höheren Ge-

sellschaftsschichten Geltung gefunden hatten. So möge denn diese Kritik hier als geschichtliches Andenken festgenagelt werden und als Zeichen der Zeit ihre Stelle finden, wenn auch mit Weglassung der plumpesten, jedes Gefühl beleidigenden Stellen.

1. Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen von L. Kellner. Vierte, vermehrte Auflage. Essen, Bädeker, 1854.
2. Pädagogische Mittheilungen aus dem Gebiete der Schule und des Lebens. Von demselben. Daselbst 1853.

Der Verfasser ist einer der verständigsten, erfahrensten und wohlwollendsten Schulmänner. Er täuscht sich nicht im mindesten über die Mängel und Unzulänglichkeiten des modernen Volksschulwesens; er deckt sie alle mit großer Wahrheitsliebe und Unbefangenheit auf; aber er bleibt zugleich immer begeistert für das Princip und baut seine Hoffnungen immer noch auf den nämlichen Boden, den er sich durch Mittheilung seiner Erfahrungen selber unter den Füßen wegzieht.

Die „Mittheilungen" sind so aphoristisch, wie die „Aphorismen" selbst. Aber der Stoff fällt fast überall gleich schwer ins Gewicht. Es sind wahrhaftige Lebensfragen unserer Zeit, die hier behandelt werden.

In Bezug auf das Volk setzte man in vorigen Zeiten voraus, es sei nur in einer kleinen Minderheit zum Viellernen und Vielwissen berufen, die große Mehrheit gliedere sich in Stände und Berufsklassen, die nur für ihr Fach zunftmäßig heranzubilden seien, der zahlreichste Stand der Bauern aber, wie auch der niedere Handwerker und Lohnarbeiter bedürfe neben der Erlernung seines praktischen Geschäfts lediglich nichts als Unterweisung im Christenthum und im Lesen, Schreiben und Rechnen. Für die Dorfschulen reichte mithin neben dem Pfarrer ein schlecht besoldeter und vom gemeinen Bauer durch keine höheren Ansprüche getrennter Schulmeister aus, der nur wenige Stunden gab und daneben noch ein anderes Geschäft treiben konnte. Das Viellernen wurde den wenigen gelehrten Schulen und der universitas literarum et scientiarum vorbehalten. — In unserer Zeit setzt man dagegen voraus, das Volk sei in allen seinen Bestandtheilen zu einer gleich hohen und allgemeinen Bildung berufen, und der Staat habe die Pflicht, desfalls auch den ärmsten Kindern die gleichen Vortheile zu gewähren,

welche die reichen genießen. Darum genüge das Lesen, Schreiben und Rechnen keineswegs mehr. Die Dorfschulkinder müßten in Geographie, Physik, Geschichte &c. unterwiesen und ganz besonders im Selbstdenken geübt werden. Man müsse höhere Menschen in ihnen erziehen und natürlicherweise können dazu die alten Schulmeister nicht ausreichen; man müsse ihnen hochgebildete und für die Menschheitsideale begeisterte Volkslehrer geben und zu diesem Zwecke in den Seminarien abrichten. Diese müßten wie an Bildung so an Ansehen dem Pfarrer gleich stehen, ja sie könnten vielleicht denselben ganz erübrigen. Sie legen in jedem Dorf kleine Bibliotheken, Naturaliencabinete an; sie bilden eine Generation nach der andern unter den Bauern zu eben der geistigen Höhe wie die Städter.

Das ist Struve's berühmtes Princip: „Wohlstand und Bildung für alle." Aber nicht bloß der radikale Struve, auch sehr conservative Cultministerien huldigen derselben Humanitätsidee.

Herr Kellner thut das nämliche, wenn ihm die Unausführbarkeit auch oft so hell einleuchtet, daß man sich wundern muß, warum er nicht das ganze Princip aufgibt. Hören wir, was er in den Aphorismen über den naturgeschichtlichen Unterricht sagt. „In unseren Landschulen wird dem Unterrichte in der Naturgeschichte verhältnißmäßig nur sehr wenig Zeit gewidmet werden können. Die Lesebücher sollen da das meiste und beste thun, weshalb sie Uebersichten, Klassificationen und magere Beschreibungen enthalten. Mit solchen ist nun gar nichts gedient; sie ermangeln jenes frischen, belebenden Odems, der durch die Natur selbst weht, und werden gedankenlos gelesen und wieder vergessen. Soll das Lesebuch wirklich etwas nützen, so muß es keine dürren Aeste, sondern frische, grüne Zweige und Blüten aus dem Naturgarten liefern, und deshalb in der lebendigen Schilderung interessanter, belehrender Einzelheiten seine aufs allgemeine Licht verbreitende Kraft suchen. Eine einzige frische Darstellung ist eine Sonne, die ihre Strahlen ringsumher versendet und mehr erwärmt, als die kalten Sterne eines wohlgeordneten, glänzenden Systems. Dann muß aber auch der Lehrer einen solchen Stoff zu benutzen wissen und sich in den Lehrstunden durch Fragen, Erklärungen und die Aufforderungen zum Wiedererzählen von einer selbstthätigen Aufnahme überzeugen. Auch die Symbolik der Thier- und Pflanzenwelt, welche zumeist aus der zartesten und feinsten Beobachtung hervorgegangen ist, sollte man benutzen, um die Schilderung inter-

essanter Einzelheiten zu beleben und mit poetischem Hauche zu durchwürzen.“ Pflanzensymbolik aus dem Munde eines in einem Schullehrerseminarium wie gewöhnlich im plattesten Rationalismus erzogenen Provisors, das müßte etwas ungeheuer Abgeschmacktes und für die Dorfkinder völlig Ueberflüssiges sein! Legt es doch die Aufklärerei der Schulmeister geflissentlich darauf an, was noch von alter Symbolik im Volksglauben erhalten ist, auszurotten. Tiefe Weisheit war in jenen sinnbildlichen und poetischen Anschauungsweisen des Volkes eingekleidet. Die heilige Scheu vor Naturgeheimnissen sagte der Jugend und dem Volk besser zu, als wenn sie ihm jetzt die Schulmeister mit frecher Geberde aufreißen. Der einfache Landmann ist überhaupt ein edleres Wesen, als der halbgebildete Seminarist. Auf den ersten Blick erkennt man in einem stolz wandelnden Tiroler mit aller seiner Bigotterie einen höhern Menschen, als in der Mißgestalt einer unserer vielen demokratischen Schulmeister mit all ihrem Geschwätz von Humanität.

Es darf die Frage nicht als ganz unvernünftig abgewiesen werden, ob denn überhaupt jeder und jeder lesen lernen müsse. Und wenn wir nichts gegen diesen Zwangsunterricht einwenden, so geschieht es lediglich, weil die Erfahrung uns beruhigt, daß doch nicht zu viel gelesen wird. Der Staat aber sollte jedenfalls, wenn er sich das Recht anmaßt, alle Unterthanen zum Lesen zu zwingen, auch der Pflicht eingedenk sein, für bessere Lectüre zu sorgen, als sie gewöhnlich dem Volk geboten wird. Wenn nun jeder lesen lernt, so sollte das wenigstens auf die alte einfache Manier geschehen, aber in unsere Dorfschulen hat sich grammatikalische Gelehrsamkeit und die tollste Experimental-Methodik eingenistet. Herr Kellner erklärt sich scharf dagegen. Und nun vollends die Humanistik, Erotematik, die sokratische Methode, die den Kindern nicht vorspricht, was sie nachlernen sollen, sondern alles künstlich aus ihnen selbst herausfragt!

Auf Universitäten hat man die Erdkunde in Verbindung gesetzt mit Geographie und Geschichte, um die Wechselwirkung zwischen Natur, Boden, Klima einer- und dem Menschen andererseits in großartigen Umrissen zu überblicken. Das glaubt man nun auch auf die niedrigsten Volksschulen übertragen zu dürfen. „Man sollte es kaum glauben,“ ruft Kellner, „aber nichtsdestoweniger bleibt’s wahr, daß noch immer wohlgeschulte Elementarlehrer, wenn sie sich mit geographischem Unterrichte befassen, allemal mit dem schwersten, nämlich mit der Gestalt der Erde, ihrer Bewegung und

Stellung zur Sonne, kurz mit der mathematischen Erdbeschreibung beginnen und ihrem Revisor hiervon zuallererst auftischen. Wenn A. W. Grube in seinen ‚Geographischen Charakterbildern‘ meint, man würde es vielleicht schon nach zwei Decennien wunderbar finden, wie es einst möglich gewesen, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Cultus kein Wort gehört hatten, und wie der geographische Unterricht wohl die Namen sämmtlicher Residenzstädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtnisse einprägte, aber das Wesen und die Bedeutung auch nicht einer zur Anschauung brachte, — so glaube ich, daß ein Verfahren, wie das erwähnte, von allem Wunderbaren das Wunderbarste sein muß. Der Zweck des geographischen Unterrichtes wird von Grube ganz richtig darin gefunden, daß der Schüler einen Blick bekomme für die Wechselwirkung der Erde und des Menschenlebens und in dieser Anschauung sein eigenes Weltbewußtsein entwickle. Dieser Zweck, so hoch und ideell er aufgefaßt, gilt auch für die Volksschule, freilich mit dem quantitativen Unterschiede, daß es sich in dieser nur um Annäherung handelt, und daß deshalb das Weltbewußtsein zunächst zum Bewußtsein der Heimat einschrumpfe.“ Also Dorfkinder, zwölfjährige Buben und Mädchen im Linnenkittel, sollen ihre Weltstellung nach Ritters Erdkunde und Humboldts Kosmos kennen lernen!

Das Allerlei von Wissen, was durch die in den Seminarien gebildeten Schullehrer in die Volksschulen gebracht wird, ist in allen Beziehungen überflüssig und kann nur schaden. Es zerstört die Einfalt und Bescheidenheit in der dörflichen Jugend und macht sie doch nicht klüger. Das hier Gelernte wird entweder bald glücklich wieder unter der Feldarbeit ausgeschwitzt, oder es bringt Zweifel in die Gemüther, nährt die Religionsspötterei und fördert jenes freche Renommiren, das fast immer mit Liederlichkeit Hand in Hand geht und das aus dem ehrbaren Landvolk eine ekelhafte Copie des Stadtpöbels macht. Alle Ideale der Pädagogik werden hier nothwendig zu Karikaturen. Die Menschheit ist nicht geschaffen, um jene Ideale zu verwirklichen; die Mehrheit ist auf rauhe Arbeit angewiesen und nicht auf hohe Bildung und vermag sie nicht zu fassen.

Wir müssen nun noch einige Blick auf den Volksschullehrerstand werfen, auf die große Maschine, mit welcher die Unnatur

und der Unsinn getrieben wird. Die Aphorismen bemerken: „Viele unserer jüngeren Lehrer gehen lediglich deshalb zu Grunde und enden mit Jammer, weil ihnen passender Umgang fehlt, und weil sie es nicht verstehen, ihre Stunden der Einsamkeit heilbringend auszufüllen. Auf einsamem Dorfe lebend, bisweilen selbst vom Pfarrer kalt zurückgewiesen, haben sie das drückende Gefühl des Alleinseins, und fehlt es im Herzen am heiligen Eifer für Beruf und Fortbildung, mangelt es am Interesse für geistige Nahrung, dann kommt das Wirthshausleben, es kommt die Klippe der Bauernfraternität, an der so viele Schiffbruch leiden, und frühe Heiraten ohne Wahl und Umsicht legen endlich den Grund zu Kummer und Nahrungssorgen. Es ist viel verlangt, daß ein junger Mann von neunzehn bis zwanzig Jahren, der aus dem Seminarzwange heraus auf einmal Herr seiner Zeit und Thätigkeit geworden ist, alle die Versuchungen mit Welt- und Lebensklugheit besiege, welche ihm auflauern, und er wird sie um so weniger besiegen, je geringer die sittlich-religiöse Bildung ist, welche er empfangen hat." — Das ist aber unnatürlich, daß solchen unreifen, höchst oberflächlich von allerlei Halbwissen übertünchten Jünglingen, die im Seminar die Studentenrenommisterei tölpisch nachgeäfft haben und in der Regel vom Unglauben und von der antibiblischen Polemik ihrer Professoren angesteckt worden sind, die dörfliche Jugend untergeben wird. „Wer nur zwanzig Schulen und die Büchersammlungen von zwanzig Lehrern musterte," sagt Kellner weiter, „wird sich mit mir überzeugen, wie viel noch fehlt, ehe in die Wirksamkeit der Volksschulen Einheit kommt, und wie bunt und kraus die Ansichten der Lehrer sind, welche oft in ein und demselben Bezirke schulmeistern. Alle Ansichten und Entwicklungsstufen sehen sich vertreten. Bei dem einen Lehrer findet man noch Overbergs oder Felbigers Pädagogik, bei dem andern dagegen Niemeyer oder Beneke, beim dritten Diesterweg."

Hier waltet ein Anspruch, der nie befriedigt werden kann. Die Lehrer kommen aber trotz alledem schon mit dem Bewußtsein eines Professors aufs Dorf; sie schrauben sich mitten in äußerlicher Armuth geistig desto höher und armiren sich gegenseitig mit Stolz und Schwärmerei in ihren Conferenzen.

Aber Herr Kellner verzweifelt nicht und hofft im Gegentheil von der „Begeisterung" in den Seminarien, sie werde am Ende doch noch lauter „gute Lehrer" erziehen. „Von guten Volksschulen", sagt er, „erwarte ich sehr viel, und wir können gegenwärtig kaum

abmessen, was sie für Wirkungen auf die gesammte Menschheit haben werden, da wir bis jetzt noch in der Entwicklungszeit leben und uns gestehen müssen, daß wir nur im Rückblick auf frühere Zustände des Volksunterrichts von guten Schulen reden dürfen. Nur ein guter Lehrer macht jedoch eine gute Schule, und wenn er fehlt, so ist alles andere, was etwa geschehen möchte, nur hinreichend, um ein übertünchtes Grab zu schaffen." „Herzen, Herzen brauchen wir für die Schulen, für das Volk und dessen Kinder, Herzen, die vom Strahl der göttlichen Liebe zu Stahl geworden, sich auch in Kummer und Noth nicht beugen und darum eben dem armen Volke zeigen, daß wir Menschen nicht bloß vom Brode leben, sondern auch noch andere Speise kennen. Darum sind die Seminare am höchsten zu halten, welche die meiste Berufsliebe einflößen und in den jugendlichen Herzen die heilige Flamme der Begeisterung zu erregen und mit dem Oele der Gottesliebe zu nähren verstehen. Sie erst liefern uns, was wir brauchen und was uns noth thut!" Einen so uneigennützigen Enthusiasmus kann man in außerordentlichen Zeiten von einem kleinen Häuflein verlangen, nicht aber unaufhörlich und überall von einem ganzen Stande. Das wäre gegen die Natur. Auch ist nicht zu vergessen, daß viele Seminaristen ohne allen Beruf für ihr Fach demselben von ihren Eltern nur überantwortet werden, damit ihnen der Staat die Erziehungskosten erspare.

Was wir schon öfter in diesen Blättern ausgesprochen haben, können wir auch heute nur wiederholen: Das ganze neue Volksschulwesen, wie es seit Adoption der Pestalozzischen Volkserziehungsideen von seiten aufgeklärter Ministerien und seit der Gründung förmlicher Schullehrerseminare kaum erst ein Menschenalter erlebt hat, ist in unseren Augen eine Unnatur, und jene Seminarien, in welchen fort und fort ein Stand rekrutirt und exercirt wird, der bei eigenem unverbesserlichen Elend dem Volke nur zum Schaden und nichts weniger als zum Nutzen dient, sollten lieber wieder ganz aufgehoben werden.

In dieser arbeitsreichen, aber trotz oder wegen solcher Urtheile anregenden Zeit erhielt ich auch einen Brief des Geheimen Rathes Stiehl. Er hatte längst von meiner schriftstellerischen Thätigkeit, insbesondere von den „Aphorismen" Kenntniß genommen, ja hauptsächlich wohl im Hinblicke auf

diese meinen Namen selbst in den Regulativen ohne mein Wissen verewigt.

„Ich weiß seit acht Jahren," schrieb er, „was die Schule an Ihnen hat und noch mehr haben kann, und wenn mir auch der indirecte Verkehr im Amte mit Ihnen entzogen ist, — ich lebe im Amte und in meinen persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, kann daher auch Ihnen manche Berichtigung verdanken. — Die Regulative sind ein Schmerzenskind, und ich kenne die Verantwortung, die ich mit meiner Arbeit, selbst ohne Correferenten, übernommen habe. Doch habe ich ein gutes Gewissen. Jetzt zeigt es sich erst bei den Besprechungen, z. B. in der Sp.-Zeitung, welche banausische Faselideen seither über den wirklichen Zustand unseres Schulwesens die Köpfe beherrscht haben. Und doch, wie viele Köpfe werden wieder durch diese Rodomontaden irre gemacht! Da thäte eine einfache Einsprache noth! Sie sind unparteiisch und anerkannte Autorität. Ueberlegen Sie einmal, ob Sie nicht mit einem kurzen Dictum mit Namensunterschrift, das nur Thatsachen ponirte und Unsinn negirte, dem Staate einen großen Dienst leisten könnten!"

Ich konnte die geistige Erregung des heftig angegriffenen Mannes, welche aus diesem Schreiben hervorleuchtet, mitempfinden; er konnte dadurch wohl in meiner Achtung steigen; aber der schließlich ausgesprochene Wunsch widerstrebte meinem Gefühle und blieb unerfüllt. —

Just zu derselben Zeit kam auch ein Brief des bekannten Provinzialschulraths Bormann in Berlin, in welchem er dem Drange seines Herzens folgte und für die Herausgabe der „Aphorismen" innigst dankte, an diesen Dank aber zugleich die Bitte knüpfte, mich der Zahl der Mitarbeiter an dem Schulblatte für die Provinz anzuschließen. Ich lieferte auch einiges, darunter neben einer Abhandlung über die Geburtstagsfeier des Landesherrn zuletzt die Biographie Victorins von Feltre. Wie erstaunte ich aber, als deren Aufnahme nicht für angemessen erachtet wurde. Victorin war ja katholischer Schulmann! Ich erschrack über solche Engherzigkeit und unsere Beziehungen hatten damit ihr Ende! — Die Biographie findet

sich in meinen Bildern und Skizzen, da mag man sie lesen und urtheilen!

Dieser Winter reifte auch den Entschluß, auf meine Versetzung anzutragen. Je mehr sich meine Wirksamkeit nach außen erstreckte und in der Ferne Anklang und Freunde fand, desto deutlicher empfand ich, daß gerade innerhalb meines unmittelbaren Berufskreises doch die geistige Wechselbeziehung fehlte oder nur sporadisch stattfand, und daß unter den obwaltenden sprachlichen Verhältnissen dies auch für jetzt und für die Zukunft kaum anders erwartet werden konnte. Ich stand vor der Wahl, auf einen ungewissen Erfolg hin alle Thätigkeit nur auf den Besitz der fremden Sprache zu verwenden und um diesen jeder andern Bestrebung zu entsagen, — oder mich in eine Gegend versetzen zu lassen, wo ich mit Volk, Lehrern und Jugend sprachlich verwandt, frei und ungehindert nach Maßgabe meiner Kräfte und Herzenswünsche wirken könne. Zu allem diesem kam noch die Sorge für meine Gesundheit und für die Zukunft der Familie. Der Entschluß wurde zur That, als ich durch ein Zeitungsblatt die Nachricht erhielt, in Trier sei die Stelle des katholischen Schulraths erledigt. Das Gesuch, schon längst im Geiste entworfen, wurde rasch zu Papier gebracht und schnell befördert. Meine Verhältnisse hatten mir früher größere Reisen nicht gestattet, und ich war nicht viel über die heimatliche Provinz Sachsen hinausgekommen. Auch das schöne Rheinland und das liebliche Moselthal kannte ich nur aus Büchern und Landschaftsbildern. Aber der Horizont eines katholischen Schulraths war beschränkt, und sein Kompaß wies nur auf Schlesien oder die westlichen Provinzen. Unter letzteren wäre mir Westfalen wohl lieber gewesen, da schon mein engeres Heimatland in kirchlicher Beziehung zu Paderborn gehörte; aber die einmal dargebotene Gelegenheit mußte benutzt werden.

Das menschliche Herz ist ein eigenthümliches, oft unberechenbares Ding. Als der verhängnißvolle Schritt einmal geschehen war, und sich mir die Möglichkeit einer Veränderung eröffnete, fühlte ich doch, daß mir der jetzige Wirkungskreis lieb geworden war, und daß es mir nicht so leicht werden würde, von einem Arbeitsfelde und aus Verbindungen zu scheiden, in welchen der Mühe und Arbeit auch viel redlicher Wille und wohlwollendes Vertrauen entgegen gekommen waren. Der Wunsch nach Versetzung und die Aussicht auf seine Verwirklichung wirkten daher auf einen noch erhöhtern Amtseifer hin, und es war mir von dieser Zeit ab, als wenn ich an einem Testamente arbeite, welches dem Scheidenden bei allen Hinterbliebenen ein gutes Andenken sichern müsse. Unter solchen Gefühlen richtete sich mein Blick auch inniger und schärfer auf die nächste Umgebung, auf die Stadt Marienwerder selbst. Der Mangel eines geregelten Gottesdienstes, also einer Pfarrkirche, war von den Meinigen schmerzlich empfunden worden und konnte durch den mit Kosten und Umständen verbundenen Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes im entfernten polnischen Dorfe nur unvollkommen ersetzt werden. Auch die katholischen Bewohner der Stadt und nächsten Umgebung empfanden diesen Mangel tief und konnten an Sonn- und Festtagen in der engen Dorfkirche nur mit Mühe Platz finden. Ebenso dringend war das Bedürfniß einer Schule. Da die Unterhaltung einer solchen aber gemäß der Provinzialschulordnung Gemeindelast war, so durfte kaum gehofft werden, daß die Stadt Opferwilligkeit genug zeigen werde, ja es war fast mit Gewißheit anzunehmen, daß jeder desfallsige Antrag abgelehnt werde. Von verschiedenen, wohlwollenden Seiten wurde ich auch darauf hingewiesen, daß die Gründung eines Pfarrsystems das erste und dringendste Bedürfniß sei, daß aber an dieses sich auch später die Schule mit größerem Fug und Recht anschließen würde. Also erst das eine, dann das

andere, nur nicht durch beide Forderungen größern Widerstand wecken.

Die Katholiken des Regierungsbezirkes gehörten in kirchlicher Hinsicht zu drei verschiedenen Diöcesen. Die Kreise Stuhm und Marienwerder standen unter dem Bischofe von Ermland, der Kreis Deutsch=Krone war dem Erzbischofe von Posen=Gnesen unterstellt, und die übrigen gehörten zur Kulmer Diöcese. Mit dem Bischofe von Ermland, Herrn Dr. Geritz, stand ich schon seit meiner Thätigkeit als Abgeordneter in freundlicher Beziehung, und die kirchlichen Verhältnisse Marienwerders gaben mir mehrfache Gelegenheit, mit dem liebenswürdigen und wohlwollenden Manne in mündlichen und schriftlichen Verkehr zu treten. Auch jetzt schien es mir geboten, ihn auf die Möglichkeit meines Abganges vorzubereiten und zugleich darauf hinzuweisen, daß dem Bedürfnisse eines Seelsorgers für die Stadt und Umgegend dadurch leichter und schneller abgeholfen werden könne, wenn zu meinem Nachfolger ein Geistlicher berufen werde, welcher mit der Stellung eines Schulrathes zugleich die an sich nicht sehr umfangreichen Pfarrgeschäfte übernehme, wie ja solche Vereinigung beider Aemter nichts Außergewöhnliches sei. Sollte dieser Weg zum Ziele jedoch bedenklich erscheinen, so möchte es weniger Schwierigkeiten finden, die im Baue begriffene Kirche und die Gemeinde einstweilen der Kirche in Tiefenau zu affiliiren und durch einen in der Stadt wohnenden Lokalkaplan versehen zu lassen. — Meinen ersten Vorschlag wies der Herr Bischof in freundlichster Weise mit dem Bemerken zurück, daß es sein inniger Wunsch sei, mich zum Vortheile und zur Förderung des katholischen Schulwesens recht lange in der jetzigen Stellung erhalten zu sehen, daß er aber auch die Functionen eines Schulrathes nicht mit der Seelsorge für die künftige Gemeinde für vereinbar halte, schon wegen der nöthigen, oft wiederkehrenden und ausgedehnten Revisionsreisen. Dagegen war der

Bischof mit meinem zweiten Vorschlage einverstanden und bereit, für dessen Verwirklichung das Seinige zu thun. Schon vor längerer Zeit hatte derselbe zur Verwendung für die kirchlichen Zwecke und Einrichtungen in der Stadt ein Kapital von 4000 Thalern bestimmt, beziehungsweise geschenkt und der königlichen Regierung übergeben, aber die jährlichen Zinsen konnten zum Unterhalte eines Geistlichen und des nothwendigen Küsters doch nicht ausreichen. Die größte Schwierigkeit lag eben darin, daß die künftige Gemeinde das noch Fehlende würde aufbringen müssen. Der Herr Bischof ging daher mit dem Vorsatze um, zunächst eine gesetzliche Constituirung der Gemeinde herbeizuführen und aus dem Umkreise des künftigen Pfarrsprengels Vertrauensmänner mit dem Ersuchen zu wählen, über die Vorschläge, welche in der gedachten Beziehung etwa gemacht werden könnten und sollten, in Berathung zu treten. Zu diesen Vertrauensmännern wurden mir einige katholische Beamte der Stadt und einige kleine Grundbesitzer namhaft gemacht, ich selbst aber nicht bloß zur Theilnahme ersucht, sondern auch gebeten, nachzufragen, ob die genannten Persönlichkeiten sich bereit finden lassen würden, einem solchen berathenden Comité beizutreten.

Bereitwillig kam ich den Wünschen des Bischofs nach und fand auch im allgemeinen freundliches Entgegenkommen. Dennoch zog sich die Angelegenheit in die Länge; der harte Winter that hierzu auch das Seinige, und ehe die entsprechenden Vorbereitungen erledigt werden konnten, war schon mein künftiges Schicksal entschieden, damit aber zugleich die Sache selbst vorläufig vertagt und meinem Blicke entrückt. Doch kann ich berichten, daß die Kirche in Marienwerder im Jahre 1858 benedicirt und ein Pfarrkaplan an dieselbe berufen wurde.

Wegen der beantragten Versetzung hatte ich auch meinem wohlwollenden Gönner, dem Geheimrath Brüggemann, geschrieben und mich seiner Unterstützung empfohlen, erhielt aber

nur die ausweichende Antwort, ich möge abwarten, immerhin sei ich ja auch nach den bisherigen Erfahrungen anderwärts gut zu gebrauchen. So verging ein großer Theil des Winters und alles blieb still. Der Versetzungsantrag trat allgemach wieder in den Hintergrund, und ich vertiefte mich in die Acten und die Berufsarbeit. Für die Lehrer und Schulinspectoren verfaßte ich ein ziemlich umfangreiches Rundschreiben, in welchem ich mich über die gemachten Revisionserfahrungen aussprach und zugleich nähere Unterweisungen und Winke, insbesondere über den Sprach-, Rechen- und Gesangunterricht, gab. Auch der Realien, welche in wenigen, meist nur städtischen Schulen bisher einige Aufmerksamkeit gefunden hatten, wurde wieder wegzeigend gedacht. — In den Abendstunden arbeitete ich an meiner Volksschulkunde und vollendete einzelne größere Abschnitte. An geselligen Unterhaltungen nahm ich daher selten und nur wenn es Schicklichkeit und freundschaftliche Beziehungen forderten, einigen Antheil.

Ich könnte aus dieser Zeit manche interessanten Einzelheiten erwähnen, welche zeigen und beweisen, was damals in gewissen Kreisen noch möglich war; aber ich möchte mich nicht gerne in das Bereich der Anekdoten verirren. Nur ein Curiosum aus meinen Kalendernotizen möge hier Platz finden. Schon das Jahr vorher meldete sich eines Nachmittags ein junger Mensch von hübschem Aeußern und bat um Anhörung. Er führte einen echt deutschen Namen, erwies sich aber bei näherer Beleuchtung als Pole. Mein Befragen ließ mich erfahren, daß ich einen herumziehenden Hauslehrer, eine Art Bacchanten vor mir hatte, welcher vorzugsweise in der Winterszeit in adeligen Familien die Kinder für Knechtslohn unterrichtete. Er legte aus solchen Kreisen einige gute Zeugnisse vor und bat schließlich um eine Anstellung mit dem Bemerken, daß er ein Jahr im Seminar gewesen sei, aber armuthshalber es habe wieder ver-

lassen müssen. Aus jener Zeit konnte er jedoch kein Zeugniß aufweisen. Ich stellte eine kleine Prüfung mit ihm an. Es war ihm unbekannt, welche und wie viele Provinzen der preußische Staat umfasse. Den Namen des regierenden Königs und die Lage Berlins kannte er nicht. Ihm waren $^3/_4$ mehr als $^5/_6$, und ein Hauptwort war ihm dasjenige, was man mit bloßen Augen sehen kann. Auf Grund dieser Ergebnisse wies ich den jungen Menschen ab, erstaunte aber nicht wenig, als er mit gewinnender Miene sein Gesuch wiederholte und zugleich einen 25=Thaler=Schein auf den Schreibtisch legte. Der Mensch dauerte mich; ich dachte, wie sauer ihm die Ersparniß geworden sein möge, und gab ihm sein Geld ernst, aber wohlwollend mit dem Rathe zurück, sich dafür einige näher bezeichnete Bücher zu kaufen, diese fleißig zu studiren und es hiernach nochmals mit dem Seminare zu versuchen. — Aber o Wunder! Zur Weihnachtszeit dieses selben Winters kam unser Hauslehrer wieder, erneuerte ganz unverfroren nicht bloß sein Gesuch, sondern wagte es auch, mir nochmals jene Summe auf den Tisch zu legen. — Jetzt war meine Güte zu Ende; ich wies dem Zudringlichen derb die Thüre auf Nimmerwiederkommen.

Meine schriftstellerischen Arbeiten schufen mir während dieses Winters, theilweise aus weiter Ferne, wieder manche Anerkennung und Bekanntschaft. Sie brachten eine Reihe von Freunden, welche mir Liebe und Treue bis in die späteste Zeit ihres Lebens bewahrten. Wenn ich einige derselben hier voll dankbarer Gefühle erwähnen darf, so sei die Erinnerung zunächst einem wackern Lehrer geweiht. Er hieß Franz Horvath und war katholischer Volksschullehrer zu Schlaining in Ungarn. Durch meine „Aphorismen" veranlaßt, schrieb er mir einen Liebe und Dank aussprechenden Brief, welcher den wärmsten Berufseifer und ein rührendes Streben nach Fortbildung athmete. Ich antwortete ihm

freundlich, ermunternd und fingerzeigend, und an diese Antwort knüpfte sich ein dauernder Briefwechsel. Jedes Jahr erhielt ich von nun ab an meinem Namenstage und zu Neujahr regelmäßig ein achtungsvolles Glückwunschschreiben, stets mit derselben schönen Handschrift und in anständigster Form und von pädagogischen Fragen oder von Nachrichten über ungarische Schulverhältnisse begleitet. Ich unterließ die Antwort niemals und schickte dem treuen Manne später auch einzelne neue Ausgaben meiner Schriften zum Geschenke. Dankerfüllt legte er dem nächsten Briefe seine Photographie mit der Nachricht bei, daß den Volksschullehrern jetzt durch Ministerialverordnung das Tragen einer Dienstmütze gestattet sei. In strenger, militärischer Haltung, einen kleinen Bart auf den Lippen, stand der gute Mann mit dem biedern Gesichte da, die Dienstmütze seitwärts auf dem Tische. Nun schickte ich ihm auch mein Bild, und seine Freude darüber war rührend. Wenige Wochen darauf erhielt ich die Kunde, daß er seinen Schülern einige Geschichten aus meinen ausgewählten Musterstücken erzählt, dann meine Photographie als die des Erzählers auf dem Schultische aufgestellt und den frohen Kindern gestattet habe, das Bild im Vorbeimarsche zu betrachten. Noch zehn Jahre darauf berichtete er mir, daß in einer Versammlung ungarischer Lehrer und Geistlichen meiner rühmlichst gedacht worden, und wie es ihn mit Stolz, die Anwesenden mit Staunen erfüllt habe, daß er sagen durfte, er besitze Briefe und mein Bild von mir. Unsere Correspondenz dauerte weit über zwanzig Jahre. Regelmäßig erhielt und erwiederte ich Glückwünsche, bis endlich die gewohnten Liebesboten ausblieben. Guter Horvath! Du bist mir nach eingeforderten Nachrichten schon 1872 vorausgegangen und jetzt bei dem göttlichen Kinderfreunde, welchen du so aufrichtig und kindlich verehrtest. Keiner meiner Leser aus Lehrerkreisen wird diese schlichte Erzählung belächeln; wir haben solche und

ähnliche Liebesbeweise mehr Freude und Erhebung gewährt als spätere Orden und Ehrenzeichen! —

Einen zweiten, bis zum Tode treuen Freund fand ich an dem Seminardirector Dr. Bodenmüller in Ettlingen, dem Typus eines biedern Schwaben. Er wurde später durch eine kleine, aber die Entwicklung und Fassungskraft des kindlichen Geistes mit pädagogischem Tacte berücksichtigende Schrift über den ersten Religionsunterricht, sowie durch eine Anleitung zum Unterrichte in der Obstbaumzucht und durch einzelne Abhandlungen über Aufgaben des Unterrichtes und der Erziehung auch in weiteren Kreisen bekannt. Als Geistlicher und Seminardirector übte er durch seinen Eifer und seine Berufswärme einen sehr vortheilhaften, weitreichenden Einfluß auf die Schulen und Lehrer aus.

„Von der Ueberzeugung beseelt," so schrieb er mir, „der Lehrerstand sei Ihnen längst zu innigem Danke verpflichtet, erlaube ich mir, diesen unsern tiefgefühlten Dank namens des Lehrerstandes in Baden hiermit verehrungsvoll auszusprechen."

Auch an diese Einleitung knüpfte sich ein freundlicher Briefwechsel, welcher zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehört. Als mich im Jahre 1863 Gesundheitsrücksichten nach dem anmuthig im Murgthale gelegenen Gernsbach führten, meldete ich mich auch in Ettlingen an und wurde herzlich willkommen geheißen. Nachdem ich von dem Seminar und dessen Uebungsschule Kenntniß genommen, begleitete mich der Freund über Baden-Baden bis nach Achern. Bodenmüller war innigst für eine engere Verbindung der Volksschule mit dem Volke erwärmt und erinnerte mich dadurch in einigen Beziehungen an Goltzsch. Er tadelte das jetzige Verhältniß beider zu einander und verlangte zur engeren Beziehung neben Rücksicht auf den Volksdialekt besonders auch größere Aufmerksamkeit auf den Gesangunterricht. Eine Schule ohne Zusammenhang mit der Kirche war ihm auch nicht volksthümlich, weshalb er

die immer lockerer werdende Verbindung der Seelsorger mit der Schule für ein weittragendes Unglück ansah. Die Bestrebungen des Domkapitulars Ohler in Mainz, dessen Pädagogik damals erschienen, auch den Clerus für die Schule und deren Beaufsichtigung theoretisch und praktisch tüchtiger zu machen, hatten seinen enthusiastischen Beifall. „Daran hat's bisher gefehlt!" rief er oft aus. — In Achern fand ich zur angenehmen Ueberraschung einen jüngern Amtsgenossen aus Trier, und wir verlebten einen heitern Abend, während dessen uns Bodenmüller noch einen besondern Genuß gewährte. Unsere Gespräche führten auch in das Reich der Poesie, und es konnte nicht fehlen, daß dabei die Rede auf Hebel kam. Da begann Bodenmüller unerwartet einige der besten volksthümlichen Schöpfungen dieses Dichters in ihrem Dialekte mit einer solchen Meisterschaft vorzutragen und in seinem Vortrage die köstliche Naivetät einzelner Dichtungen so wahr und treu wiederzugeben, daß wir glaubten, erst jetzt Hebel verstanden zu haben und richtig würdigen zu können. Als wir uns am andern Morgen mit dem Wunsche des Wiedersehens und wechselseitig dankbar für erhaltene Anregungen trennten, ahnte ich nicht, daß dieses Zusammentreffen das erste und letzte persönliche sein sollte. Wenige Jahre darauf erhielt ich einen Brief, des Inhaltes, daß er wider all sein Erwarten plötzlich höchsten Ortes mit Pension in den „Ruhestand" versetzt sei. Unser Briefwechsel dauerte fort; Bodenmüller aber trug sein Schicksal mit Fassung und lebte von dieser Zeit ab bei wenigen Bedürfnissen mit seiner Pension nur der Wissenschaft. Wieder einige Jahre danach erhielt ich die Nachricht von seinem Hinscheiden. Er starb am 1. April 1871 und ging somit im reifern Mannesalter Strömungen und Ereignissen aus dem Wege, welche seinem kindlich-frommen Sinne und Gemüthsleben nur Schmerzen bereitet hätten.

In jener Zeit der Erwartung, wie sich mein künftiges Schicksal gestalten werde, hatte ich eine kleine Schilderung des sinnigen Blumenfestes zu Genzano (Frohnleichnamstag) verfaßt. Sie war nach Inhalt und Form nicht eigentlich mein Werk, sondern nur eine stilistisch verbesserte Wiedergabe von Reisenotizen über eine Feier, deren poetischer Hauch und tiefinnerlicher Geist der Frömmigkeit mich lebhaft ergriffen hatte. Ich übergab den Artikel einer Zeitschrift zum Abdrucke und hatte ihn beinahe vergessen, als mich von Köln am Rhein ein freundlicher Brief überraschte, in welchem für diese Arbeit aus katholischem Herzen gedankt und noch manch gutes Wort über meine bisherige schriftstellerische Thätigkeit zugefügt wurde. Verfasser war der Domkapitular und städtische Schulinspector Dr. Broix. An meine demnächst mit herzlichem Danke erfolgende Antwort knüpfte sich wieder ein Briefwechsel, welcher in Trier fortgesetzt wurde. Die spätere Zeit gab mannigfache Gelegenheit zu einem persönlichen, beiderseitig anregenden Verkehre und zu öfteren, der Sache des Unterrichtes und der Erziehung geltenden Beziehungen. Dieser ebenso aufrichtige als uneigennützige Freund der Schulen verdient im Andenken der katholischen Lehrer Kölns, aber auch in dem meinigen um so inniger fortzuleben, als er die erste persönliche Bekanntschaft in der künftigen neuen Heimat war und nicht wenig dazu beitrug, mich in und mit dieser vertraut zu machen. Als er später das Amt eines städtischen Schulinspectors niedergelegt hatte, begrüßte ich ihn doch jedes Jahr mit Freuden noch als bischöflichen Commissar bei den Abgangsprüfungen im Seminare zu Brühl, bis ihn inmitten der Culturkampfsjahre der Tod aus einer sichtbar immer trüber werdenden Stimmung befreite, in welche die neue Wendung der Schulangelegenheiten und deren Einfluß auf die Zukunft ihn versetzen mußte.

In jener Zeit machte ich auch die nähere Bekanntschaft mit dem in der Schulwelt oft genannten Friedrich August

Körner, und sonderbarerweise sollte diese Bekanntschaft meine Beziehungen zu Herrn Broix noch inniger knüpfen. Körner, damals Lehrer an der Francke'schen Stiftung in Halle, gab eine Zeitschrift unter dem Titel „Der praktische Schulmann“ heraus und bat mich, als Mitarbeiter beizutreten. Ich sagte zu und lieferte auch einige kleinere Artikel, wofür mir das jedesmalige Heft zugesandt und die Ehre zu theil wurde, auf dem Umschlage als Helfer genannt zu werden. Da ging mir denn eines Tages ein längerer Brief des Freundes in Köln zu, worin dieser bittere Klage darüber führte, daß der sonst wirklich praktische Schulmann sich im 4. Hefte des III. Bandes gestattet habe, in Artikeln über Hus und Bonifatius VIII. grobe Unwahrheiten und Schmähungen in Hinsicht auf die katholische Kirche zu verbreiten. Da er ersehe, daß ich Mitarbeiter an der von vielen katholischen Lehrern gelesenen, sonst zweckentsprechenden Zeitschrift sei, so dürfe er mir das Weitere getrost und in der Ueberzeugung anheimgeben, daß ich ihn dieser Mittheilung halber nicht verkennen werde. Sofort schrieb ich an den Herausgeber, daß es mir zwar nicht zustehe, ihm wegen besagter Artikel Vorwürfe oder Vorschriften zu machen, daß aber doch das Arbeitsfeld des praktischen Schulmannes so groß sei, daß er nicht nöthig habe, auf das Gebiet religiöser Polemik einzugehen. Der Lehrer werde und solle allerdings seiner Confession mit Entschiedenheit angehören und diese, wenn nöthig, auch zu vertheidigen wissen, aber ich meine doch, daß der praktische Schulmann, sobald er eben als solcher und nicht geradezu als protestantischer Schulmann auftrete, religiöse Streitpunkte meiden solle. Am wenigsten sei aber jene Art der Behandlung solcher Punkte zu billigen, welche übertreibt, schmäht und kränkt. — Schon wenige Tage darauf antwortete Körner in verbindlicher Weise und versprach fürs künftige größere Vorsicht mit der Versicherung, daß er religiösen Hader und Zwiespalt keinenfalls in seiner Zeitschrift

aufkommen lassen werde, und mich bitte, hiernach auch die katholischen Leser des „Schulmannes“ beruhigen zu wollen. Ein mehreres konnte ich nicht verlangen, theilte aber mein die Angelegenheit betreffendes Schreiben, sowie die Antwort darauf dem Domkapitular Broix abschriftlich mit. Von letzterem erhielt ich bald danach einen Brief, worin er unter anderem sagt:

„Sie haben mir und dem gesammten katholischen Lehrpersonale eine überaus große Freude gemacht, indem Sie meine Zuschrift so freundlich aufgenommen und so entschieden berücksichtigt haben. In der kürzlich abgehaltenen Conferenz wurde den Mitgliedern hiervon Kenntniß gegeben. Gestatten Sie es meinem schlichten, offenherzigen Gemüthe, daß ich Ihnen geradezu sage, wie diese Ihre Handlungsweise auf unsere gut und katholisch gesinnten Lehrer den tiefsten Eindruck gemacht hat. Haben Sie die Güte und suchen Sie uns in der alten Colonia mit dem prächtigen Dome bald einmal heim! Wir wollen Ihnen so viel Freude machen, als nur möglich sein wird!“ —

Noch einiges über Körner selbst. Geboren am 17. April 1815, studirte er in Halle Theologie und Philosophie, arbeitete von 1841 bis 1857 als Lehrer an der Francke'schen Stiftung und ging dann als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Akademie zu Pesth, mit deren Leitung er 1861 betraut wurde. Seinen Ruhestand verlebte er in Dresden, wo er auch am 31. Januar 1888 starb. Körner war ein ebenso fruchtbarer als vielseitiger Schriftsteller und im persönlichen Umgange offen, anregend und lebhaft. Außer dem „Praktischen Schulmann“ schrieb er Jugendschriften, eine Pädagogik und eine Handelsgeographie. Auf meiner Reise nach Trier lernte ich ihn persönlich kennen und verlebte mit ihm einen heitern und anregenden Tag. Seine lebensfrohe, gesprächige Gattin theilte mir damals mit Selbstgefühl im Vertrauen mit, daß ihr Mann jetzt gleichzeitig nicht mehr und nicht weniger als fünf Schriften unter der Feder habe.

Solch freundliche Grüße aus weiter Ferne, wie der des Domherrn Broix, deren Zahl ich noch vermehren könnte, mußten dazu beitragen, mir das Wort meines Gönners: „Sie sind auch anderwärts gut zu gebrauchen", in Erinnerung zu bringen und meine Sehnsucht nach einem andern Wirkungskreise wach zu erhalten. Ich kämpfte sie jedoch möglichst durch Arbeit nieder und beschäftigte mich in den langen Winterabenden nach gethaner Actenarbeit fleißig mit meiner Volksschulkunde. Mit dem Fortschritte wuchs auch der Eifer, und jeder neue Paragraph stärkte den Wunsch nach baldiger Vollendung. Es ist wohl zu beachten, und junge Männer sollen es sich besonders gesagt sein lassen, wie viel Bedeutendes durch eine stetige, unverdrossene Thätigkeit selbst von einer Stunde des Tages sich schaffen läßt, wenn sie beharrlich fortgesetzt wird. So gelang es mir denn, zu Ende des Winters, auch mein Manuscript zu vollenden und, wie schon bemerkt, meinem Freunde, dem Professor Hasse, zur prüfenden Durchsicht vorlegen zu können. Einige Wochen darauf schrieb er mir:

„Lassen Sie Ihr Werk getrost in die Welt gehen, Gottes Segen wird es begleiten!"

Bädeker in Essen, der Verleger der „Aphorismen", übernahm auch den Verlag dieser Schrift.

In meiner Familie, insbesondere vor den Kindern, wurde mein Gesuch um Versetzung übrigens wenig und zuletzt fast gar nicht mehr besprochen oder erwähnt, und ich selbst suchte mir den Gedanken an einen solchen Wechsel möglichst aus dem Sinne zu schlagen, — als am Charfreitage (6. April 1855) der Postbote ein großes dienstliches Schreiben aus Berlin überbrachte. Ahnungsvoll eröffnete ich es und fand — die Anordnung meiner Versetzung nach Trier, mit der Bemerkung, daß es im dienstlichen Interesse wünschenswerth sei, daß ich die neue Stelle alsbald antrete, weshalb auch

mein jetziger Präsident ersucht sei, mich so bald als möglich von den bisherigen Geschäften zu entbinden.

So waren denn die Würfel abermals gefallen und mein Wunsch erfüllt! Ich rief die Familie zusammen und verkündete ihr in tiefer Bewegung den Wechsel unseres Schicksals. Aber die Freude war nicht groß, ja die beiden älteren Kinder schienen eher dem Weinen als einer frohen Erregung nahe, und auch meine Gattin war gleichfalls und besonders im Hinblicke auf die verlangte schnelle Uebersiedelung mehr bestürzt als erfreut.

Lebhaft trat es mir mit einemmal ins Bewußtsein, daß jedes selbsteigene Eingreifen in das Schicksal zugleich eine Verantwortung in sich schließt, welche auf den Eingreifenden zurückfällt. Die Besorgniß, welche jeder bedeutende Wechsel im Lebensgange jedem ernsten Charakter bringt, wird minder drückend, wenn man sich sagen kann: Du folgst nur einer höhern, nicht durch eigenes Streben herbeigeführten Bestimmung. Nur allmählich konnte mich wieder das Bewußtsein beruhigen, daß nicht Ehrgeiz oder Verbesserung der äußern Lage mein Trachten nach Versetzung hervorgerufen hatte, sondern der Wunsch, in eine Stellung zu kommen, wo ich voll und ganz sein könnte, wozu ich mich befähigt fühlen durfte. Wenn auch die Rücksicht auf meine Gesundheit und meine Familie mitgewirkt hatte, so war diese doch immer ein Factor von untergeordneter Bedeutung dem Gefühle gegenüber gewesen, daß ich unter den obwaltenden nationalen und sprachlichen Verhältnissen nur halb sein konnte, was ich ganz und mit vollster Hingabe sein wollte.

Andern Tages meldete ich mich bei meinem Chef, dem Grafen Eulenburg, und fand diesen von dem bevorstehenden Wechsel wenig erbaut. Insbesondere äußerte er sich unzufrieden über den schnellen Abgang und wies darauf hin, daß es kaum thunlich sein werde, meinen alternden Collegen

mit der Stellvertretung zu betrauen. Er meinte, es müsse möglich werden, mein Scheiden bis zum Ablaufe des Quartals hinauszuschieben, um dadurch Zeit für weitere Maßregeln zu gewinnen, und gab den Wunsch zu erkennen, daß ich hiernach einen Antrag stellen möchte, welchem seinerseits die Unterstützung nicht fehlen werde. Mir und den Meinigen war die Aussicht auf einen Aufschub höchst willkommen, denn manche Sorgen stellten sich alsbald ein. Als kurze Zeit danach unser Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, durch Marienwerder kam, wurde im ersten Gasthofe der Stadt eine Vorstellung sämmtlicher höheren Beamten befohlen. Der Oberpräsident hatte die Freundlichkeit, mich mit den Worten vorzustellen: „Nach Trier versetzt, ein Verlust für unsere Provinz!“ — „Ah, nach Trier!“ rief Se. Königl. Hoheit, „nun, das ist ein tüchtiger Sprung!“ Ja, dieser Sprung war es, welcher Sorgen brachte. In dem Rescripte des Ministers stand nichts von Reisekosten, und es schien zweifelhaft, ob ich Ansprüche darauf erheben dürfe, da die Versetzung auf meinen Wunsch erfolgt war. Daß aber eine so weite Reise mit der Familie und dem ganzen Hausrathe bei den damals noch unvollkommenen Verbindungsmitteln erhebliche Geldopfer und Verluste fordern werde, kam um so beunruhigender zum Bewußtsein, als die Nothwendigkeit eintrat, den größten Theil unserer, erst vor sieben Jahren geschaffenen häuslichen Einrichtungen zu versteigern und am neuen Bestimmungsorte wieder von neuem anzufangen. Unter solchen Erwägungen und unter den jetzt hervortretenden Beweisen vielseitiger Zuneigung empfand ich beinahe Reue über die gethanen Schritte, und fast hätte ich sie ungeschehen machen mögen. Als ich einem frühern, bereits nach Merseburg versetzten Mitgliede des Collegiums, mit welchem uns aufrichtige Freundschaft verband, meine Besorgnisse brieflich äußerte, erklärte dieser, ich dürfe unter keiner Bedingung wegen augenblicklicher Sorgen

die Gelegenheit unbenützt lassen, in einen andern Wirkungskreis einzutreten, welcher meinen Fähigkeiten ein günstigeres Arbeitsfeld biete. Als Freund würde er es nur tadeln müssen, wenn ich eine bessere, segensreichere Zukunft jetzt versäumen und mich nicht ausbleibender Reue aussetzen wollte.

Durch den gestatteten Aufschub wurden nicht bloß meine Sorgen vermindert, sondern es wurde mir auch möglich, im Mai noch einmal mit meinem Freunde, dem Schulrathe Dillenburger, im Seminar zu Graudenz bei Gelegenheit der Abgangsprüfung zusammenzutreffen und mit ihm und dem Lehrercollegium der Anstalt einige erquickende Tage zu verleben. Wenn der Dichter sagt, daß es sich erst in der Ferne fühle, wie sich die Herzen lieben, so gilt dies wohl ebenso von dem Bewußtsein baldigen Abschiedes. Insbesondere empfand Dillenburger die nahe bevorstehende Trennung tief. — Wir correspondirten später, und als ich mich einst über sein langes Schweigen beschwerte, schrieb er mir:

„Wem soll ich aus meinem ultima Thule etwas mittheilen? Und wer mag aus diesem Lande außer Ihnen etwas wissen? Soll ich Sie mit meinen amtlichen Plackereien, mit meinen confessionellen Kämpfen unterhalten? Sie kennen die Sachen, wie sie vor Ihrem Abgange standen, und besser sind sie seitdem nicht geworden. Preisen Sie sich glücklich, daß Sie im milden Trierer Klima, bei Wein und Kastanien, bei heiteren Menschen und wieder unter Gesinnungsgenossen sitzen.“

Wenige Jahre nach diesem Klageliede gelang es meinem Freunde, nach Breslau versetzt zu werden. Hier ist er auch gestorben; ich habe ihn nach unserer Trennung in Graudenz nicht wieder gesehen.

Während dieser letzten Jahre des Aufenthaltes in Marienwerder, und auch schon einige Zeit vorher, begann ich meine zerstreuten Papiere zu ordnen und fand eine ziemliche Anzahl kleinerer Abhandlungen vor, welche theils ihre Wege in Zeitschriften gefunden, theils zu Anhaltspunkten für Conferenz-

vorträge gedient hatten, theils aber auch der Niederschlag mancher Erfahrungen und Studien waren. Ermuntert durch die bisherige Aufnahme meiner Schriften, faßte ich diese zerstreuten Blätter zusammen, brachte sie in geordneten Zusammenhang und schickte sie an den Verleger der „Aphorismen". Sie erschienen unter dem Titel „Pädagogische Mittheilungen" und sind bereits von mir als ein Gegenstand Menzel'scher Kritik erwähnt worden.

Rasch verflogen so unter amtlichen Arbeiten und schriftstellerischer Thätigkeit die wenigen Monate, welche noch für Marienwerder vergönnt waren, und die Zeit des Abschiedes rückte immer näher. Meine mannigfachen Beschäftigungen, sowie die nöthigen Vorkehrungen im Hauswesen, welche auf uns eindrängten, waren unter den damaligen Umständen eine heilsame Zerstreuung und dämmten alle wehmüthigen Gefühle, welche die Trennung begleiteten, in das rechte Maß.

Indessen waren die letzten Tage gekommen und mit ihnen manch' herzlicher Abschiedsgruß. Bischof Dr. Geritz von Ermland sprach mir unter dem 5. Juni den innigsten Dank aus für die Sorgfalt, mit welcher ich das Schulwesen zu heben bemüht gewesen, und wünschte nur, daß mein Nachfolger dasselbe mit gleicher Liebe pflegen möge. Weihbischof Bogedain schrieb, meine Versetzung habe zugleich freudigen und schmerzlichen Eindruck hervorgebracht. Daß meine Thätigkeit einem so verwahrlosten Landestheile entzogen worden, habe ihn um so mehr betrübt, je weniger er voraussetzen dürfe, daß ein hinreichender Ersatz für mich gefunden werde; dagegen freue er sich herzlich, daß ich einen Wirkungskreis erhalten habe, welcher mir eine erfreuliche Thätigkeit möglich mache und für mein Geistesleben viele gedeihliche Anregungen bieten werde. Auch der Kulmer Bischof Dr. Sedlag widmete mir einen freundlichen Abschiedsgruß. Vom katholischen Schulrathe M. Becker in Wien kam ein Brief,

worin er schließlich mit geistigem Händedruck den Wunsch nach fernerer Verbindung um so dringender aussprach, als die österreichische Schule mir mehr verdanke, als ich vielleicht ahne; er selbst aber verdanke mir insbesondere die Versöhnung mit der preußischen Schule, aus welcher man durch mich Gutes geschöpft habe. — Tief rührte mich ein Schreiben des Collegen Dr. Ditki in Danzig, welcher meinen Abgang schmerzlich bedauerte. „Hätte ich mir doch durch mein offenes und gemüthliches Wesen die allgemeine Liebe erworben; von meiner amtlichen Wirksamkeit sowie von meinen Leistungen auf pädagogischem Gebiete dürfe er schweigen, da diese ja allgemein bekannt seien. Er müsse mich vor dem Scheiden noch einmal sehen, sei es in Graudenz oder auf einer Post- oder Bahnstation.“ Wir sahen uns in ersterem Orte wieder, auch — zum letztenmal. Wenige Jahre darauf befreite den biedern und braven Mann der Tod von schweren körperlichen Leiden. Viele der Bezirks-Schulinspectoren gaben mir schriftlich ihr Bedauern über mein unerwartetes Ausscheiden aus der Provinz zu erkennen, und auch die Lehrer blieben mit Liebesbeweisen nicht zurück. Unter diesen möge nur ein Schreiben erwähnt werden, welches von Lehrern einer durchschnittlich polnischen Stadtschule ausging.

„Wir katholischen Lehrer“, heißt es darin, „sehnten uns nach einem Oberrevisor, der vereint mit uns im Glauben, in der Liebe und Hoffnung dem treuen Arbeiter eine Stütze, dem Miethlinge ein ernster Richter sein würde. Der Herr erhörte unsere Bitte; er sandte uns den Mann, der Kraft mit Liebe und Leutseligkeit zu verbinden wußte. Die Wege des Herrn sind jedoch unerforschlich, und wir müssen uns in das Schicksal fügen. Indem wir Ihnen, unserem wahren, aufrichtigen Freunde, aus treuem Herzen ein Lebewohl zurufen, wünschen wir, Sie wollen die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß an den Ufern der Weichsel und an Polens Grenzen das Herz des Schulmannes so warm und treu für Sie schlägt, als jemals dort an den Ufern des fernen Rheines!“

Einer der tüchtigsten Lehrer des Bezirkes, in einer überwiegend polnischen Kreisstadt, welchem ich mehrmals näher zu treten Gelegenheit hatte, schüttete mir damals in einem Abschiedsbriefe noch einmal sein ganzes Herz aus. In der Ueberzeugung, daß ich über sein Streben und seinen Charakter ein richtiges Urtheil habe, schrieb er mir unter anderem folgendes:

„Der Trieb nach Wissen führte mich schon früh zu den Büchern, und der Zufall war in der ersten Zeit mein Wegweiser, und er meinte es gut mit mir. Grasers „Elementarschule fürs Leben", das erste größere wissenschaftliche Werk, welches ich zu Händen bekam, schloß meinem Geiste eine ganz neue Welt von Anschauungen und Gedanken auf. Der Eindruck weckte das Interesse für Bildung und Wissen in mir noch mehr. Seit jener Zeit habe ich freilich über manche Gegenstände ganz anders denken gelernt, aber die Bücher sind doch stets meine besten Freunde geblieben. Diesen verdanke ich einen großen Theil meiner schönsten Lebensfreuden. Nicht immer jedoch war mir das Studium angenehm! Zuweilen ergriff mich eine quälende Unruhe, erzeugt durch das Gewicht vorragender Geister, zu denen ich kaum emporzublicken wagte, weil sie nur die eigene Dürftigkeit aufdeckten. Es waren bittere Stunden, in denen ich zum Geständnisse meiner Niedrigkeit gezwungen wurde. Doch mit der Zeit wurde das Auge heller. Oft glaubte ich, in Ihren Werken Anklänge aus meinem eigenen Innern zu finden; ich fühlte mich durch solche gehoben; ich lernte das Schöne verehren, das Erhabene bewundern, das Gute lieben."

Aber warum diese Mittheilung? Gehört sie zur Sache und an diese Stelle? Ich habe sie hier eingeschaltet, weil sie ebenso treffend als wahr das Ringen und Streben warmer Lehrerherzen, aber auch deren Sorgen in kurzen Zügen schildert, und weil ich aus eigenen Erfahrungen weiß, daß sich in gar mancher Lehrerbrust gleiche Gefühle regen. Möchte diesen doch überall ein freundlicher Berather entgegenkommen!

Die Trennung wurde mir immer schwerer gemacht. Die Geistlichen und Lehrer des Kirchspieles und der angrenzenden Pfarrorte bereiteten mir eine Abschiedsfeier. Gläserklang und

freundliche Wünsche sollten mir und meiner theilnehmenden Familie das Scheiden versüßen. Aber als die Schulkinder sangen: „Du gehst aus unserm Kreise, weit in ein fremdes Land" — da brachen mir die Thränen unaufhaltsam hervor, und manches andere Auge wurde naß.

Tief ergriff mich auch ein künstlerisch ausgestattetes, mit dem Bilde des Seminares zu Graudenz geziertes Gedicht, welches mir von meinen Freunden und den geistlichen Schulmännern des Bezirkes gewidmet war und den Seminardirector Hauptstock zum Verfasser hatte. Diesem Scheidegruße folgte ein silberner Pokal, welcher neben einer herzlichen Widmung die Namen sämmtlicher Kreis- und mehrerer Lokalschulaufseher trug. Ein Abschiedsessen auf dem Bahnhofe zu Czerwinsk glaubte ich wegen der damit verbundenen Aufregung ausschlagen zu müssen.

Kurz vor meiner immer näher rückenden Abreise erreichte mich noch ein Brief aus Erfurt.

„Die unterzeichneten, in der Stadt und Umgegend angestellten ehemaligen Zöglinge des Heiligenstädter Seminars gedenken stets mit ganz besonderer Liebe und Verehrung der Zeit, in welcher es ihnen vergönnt war, unter Ihren Augen zu leben und von Ihnen die Bildung zu empfangen, welche für den ehrenwerthen Beruf eines Jugendbildners befähigt."

So lautete der Anfang dieses Schreibens. Zum Schlusse folgte die Bitte, den Unterzeichneten mit meiner Frau bei der muthmaßlichen Durchreise durch Erfurt Gelegenheit geben zu wollen, ihre Gefühle mündlich auszusprechen und aus diesem Zusammensein einen neuen Antrieb für ein ferneres gedeihliches Wirken zu schöpfen.

Es versteht sich von selbst, daß ich dieser Einladung mit frohem Herzen folgte, und es sei hier zugleich gesagt, daß ich wenige Wochen darauf im Kreise meiner wackeren Schüler einen der schönsten Abende meines Lebens feierte.

Doch ich eile zum Schlusse und übergehe die weiteren Beweise der Zuneigung, welche mir in meiner nächsten Umgebung zu theil wurden. Dankbar sei nur noch erwähnt, daß mein Chef, der Graf Eulenburg, sich von mir und meiner Frau in einer unsertwegen veranstalteten kleinen Abendgesellschaft aufs wohlwollendste verabschiedete und noch in einem besondern Schreiben sein Bedauern aussprach, mich aus einem Wirkungskreise scheiden zu sehen, in welchem ich eine Thätigkeit entfaltet habe, welche mein Andenken noch lange erhalten werde.

Endlich kam der Tag des Aufbruchs. Als wir in den Wagen stiegen und Lebewohl sagten, brach der Schmerz meiner Kinder in lautes Wehklagen und Schluchzen aus. Der jüngste Knabe fand jedoch bald Beruhigung, da er einen Sitz auf dem Bocke des Kutschers erhielt. In Czerwinsk noch ein kleiner Freundeskreis. Thränen und Händedrücke begleiteten uns in den Zug. Still saßen wir, in Wehmuth versunken; ich drückte meiner Frau die Hand. — „Ob wir dort wieder finden, was wir jetzt verloren?" seufzte sie. Ich antwortete: „Jedenfalls eine schönere Natur, ein besseres Klima und nur sprachverwandte Menschen; das übrige stellen wir Gott anheim!"

Im katholischen Wochenblatte für die Diöcesen Kulm und Ermland vom 30. Juni 1855 nahm ich folgenden Abschied:

„Indem ich im Begriffe stehe, aus diesem Regierungsbezirke zu scheiden, in welchem ich nunmehr sieben Jahre gewirkt habe, drängt es mein Herz, noch allen denen ein inniges Lebewohl zuzurufen, mit welchen ich während dieser Zeit in amtlichen und persönlichen Verkehr getreten bin. Ich danke vorerst der hochwürdigen Geistlichkeit für so manchen Beweis des Vertrauens und aufrichtigen Entgegenkommens, sowie für die Mitwirkung und Unterstützung in dem Streben, auf das katholische Schulwesen förderlich einzuwirken. Ich werde die Erinnerung daran um so dankbarer bewahren, da ich in vielem nur auf den redlichsten Willen hinweisen darf, und da das, was ich erringen konnte, immer noch hinter meinen Wünschen und Hoffnungen zurückblieb.

Scheidend grüße ich auch alle braven Lehrer des Regierungsbezirks mit der Versicherung, daß meine Wünsche immer ihrem Berufe und ihrem persönlichen Wohle gelten werden. Wie ich bemüht gewesen bin, jede eifrige Pflichterfüllung anzuerkennen, so hoffe ich zu Gott, daß sie fortfahren werden, mit steter Treue in ihrem Amte zu leben und zu wirken, und im Geiste der Religion für Staat und Kirche nützlich zu sein. Ich will es nicht verhehlen, daß ich diesen Bezirk mit Wehmuth verlasse. Ich müßte die gute Sache, der ich zu dienen berufen bin, weniger geliebt haben, wenn es anders wäre. Selbst die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche mir entgegentraten, können jetzt, wo ich auf sie zurückblicke, dieses Gefühl nur steigern. Aber ich gehe in der Hoffnung, daß auch die Jahre meiner hiesigen Wirksamkeit nicht ganz fruchtlos bleiben werden, und daß eine spätere Zeit unter Gottes Segen reifen und vollenden wird, was ich nur in seinen Keimen zu pflegen strebte.

Möge diese Hoffnung in Erfüllung gehen, mir aber ein freundliches Andenken bleiben!

Die Reise ging über Dresden, wo ich einen Jugendfreund begrüßte, über Merseburg, Erfurt und Heiligenstadt, um hier noch einmal den Vater zu umarmen, sodann nach Koblenz. Hier machte ich einige Pflichtbesuche, vertraute mich dann mit der Familie einem Moseldampfer und traf am 24. Juli spät abends in Trier ein.

„Sieben Jahre!" Mit wie bangem Herzen begann ich sie, und wie schnell waren sie mir entflohen! Die Sorgen, mit welchen ich in das fremde Land und in einen mir fremden Wirkungskreis eintrat, hatten sich im ganzen nicht erfüllt, aber auch manche meiner Hoffnungen waren getäuscht worden. Wenn ich fürchtete, dem neuen Amte nicht gewachsen zu sein, so hatte mich die Zeit belehrt, daß beharrliche Arbeit, mit Liebe und offenen Augen gepaart, viele Hindernisse und Schwierigkeiten zu besiegen vermag, und daß ich, abgesehen von dem einen Hindernisse der Sprachverschiedenheit, wohl kein schlechter Schulrath gewesen war und noch ein besserer werden

konnte. Mein Selbstvertrauen war gewachsen, die Liebe zur Sache nicht erkaltet. Wenn ich aber mit einer hochgradig idealen Auffassung in den neuen Beruf hineingetreten war, so fand ich mich freilich nach diesen sieben Jahren in mancher Hinsicht getäuscht und ernüchtert. Wie selten und wie unzureichend konnte ich ungeachtet aller Bemühungen unmittelbar der Schule und den Lehrern leben, wie sehr fesselte dagegen der Actentisch mit seinen oft so prosaischen Arbeiten! Wie schnell flogen Wünsche und Pläne zu Verbesserungen, und wie langsam hinkte die Erfüllung hinterher! Und das Bild einer guten Schule, welches dem Geiste vorschwebte und später in meiner „Volksschulkunde“ zur Darstellung gelangte, — wie selten wurde ihm entsprochen! Ich lernte die Wirklichkeit begreifen und lernte mit dieser und mit den Hindernissen rechnen, welche in Personen und äußeren Verhältnissen entgegentreten. Ich erkannte, daß letztere sich oft leichter und sicherer ändern lassen, als die Personen, daß man aber oft mit Besserung der Verhältnisse beginnen müsse, um mit einiger Sicherheit und größerer Berechtigung auch auf die Personen einzuwirken. Ich lernte meine Forderungen nach außen hin mäßigen und mehr und mehr einsehen, daß auf den Geist Gesätes nur sehr langsam reift, und daß die wohlgemeintesten Verfügungen und Erlasse weder einen schnellen noch einen sichern Erfolg verbürgen.

Durch den engeren Verkehr mit den Lehrern, durch die mannigfachen Revisionen und eine nähere Kenntniß des Volkes überzeugte ich mich auch, daß nicht diejenigen sofort zu den Dunkelmännern und Fortschrittsfeinden zu rechnen sind, welche den wesentlichen Zweck und Kern unserer einklassigen Volksschule in wenigen Hauptgegenständen, also in der Religion mit biblischer Geschichte, in der Sprachlehre, im Rechnen und Gesange erblicken. Soll in diesen Gegenständen geleistet werden, was dem Volke noth

thut, was nachhaltig wirkt und fürs Leben bleibt, so verlangen sie von dem Lehrer eine Kraftentwicklung, eine Beharrlichkeit und ein Lehrgeschick, welche den ganzen Mann beanspruchen und für andere Zwecke wenigen Raum lassen.

Wer da behauptet, daß durch solche Beschränkung die Schule herabgedrückt und deren idealer Auffassung widersprochen werde, dem wird nicht ohne Grund entgegnet, daß sie nur in und mit dieser Beschränkung eine wahre Volksschule bleibt, und daß sie erst in und mit dieser Concentration die rechte Frucht bringt. Es kommt wesentlich nur darauf an, daß man die genannten Unterrichtsgegenstände ihrem Werthe und ihrer Tiefe nach richtig auffaßt und dieser Auffassung entsprechend zu behandeln weiß. Wer es nicht versteht, dem Religions- und Sprachunterrichte und dem Gesange ihre ideale Seite abzugewinnen, der wird gewiß auch den nebensächlichen Gegenständen, den sogenannten Realien, eine solche nicht bewahren, sondern diese gerade zum wirkungslosen Gedächtnißkrame herabdrücken und an ihnen Zeit und Kraft zersplittern, der Jugend aber einen todten, phosphorisch glänzenden Memorirstoff mitgeben, welcher die Schule nur kurze Zeit überdauert. In dieser Beziehung haben der Lehrplan von Goltzsch und selbst die alten Regulative Beachtung verdient, und wünsche ich, daß über diese Auffassung vom Zwecke der Volksschule nicht ohne weiteres der Stab gebrochen wird. Jede spätere Erfahrung und Beobachtung hat mich in den Zielen vorsichtiger gemacht und mir immer klarer gezeigt, daß der Jugend weniger ein Wissen als ein sicheres Können mitgegeben werden müsse. Wo übrigens mehrklassige Schulen und überhaupt günstige Verhältnisse vorhanden sind, da soll auch ein mehreres gefordert werden, immer aber auch hier unbeschadet der Hauptgegenstände. Wenn jedoch Nichttechniker Schulen revidiren oder zu revidiren versuchen, dann fallen sie wegen ihrer Unbekanntschaft mit den eigentlichen Zwecken

leicht in den Fehler, nur Nebensächliches zu berücksichtigen, und nach dem Ergebnisse einzelner, oft noch ungeschickt gestellter Fragen aus der Geschichte oder Geographie ꝛc. die Leistungen des Lehrers zu beurtheilen. Daß mit solchem Verfahren der wahre Charakter der Schule und der unterrichtlichen Thätigkeit in bedenklichem Umfange verdunkelt werden kann, bedarf keines weitern Beweises; doppelt schlimm wäre es aber, wenn selbst technisch gebildete Inspectoren in solche Fehler verfallen oder sich gar darin gefallen würden. Der große Einfluß, welchen die allgemeinen Bestimmungen den Realien geben, macht diese Bemerkung vielleicht nicht überflüssig.

Aber auch nach einer andern Seite hin hatte das Septennat in Marienwerder auf mich einen schwerwiegenden Einfluß geübt. Nicht bloß die wiederholte Theilnahme an den Verhandlungen im Abgeordnetenhause und der dadurch bedingte Verkehr mit Männern der verschiedensten Richtungen, auch die geselligen Beziehungen und der ganze Lebenskreis in der Beamtenstadt hatten meinen Horizont erweitert und allmählich dem äußern Menschen eine größere Sicherheit gegeben. Umgang hatte ich nicht gesucht, auch nicht geflohen, wurde aber bald in manchen Gesellschaftskreisen gerne gesehen, weil ich an Literatur, Kunst und Poesie warmen Antheil nahm und in diesem Bereiche kein Fremdling war. Scheint doch die nordische Natur mit ihrem rauhen, oft düstern Charakter gerne der Dichtkunst und deren Schöpfungen offene Thore zu schaffen. Wenn ich vor sieben Jahren mit schwerem Herzen die Fähre bestieg, welche mich vom linken ans rechte Weichselufer bringen sollte, wenn ich damals Sorgen und Zweifel nicht abwehren konnte, so bestieg jetzt der im Kampf des Lebens gereifte Mann wieder den Kahn, aber diesmal muthvoller und ohne Wanken, denn seine Segel waren von der Zuversicht beseelt, welche die bisherigen Erfahrungen einflößten, und von dem Vertrauen, daß in dem, was bereits gethan und errungen,

auch die Bürgschaft für eine gesegnete Zukunft erblickt werden dürfe. Wie ich aus jenem Bezirke mit Wehmuth und auf Nimmerwiedersehen schied, aber mit der Hoffnung freundlichen Andenkens, so trat ich in den neuen Wirkungskreis mit der Erwartung, welche ich früher einmal in den Versen aussprach:

„Schneeflocken wirbeln hin und her
Und kommen doch zur Erden; —
So wird auch mir durch Kreuz und Quer
Endlich die Heimat werden!"

31 Dienstjahre in Trier.

„Wenn mit dem Zunehmen meiner Jahre, durch meinen Umgang mit Gelehrten, durch fleißiges Lesen mein Urtheil geläutert worden, so verdiene ich deshalb ebenso wenig den Vorwurf, mir selbst nicht gleich geblieben zu sein, als der hl. Augustinus wegen der vielen Verbesserungen desjenigen, was er einst gesagt hatte, denselben verdient."
(Vgl. S. 171.) H. Grotius.

So war denn mein Kompaß nach Trier gerichtet!

In Koblenz sah ich zum erstenmal den sagenreichen Rhein, dessen Ruhm schon der Knabe vernommen hatte. Hier besuchte ich auch meinen künftigen Collegen, den biedern Schulrath Henrich, mit welchem ich bis zu seinem 1887 am 2. December erfolgten Tode in freundlicher Beziehung blieb. Niemals unterließ ich es, den schlichten, kenntnißreichen Mann während meines öftern Aufenthaltes in Koblenz zu besuchen, und er selbst, der ein warmes Herz für seine Lehrer hatte, brachte dann auch manchen heitern Abend im Gasthofe mit dem Seminardirector Alleker und mir in gemüthlicher Unterhaltung zu. Für jeden möglichen Fall gab er mir einst, es war am 9. Mai 1882, Diepenbrocks „Geistlichen Blumenstrauß" als ein Andenken, welches mir stets theuer sein wird.

Wenn ich auch den Oberpräsidenten nicht anwesend fand, so fand ich doch in dem von Marienwerder hierher versetzten Oberregierungsrath Schede einen alten Bekannten wieder, mit welchem ich einige Stunden verkehrte und unter dessen Führung ich auch das königliche Schloß im Innern besichtigen durfte. Schede gehörte mit seiner Gattin der gläubig-lutherischen Richtung an, hatte sich in Marienwerder mir freundlich bewiesen und sich gerne mit mir auf Spaziergängen über Religion und religiöses Leben ohne Gehässigkeiten unterhalten.

Sehr erfreut wurden meine Frau und ich durch den Besuch eines lieben Verwandten, der uns in Gesellschaft eines biedern Geistlichen überraschte. Beide begleiteten uns am frühesten

Morgen aufs Dampfschiff und fuhren mit bis nach Bernkastel. Letzterer gab mir zugleich Gelegenheit, mich über Land und Leute des künftigen Wirkungskreises einigermaßen im voraus zu orientiren. Ich habe später den wackern Mann noch öfters gesehen und gesprochen und mich gern unserer ersten Zusammenkunft erinnert, immer aber seiner Liebe zur Schule und seines erhebenden schönen Gesanges gefreut.

Aber noch eine andere Bekanntschaft wartete unser auf dem Schiffe. Schon von Koblenz aus erregte ein stattlicher Mann von gemessener Haltung unsere Aufmerksamkeit, und während wir ihn ab und zu mit der Vermuthung betrachteten, daß er wohl ein höherer Beamter sein könne, waren auch wir seiner Beachtung nicht entgangen. Er trat endlich mit der freundlichen Frage an uns heran, ob wir etwa eine Vergnügungsreise nach Trier machten. Als ihm nun entgegnet wurde, ich sei als Schul- und Regierungsrath nach Trier berufen, stellte er sich als Oberregierungsrath v. Gärtner aus Trier vor, und somit war eine Bekanntschaft von beiderseitigem Interesse angeknüpft. Es sei mir hier zugleich die Bemerkung gestattet, daß wir mit diesem Manne, welcher späterhin auch für einige Jahre den Präsidentenstuhl einnahm, und mit dessen Familie in die freundlichsten Beziehungen traten, welche mir das Amt wesentlich angenehm machten und durch nichts getrübt wurden.

Wenn somit mein Einzug in den künftigen Wirkungskreis von freundlichen Umständen begleitet war, so sollte doch der Beginn der Geschäfte sich weniger heiter gestalten. Mein neuer Präsident empfing mich ziemlich formell, und wenn auch nicht unfreundlich, doch wenig ermunternd. Wie ich späterhin erfuhr, soll er für meine Stelle eine andere Persönlichkeit, einen geistlichen Herrn, gewünscht haben. Unangenehmer mußte mir ein anderer Zwischenfall sein. — Wenn der Deutsche früher mit der Redensart: „Das ist auch nicht

weit her!" die Verachtung des Heimischen und die Vorliebe für Fremdes aus der Ferne auszudrücken pflegte, so machten damals in Trier einige Persönlichkeiten mit mir eine Ausnahme. Ich war ihnen gerade zu weit her, und man warf, wie früher bei meinem Einzuge in Westpreußen, wieder die Frage auf, ob es denn nicht im Rhein= oder Mosellande Leute gäbe, welche für meine Stelle tauglich wären? Dazu kam noch, daß mein Vorgänger dem geistlichen Stande angehört hatte, und daß ich ein verheiratetes Weltkind war! Ein Zeitungsartikel erörterte sogar diese Frage mit der Bemerkung, daß man ja überhaupt nicht einmal wisse, ob der Berufene auch katholisch sei, und es wurde gleichzeitig auch die Muthmaßung verbreitet, seine Frau werde jedenfalls protestantisch sein.

Wenn ich unter solchen Umständen das neue Amt mit einigem Mißbehagen antrat, und wenn mich dieses auf meinen Antrittsbesuchen bei dem damaligen Herrn Bischof Arnoldi und der Geistlichkeit begleitete, so fand ich mich doch in meinen Empfangserwartungen angenehm getäuscht. Vorzugsweise war es der Bischof selbst, der mich wohlwollend empfing und willkommen hieß. Auch die Herren vom Dom und der Pfarrclerus verwischten bald den übeln Eindruck, welchen jener Zeitungsartikel auf meine Gemüthsstimmung gemacht hatte. Die amtliche Stellung brachte es ja mit sich, daß ich später noch öfter mit dem Herrn Bischof in Beziehungen trat; immer aber fand ich dasselbe Wohlwollen, und gern schaute ich dem einst wegen der Ausstellung des heiligen Rockes (1844) so vielgeschmähten und in der Presse mißhandelten Manne in sein dunkles, seelenvolles Auge, wenn ich, ihm gegenüber sitzend, seinen klaren, ruhigen Worten lauschte und seinen Rath erbat. Gerne gedenke ich hierbei auch seines edeln und gelehrten Bruders, mit welchem ich längere Jahre und bis zu dessen als Domkapitular erfolgten Tode in freundschaftlichen

Beziehungen blieb. Er starb am 24. October 1884, 20 Jahre nach dem Hinscheiden des bischöflichen Bruders.

Nach diesen Skizzen meiner Uebergangszeit in ein neues Arbeitsfeld wäre wohl die Frage gerechtfertigt, warum die nachfolgende Schilderung meines Lebens und Schaffens noch mehr als früher nur eine fragmentarische sei und sich nicht ausführlicher über einen Lebensabschnitt verbreite, welcher ein Durchschnittsmenschenalter umfaßte.

Zunächst möge als Antwort der Hinweis auf den ebenso bekannten als wahren Spruch dienen: „Alles wiederholt sich nur im Leben!“ So ist denn auch die amtliche Thätigkeit eines Schulrathes wesentlich in der einen Stelle wie in der andern die gleiche, er mag nun in das Amt hineinlegen oder es auffassen, was und wie ihn der Geist treibt. Eine gewisse Gleichförmigkeit wird und muß bleiben. Da ist zunächst das Leben im Bureau. Hier besteht ein großer Theil der Arbeit im Festhalten der bestehenden Ordnung, in der Besetzung erledigter Stellen, welche oft große Vorsicht und Beachtung der lokalen und persönlichen Verhältnisse heischt, in der Behandlung von Disciplinarfällen und Verwarnungen, in der Einrichtung neuer Schulklassen und damit verbundenen baulichen Anordnungen, in Gehaltsregulirungen und zweckmäßiger Verwendung von Unterstützungsfonds. Alles dieses und noch manches andere bedingt oft einen nicht unbedeutenden mündlichen Verkehr, welcher, mit Geduld und Klugheit benutzt, oft sehr erhebliche und nützliche Kenntniß der Persönlichkeiten verschafft. Zu dem allem kommen endlich die Revisionsreisen, durch deren Betrieb der Mann erst eigentlich zeigt, was ihm das Amt ist und was er selbst in dieses hineinlegt oder hineinzulegen versteht. — Man kann es sich ja auch auf solchen Reisen bequem und leicht machen. Aber wie wenige konnten beurtheilen, wie erschöpft ich oft am Abend Ruhe suchte, wenn ich tagsüber sechs bis acht Stunden in überfüllten,

dunstigen Schulklassen theils lehrend und prüfend, theils ermahnend und unterweisend zugebracht hatte, zumal meistens in einer Begleitung, welche noch rücksichtslos amtliche und gesellige Ansprüche machte! — „Ihre Revisionen verursachen Schrecken und Freude, je nachdem", schrieb mir im Jahre 1857 Pfarrer Schmitz, der wackere Begründer des „Trier'schen Schulfreundes". „Ihnen folgt aus jeder Schule eine mit Furcht gepaarte Achtung der Lehrer", sagte mir ein anderer.

Als ich noch im kräftigen Mannesalter stand und Zeit und Umstände mir häufigere Revisionsreisen gestatteten, liebte ich es, einzelne mehr oder weniger ungenügende Schulen nach gewissen Zeiträumen wiederholt zu besuchen. In meinem Tagebuche notirte ich mir dann die Aufgaben im Rechtschreiben und schriftlichen Gedankenausdrucke, sowie im Rechnen, und das Maß der erfolgten Lösung. Kam ich dann nach einem Jahre oder auch noch später wieder, so hatte mein Lehrer wohl alle jene Aufgaben längst vergessen, ich aber bewahrte sie noch in meinem Buche und gab sie abermals den Schülern. Wurden solche dann besser und vollkommener gelöst, mithin ein Fortschritt sichtbar, dann erklärte ich meinem Lehrer, was geschehen, erinnerte ihn an den letzten Besuch und verband damit die Frage, warum es doch jetzt um so viel besser gegangen, und welche Erkenntniß sich für ihn daran knüpfe. — Ich sah dann mit Genugthuung seine Freude, sein gesteigertes Kraftgefühl, und konnte daran die Hoffnung knüpfen, daß die Schule auch in Zukunft eine bessere bleiben werde.

Nebenbei kommen dem Schulrathe äußere und innere Ursachen zu sogenannten Allgemeinen Erlassen, welche die Methode, Disciplin, Stoffeintheilung, Conferenzen und andere aus der Mannigfaltigkeit des Schullebens sich ergebenden Gegenstände betreffen. Je weniger nun der Schulrath sich selbst mit seiner Person offenen Blickes in das unmittelbare Leben und dessen Offenbarungen versenkt, je weniger er viel-

leicht hierzu Neigung oder Befähigung fühlt, desto näher liegt die Gefahr, sich in solchen Allgemeinen Erlassen zu gefallen und in diesen einen Hauptzweck des amtlichen Lebens zu erblicken. Solche Schriftstücke lassen sich schön lesen, treten gedruckt in die Zeitungswelt, liefern ein äußeres, weithin reichendes Zeugniß der Thätigkeit und gewähren leicht das befriedigende Gefühl eines Erfolges, welcher der Wirklichkeit nicht immer entspricht.

Auch ich habe es im Laufe meiner Wirksamkeit nicht an solchen allgemeinen Verfügungen fehlen lassen. Ich gebe auch gerne zu, daß sie unter Umständen nothwendig und nützlich sind, aber den unmittelbaren Verkehr mit den Lehrern und Schulen können und werden sie niemals ersetzen und ohne solchen leicht der Vergessenheit anheimfallen oder in den Schulacten langsam, aber sicher dahinsterben.

Je mehr die gesammte Schulwelt in die Gefahr kommt, einer bureaukratischen Allesregiererei in die Hände zu fallen, je mehr Feder und Papier zur Herrschaft gelangen; desto schwerer werden inneres Leben, desto mehr aber äußere Formen sich herausbilden.

In diesem kurz bezeichneten Rahmen wird sich das Leben eines Schulrathes erfüllen, nur mit dem Unterschiede, daß es immer noch wesentlich auf die Person ankommt und auf das, was diese mit ihrem Geiste und Leben schafft.

„Ein Leben ohne Arbeit gilt
Nur, was ein Rahmen ohne Bild“,

sagt der Dichter von „Dreizehnlinden“. Er hat Recht, aber wo auf den Geist gesät, wo fürs ideale Leben befruchtet werden soll, da genügt einmal nicht die mechanische Arbeit; Licht und Wärme, Herz und Liebe müssen hinzutreten!

So darf ich denn mit gutem Gewissen sagen, daß ich auch während meiner Wirksamkeit in Trier mit demselben Geiste und derselben Liebe des Amtes zu warten strebte, welche

mich während meines Septennates in Marienwerder beseelt hatten, nur mit dem Unterschiede, daß die erworbenen Lebenserfahrungen im Vereine mit voller Geschäftskenntniß meine amtliche Thätigkeit erleichterten und mir die entsprechende äußere Sicherheit gaben. In einem entschieden größern Wirkungskreise unter lauter deutschen Schulen und Lehrern konnte sich alle Thätigkeit weiter ausdehnen und fröhlicher entwickeln, aber im Wesentlichen, in ihrem eigentlichen Charakter mußte sie dieselbe bleiben. Arbeit gab es genug. Der ganze Bezirk hatte noch kein Seminar, wie es denn auch im Jahre 1855 noch ganz an Eisenbahnen fehlte. Wer Lehrer werden wollte, war auf Brühl angewiesen, wohin von Trier eine 22stündige Postfahrt brachte. Von sogenannten Winterschulen, in welchen Aspiranten ihre Versuche machten, waren an 120 vorhanden; viele Schulen litten an Ueberfüllung, obgleich deren Besuch durchschnittlich mit dem 13. Lebensjahre und der ersten heiligen Communion zum Abschlusse kam. Das Conferenzleben concentrirte sich auf ein großes, jährlich seit 1848 wiederkehrendes Lehrerfest, und die übrige geistige Thätigkeit fand einen Mittelpunkt in einer für den Bezirk berechneten Zeitschrift, welche längere Jahre unter Leitung eines strebsamen Lehrers redigirt wurde. An sie schloß sich ein allgemeiner Lehrerverein, dessen Kern sich in Trier befand und auch mit der Herausgabe von Fibeln, Rechenheften und eines größern Lesebuches sich beschäftigte, über dessen Schicksale später noch berichtet wird.

Was könnte es nun meinen Lesern nützen, wenn ich Früheres wiederholen und etwa schildern wollte, wie ich zunächst einen Lehrerinnencursus mit einiger Staatshilfe gründete, welcher sechs Jahre bestand und an dem ich selbst unentgeltlich Unterricht ertheilte, und wie ich jahrelang für die Errichtung eines Seminars für Lehrer und eines für Lehrerinnen kämpfte und schrieb? Welches Interesse könnte es haben, näher in

die langen Verhandlungen einzugehen, durch welche drei Progymnasien mit ihren drei Klassen in eine Bürgerschule und in Progymnasien mit der Secunda übergeleitet wurden, oder die rege Theilnahme zu schildern, welche ich jahrelang der Entwicklung einer kleinen Ackerbauschule zu einem landwirthschaftlichen Institute widmete? Und dazu noch die Kämpfe mit den Gemeinden in den Städten und auf dem Lande um Errichtung neuer Schulklassen oder um Verbesserung des dürftigen Einkommens. An das alles reihte sich meine Bemühung zur Regelung einer bisher dem Zufalle überlassenen Präparandenbildung und die Verlängerung des Schulbesuches bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre. Letztere stieß in den ersten fünf Jahren auf unendliche Schwierigkeiten und brachte in ihrer Ausführung eine nicht vorbedachte Ueberfüllung der Schulen mit sich, welche neue Arbeiten und Sorgen verursachte. Da ich auch zum Mitgliede der Prüfung für den einjährigen Militärdienst herangezogen wurde, diese aber damals zweimal im Jahre stattfand, so häuften sich meine Arbeiten um so mehr, als mit dieser Prüfung oft auch sehr unbequeme Briefwechsel und Besuche der Angehörigen verbunden waren. Ich konnte berechnen, daß ich jährlich sechs Wochen lang mit den Prüfungen der Freiwilligen, der Aspiranten, der Seminaristen in Brühl und mit dem Wiederholungsexamen beschäftigt war. Oft mußte ich daher täglich sieben bis acht Stunden im Bureau zubringen, um die aufgehäuften Arbeiten wieder rechtzeitig zu bewältigen.

Eines der ersten Felder meiner neuen Anschauungen war eben Brühl, und es sei mir vergönnt, hier kurz eines Mannes zu gedenken, welcher im Rheinlande nicht so bald vergessen werden sollte. Den Director Karl Joseph Pauli lernte ich zuerst im Herbste 1855 bei einer Abgangsprüfung kennen, an welcher ich als Commissar der Regierung theilnahm. Er war geistlich und in seiner Art eine eigenthümliche, individuell

ausgeprägte Persönlichkeit. Man würde den Mann heutzutage vielleicht für eine Antiquität halten, welche nicht mehr in die Zeitverhältnisse und unsern modernen Schliff paßte. Damals bereits über 60 Jahre alt, machte er mit seiner langen und hagern Leibesgestalt, mit den stark ausgeprägten, ernsten Gesichtszügen, der stets gleichen Ruhe in Haltung, Geberden und Stimme den Eindruck eines in sich abgeschlossenen Geistes, an welchem äußere Einflüsse spurlos vorübergingen. Als ich ihn nach der Prüfung fragte, nach welchem Buche er die Pädagogik lehre, antwortete er mir ziemlich trocken: „Meine Pädagogik ist die biblische Geschichte!“ Ich stutzte und hatte über die Antwort damals meine eigenen Gedanken, sah aber doch später ein, daß auch in dieser mir befremdlichen Aeußerung ein guter Kern, eine ernste und tiefe Wahrheit liege. Noch mehrere Jahre kam ich mit diesem Manne bei Gelegenheit der Wiederholungs- und Aufnahmeprüfungen auch in Trier zusammen, und stets erregte er meine Aufmerksamkeit. Keinen nähern Verkehr mit den übrigen Gliedern der Commission suchend, lebte er abgeschlossen in seinem Gasthofe; aber früh, mit dem Glockenschlage 8 Uhr, öffnete sich die Thür unseres Versammlungszimmers, und seine lange, ernste Gestalt, in dunkeln Mantel gehüllt, trat herein, grüßte stumm, setzte sich an ihren bestimmten Platz und harrte schweigsam der Stunde, wo sie die Reihe des Prüfens traf. Pauli's Fach war die biblische Geschichte, in dieser behauptete er eine bis ins kleinste gehende Kenntniß, und der Examinandus mußte z. B. wissen, wie viele Steine David in seiner Hirtentasche barg, als er gegen Goliath zum Kampfe zog. — Er fragte stets bestimmt, kein Wort zu viel oder zu wenig, aber hartnäckig, bis schließlich die Antwort seiner Erwartung entsprach. Ich möchte ihn fast den zweiten Overberg nennen, wie denn dieser auch sein Ideal war. — Daß es unser Pauli sehr ernst und gewissenhaft mit seiner Aufgabe meinte, konnte nie-

mand verkennen; aber er faßte sie daneben sehr ruhig und nüchtern mit einem Blicke auf, welcher wesentlich nur die einfache Landschule als Ziel des Unterrichts und der Bildung seiner Zöglinge betrachtete. Der gesammte Geist und Charakter der Anstalt nahm das wirkliche, nächstliegende Bedürfniß solcher Schulen ins Auge und ging nicht darüber hinaus. Daher war auch der Unterricht in den Realien nur mäßig vertreten, und unsere classische Literatur hatte noch keinen Eingang gefunden. Die Poesie fand nur im Gesangunterrichte, welcher vom Musikdirector Töpler trefflich geleitet wurde, einige Vertretung. Im ganzen entsprach das Seminar etwa jenen Forderungen, welchen die Stiehl'schen Regulative Ausdruck gegeben hatten.

Wie Pauli es mit seinen Seminaristen herzlich gut meinte und gewissenhaft deren zeitliches und ewiges Wohl in treuem Auge behielt, so war er doch gerade deshalb streng und insbesondere ein abgesagter Feind alles zärtlichen, weibischen Wesens. Er behielt stets die künftige, bescheidene Stellung des Zöglings, den dereinstigen Landschullehrer im Auge. Man erzählt sich, daß er schon das Butterbrod für einen Luxusartikel des Seminaristen erklärt habe. Manche unserer heutigen jungen Lehrer dürften mit ihrer modernen Kleidung und ihren Lebensgenüssen nicht sonderlich vor den Augen dieses Directors Gnade finden, und er sie vielleicht ernstlich fragen, ob sie über der Lectüre unserer Classiker nicht die biblische Geschichte vergessen hätten? Und doch habe ich mich später oft überzeugen können, daß der 1863 abgegangene alte Pauli von den meisten seiner Schüler mit Liebe und Verehrung genannt wurde, und daß unter seinen im schlichten Overberg-Geiste gebildeten Lehrern viele ebenso tüchtige als liebe Menschen waren. Pauli gehörte zu den achtungswerthen, immer selteneren Charakteren, welche ihren Mantel nicht nach dem Zeitwinde richten, sondern nach festen Grundsätzen handeln und lehren. Solche bot

ihm die biblische Geschichte oder mit anderen Worten: seine Religion, und darum verdient er dieses bescheidene Andenken.

Mitten in meine Wirksamkeit fiel damals ein Zufriedenheitsbeweis, welcher mich um so mehr überraschte, als ich gar nicht daran gedacht, noch weniger darauf gehofft hatte. Ich erhielt die vierte Klasse des Rothen Adlerordens. Es war im Jahre 1861, ich selbst hatte also 50 Lebens- und 25 Dienstjahre in Staatsämtern zurückgelegt. An sich lag daher in dieser Verleihung nichts Besonderes, ich theilte sie mit zwei anderen Collegen, welche mit mir an der Reihe waren. Aber doch freute sie mich, ich war ja eben auch ein Mensch, und ich dachte dabei zunächst an meinen noch lebenden Vater und an dessen Freude über die Auszeichnung des Sohnes. Wenige Jahre darauf (1863) sollte er aber noch eine größere Freude erleben. Die Akademie zu Münster verlieh mir die Doctorwürde honoris causa. Darüber einiges Nähere.

Es mochte im Spätsommer des Jahres 1861 sein, als eines Nachmittags mein Nachbar, der Oberbürgermeister Buß, mit einem fremden Herrn und einer Dame bei mir eintrat, welche er als den Professor Deyks aus Münster und Gemahlin vorstellte. Ersterer, ein stattlicher, etwas hagerer Mann mit geistvollen Gesichtszügen, entschuldigte seinen Besuch mit dem Bemerken, daß er meine „Aphorismen" und den ersten Theil meiner damals erschienenen „Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte" kenne und deshalb gewünscht habe, auf seiner Durchreise meine Bekanntschaft zu machen. Sein Freund habe ihm hierzu die Vermittlung angeboten. Ich war hoch erfreut und konnte die freundliche Anerkennung meiner schriftstellerischen Versuche mit der Bemerkung erwiedern, daß ich schon längst den Herrn Professor aus seiner „Auswahl deutscher Gedichte des 17., 18. und 19. Jahrhunderts" (3. Aufl. 1853) und seiner „Abhandlung über Goethe's Faust" (2. Aufl. 1855) kenne. Wir verlebten den Nachmittag und Abend in trau-

lichem engen Kreise unter ebenso heiteren als belehrenden Gesprächen über Literatur und Kunst, und horchten mit Vergnügen den Mittheilungen zu, welche der im Erzählen gewandte Mann über seine 1842 unternommene wissenschaftliche Reise nach Italien uns machte. Wenn auch die Stunden bis zum späten Abend ausgedehnt wurden, so entschwanden sie doch nur zu schnell, aber sie hinterließen eine wechselseitige bleibende Erinnerung.

Ueber Schule und Erziehung sprach sich bald darnach der geistreiche Mann brieflich und mit Grüßen folgendermaßen aus:

„Das Feld des Wissens, dem Sie theoretisch und praktisch Ihre Kräfte gewidmet haben, gehört in jeder Beziehung zu den wichtigsten. Wenn in unserer Zeit die Philosophie sichtbar zurücksteht, sowohl hinter den staunenswerthen Ergebnissen der Naturwissenschaften, als auch hinter dem historischen Wissen und dessen Anwendung auf Staat und Leben; wenn die Philologie mit Mühe immer neue Stürme abzuschlagen hat und die Medicin einer immer drohender nahenden Empirie kaum mehr die Spitze zu bieten vermag: so ist dagegen niemand im Stande, der Erziehung und Jugendbildung Dasein und Nothwendigkeit abzusprechen. Im Gegentheile — alles, was uns oft so trübe trifft und in Furcht setzt, wenn wir um uns blicken, führt den redenden Beweis, daß wir nun und nimmer dieser Lehre und Zucht entbehren können, auf der zuletzt so Staat wie Kirche ruhen. — Lassen Sie mich nicht reden von dem, was alle kennen, von 1848 u. s. w. — Die Kirche allein ohne die Schule wird den Sieg nicht mehr gewinnen. Italien gibt eben den klarsten Beweis. Täuschen wir uns in dieser Rücksicht nur ja nicht! Nicht minder ist allen der Stab gebrochen, welche die Schule von der Kirche zu trennen unternehmen. Beide gehören vielmehr aufs innigste zusammen, bedürfen einander auf jedem Schritte, würden, wie sie zusammen leben, auch zusammen untergehen. Darum sagt Ihnen, lieber Herr Rath, mein Herz noch besonders ein Glückauf! Da ist z. B. in Ihren „Aphorismen" so ganz und gar nichts von dem dürren Holze modernster Pädagogen. Da wehen Dichterhauche. Halten Sie nur auch ferner jenen geheiligten Bund fest; es ist die Sache der Wissenschaft als solcher, die Pädagogik als Vermittlerin zwischen ewigem und zeitlichem Leben fleißig und ernst ‚anzubauen'."

Als ich ihm wieder eine neue Auflage der erwähnten „Aphorismen" zuschickte, schrieb er (1865) noch folgendes:

„Fast auf jeder Seite des hübschen Büchleins finde ich Gedanken und Ueberzeugungen, die seit vielen Jahren auch die meinigen waren. Man fühlt diesen Betrachtungen den edlen Eifer des thätigen Lebens an, und das ist Hauptsache. Wie die Philosophie ohne System gerade am besten gedeiht, so ist für den Lehrer nur Heil im Beobachten des Wirklichen und im Bedenken des Nothwendigen, nicht in Theorie und Methode allein. Und mit dieser Einsicht verbinden Sie die zarteste Rücksicht auf das Gemüth, auf die Gefühlsseite, jene urkräftigen Hebel der Menschheit, die allein über den rohen Trieb und über die schlaue Gemeinheit emporheben. Es that mir wahrhaft wohl, hier überall auf Saiten zu treffen, die mir harmonisch klangen, und ich schöpfe neue Hoffnung für das Ganze aus dem Umstande, daß Ihr freundliches Buch nicht nur so viele Auflagen erlebte, sondern auch in fremde Sprachen übersetzt wurde."

Dies waren die letzten Zeilen, mit welchen mich der edle Mann erfreute. Ich sollte ihn in diesem Leben nicht wieder sehen, ihm nicht noch einmal mündlich für die Ermunterung und Kräftigung danken, welche mir aus seiner Bekanntschaft und dem brieflichen Verkehr mit ihm geworden waren.

Vor meinem Gange zu den amtlichen Arbeiten saß ich eines Nachmittags im Casino, um noch die Zeitungen zu durchfliegen. Es war am 24. März 1863, als mir ein befreundeter Gymnasiallehrer leise auf die Schulter mit den Worten klopfte: „Ich gratulire!" — „Wozu?" gab ich überrascht zurück. Er reichte mir sein Zeitungsblatt und wies auf eine Stelle darin. Da stand es, ich war mit mehreren anderen Persönlichkeiten zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät ehrenhalber zum „Doctor" ernannt. Es unterlag keinem Zweifel, von allem Unerwarteten war das Unerwartetste geschehen.

Zu Hause angelangt, fand ich auch schon zwei Briefe mit dieser Bezeichnung: der eine vom Dekan der philosophischen Facultät (Rospatt), welcher mir das Geschehene als eine An-

erkennung meiner wissenschaftlichen Leistungen und meiner amtlichen Wirksamkeit eröffnete; der andere von dem in Münster angestellten, als Domcapitular daselbst verstorbenen Regierungs- und Schulrath Lahm. Dieser letztere Brief, der Erguß eines edeln Herzens und einer echten, collegialischen Gesinnung, erfreute und rührte mich so sehr, daß ich es mir im Andenken an seinen Verfasser nicht versagen mag, ihn wörtlich mitzutheilen. Er schrieb:

„Gestern war ich Zeuge eines Actes, der in mir die freudigste Theilnahme hervorrief. Am Schlusse der Geburtstagsfeier Seiner Majestät proclamirte der Ordo philosophorum der hiesigen Akademie unter sehr anerkennenden Ausdrücken Sie honoris causa zum Doctor philosophiae. Längst ist in anderer Weise Ihrer ungewöhnlichen schriftstellerischen Thätigkeit auf pädagogischem Gebiete die verdiente Anerkennung zu theil geworden; der katholischen Akademie meiner Vaterstadt geziemte es, einem Schriftsteller, der den christlichen und kirchlichen Standpunkt auf jenem Gebiete so mannhaft und treu wahrt, ihre Anerkennung durch Verleihung des Doctordiploms zu zollen. Ich habe mir nicht versagen können, zu dieser Anerkennung, obwohl ich Ihnen persönlich nicht nahe stehe, meinen Glückwunsch darzubringen, in der Hoffnung, daß Sie, wenn auch nicht als Docent auf dem Katheder, doch durch die Presse für den Anbau einer christlichen Erziehungswissenschaft unter Gottes Beistand ferner thätig sein werden."

Im darauf folgenden Jahre hatte ich Gelegenheit, den auf einer Badereise begriffenen Verfasser, leider nur zu kurze Zeit, auch persönlich kennen zu lernen. Das edle Aeußere und der kurze, aber innige Gedankenaustausch entsprachen dem Bilde, welches ich mir nach seinem Briefe von ihm gemacht hatte. — An weiteren Glückwünschen aus den verschiedensten Kreisen fehlte es nicht, und deren Beantwortung erforderte manche Abendstunde. Unter den mündlichen Gratulationen schwebt mir noch besonders die meines nur allzu früh verblichenen, unvergeßlichen Freundes, des später nach Köln als Appellationsrath versetzten Rathes Wolff, vor. Er

stürmte freudig in mein Zimmer und umarmte und küßte mich mit dem Ausrufe: „Das ist noch mehr werth als ein Orden!“ Und wie freute sich erst mein lieber Vater! Das Gefühl, ihm Ehre und Freude gemacht zu haben, überwog doch alles andere.

Meine Leser wollen entschuldigen, wenn ich bei jenem Ereignisse etwas länger verweilte, als es dem Zwecke dieser Blätter entspricht. Aber ich stand damals auf jener Höhe des Lebens, wo man sich nicht verhehlen kann, daß es bald bergab geht, und daß die Kräfte nicht mehr zunehmen werden. Um so dankbarer war ich für eine Anerkennung, welche meinen Geist erfrischte und mir jenen Muth erhielt, welcher mir für später noch kommende Arbeiten und Ereignisse nothwendig war. Inskünftig werde ich mich kürzer fassen können, wie ich denn überhaupt Familienleiden und Familienfreuden als rein persönliche Angelegenheiten grundsätzlich nur kurz berührt habe und berühren werde. Wie sehr ich übrigens in jener Zeit der Aufmunterung und des Trostes bedurfte, möge doch folgendes Ereigniß beweisen. Am 10. März 1857 war ich noch durch die Geburt eines Mädchens erfreut worden. Das hübsche Kind wuchs zur Freude des ganzen Hauses heran, zeigte glückliche Anlagen und entfaltete ein heiteres, von allen Menschen geliebtes Frühlingsleben. Es war am 8. August 1862, als ich mit dem Kinde und einem amerikanischen Geistlichen zu Tische saß, aber noch am selben Nachmittage eine Dienstreise antreten mußte. Ich ermahnte die Kleine, nur recht brav zu sein, damit der Papa sich bei der Rückkunft auch freuen könne, vielleicht habe er dann für ein artiges Kind auch noch etwas in der Tasche.

So fuhr ich denn sorglos ab. Als ich am andern Tage früh um 8 Uhr in den Dienst gehen wollte, wurde mir eine Depesche des Inhaltes übergeben: „Komm nach Hause, das Kind sehr krank!“

Eine halbe Stunde später saß ich wieder im Zuge voll banger Ahnungen. Eine Station vor Trier trat mir schon ein befreundeter Geistlicher mit Trostesworten entgegen. Als ich bestürzt nach dem „Warum?“ frug, erfuhr ich, daß mein Kind schon in der Nacht gestorben. Auf dem Bahnhofe in Trier erwartete mich ein Freund, um mir die bereits erfahrene Nachricht schonend und tröstend zu überbringen. Am Abend noch gesund, — in der Nacht ein Gehirnschlag. — Seltsam! Ich habe früher und später viel Leid erfahren, aber keines hat so krampfhaft bis ins innerste Lebensmark mich erschüttert. Selbst der Tod zweier anderen Kinder, welche in reiferem Alter mir und dem Familienleben entrissen wurden, hat mich nicht so gewaltsam erschüttert. Hier ging längeres Siechthum voraus, aber das Kind wurde mitten in der Fülle des heitern Lebens dahingerafft, wie wenn eine frische Blume geknickt wird. Wochenlang ging ich wie träumend umher, fast ohne Speise und Trank, und leise sprach ich oft den Vers Uhlands vor mich hin, mit welchem dieser edle Geist einen gleichen Verlust beklagte:

„Du kamst und gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland.
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand!“

Darin liegt unser Trost, auch für alle diejenigen meiner Leser, welche gleiche Verluste erlebt haben.

Doch mag nicht unerwähnt bleiben, daß ich nach dieser Zeit zur Erholung und Neubelebung der Kräfte fast jährlich einen vier- bis sechswöchentlichen Urlaub erbat und zu kleinen Reisen benutzte. Eine solche unternahm ich mit meiner Tochter im Juli 1864 nach dem Schwarzwalde, weilte zunächst drei Wochen in dem freundlichen Gernsbach an der Murg, machte die bereits erwähnte persönliche Bekanntschaft meines Freundes Bodenmüller und ging sodann nach Freiburg. Es

war in der Zeit des badischen Kirchenstreites, in welchem der greise Erzbischof Hermann von Vicari eine bewunderungswerthe Kraft und Ausdauer gegenüber den kirchenfeindlichen Elementen entwickelte. Als Mitherausgeber des „Schulfreundes" hatte ich mich veranlaßt gesehen, in dieser Zeitschrift über die in Scene gesetzten badischen Schulreformen und über eine sie betreffende Denkschrift des Erzbischofs eine kleine, im christlich-conservativen Sinne gehaltene Abhandlung zu veröffentlichen, welche in den nächstbetheiligten Kreisen nicht unbeachtet geblieben war. In Freiburg wurde ich von Herder, dem liebwerthen Verleger meines „Lesebuches für weibliche Lehranstalten", freundlich empfangen, ebenso von dem Kirchenhistoriker Professor Alzog. Zunächst suchte ich auch den weitbekannten, damals noch in den rüstigsten Mannesjahren stehenden, später fast erblindeten Professor Alban Stolz auf. Als ich bei ihm eintrat und meinen Namen nannte, rief er mir entgegen: „Wie sonderbar! Soeben bin ich mit Ihnen beschäftigt gewesen, hier in dieser Zeitschrift (Benkert) sind mehrere schöne Stellen aus Ihrer ‚Volksschulkunde' citirt." Er wies mit der Hand darauf und ließ mich solche selbst sehen. Leicht knüpfte sich an diesen Zufall eine lebhafte, lang dauernde Unterhaltung über Zeitgeist und Schule, und wir trennten uns endlich mit dem Versprechen, auf gemeinsamen Spaziergängen unsere Betrachtungen fortzusetzen. Dieses geschah aber nicht. Professor Alzog warnte mich freundlich vor den Einladungen des originellen Mannes. „Hat er Sie einmal im Garne und gefangen, dann schleppt er Sie unermüdet tagelang in Feld und Wald umher, über Berg und Thal. Je mehr Sie ihm zusagen, desto fester hält er Sie, und für Ihre übrigen Freunde und anderweitige Unternehmungen sind Sie verloren." Herder bestätigte diese Warnung mit dem Zusatze, daß der unberechenbare Mann Einladungen in häusliche Familienkreise durchweg abschlüge, daß es eben deshalb leider auch unmöglich wäre, mir in seinem Hause eine Fortsetzung unserer Bekannt-

schaft zu bieten. So geschah es denn, daß wir uns während meines kurzen Aufenthaltes nur noch einmal begegneten, ein kleines Zwiegespräch hielten und mit warmem Händedrucke Abschied nahmen.

„Sie müssen dem Herrn Erzbischof Ihren Besuch machen“, sagte Herder. „Das wird nicht gehen,“ erwiederte ich; „mir fehlen die äußeren Wahrzeichen des Respectes, der Frack und Cylinder!“ Herder lachte herzlich. „Das thut gar nichts zur Sache, ich werde Sie begleiten, gleichfalls ohne diese Aeußerlichkeiten.“ So gab ich denn nach, wir gingen gegen halb 11 Uhr vormittags und ließen uns anmelden. Mit gespannter Erwartung harrte ich des Erfolges, um so mehr, als ich bisher noch nie einen fast neunzigjährigen Greis gesehen hatte.

Wir wurden angenommen, und wie groß war meine Ueberraschung, als uns der Herr Erzbischof, oben an der Treppe stehend, mit ausgebreiteten Armen und einem herzgewinnenden Lächeln willkommen hieß. Ein kleiner, hagerer Mann mit silberweißem Haare, gegen welche die frischgerötheten Wangen angenehm contrastirten, machte er einen freundlichen, in Gang, Geberde und Sprache keineswegs ein so hohes Alter verrathenden Eindruck. Unsere Unterhaltung war kurz, er ließ sich einiges von dem weitberühmten alten Trier erzählen und lud uns für den Mittag zu Tische. Als Herder zufällig erwähnte, daß ich in Gesellschaft meiner Tochter gereist sei, sagte er freundlich: „Die müssen Sie auch mitbringen.“

Und so geschah es. Wenige Stunden nach unserem Antrittsbesuche saßen wir mit dem Herrn Erzbischof und dessen Hauskaplan an einem Tische vereint. Der greise Würdenträger war heiter und gesprächig, die Unterhaltung harmlos. Nur einigemal berührte er die ecclesia militans, aber ohne Bitterkeit und in der Hoffnung, daß Gott alles zum Besten lenken werde. Nach etwa einer guten Stunde hob er mit leisem Ge-

bete die Tafel auf, wickelte in einen Papierbogen noch einige Früchte und ein Stück Torte, reichte beides mit freundlicher Verbeugung meiner Tochter, nickte uns einen herzlichen Gruß zu und verschwand, um seine Mittagsruhe zu halten.

Wenige Jahre danach führte mich ein Urlaub wieder nach Freiburg, diesmal in Begleitung meiner Frau und mit der Absicht, von da endlich in die Schweiz zu reisen und die Stätten zu besuchen, wo mein Vater einst eine ihm unvergeßliche schöne Zeit verlebt hatte. Ich traf leider Freund Herder nicht, er weilte, ebenso wie A. Stolz, in einem Bade, aber sein Geschäftsführer, der wackere Herr Hutter, bestrebte sich mit meinem Freunde Alzog, mir die wenigen Tage, welche Freiburg gewidmet werden durften, möglichst angenehm zu machen. Der gute Erzbischof hatte bereits den schweren Hirtenstab mit der ewigen Siegespalme vertauscht, aber seinen spätern Nachfolger im Amte sollte ich noch durch einen günstigen Zufall kennen lernen. Auf dem Bahnhofe angelangt, fanden wir ein großes Menschengewühl, nicht aber eine Droschke; alle verfügbaren waren bereits in Beschlag genommen. Rathlos standen wir mit unserem Gepäcke da, als uns ein stattlicher Herr, in welchem wir sofort den katholischen Geistlichen erkannten, freundlich fragte, welchen Gasthof wir gewählt hätten? Ich antwortete: „Zum Heiligen Geiste", genau nach Bädekers Angabe. Lächelnd sagte der Herr: „Den Heiligen dürfte das Haus nicht beanspruchen, aber wenn Sie einsteigen wollen, so bringe ich Sie gerne in den Geist, da ich just vorbeifahre. So geschah es denn; nach wenigen Minuten war unser Asyl erreicht, und wir fanden kaum Zeit, für die willkommene Hilfe zu danken. Als wir andern Tages den Lorettoberg besuchten, trafen wir mit unserem gestrigen Gefährten wieder zusammen und fanden sonach Gelegenheit, zu danken und uns in schicklicher Form vorzustellen. So erfuhren wir denn auch, daß unser Nothhelfer Orbin heiße

und Domcapitular sei. Leider war ihm von der Vorsehung nicht bestimmt, den Hirtenstab lange zu führen.

Die Schweiz sollte ich leider nicht sehen! Abends noch heiter und gesund, befiel mich in der Nacht ein heftiges Unwohlsein, und die damit verbundenen Beklemmungen machten mich so muthlos, erregten eine solche Sehnsucht nach dem häuslichen Herde, daß ich die Umkehr beschloß und mit der Morgenfrühe auch antrat. So bin ich denn nicht nach der Schweiz gekommen und werde nunmehr ganz auf meinen Lieblingswunsch verzichten müssen. „Trösten Sie sich," sagte mir scherzend ein Freund in gleicher Lage. „Wer heutzutage nicht in der Schweiz gewesen, der gehört zu den seltenen Menschen; begnügen und beruhigen wir uns in dem Bewußtsein, zu diesen seltenen zu gehören."

Von weiteren Urlaubs- und Erholungsreisen erwähne ich nur, daß die Mehrzahl derselben mich nach Norddeutschland ins Harzgebirge führte. Meine einzige, verheiratete Tochter kränkelte schon seit einiger Zeit. Nach zehnjähriger glücklicher Ehe entspann sich ein Rückenmarksleiden, welches die Arme fünf Jahre lang aufs Schmerzenslager warf. Der tiefgebeugte Gatte brachte die Kranke während dieser kummervollen Zeit jährlich an den Harz, wo er ihr in Suderode, später in Thale einen möglichst ruhigen Aufenthalt in einer schön gelegenen Villa besorgt hatte, und unsere Reisen gingen von der Zeit an fast nur zur Kranken, um ihr die Freude des Wiedersehens und den Trost zu gewähren, welchen ein Kind am Elternherzen erwarten kann. Für uns selbst waren diese Zeiten schmerzlich genug, und weder die romantische Gegend, verklärt durch die schöne Sommerszeit, noch der Verkehr mit lieben Verwandten konnten die tiefe Wehmuth dämpfen, in welche uns der stete Anblick der hoffnungslosen Dulderin versenkte. Der Tod erlöste sie endlich von ihrem in Gottvertrauen erduldeten Leiden am 6. November 1883, und

wenn ihr das Scheiden schwer wurde, so geschah es im Hinblicke auf die betagten Eltern, den schmerzerfüllten Gatten und vier Kinder. Im Jenseits warteten ihrer ja schon das traute Schwesterlein und ein jüngerer Bruder, welcher sich zum Ingenieur ausgebildet hatte und nach längerem Siechthum in meinen Armen verschied († 1877).

Die mit solch trüben Familienereignissen in Verbindung stehenden Harzreisen veranlassen mich zu einer Abschweifung auf das Gebiet meiner schriftstellerischen Thätigkeit, welche mich mit Karl Kehr zunächst in briefliche Beziehungen brachte. Das bedeutende Ansehen, welches diese liebenswürdige Persönlichkeit in den letzten Jahrzehnten mit Recht auf dem Gebiete des Volksschulwesens errungen hat, und der Umstand, daß auch Dr. Schumann in seinem 1886 erschienenen Lebensbilde des bereits Verstorbenen und seiner Beziehungen zu mir gedenkt, mögen mich entschuldigen, wenn ich etwas ausführlicher werde. Meine im „Pädagogischen Jahresberichte“ von Lüben und Nacke veröffentlichten Vorschläge zu einer bessern Ertheilung des deutschen Sprachunterrichtes hatten in weiten Kreisen angeregt. Es war durch meinen Kampf gegen die bisherige Alleinherrschaft der Grammatik und durch den Hinweis auf die lebendige Sprache selbst und deren logische und ästhetische Bedeutung, durch Zuziehung der Synonymik, der Wortfamilien und bildlichen Bedeutung der Worte ein neues und reges Leben in den gesammten Unterricht gepflanzt, und das Lesebuch hatte damit zugleich einen bisher nicht erkannten Werth und Einfluß gewonnen. Unter denen, welche die neuen Gedanken lebhaft ergriffen und praktisch verwertheten, war Kehr, damals Lehrer in Ruhla in Thüringen, einer der ersten und bedeutendsten. Sein Werk „Theoretisch-praktische Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke“ erschien unter der Jahreszahl 1859, wurde aber schon im Herbste 1858 ausgegeben. Er schickte mir

am 1. December 1858 sein Werk mit nachfolgendem Begleitschreiben:

„Einer Ihrer treuesten Schüler erlaubt sich die Freiheit, Ihnen, dem Meister, ein Buch vorzulegen, das durch das vieljährige Studium Ihrer Werke über den Sprachunterricht entstanden ist. Ich habe bei dem rastlosen Eifer für diesen Unterrichtsgegenstand gefunden, daß der von Ihnen angeregte, anempfohlene und mit Geschick und Glück betretene Weg, trotz Diesterweg und Burgwardt, der kürzeste und sicherste zur Erreichung des hohen Zieles der Sprache ist. Der Same, den Sie in Ihren Werken ausgestreut, ist bei mir auf empfänglichen Boden gefallen, so daß es Ihnen Freude machen wird, wenn ich Ihnen mittheile, daß die von mir in meiner Schule erzielten Erfolge die Aufmerksamkeit des Staatsministeriums dergestalt erregten, daß ich von dort aufgefordert wurde, meine Methode im Drucke erscheinen zu lassen. Ich erklärte natürlich sofort meinen Vorgesetzten, die der Erfüllung dieses Wunsches mit Bestimmtheit entgegensahen, daß meine Methode weder neu, noch von mir selbst sei, sondern daß Ihnen diese Ehre gebühre, und daß ich nur die von Ihnen ausgesprochenen Principien für den Sprachunterricht für die Verhältnisse unseres Landes flüssig gemacht und in meiner Schule zur Verwirklichung gebracht hätte. Als ich aber darauf wiederholt von dieser und anderer Seite um eine weitere Verbreitung meiner Unterrichtsweise gebeten wurde, habe ich nicht weiter gezögert, meine Präparationen, die ich mir für die Lehrstunden in meiner Schule ausgearbeitet hatte, erscheinen zu lassen, und lege nun heute diese Arbeiten Ihnen zur gefälligen Begutachtung vor. Ich thue dies einestheils mit einer gewissen Aengstlichkeit, die jedem eigen ist, der vor einem anerkannten Sachkenner steht; anderntheils thue ich es aber doch auch mit dem Bewußtsein, daß ich nach Kräften das Meinige redlich gethan, um den anlehnenden Sprachunterricht auch in den Schulen unseres Landes einzubürgern und demselben Grund und Boden zu verschaffen. Wenn Ihnen das Buch zusagt, wenn es Ihren Beifall findet, und wenn ich vor Ihnen im ‚Pädagogischen Jahrbuch‘ von A. Lüben nicht mit Schanden bestehe, so bin ich für die Mühe, die ich auf die Bearbeitung des Buches verwendet habe, reich belohnt.

Aber Abschied kann ich nicht von Ihnen nehmen, ohne Ihnen zuvor im Geiste die Hand im Gefühle des aufrichtigsten Dankes

gedrückt zu haben, und Ihnen aufrichtig zu versichern, daß ich ohne Sie nicht das wäre, was ich heute bin. Nehmen Sie diese Versicherung nicht als Phrase, als hohles Compliment; es kommt aus einem Herzen, das in Begeisterung schlägt für die Schule, die Lehrerwelt und ihre Freunde. Ich will nicht als ein fertiger Meister im Schulfache erscheinen, weil ich dies noch lange nicht bin; aber mit Paulus spreche ich: ‚Nicht daß wir es ergriffen hätten, aber wir jagen ihm nach!‘ Und bei diesem Nachjagen, bei diesem Streben waren Sie mir in meinem Lehrerleben durch Ihre Schriften Wegweiser und Leiter. — Und so seien Sie denn herzlichst gegrüßt in Glaube, Liebe und Hoffnung von

Ihrem Sie hochschätzenden
C. Kehr.“

Ich antwortete bald anerkennend und mit dem Bemerken, daß eine Besprechung des Buches im nächsten Bande des Jahresberichtes erfolgen werde. Indessen fand Kehrs Arbeit in den fachmännischen Kreisen, besonders unter den gelehrter sein wollenden Herren, keine sonderlich günstige Aufnahme. Der eingeschlagene neue Weg konnte den Männern nicht zusagen, welche von Jugend auf in die spanischen Stiefel einer Latein-Grammatik eingezwängt waren. Er selbst sagt, daß es seiner „Anweisung“ anfangs herzlich schlecht, ja grundschlecht gegangen, und daß ihr keines Medicäers Güte gelächelt habe. — Ein tiefer Mißmuth bemächtigte sich des armen Autors; Schumann gibt darüber in seiner Biographie Kehrs einzelnes genauer an. Aber der Trost sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Im XII. Bande des Jahresberichts von 1859 (S. 57 ff.) erschien folgende Kritik aus meiner Feder, welche ich hier wiedergebe, weil sie zugleich über die damalige Entwicklung des Sprachunterrichts und über dessen Geschichte einige nähere Auskunft gibt:

„Kehrs Buch gehört zu dem Bedeutendsten, was das Jahr in der Methode des Sprachunterrichtes aufzuweisen hat. Es bietet keine neuen Ansichten und Ideen, verarbeitet aber die vorhandenen

und zur Geltung gekommenen mit aus der Erfahrung und guten Studien erworbener Sicherheit. Der Verfasser will den Sprachunterricht an das Lesebuch anschließen und durch und mit diesem Anschlusse Einheit und Mittelpunkt in alle einzelnen Uebungen und Unterweisungen bringen. Er gehört nicht zu denen, welche die Musterstücke des Lesebuches bloß zu logischen Excursen und etwa noch zu Stilübungen benutzt wissen wollen, sondern er redet auch der Grammatik das Wort, sowohl wegen des formellen als auch wegen des praktischen Nutzens. Doch sagt der Verfasser ausdrücklich, daß für das erste und zweite Schuljahr keine Sprachlehre, sondern nur eine Sprechlehre gehöre, die sich an die Fibel anschließen könne. Diese beiden Schuljahre sind im Werke selbst wenig, eigentlich gar nicht berücksichtigt worden, was wir nur deshalb bedauern, weil den Lehrern gerade für diese Zeit guter Rath sehr nothwendig ist und weil die erste Vorbereitungsschule aufs Ganze entschiedenen Einfluß übt. Wenigstens hätte der Verfasser die Collegen auf irgend einen Leitfaden hinweisen können, der zur Vorschule einigermaßen genügte. Die Kinder des 3. und 4. Schuljahres (8. bis 10. Lebensjahr) bilden die (sprachlehrliche) Unterklasse, und diesen soll nach des Verfassers Wunsche ein Sprachunterricht zu theil werden, welcher zwar noch immer Sprechunterricht bleibt, jedoch auch die grammatische Seite der Sprache berücksichtigt. Die Grammatik tritt als Denkübung auf; der orthographische Unterricht wird nur durch Auge und Ohr vermittelt; die schriftlichen Uebungen beschränken sich auf Ab- und Aufschreiben von Lesestücken, leichte Nachbildungen und kleine Beschreibungen. Auf treues Memoriren der Musterstücke wird besonderer Werth gelegt. Die Kinder von 11 bis 12 Jahren bilden die (sprachliche) Mittelklasse und werden sprachlich weitergeführt (Wortformen, Haupt- und Nebensätze); die Orthographie wird auf Grund grammatischer Kenntnisse geübt; behufs der schriftlichen Uebungen ist diese Stufe die der Nachahmung. Die Kinder vom 12. bis 14. Lebensjahre bilden endlich die (sprachliche) Oberklasse und die Stufe strenger Selbstthätigkeit und Erfindung. Wie weit die Grammatik auf dieser Stufe gehen soll, spricht der Verfasser hier nicht aus; es ergibt sich aus dem Vorigen und aus dem praktischen Theile des Buches. Wie der Verfasser in obigen Eintheilungen meine Ansichten und Sprachwerke vor Augen gehabt hat, so hat er sich in den einzelnen an die Musterstücke angereihten sprachlehrlichen Uebungen mehr an die Schriften des Rectors Otto gehalten.

Was nun die praktische Ausführung anlangt, so kann wohl niemand dem Verfasser aufrichtige Hochachtung versagen. Das Buch ist keine Fabrikarbeit der Gewinnsucht oder Eitelkeit, wie solche jedes Jahr in Menge bringt und verschwinden läßt; es athmet überall deutsche Liebe zur Sache und zeigt auf jeder Seite deutschen Fleiß. Gehen wir nach diesem allgemeinen Urtheile auf Einzelnes ein, so muß sich unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die Grundlagen (Musterstücke) richten; denn es versteht sich von selbst, daß deren Inhalt und Form von großer Wichtigkeit sind. Nach unserer Ansicht ist Herr Kehr in der Wahl ziemlich glücklich gewesen, doch haben die Lesestücke Nr. 6, 8, 15, 18 und 22 unsern Beifall nicht."

Letztere Ansicht rechtfertigte ich im einzelnen, mag jedoch hier nur ein Beispiel erwähnen. Der Verfasser hatte eine damals fast in allen Lesebüchern vorkommende Geschichte als Grundlage behandelt, nach welcher ein Sohn seinem greisen Vater, weil dieser bei Tische zitternd die Suppe zu verschütten pflegte, einen Platz hinter dem Ofen angewiesen und statt des Tellers einen kleinen hölzernen Trog gegeben. Einst traf dieser Vater das eigene Söhnchen bei einer Schnitzarbeit. Auf die Frage, was denn das werden solle, folgte die Antwort: „Ein Trog für dich, wenn du so alt bist wie der Großvater!" Erschütterung, Reue, Besserung!

Mir gefiel diese Erzählung trotz ihrer allgemeinen Verbreitung nicht. Sie widersprach einerseits zu sehr meinem sittlichen Gefühle, anderntheils war ich der Meinung, daß ein reines Kinderherz gar nicht ahnen dürfe, daß solche grobe Sünden gegen das vierte Gebot möglich seien[1].

Nach diesem einen Beispiele möge der Wortlaut meiner Kritik weiter folgen:

---

[1] Die sonderbare Geschichte findet sich zuerst in „Heinrich Stillings Jünglingsjahren" (1778, Seite 9). Ein Knabe erzählt sie seinem Spielkameraden als etwas im Nachbarhause selbst Erlebtes und Gesehenes.

„Wir glauben, der Verfasser hätte besser gethan, noch mehr auf Naturbeschreibung, Kindesleben und Menschenschicksale einzugehen und seine Musterstücke aus diesem Bereiche zu wählen. Wenn sie dann etwas länger und inhaltreicher ausgefallen wären, so würde dies der sprachlichen Behandlung nach allen Seiten hin gewiß nur förderlich gewesen sein und auch die Vergleichung mehr Spielraum gehabt haben.

An der Wahl der Lesestücke mag übrigens der Umstand theilhaben, daß Hr. Kehr für alle drei oben bezeichneten Sprachunterrichtsklassen ein und dieselben Muster zum Grunde legt. Wir können dieser Einrichtung unsern Beifall nicht schenken. Abgesehen von der heilsamen Abwechslung, müssen Inhalt, Stoff und Form nach den verschiedenen Altersstufen auch anders sein. Nicht minder hätten wir gewünscht, daß die Unterrichtsstoffe und Uebungen für die verschiedenen sprachlehrlichen Abtheilungen auch äußerlich schärfer geschieden und in abgegrenzte Curse zusammengestellt worden wären. Das Buch würde dadurch an Uebersichtlichkeit und an Anwendbarkeit für Schulen von mehreren Klassen, z. B. für dreiklassige Stadtschulen, gewonnen haben. Bisweilen läßt der Verfasser auch im Unklaren, für welche seiner drei Stufen diese oder jene Uebung bestimmt sein soll.

Noch weiter einzugehen, halten wir bei einem so inhaltreichen Buche nicht für nöthig. Manches ist gesucht und gefunden, manches gesucht und nicht gefunden, einzelnes unbestimmt, anderes zu breit, wieder anderes gezwungen; aber wir mögen angesichts so vieler Vorzüge nicht über Kleinigkeiten rechten. Jedenfalls werden die Lehrer, welche Hrn. Kehrs Buch tüchtig studiren und durcharbeiten, für ihre eigene Bildung und somit auch für einen fruchtbringenden Unterricht außerordentlich gewinnen.

Dr. Schumann und W. Meyer erzählen in den Biographien Kehrs, daß diese Kritik eine bedeutende Wirkung sowohl in Bezug auf die Sache als auf den Schriftsteller selbst übte. Die Gegner verstummten und ließen mit ihren Spöttereien nach, Kehr selbst aber fühlte sich in seiner Thätigkeit und Selbstschätzung wieder gehoben. Meyer berichtet, daß er sich stets dessen gerne erinnere, wie Kehr ihm in vertraulichen Stunden mit beredten Worten das Glück ausmalte, welches er empfunden, als ihm die günstige Besprechung zugegangen.

Unter dem 3. Januar 1859 erhielt ich denn auch von Kehrs Hand einen Brief, welcher in herzlicher Weise seinen Dank ausspricht, ihn selbst aber und sein Streben so treu schildert, daß ich es nicht unterlassen kann, das Andenken an den früh Heimgegangenen mit der theilweisen Veröffentlichung zu ehren.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht schon im alten Jahre den Tribut des aufrichtigsten Dankes entrichtet und zugesandt habe. Nachdem sich mein Unwohlsein, das mich an jeder Arbeit verhinderte, gehoben hat, ist es heute mein erstes Geschäft, mit diesem Danke zugleich den Wunsch zu verbinden, daß Sie mir auch im neuen Jahre die alte Liebe bewahren und mir das bisher bewiesene Wohlwollen nicht entziehen möchten. Gebe Ihnen der ewig gute Gott, was zu Ihrem wahren Frieden dient; gebe er besonders, daß Sie noch recht lange und so segensreich wie bisher für die Schulen unseres deutschen Vaterlandes wirken möchten! Was meine ‚Anweisung' belangt, so hat es mir wohlgethan, daß sie Ihren Beifall gefunden hat, und daß die viele darauf verwandte Mühe und der angestrengte Fleiß nicht vergeblich waren. Es wird freilich nicht an Leuten fehlen, die ihr ‚Kreuzige!' rufen, aber dieses soll mich nicht hindern, auf dem betretenen Wege ohne Rast, doch auch ohne Haß vorwärts zu schreiten und zu wirken. Ich arbeite wahrlich nicht für mich, für meine Ehre, für Zeitliches und Vergängliches; mein Streben gilt unseren Kindern, unseren Schulen, auch ich will für meinen Theil ein Steinlein zum großen Bau der Menschenbildung herbeitragen und den Bau fördern helfen mit der Kraft, die mir der Herrgott verliehen hat. Erst wenn das Lesebuch, das neben dem lebendigen Quell der Heiligen Schrift ein Brünnlein sein soll, welches das Schulleben frisch erhält, daß es nicht in der Dürre des materiellen Wissens und der mechanischen Uebungen verkomme, erst dann, wenn das Lesebuch mehr und mehr zum Centralpunkte des sprachlichen Unterrichts gemacht wird, kann auch der Sprachunterricht allseitiger und segensreicher wirken. Freilich gehören dazu: 1. gute Lesebücher, an denen wir trotz der Masse noch Mangel leiden; 2. wie Sie sagen — Lehrer, die nicht allein den Kopf, sondern auch das Herz auf dem rechten Flecke haben, die mit Samaritersinn und mit Samariterliebe in die Schule treten und wirken.

Vielleicht kann ich noch vor der freudenreichen Osterzeit Ihnen die in meiner ‚Anweisung‘ bereits angezeigten „Materialien zur Uebung im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucke“ noch einsenden, vielleicht ist es mir sogar möglich, sie Ihnen persönlich zu überreichen, da ich in Ihrem Regierungsbezirke (in Trarbach a. d. Mosel) meine nächsten Verwandten habe, welche ich im Frühjahre zu besuchen beabsichtige, wobei ich einen Abstecher nach Trier machen würde, um den Mann kennen zu lernen, dem ich in meinem Lehrerleben so viel zu danken habe.

Der wackere Mann kam nicht an die Mosel, wenigstens nicht nach Trier, und es sollten noch Jahre verstreichen, ehe mir die Freude wurde, ihn persönlich kennen zu lernen. Wir sollten mittlerweile reifer werden, er auf den Höhepunkt des menschlichen Lebens (50 Jahre), ich aber zum Greisenalter gelangen. Es war im Jahre 1880, als ich wieder meine kranke Tochter in Thale besuchte. Einige Jahre vorher war ich selbst von da nach Halberstadt gefahren, lediglich in der Absicht, um den damals dort als Seminardirector wirkenden Freund zu begrüßen; aber es waren Ferien und Kehr mit anderen ausgeflogen. Um gleichem Mißgeschicke vorzubeugen, erließ ich diesmal eine Karte mit der Frage, ob er heimisch, und ob ich zu ihm oder er zu mir kommen könne. Letzteres werde mir in Anbetracht der Umstände am liebsten sein. — Er kam schon tags darauf, am 25. Juni. — Wie es im Leben zu geschehen pflegt, macht man sich von Personen, welche man hochschätzt, aus der Ferne gern sein eigenes Bild, zusammengesetzt entweder aus Traditionen, oder nach dem Eindrucke, welchen ihre Briefe und Schriften hinterlassen. So hatte ich mir denn auch Kehr als einen ziemlich hagern, großen Mann mit dunkeln, sprechenden Augen und ernsten Gesichtszügen gedacht, hatte ihn mir als eine ideale Schulmeistergestalt vorgestellt, welcher der Stempel eines schweren Arbeitslebens aufgedrückt sei. Ich war überrascht, als mir ein

behaglich aussehender Mann mittlerer Größe und mit der Anlage zur Wohlbeleibtheit entgegentrat, dessen volles Gesicht mit heiter blickenden Augen von einem wohlgepflegten, unter dem Kinne zusammenlaufenden schmalen Backenbarte umkränzt war. Wäre er mir unter anderen Umständen begegnet, so würde ich ihn eher für den ehrsamen, wohlsituirten Bürger einer kleinen Stadt, als für einen Schulmann gehalten haben. Wir blickten uns unter herzlichem Händedrucke lange an, ehe das Gespräch in Fluß kam; ob meine Erscheinung seinen Erwartungen entsprach, habe ich nicht erfahren, wohl aber reichte der schöne, sonnige Nachmittag zum wechselseitigen geistigen Austausche hin. Daß sich die Unterhaltung auf die verschiedensten Gebiete des Unterrichts und der Schule erstreckte, ist wohl selbstverständlich; aber es würde zu weit führen, auf Einzelheiten näher einzugehen. Mein Gesammteindruck war etwa dieser: Wir waren beide im Grunde der Seele eins; Hebung der Schule und des Lehrerstandes unser wärmster Herzenswunsch. Kehr legte bei diesem gemeinsamen Ziele ein entschiedenes Gewicht auf äußere Mittel, auf Lehrerconferenzen, Methode, amtliche Stellung und Gehaltsverhältnisse, wohingegen ich mehr das Gemüthsleben, die Berufsliebe, die ernste Concentration auf das Amt und eine tüchtige Vorbildung betonte. Fast möchte ich sagen, daß wir uns zu einander verhielten, wie Realismus zum Idealismus. Ich pflegte später daher vorwiegend die Geschichte der Erziehung, Kehr vertiefte sich mehr in die Methode, den Unterricht und dessen Entwicklung. Aber da jeder von uns beiden bereitwillig auch des andern Richtung und deren Bedeutung anerkannte, so waren wir doch in der Wurzel und in den Zielen unserer Bestrebungen einverstanden, und jeder bereit, seine Gedanken durch die des andern zu berichtigen und zu ergänzen. Wir schieden in der unerfüllt gebliebenen Hoffnung aufs Wiedersehen. Kehr wurde nach wenigen Jahren

seinem lieben Halberstadt entzogen, um als Director des Erfurter Seminars, und durch den Charakter als Schulrath ausgezeichnet, sich neuen und schwierigen Arbeiten zu unterziehen, in welchen ihm ein unerwartet schneller Tod das Ziel setzte. Noch im Jahre 1883 sandte er mir unter dem 30. August von Halberstadt aus die achte Auflage seiner „Theoretisch-praktischen Anweisung“ mit folgenden herzlichen Worten:

„Das Kindlein, an dessen Wiege Sie einst vor 25 Jahren als Gevatter standen, ist inzwischen zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen. Diesen Jüngling — Ihren Pathen — sende ich Ihnen heute neu gekleidet und frisch ausstaffirt mit der ganz ergebensten Bitte zu: Sehen Sie sich den inzwischen stark und dick gewordenen Burschen einmal etwas genauer an, und schenken Sie ihm, jetzt noch wie früher, Ihre treue Liebe.

Daß der Vater dem alten Pathen seines Kindes noch bis heute ein Herz voll treuer Liebe und aufrichtiger Dankbarkeit bewahrt hat, das ist für alle Welt zu lesen auf Seite 5 der Vorrede.

Ohne Bild: Ich danke Ihnen mit Herz und Mund und Händen, mit ganzer Seele, allen Kräften und treuem Gemüthe!

Gott der Herr segne Sie für alle Liebe und Treue in Herz, Amt und Haus! In aufrichtiger Verehrung

Ihr dankbar ergebener

Kehr.“

Die citirte Stelle aus der Vorrede lautet:

„Da kam ein Jahr später im 12. Bande von Lübens Pädagogischem Jahresberichte die Recension Kellners aus Trier: ‚Kehrs Buch gehört zu dem Bedeutendsten, was das Jahr in der Methode des Sprachunterrichtes aufzuweisen hat‘ ꝛc. ꝛc. — Ich gestehe ganz ehrlich, daß ich beim Durchlesen der Recension meinen Augen kaum traute. An eine derartige Sprache war ich schon lange nicht mehr gewöhnt. Ueberhaupt war die Wirkung dieser Kritik nach verschiedenen Seiten hin eine recht seltsame. Meine Gegner z. B. wurden von da ab still und stellten ihr Kesseltreiben ein. Ich selbst aber bekam allmählich wieder Muth; und wenn ich von da ab in freien Stunden noch manches über Pädagogik oder Methodik geschrieben habe, so mag das Kellner verantworten. Er hat mich auf dem Gewissen; denn ohne seine Kritik, für die ich

ihm heute meinen tiefgefühltesten Herzensdank sage, wäre ich wahrscheinlich zeitlebens, wenn nicht mundtodt geblieben, so doch wenigstens ein schreibtodter Mann geworden.“ —

Ruhe sanft, du treuer Arbeiter in Gottes Jugendgarten! Wenn ich so lange bei deinem Andenken verweilte, so geschah es auch deshalb, weil ich ohne Eitelkeit wohl sagen darf, daß ich mich selbst in dir wiedergefunden habe. Uns beseelte die gleiche unauslöschliche Liebe zum Berufe und bei ähnlichem Bildungsgange das gleiche Streben nach Vertiefung und Erweiterung des Wissens, und wenn wir auch in Hinsicht auf das Religionsbekenntniß verschieden waren, so erkannten wir doch beide in der Religion den Ausgang und die Vollendung unseres Strebens. Aber ehe ich in diesen Blättern von dem Manne Abschied nehme, möchte ich doch noch eins hervorheben, wodurch er sich hoch über die Menge gestellt hat. Wer in einem Berufskreise arbeitet, welcher die Befugniß und Macht in sich schließt, anderen wohlzuthun, ihre Wünsche zu erfüllen und ihre Lebensziele zu sichern, der wird gar manche seltsame Erfahrungen und Täuschungen erleben. Wie oft ändert ein erfüllter Wunsch, ein endlich erreichtes Ziel den ganzen Charakter des Menschen, oder läßt ihn erst in seiner wahren Gestalt sichtbar werden! So ist es besonders mit der Dankbarkeit. Edle Seelen zahlen mit dem, was sie sind, gemeine Naturen mit dem, was sie haben, oder sie zahlen gar nicht. Nur Bescheidenheit und Edelsinn sind dankbar, der Stolze kann sich sogar bis zum Hasse des Wohlthäters verirren. Wer lange lebt, dem wird es nicht an Beweisen hierzu fehlen. Wie oft habe ich bei Personen, welchen ich nur kleinere Proben der Theilnahme, nur geringe Hilfe gewähren konnte, eine bis zum Grabe reichende Anhänglichkeit und Dankbarkeit gefunden, und wiederum, wie bald wurde meiner von solchen vergessen, die ihre befriedigende Lebensstellung meiner Fürsorge verdankten! Der Erfahrungen auf dem Gebiete schrift-

stellerischer Thätigkeit, so interessant sie sein möchten, mag ich gar nicht gedenken. — Wie groß steht Kehr in dieser Beziehung vor den Augen meiner Leser! Was hatte ich anderes gethan, als wozu mich Ueberzeugung und neidlose Pflicht aufforderten? Und wurde mir diese Pflicht nicht durch die Wahrnehmung erleichtert, daß Kehr meinen Ansichten im großen Ganzen huldigte und diese durch seine Arbeit zur weitern Geltung bringen konnte? Solche Erwägung führt zu dem Urtheile, daß mein Verdienst entschieden kleiner, als seine die langen Jahre überdauernde Dankbarkeit war. Ihm gelte nunmehr mein Dank!

Aber ich muß hier noch länger bei meinen schriftstellerischen Erlebnissen verweilen, als ich eigentlich wünsche. Kehr erwähnt in seinem hier mitgetheilten Briefe vom 1. December 1858 Diesterwegs und Burgwardts als meiner Gegner. — Ersteren möchte ich jedoch kaum auf dem Gebiete des Sprachunterrichts zu diesen rechnen, da er mir nur die Priorität der methodischen Grundsätze bestreitet und behauptet, tüchtige Lehrer hätten schon längst meine Wege eingeschlagen. Dagegen war Burgwardt (Heinrich) mein entschiedener Gegner und voll Kampfbegierde, an mir die Sporen zu verdienen. Zunächst waren es die „Morgenstimmen eines naturgemäßen und volksthümlichen Sprach- und Schulunterrichts in niederdeutschen Volksschulen" (1857) und bald danach der „Untergrundspflug oder Beiträge zu einer naturgemäßen und volksthümlichen Pädagogik und Didaktik der Volksschule" (1858), worin er gegen mich losdonnerte. Die herausfordernden, eine ungemeine Selbstschätzung bekundenden Titel, sowie die angemaßte Unfehlbarkeit und der rücksichtslose Ton des Verfassers erregten einiges Aufsehen, und es fehlte auch bald nicht an Stimmen, welche ein solches Auftreten scharf mißbilligten; ich nenne hier nur Grube, den bekannten Verfasser der „Geographischen Charakterbilder".

Mir wurden zunächst die „Morgenstimmen“, dann auch der „Untergrundspflug“ zur Beurtheilung für den Jahresbericht von Lüben und Nacke vorgelegt. Ueber die Art, in welcher ich mich dieser Aufgabe entledigte, möge in Kürze die Einleitung zu meinem Referate Auskunft geben. Sie lautet:

„Diese ‚Morgenstimmen‘, deren wesentlichen Inhalt ich den Lesern des Jahresberichtes mit des Verfassers eigenen Worten zu geben gedenke, polemisiren so ziemlich gegen alle bisherigen Richtungen auf dem Gebiete des Sprachunterrichtes. Von Heinsius und Heyse bis auf die allerneueste Zeit ist fast keine der für diesen Unterrichtsgegenstand thätig gewesenen bedeutenderen Persönlichkeiten unbesprochen geblieben; fast jede hat eine tadelnde Kritik ihrer Leistungen erfahren müssen. Insbesondere gilt dies vom analytischen Sprachunterrichte, wie er von mir, Otto, Berthelt, Kehr und anderen mehrfach empfohlen und durch Schriften in die Praxis übertragen wurde. Ich kann wohl sagen, daß der Verfasser meine Schriften und Abhandlungen ganz besonders und mit einer unverkennbaren Vorliebe vor sein kritisches Forum gezogen hat, und wenn es ihm daran lag, die von mir empfohlene Methode zu beseitigen, so finde ich dies auch in der Ordnung, da gerade meine Schriften wesentliche Impulse gegeben und manche geschickte und ungeschickte Nachahmer gefunden haben. Nicht in der Ordnung finde ich es aber, mehreren an mich ergangenen Aufforderungen von Freunden zu entsprechen und gegen den Verfasser der ‚Morgenstimmen‘ meine Stimme hier im Jahresberichte zu erheben oder überhaupt mich auf einen Kampf gegen seine Propositionen einzulassen. Eine Schrift von 263 Seiten nach allen Richtungen hin zu verfolgen, zu berichtigen oder zu widerlegen, würde eine Arbeit sein, deren Umfang die Grenzen dieser Zeitschrift weit überschritte und deren mehr referirendem Charakter Abbruch thäte. Aber dieser Umstand hält mich weniger ab, als die Ueberzeugung, daß literarische Kämpfe von solch' leidenschaftlichem Charakter überhaupt selten eine Sache entscheiden, selten das Urtheil des Publikums bestimmen und dieses mehr unterhalten als belehren. Eben weil ich der Gegenstand der heftigsten Angriffe des Herrn Burgwardt bin, dürfte meine Gegenkritik den Lesern nicht unparteiisch genug erscheinen, und auch deshalb schon mag ich dem Urtheile des pädagogischen Publikums nicht vor-

greifen. Ich habe mich bisher nie in literarische Streitigkeiten eingelassen, sondern immer nur das nach meiner Ansicht und besten Ueberzeugung Rechte gethan und geschrieben und dessen Erfolg getrost seinem eigenen Werthe überlassen. So mag ich es auch jetzt halten. Als ich meine sprachlehrlichen Schriften schrieb, war ich nicht in der Stellung und Lage, irgend jemandes Protection beanspruchen zu können; sie haben nichtsdestoweniger angeregt und Anklang gefunden. So wird es auch mit Herrn Burgwardts Schriften, je nach ihrem Werthe, sein und werden können, auch ohne pikante Zugaben kritischer Streitigkeiten. Gehen wir ohne weiteres zur Sache."

Um meinen Lesern aber einige Einsicht in das zu ermöglichen, was Burgwardt mit seinen beiden Schriften bezweckt, so möge er hier noch selbst sprechen.

„Ich will kein loses Anknüpfen an die Mundart und dann ein Hinüberleiten in die literarische Schriftsprache, wie schon andere, namentlich Honcamp und Hegener, empfohlen haben; ich will diese Sprache — mit Ausnahme der landesüblichen Formen der Geschäftsaufsätze fürs bürgerliche Leben — für den Gebrauch und namentlich für die schriftlichen Arbeiten der Schüler gar nicht, insoweit sie sich durch Lesen und Verständniß hochdeutscher Schriftstücke — die aber auch immer im volksthümlichen Tone gehalten sein müssen — nicht von selber ergibt; ich will vielmehr die niederdeutsche Jugend in der volksthümlichen Anschauungs-, Denk- und Redeweise erhalten und diese nur einfach ins Hochdeutsche — aber nicht in dem Charakter der abstracten Schriftsprache — übertragen wissen, und das nicht etwa bloß für sprachliche Zwecke, sondern für ihre Schulbildung überhaupt, also: daß in der niederdeutschen Volksschule fortan die volksthümliche Anschauungs-, Denk- und Redeweise als Grundstock der gesammten Sprach- und Volksbildung betrachtet und behandelt werde."

Dieser langathmige Satz gibt den Lesern zugleich eine Probe von der Schreibweise des Verfassers, welchem ich im übrigen gerne anregende Kraft und warmen Eifer für seine Sache zugestehe. Ungeachtet des zuversichtlichen Tones traten seine Schriften bald in den Hintergrund, und er selbst mußte

ein Dutzend Jahre nachher in einer Lehrerversammlung gestehen, daß zwar unendlich viel über Sprache und Sprachunterricht in Volksschulen verhandelt worden sei, daß wir aber noch nicht über „Kellner" hinausgekommen wären. Burgwardt, ein geborener Schleswiger, war ums Jahr 1846 Lehrer in Flensburg, agitirte dort gegen die dänische Regierung, erhielt deshalb den Abschied und wurde hiernach als Rector nach Wismar im Mecklenburgischen berufen. Hier arbeitete er mit Eifer und gutem Erfolge und trug wesentlich zur Hebung des Lehrerstandes im Großherzogthum durch seine Vorträge in den Lehrerconferenzen bei, deren thätigstes Mitglied er bis zu seinem am 1. Mai 1889 erfolgten Tode blieb.

Die ruhige Weise, mit welcher ich meinem Gegner erwiederte, oder ihn vielmehr selbst sprechen ließ, fand mehr Aufmerksamkeit und Beifall, als ich erwartet hatte, und achtbare Schulmänner sprachen mir ihre Anerkennung aus. Unter anderen schrieb Otto aus Mühlhausen:

„Ich war gespannt, was Sie thun würden, aber Sie haben das Rechte gefunden und sich selbst übertroffen!"

Wende ich nach diesen Streifzügen auf meine schriftstellerische Thätigkeit den Blick wieder dem öffentlichen Leben zu, so verdient zunächst das Jahr 1866 der Erwähnung. Mit unserem Siegeszuge gegen Oesterreich kam auch die Cholera, und diese Seuche erfüllte fast ein halbes Jahr Trier mit Angst und Sorge. Es mögen an 600 Opfer gewesen sein, welche sie forderte, und sie kam bis in die nächste Nähe meiner Wohnung. Wenn ich mich dadurch auch nicht von einigen Dienstreisen abhalten ließ, so wirkte doch der allgemeine geistige Druck auch nachtheilig auf mich, noch mehr aber auf meine Tochter. Von einem mehrtägigen dienstlichen Ausfluge zurückgekehrt, traf ich diese in einem beunruhigenden Zustande nervöser Reizbarkeit, welcher auch nachtheilig auf mein Befinden wirkte. Auf dringendes Verlangen des Arztes ent-

schloß ich mich, mit Frau und Tochter auf einige Wochen nach dem Soolbade Münster am Stein zu übersiedeln. In der angenehmen Gegend und gesunden Luft erholte sich meine Tochter bald, und auch auf mich wirkte der Aufenthalt stärkend und belebend. Ich fand Zeit und Kraft, wieder meinen Beitrag zum Jahresberichte von Lüben und Nacke auszuarbeiten und dem Drucke zu übergeben. Als wir zurückkehrten, war die Seuche noch nicht erloschen, doch aber im Niedergange.

Wieder in gewohnter amtlicher Thätigkeit, trat unerwartet eine Forderung an mich heran, deren Schwere ich aus den Jahren 1849 und 1850 sattsam kannte. In den Kreisen Saarbrücken, St. Wendel und Ottweiler waren bisher und auch damals wieder liberale und oppositionelle Candidaten für das Abgeordnetenhaus aufgestellt worden, und der Regierung lag daran, diese durch conservative Candidaten zu verdrängen. Aussichten auf siegreichen Wechsel zu Gunsten der conservativen und regierungsfreundlichen Partei erschienen nach damaligen Verhältnissen jedoch nur möglich, wenn sich die beiden Confessionen vereinigten, wenn also die Katholiken mit den Evangelischen einträchtig arbeiteten und Candidaten aufstellten. Nach dem Verhältnisse der Seelenzahl hatten erstere Anspruch auf einen, die letzteren auf zwei Abgeordnete, und demgemäß gelang auch ein Compromiß. Aber wer sollte der Candidat der katholischen Bevölkerung sein? — Diese Frage beantwortete der damalige Regierungspräsident mit dem Hinweise auf meine Person. Daß ich dadurch angenehm überrascht gewesen wäre oder mich sonderlich geschmeichelt gefühlt hätte, kann ich keineswegs sagen. Nach früheren Erfahrungen hatte das parlamentarische Leben für mich keine Reize mehr, die alten Erinnerungen waren nicht verlockend, und die längere Abwesenheit von meinem Amte schien mir im Widerspruche zum Lebenszwecke. Auch mochte ich mir nicht verhehlen, daß

ich als Katholik zur Zeit leicht durch die parlamentarische Stellung mit meinen religiösen Ueberzeugungen in Widerspruch gerathen könne. Ich erinnerte mich nachdenklich einer Stelle aus Radowitz' Schriften, welchen ich im Jahre 1850 als Redner im Abgeordnetenhause gehört und bewundert hatte. Diese Stelle fand im Jahre 1854 ihren Platz in meinen „Lesefrüchten", und da sie noch auf die heutigen Zeiten paßt, aber doch wenigen zur Hand sein dürfte, so möge sie hier in der Ueberzeugung folgen, daß sie meinen Lesern interessant und belehrend sein wird. Er sagt:

„Wer der katholischen Kirche und Preußen zugleich angehört, beiden aus vollster Ueberzeugung und tiefster Seele, der wird vor der Welt einen schweren Stand haben. Ist es ihm beschieden, daß er handelnd eingreifen, daß er in großen Momenten mit seiner Person hervortreten muß, so wird er dem Argwohn, der Mißdeutung, der Gehässigkeit auf jedem seiner Schritte begegnen. Nicht die strengste Gewissenhaftigkeit, nicht die besonnenste Vorsicht wird ihn schützen, vielmehr nur das Mißtrauen steigern und verbreiten.

Allerdings hat diese trübselige Erscheinung ihren Sitz nicht da, wo erkannt wird, was der Kirche und was Preußen wahrhaft frommt. Aber wie selten ist diese Erkenntniß, wie vereinzelt unter der Masse des Irrthums, wie verhallend in dem Getöse des Parteitreibens! Auch die höchsten Wahrheiten können als Parteiprogramm aufgefaßt und betrieben werden; sie verfallen dann dem Geschicke alles Parteiwesens.

Die katholische Partei wird jenem preußischen Katholiken vorwerfen, er opfere die Interessen der Kirche dem Ruhme und der Größe Preußens. Auch diejenigen, die an seiner kirchlichen Aufrichtigkeit nicht irre geworden, werden mindestens betrauern, daß er sich nicht zur Höhe katholischer Weltanschauung erheben wolle oder könne.

Die preußische Partei wird denselben katholischen Preußen verdächtigen, er suche statt des Vortheiles seines Staates nur die Verherrlichung seiner Kirche. Sollte auch einer von diesen Anklägern selbst von der Richtigkeit des Verdachtes vollauf Kenntniß haben, er wird im Interesse der Partei sich diese bequeme Waffe nicht versagen.

Die sonderbarste Betrachtung aber und zugleich die belehrendste für die Unsittlichkeit dieser Parteimanöver ist, daß sich diese scharf entgegenstehenden Anklagen nicht ausschließen, sondern zu demselben Zwecke vereinigen. Und das sogenannte Publikum ist in der Sphäre aller Verdächtigungen belehrungsfähig genug, um nach jeder Seite hin ein Ohr zu öffnen und gleichzeitigen Eingang zu gestatten. Man wird eher zu den geheimnißvollsten Combinationen seine Zuflucht nehmen, als zu dem naheliegenden Schlusse, daß eine von beiden Anklagen entschieden falsch sein müsse. Ich versteige mich nicht einmal zu dem Urtheile, daß beide Anklagen schlechthin falsch sind, denn dieses Urtheil ist zu einfach, weil es wahr ist."

Wenn sich mir solche Erwägungen in einer Zeit aufdrängten, wo selbst conservative Protestanten oft und laut von einem „Bruderkriege" in öffentlichen Versammlungen gesprochen hatten, bald darauf aber wieder dem Erfolge zujauchzten, so wurden diese mit den sich anschließenden Bedenken doch durch die Thatsache gemildert, daß sich eine politische Partei unter dem Aushängeschilde der „Freiconservativen" zu bilden begann, welche in ihrem Programme eine Haltung versprach und Grundsätze verkündete, mit denen sich ein conservativer Katholik befreunden konnte. Dazu kam der bestimmt ausgesprochene Wunsch meines Vorgesetzten und endlich die Aussicht, der alten, lieben Heimat näher zu rücken, sie auf den Hin- und Herreisen zu begrüßen und meinen 83jährigen Vater wieder sehen zu können. So begab ich mich denn abermals auf die gefährliche Bahn, da die Wahl ohne meine besondere Mitwirkung und ohne Schwierigkeiten erfolgte. Die Majorität war zwar nicht imponirend, doch aber bedeutend genug, um mich und die Partei zu befriedigen.

Das Jahr 1867 war somit der Anfang zu einem neuen Lebensabschnitte, welcher auch noch durch ein ernstes Familienereigniß bezeichnet wurde. Meine bereits (Seite 221) erwähnte Tochter feierte am 26. November in Heiligenstadt das Hochzeitsfest in der Wohnung meines Vaters in engem Kreise

von Verwandten und Freunden, und tags darauf fuhren die jungen Eheleute zunächst nach Berlin, wo ich mit meiner Frau bald danach auf kurze Zeit mit ihnen zusammentraf. Es war diese Festzeit die letzte große Freude, welche mein lieber Vater noch erleben sollte. Er sah seinen Sohn in der achtungswerthen Stellung eines Abgeordneten, die geliebte Enkelin als glückliche Braut und Gattin wieder und konnte selbst noch den geselligen Theil der Feier durch seine Gegenwart beleben. Drei Jahre darauf am 27. Januar 1870 entnahm ihn uns ein sanfter Tod.

Die Zeit war eine sehr aufregende. Das ganze Jahr hatte mir viele Arbeit und Mühen gebracht, wies doch allein mein Notizbuch 50 Reise- und Revisionstage nach. Dazu kam noch, daß mein ältester Sohn nach Hildesheim als Professor am Priesterseminare berufen wurde und mein jüngster als Techniker eine Stelle in Schlesien antrat. Nun wurde mir auch die Tochter entzogen. Wir standen somit da wie ein entlaubter Stamm, und diese Verluste mit der darauffolgenden Einsamkeit und Leere würden uns um vieles fühlbarer gewesen sein, wenn nicht gerade der Eintritt in das Abgeordnetenhaus und alles, was damit in Verbindung stand, unsere ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit gefordert hätte.

Die bereits erwähnte Partei der Freiconservativen, welcher ich mich in Uebereinstimmung mit meinen Wählern anschloß, hätte sich besser gemäßigt conservativ nennen sollen, denn die gewählte Bezeichnung hatte etwas Zweideutiges und gab der schlechtweg conservativen Partei Gelegenheit zu manchen spöttischen Ausfällen, in welchen sich besonders der Abgeordnete Schulrath Wantrupp hervorthat. Die Partei, anfänglich etwa 35 Mitglieder stark, erhielt bald Zuwachs, und da ihr Programm ursprünglich nichts enthielt, was den Katholiken hätte anstößig sein können, vielmehr die confessionelle Gleichberechtigung betonte, so hatten sich außer

mir noch mehrere andere Katholiken, darunter auch Geistliche, ihr vertrauend angeschlossen. Unter letzteren befanden sich die liebenswürdigen Regierungs- und Schulräthe Blum aus Köln und Polomsky aus Oppeln und der in jener Zeit vielgenannte Canonicus Dr. Künzer aus Breslau; alle sind bereits aus diesem Leben geschieden. Letzterer war im Abgeordnetenhause mein nächster Nachbar, im Umgange freundlich und gewinnend, in der politischen Haltung aber geneigt, mit dem Liberalismus zu liebäugeln. Seine Arbeitskraft verdiente Bewunderung. Unablässig saß er während der Debatten mit der Bleifeder in der Hand, notirte sich die Quintessenz der verschiedenen Reden, sowie die Ergebnisse der Abstimmungen und versorgte mit diesen Aufzeichnungen eine ihm befreundete schlesische Zeitung. Jeden Sonnabend mittags fuhr er nach Breslau, hielt dort Sonntags eine Predigt und war Montags pünktlich wieder auf seinem Platze.

Es ist denen, welche den damaligen Zeitläufen und Strömungen Aufmerksamkeit gewidmet haben, hinlänglich bekannt, wie diese Partei mit jeder Session mehr dem freien als dem conservativen Geiste huldigte, und wie wenig sie besonders in den Jahren des Culturkampfes ihrem ursprünglichen Programme uns Katholiken gegenüber treu blieb. Es konnte mir diese allmähliche Schwenkung nicht entgehen, und sie mußte mich zunächst veranlassen, zwar nicht formell auszuscheiden, doch aber in meinen Abstimmungen und in den Commissionsverhandlungen mich mehr dem später gebildeten, aber schon in Keimen vorhandenen Centrum anzuschließen. So geschah es z. B. in der Schulgeldfrage, in welcher ich entschieden mit den Katholiken und dem größten Theile der Conservativen stimmte.

Meine Zeit wurde nach dem Eintritte in die neue Wirksamkeit bald wieder stark in Anspruch genommen. Ich meldete mich bei dem Minister, machte Besuche bei dem von mir hoch-

geschätzten Geheimrath Wiese, bei dem Director der katholischen Abtheilung im Cultusministerium Dr. Krätzig, bei den Geheimräthen Stieve und Linhoff und sah mich infolge dessen bald mit Einladungen bedacht, welche zwar manche interessante Bekanntschaften boten, aber auch wegen der weiten Entfernung der Gastgeber von meiner Wohnung manches Unbequeme hatten und in der Arbeit störten.

Als sich die Commissionen bildeten, wurde ich zunächst als Fachmann in jene für den Unterricht gewählt, und ich habe dieser während der ganzen fünfjährigen Zeit meines parlamentarischen Lebens auch ununterbrochen angehört. Die Commission selbst bestand aus 14 Mitgliedern, von welchen nur drei katholisch waren, und dieses Verhältniß blieb im wesentlichen auch später unverändert. Die liberale Partei hatte stets das Uebergewicht, und die confessionslose Schule blieb daher auch das Schoßkind. Im Laufe der Zeit wurde ein Gesetz über die Wittwenkassen der Lehrer zu stande gebracht, welches aber schon nach wenigen Jahren besseren Maßnahmen Platz machte; alsdann ein Unterrichtsgesetzentwurf in langen Sitzungen discutirt und zerstückelt, ohne zum Abschlusse zu gelangen, und namentlich viele Zeit und Mühe auf Petitionen über alle möglichen Gegenstände aus dem Bereiche der Schule verwandt, deren Ergebniß zumeist der Uebergang zur Tagesordnung oder Ueberweisung an die Staatsregierung zur Berücksichtigung war. Das eine galt durchschnittlich so viel als das andere.

Mit welcher Leidenschaft bisweilen gekämpft wurde, und welche Objecte als Streitfragen herhalten mußten, davon zur Unterhaltung meiner weniger in das politische Leben eingeweihten Leser nur ein humoristisches Beispiel. In der Provinz Hannover war seit Jahren ein Lesebuch von Flügge eingeführt, welches im ganzen der strenggläubigen protestantischen Richtung diente,

sonst aber nicht besser und nicht schlechter als viele andere war. In diesem Buche wurde von einem Knaben Veit erzählt, welcher sein Morgengebet unterlassen hatte und bald darauf von der Treppe fallen mußte. Daß ein Causalnexus angenommen war, unterlag nach dem ganzen Geiste des Buches wohl keinem Zweifel; aber dieser Causalnexus war es eben auch, der den liberalen Theil der Commission mit Entrüstung erfüllte und endlich sogar im Kroll'schen Theater persiflirt wurde. Was Wunder, wenn die Commission auch das Lesebuch und den armen Veit vor ihr Forum zog! Es möge denn hier ein Bericht über die Verhandlungen folgen, welcher im Januar 1869 in einer vielgelesenen conservativen Zeitschrift stand:

„Heute hielt die Unterrichts-Commission wieder von 11 bis 2½ Uhr Sitzung, um endlich in der Berathung über die Petitionen zum Beschlusse zu gelangen, welche gegen den Gebrauch, beziehungsweise die Einführung des Flügge'schen Lesebuches in die einklassigen evangelischen Volksschulen der Provinz Hannover zahlreich gerichtet waren.

Diese Petitionen bestritten zunächst dem Minister die Competenz, ein solches Unterrichtsmittel mit Ausschluß aller anderen einzuführen, und griffen sodann den Inhalt des Buches selbst an.

Die erregte Debatte drehte sich demnach um zwei Punkte, nämlich um die Competenz des Ministers, also um die Rechtsfrage, und hiernach um die Zweckmäßigkeit des Buches selbst.

An der Debatte betheiligten sich außer dem Regierungscommissarius Geh. Rath Stiehl noch mehrere Abgeordnete. Gegen die Einführung des Buches und gegen die Competenz der Regierung sprachen hauptsächlich der Referent Prediger Florschütz, Dr. Paur, Dr. Schmidt, Dr. Schläger (Hannoveraner) und Dr. Techow. Für die Einführung und zur Rechtfertigung der Regierungsmaßregel ergriffen das Wort die Schulräthe Viek (Erfurt) und Kellner, sowie die Mitglieder Strosser und v. Massenbach.

Gegen das Flügge'sche Lesebuch wurde, abgesehen von der Rechtsfrage, besonders geltend gemacht, daß es einer einseitigen,

religiösen Richtung diene und diese begünstige, daß es insbesondere eine Auffassung des Gebetes fördere, welche mit einer gesunden Pädagogik unvereinbar sei, und es wurden als Beleg hierfür einige Geschichten, namentlich auch die vom Knaben Veit, herangezogen. Gegen die geltend gemachte rationalistische Auffassung des Gebetes, welche in ihrer Consequenz auch über das Wunder und über die gesammte biblische Geschichte den Stab brach, traten besonders die Abgeordneten Viek und v. Massenbach energisch auf, und ersterer vertheidigte überhaupt die ganze religiöse Richtung des Lesebuches als eine keineswegs einseitige, sondern als eine fundamental wahrhaft christliche. Am Schlusse der erregten Debatte wies Kellner ausführlich darauf hin, daß dem Herrn Minister die Competenz, Lehrmittel dieser Art zu genehmigen und auch bestimmt einzuführen, nicht abgestritten werden könne, daß daneben aber auch außergewöhnliche Verhältnisse außergewöhnliche Maßregeln nicht bloß rechtfertigten, sondern auch zur Pflicht machten. Solche walteten aber hier ob. Eine ganze Provinz ändere ihr Regierungs- und Souveränitätsverhältniß. Der Uebergang müsse vermittelt werden, namentlich auch in der Schule und bei der heranwachsenden Jugend, und hierzu sei ein Lesebuch vorzüglich geeignet. Die Regierung habe sich nun im conservativen Sinne an Vorhandenes angeschlossen, da das Flügge'sche Lesebuch schon seit zehn Jahren im Gebrauche und in vielen tausend Exemplaren verbreitet sei. Sie habe mit dessen zeitgemäßer Veränderung daher den leichtesten, sichersten und schnellsten Weg eingeschlagen. Es könne nur noch auf die Frage ankommen, ob das Buch seinem Zwecke entspreche, ob es ein schlechtes oder gutes Lesebuch sei. Eine gewisse Presse habe es zwar angegriffen, sei aber nur an Einzelheiten mit ihrem Tadel haften geblieben; eine ruhige, tiefer eingehende Kritik vom pädagogischen Standpunkte habe in den Zeitungen ebenso wenig als in der Commission Raum gefunden; auch sei zu erwägen, daß die Ansichten über ein Lesebuch je nach verschiedenen religiösen und politischen Standpunkten stets sehr voneinander abweichen würden. Er komme nach allem diesem zu der Ueberzeugung, daß die Petitionen und Angriffe nicht der Sache gelten, sondern der Maßregel als solcher; daß die Gegner das Buch selbst keiner irgend genauen Prüfung unterworfen haben, und daß hauptsächlich persönliche Antipathien die Motive seien. Schließlich stellte er den Antrag auf motivirte Tagesordnung, insbesondere,

weil das Buch nur in Einzelheiten, nicht aber nach seiner gesammten Einrichtung und seinem ganzen Inhalte geprüft worden, und da bei einer neuen Auflage leicht Veränderungen angebracht werden könnten, soweit solche wirklich zweckmäßig erscheinen sollten.

Dieser Antrag wurde jedoch mit 8 gegen 6 Stimmen abgelehnt. Anderweite, mehr vermittelnde Anträge der Abgeordneten Strosser und Biek erfuhren mit 7 gegen 7 Stimmen das gleiche Schicksal, und endlich wurde ein Antrag des Dr. Techow mit 8 gegen 6 Stimmen angenommen, welcher dahin ging, die Petition der Staatsregierung zur Berücksichtigung zu überweisen."

So waren denn zwei Sitzungen fast ausschließlich dem Flügge'schen Lesebuche, um nicht zu sagen dem Knaben Veit, gewidmet worden. Viel Lärmen, wie der Franzose sagt, um einen Eierkuchen! Aber im Hintergrunde arbeiteten doch nur dieselben Motive, welche gegen die Confessionsschule kämpften und Unterricht und Erziehung möglichst dem Liberalismus und der Aufklärung in die Hände spielen möchten.

Wenn die Unterrichtscommission nichts fertig brachte als das erwähnte, bald beiseite gesetzte Wittwenkassengesetz, so hatte die Petitionscommission, der ich bisweilen als Gast beiwohnte, wieder viel mit der confessionslosen Schule zu thun, welche unter den damaligen Strömungen eine Hauptfrage bildete und nicht von der Tagesordnung zu löschen war. Auch hier wehten die Frühlingslüfte des noch im Schoße der Parteien keimenden Culturkampfes. Der Abgeordnete Dr. Paur, früher Lehrer, zur Zeit Privatmann in Görlitz, welcher sich als Referent der Unterrichtscommission präsentirte, hatte im Auftrage des Wahlvereins der deutschen Fortschrittspartei sich der Aufgabe unterzogen, in einem 67 Seiten umfassenden Schriftchen „Die Stimmen des Landes in der Schulfrage, nach den an das preußische Abgeordnetenhaus gerichteten Petitionen" actenmäßig zusammenzustellen.

Es bleibe hier nicht unbemerkt, daß dem Vorsitzenden der Commission das Recht zusteht, die Referenten über die einzelnen Vorlagen zu bestimmen, und somit war es folgerichtig, daß dieser Vorstand gerne seinen Gesinnungsgenossen und Freunden alle jene Angelegenheiten zuwies, von welchen er wünschte, sie in seinem Sinne erledigt zu sehen. So kam es denn oft, daß es manchen Gliedern der Commission zwar nicht an Arbeit fehlte, daß sie aber nur Vorlagen von untergeordneter Bedeutung erhielten, deren Mehrzahl nicht einmal ins Plenum gelangte.

Somit wurde denn auch Dr. Paur, welcher uns später noch einmal auf dem Kampfesfelde begegnen wird, mit der Bearbeitung dieser wichtigen Tagesfrage bedacht, und ihm verdankte daher auch das genannte Schriftchen sein Erscheinen.

Die Blätter, über deren Geburt zwanzig Jahre und mehr verstrichen, sind längst verweht, und nur wenige möchten ihrer noch gedenken: aber sie bezeichnen doch ein Streben und eine Richtung, welche in dem darauffolgenden Jahrzehnt zur Herrschaft gelangen sollten; sie constatiren Strömungen und Gegenströmungen, welche geschichtliche Bedeutung haben, im ganzen Verlaufe aber lehrreich sind. Ich gestatte mir daher, einen kleinen Auszug zu geben, welcher einer gelesenen Zeitschrift von mir anvertraut und mehrseitig nachgedruckt wurde.

Der erste Abschnitt des Schriftchens charakterisirte Petitionen, welche zumeist von Lehrern ausgingen und die Gehalts- und Dotationsfrage betrafen. Da ging denn freilich alles bunt durcheinander, die einen wollten dies, die anderen jenes; im allgemeinen war jedoch darin Uebereinstimmung, daß die materielle Lage der Volksschullehrer noch vieler Verbesserung bedürfe, und daß sie nach dem Ausdrucke des Referenten eine allweg niederdrückende sei. Man wollte und konnte in letzterer Behauptung vielleicht eine Uebertreibung

im Interesse der Partei erblicken; immerhin war die Betonung der dürftigen Besoldungen nicht bloß gerechtfertigt, sondern auch an der Zeit, und in dieser Beziehung hätte keine Partei mit dem Referenten rechten sollen.

Eine zweite Kategorie von Petitionen verdankte nach des Referenten Ausdrucke ihren Ursprung dem freien Zusammentritte von Männern aller Stände und Berufszweige, zumeist in Städten, die ohne persönlichen Anlaß, lediglich von dem allgemeinen staatsbürgerlichen Interesse am Gedeihen des Volksschulwesens geleitet, ihre Wünsche und Forderungen ausgesprochen haben. Die Magenfrage tritt hier mehr zurück, desto stärker aber gelten die Fragen über die Organisation des Unterrichts, über die Schulaufsicht, über die Mitwirkung der Gemeinden und der Kirche. Vor allen thaten sich in dieser Beziehung die Fortschrittsstädte Magdeburg, Berlin und Breslau hervor. Zunächst und hauptsächlich wurde gegen die Regulative als allgemeinen Feind des Fortschritts gekämpft; daneben forderte man den Erlaß eines vollständigen Unterrichtsgesetzes, natürlich auf freiester Grundlage, und somit auch Trennung des Schulwesens vom kirchlichen Einflusse. Erwähnt möge noch werden, daß die Vorschläge eines Kreisphysikus aus der Provinz Sachsen Zustimmung fanden. Nach ihm müssen die Kinder beider Geschlechter bis ins schulpflichtige Alter hinein in Vorschulen, hauptsächlich von Frauen, die erste Anleitung erhalten, und soll diese meistens im Freien ertheilt werden. Der confessionelle Religionsunterricht ist selbstverständlich ganz aus den Schulen zu entfernen, dagegen die Sittenlehre in den Lectionsplan aufzunehmen. Dem wörtlichen Auswendiglernen, welches der naturgemäßen Operation des Gehirns widerspricht, wird entschieden der Krieg erklärt; Hauptgegenstände des Unterrichts sollen die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften sein. Lesen und Schreiben mögen nach Bedürfniß später und nur als Mittel, nicht um ihrer selbst

willen, getrieben werden. Hauptziel des Unterrichts soll die Pflege des Selbstdenkens sein, und die Methode darauf hinzielen, den Lernhunger im Kinde rege zu halten, nicht aber zu übersättigen. Da mit der Pflege des Geistes nothwendig die des Körpers Hand in Hand gehen müsse, so verlangt unser Doctor, daß künftig an der Abfassung von Lehrplänen auch Aerzte betheiligt werden, und da die Schule unter allen Staatseinrichtungen als die wichtigste erscheine, so glaubt er, vom Staate noch Zuschüsse bis zu der Kleinigkeit von 10 Millionen Thalern verlangen zu dürfen.

Eine dritte Kategorie von Petitionen bilden solche, welche von städtischen Behörden ausgegangen sind. Eine Menge größerer Städte liefern hier das Material. Sie alle gehen mit mehr oder weniger Modificationen darauf hinaus, daß die Volksschule Gemeindeanstalt sei, und daß daher deren Organisation, Leitung und Verwaltung, insbesondere auch die Entscheidung über den confessionellen Charakter, Sache der Gemeindebehörde werden müsse.

Die Stadt Elbing beantragte bei dem Hause geradezu, eine Mehrbelastung der Gemeinden für das Schulwesen nicht eher zu beschließen, als bis deren Rechte im Sinne der Selbstverwaltung gesichert seien. Neben solchen Anträgen und Wünschen ging der Kampf gegen die Regulative fort, auch kamen Bedenken gegen zu hohe Gehaltssätze vor, dagegen fand das Princip der Alterszulagen mehrseitige Befürwortung. Sympathien für den Zusammenhang der Schule mit der Kirche traten nur vereinzelt hervor, und größere Städte, wie z. B. Königsberg, sprachen geradezu die absolute Nothwendigkeit einer Trennung aus.

Eine andere Kategorie von Petitionen betraf die Unentgeltlichkeit des Unterrichts und den Artikel 25 der Verfassung. Das Haus hatte sich bereits in seiner Majorität (unter den Freiconservativen besonders Dr. Künzer)

gegen das Schulgeld ausgesprochen und dadurch eine große Zahl darauf bezüglicher Petitionen erledigt. Im ganzen zeigte sich eine gewisse Gleichgiltigkeit in dieser Angelegenheit. Da Herr Paur selbst eingestand, daß sich auf Gleichgiltigkeit des Volkes in diesem Punkte schließen lasse, so mag auch hier demselben weitere Aufmerksamkeit nicht gewidmet werden und solche lieber einer folgenden Kategorie von Petitionen gelten, welche die Altersgrenze der Schulpflichtigkeit betrifft.

Und hier war denn auch das Rheinland, speciell der Regierungsbezirk Trier, mehrseitig vertreten, was seinen Hauptgrund darin hatte, daß in den Bezirken Köln und Trier erst seit einigen Jahren dahin verfügt worden war, daß der Schulbesuch bis zum vollendeten 14. Lebensjahre dauern solle. Während die Schleswig-Holsteiner verlangten, noch weit über diese Grenze hinauszugehen, erscheint den rheinischen Bittstellern der Abschluß mit dem 14. Lebensjahre ein viel zu später Termin. Manche Gemeinden beantragten, daß die Knaben zu Ostern des Kalenderjahres entlassen würden, in welchem sie 13, — die Mädchen dagegen schon, in welchem sie 12 Jahre alt würden. Endlich möge noch einer Petition gedacht werden, welche außer der frühern Entlassung und der Confessionsschule noch im besondern einen geringern Minimalsatz für die Besoldung junger Lehrer und Freisprechung von jeder Mitfürsorge für die Wittwen und Waisen der Lehrer verlangt, da jeder, der eine Familie gründe, auch für deren Zukunft zu sorgen habe.

In einer letzten Abtheilung begegnen wir endlich denjenigen Petitionen, welche gegen die Confessionslosigkeit der Schulen und gegen die Trennung der Schule von der Kirche gerichtet waren. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß dieser Abschnitt im Umfange alle anderen übertraf. Schon an der Einleitung konnte man bemerken, daß der Referent nicht mehr auf ihm zusagendem Boden stand. Er spricht mit Mißbehagen von einer äußerst strebsamen Agitation, von vielen

Tausend Unterschriften, unter denen Hunderte mit mangelhaft beglaubigten Kreuzen, und von schlimmen Gesinnungen, welche manche dieser Schriftstücke den Volksvertretern beimessen. Doch erinnert er, sich selbst und den Genossen zum Troste, an die gewichtigen, anticonfessionellen Petitionen zielbewußter Städte, wie Berlin, Breslau, Magdeburg, Königsberg, Elbing, Wiesbaden 2c.

Mehrere kleinere Städte, darunter auch eine rheinische, heben nachdrücklich hervor, daß nur Böswilligkeit oder Unkenntniß behaupten könnten, inskünftig solle die religiöse Erziehung der Jugend wegfallen; solche wolle man ja in alle Ewigkeit, aber ebenso wolle man, daß die Geistlichkeit der Aufsicht über die Schulen endlich enthoben und diese geeigneteren Organen anvertraut werde.

Ins Einzelne übergehend, bemerkt Referent, daß die Schaaren von Petitionen für den Confessionalismus zumeist von geistlichen Autoritäten ins Feld geführt worden, daß darin bisweilen katholische und protestantische Agitation sich brüderlich einigten, erstere stets aber die thätigste gewesen sei. Da auch Lehrer sich zur Sache mit Anträgen betheiligt hatten, so nahm Referent hieraus noch Anlaß, sämmtliche Petitionen in drei Abtheilungen zu sondern, nämlich in solche von Protestanten, in solche von Lehrern, und endlich in solche von katholischen Gemeinden. Da handelte es sich denn um Tausende und aber Tausende von Unterschriften unter den Petitionen beider Richtungen, und möge hier ausdrücklich bemerkt werden, daß eigentlich die entschiedene Mehrzahl noch für die confessionelle Schule stimmte. Auch von protestantischen Lehrern war letztere Richtung achtungswerth vertreten. In einer der desfallsigen Petitionen heißt es sogar:

„Wer Kirche und Schule, die Gott wie Mutter und Tochter zusammenfügte, auseinander zu reißen sucht, der begeht einen Frevel. Aus Haß gegen die Mutter gehe man aber darauf hinaus, die Tochter zu verführen und zu prostituiren!“

In der That eine Kraftäußerung, welche dem Referenten durchaus nicht behagte! — Die Petitionen katholischer Lehrer kamen zumeist aus Schlesien und vom Rheine, von Westfalen und dem Eichsfelde. Daneben kann nicht unbemerkt bleiben, daß die sämmtlichen Lehrer der katholischen Seminare der Provinzen Preußen und Posen gegen die Confessionslosigkeit der Volksschule protestirt haben, weil diese nothwendig auch die Confessionslosigkeit der Lehrerbildungsanstalten zur Folge haben müsse.

Wir mögen es dem Referenten gerne zu gute halten, wenn er von seinem Standpunkte aus für alle Gründe, mit denen die confessionelle Schule gerechtfertigt wurde, kein Verständniß zeigte und überall durchblicken ließ, daß er die Petitionen selbst nur der Wühlerei einzelner Tonangeber zuschreibt und die Mehrheit der Unterzeichner für eine willenlose Heerde ansieht. Die Menge hat ihn allerdings etwas bestürzt gemacht, aber er tröstet sich und seine Freunde damit, daß diese Hunderttausende zum geringern Theile selbständig bewußten Petenten immer erst ein verschwindender Theil des ganzen Volkes sind, und daß somit die Hoffnung bestehe, der gesunde Sinn dieses Volkes werde — ohne Schaden an seiner christlichen Ueberzeugung (!) — einem des Staates der Intelligenz würdigen Unterrichtsgesetze kein Hinderniß bereiten. Er übersah bei diesem Wunsche, daß es gerade die christliche Ueberzeugung war, welche Schädigung ihrer heiligsten Interessen und der Freiheit des Bekenntnisses von einem solchen Unterrichtsgesetze erwarten mußte.

Mit diesen Bildern aus dem damaligen Abgeordnetenhause möge es genug sein. Ich habe sie aus der Schulwelt gewählt, um meinen Lesern einige Vorstellung von dem bunten Leben und dem Widerstreite der Meinungen zu geben, welche sich auf den Gebieten des Unterrichts und der Erziehung bekämpften und geltend zu machen strebten. Wollte ich noch weiter in die Debatten eingehen, welche sich an den Entwurf

eines Unterrichtsgesetzes knüpften, so würde ich nur ermüden, da alle diese Kämpfe doch zu keinen Ergebnissen führten und im Kerne nur die Gegensätze enthalten, welche noch jetzt die Geister beschäftigen und wohl auch niemals schwinden werden. Parteileidenschaft und leider auch nicht selten Unkenntniß thatsächlicher Verhältnisse oder unpraktischer Idealismus führten oft das Wort mit einer Unfehlbarkeit, welche der bescheidene Sinn sich niemals anmaßte. Ich habe oft die Ruhe und den Anstand bewundert, mit welchen der aufs heftigste befehdete Minister den Angriffen seiner die Majorität bildenden Gegner antwortete. Niemals, auch den brutalsten Aeußerungen gegenüber, verläugnete er den fein gebildeten Mann, behielt immer nur die Sache im Auge und setzte der Leidenschaft stets Ruhe und Milde entgegen. Lebhaft erinnere ich mich noch einer Sitzung, in welcher der Minister trotz seines Unwohlseins und mit einer stark geschwollenen Wange erschien. Die Tagesordnung war gerade eine solche, welche die Gegensätze scharf hervorhob. Mitten in der lebhaftesten Debatte stand plötzlich einer der fortschrittlichen Abgeordneten von seinem Sitze auf, schritt zum Minister hin und rief ihm zu:

„Sie hätten längst fühlen sollen, daß Sie nicht mehr am Platze sind; aber Herrschen ist süß!"

Der Minister schwieg; der Mann aber war ein Lehrer!

Unter solchen, meiner ganzen Geistesrichtung widerstrebenden Eindrücken bekam ich das parlamentarische Leben herzlich satt. Zwar machte ich manche interessante Bekanntschaften, aber diese waren doch mehr äußerlicher Art. Das ganze, theils zerstreuende, theils aufreibende Leben, die Verschiedenheit der Parteistellungen, die weiten Entfernungen in der Großstadt und manches andere trennten selbst Landsleute und Fractionsgenossen und ließen es nicht leicht zu einem innigern Verkehre kommen. Man sah sich in den Commissionen und Plenarsitzungen, grüßte sich flüchtig und wurde sofort von den Tagesfragen in Beschlag

genommen. Es waren damals mit mir fünf Schulräthe im Abgeordnetenhause, und sie alle gehörten im wesentlichen der conservativen Richtung an; aber mein Wunsch nach einer collegialischen Zusammenkunft und Verbrüderung wurde zwar als löblich anerkannt, aber niemals verwirklicht. Meine gesammte Stimmung war sonach keineswegs erfreulich, und wenn ich nicht durch die Gesellschaft meiner Frau einigermaßen erheitert und beruhigt worden wäre, so hätte ich um so leichter krank werden können, als mich die parlamentarische Thätigkeit oft wochenlang bis zum spätesten Abend beschäftigte, ich aber außerdem noch die zweite Auflage meiner „Bilder und Skizzen aus der Erziehungsgeschichte" bearbeiten mußte. Im Abgeordnetenhause selbst trat ich nur zweimal als Redner auf, und zwar mit Beifall. Aber wenn mir auch die erforderliche Sprachgewandtheit nicht fehlte, so mangelte es mir doch an der nothwendigen Dreistigkeit und Unverfrorenheit, welche zu einem parlamentarischen Redner nothwendig gehören. Mich regte die Sache jedesmal zu sehr auf. Am meisten erntete ich Beifall mit der Befürwortung eines Antrages auf Errichtung einer neuen Schulrathsstelle in Gumbinnen, gegen welche fast die gesammte Linke und selbst ein Theil der Freiconservativen aus Abneigung gegen den Minister auftraten. Soviel ich mich noch erinnere, charakterisirte ich zunächst die eigentliche Wirksamkeit eines rechten und echten Schulrathes. Sie bestehe hauptsächlich darin, daß er fortwährend mit den Lehrern seines Bezirkes in einer geistigen Wechselwirkung bleibe, daß er nicht lediglich auf den Actentisch beschränkt sei und im Bureau arbeite, sondern daß er hinausschreite ins Leben und mit den Lehrern selbst in ein geistiges Verhältniß trete. Geschehe dieses nicht, werde der Schulrath bloß auf den Actentisch beschränkt, oder nöthigten ihn die Verhältnisse zu solcher Beschränkung, dann müsse er auch seine eigentliche Aufgabe wesentlich verabsäumen und in die Gefahr

kommen, gerade dem geistigen Felde, für welches er befruchtend arbeiten solle, im innersten Leben entfremdet zu bleiben. Nicht bloß, daß die Lehrer von ihrem Schulrathe lernen sollen, auch der Schulrath soll von den Lehrern und aus den Schulen lernen! Es handelt sich auf diesem Gebiete um stete Wechselwirkung.

Der Antrag erhielt die Majorität des Hauses. Aber wenn ich diese Schilderung vom Leben und Wirken eines Schulrathes nochmals und nach bisherigen Erfahrungen überlege, so kommen mir doch Bedenken gegen eine Auffassung, welcher ich zwar nach Kräften zu genügen gestrebt hatte, die aber doch vielleicht etwas idealisirt war. Es wurde mir damals bereits von Abgeordneten entgegnet, daß jene Wirksamkeit des Schulrathes auf die einzelnen Lehrer, so schön auch in der Idee, schwerlich ausführbar sei, und daß die große Anzahl der Schulen und die mannigfachen Bureauarbeiten sie beinahe unmöglich machen würden. Eine solche Aufgabe sei nur im engern Kreise zu lösen, also vom Lokal- und Kreisschulinspector. Hier wurde also bereits einer Einrichtung gedacht, welche binnen kurzem ins Leben treten sollte! — Eine Bemerkung über dieses Thema möge hier noch erwähnt werden und zum Nachdenken Anlaß geben. Es wurde von einem der Redner hauptsächlich eine geistige, sich durch die Schrift offenbarende Einwirkung verlangt; die Schulräthe sollten Vertreter der wissenschaftlichen Seite der Pädagogik sein! Man hob hervor, daß solches auch ehedem der Fall in Preußen gewesen sei, und man erinnerte an Pestalozzi's Zeiten, an Männer wie Zerrenner, Natorp, Graßmann und an Ministerialräthe wie Süvern und Beckedorf. — „Aber diese Zeit war!“ So rief ein Redner. Seit 1840 ist einer nach dem andern abgegangen oder abgegangen worden, und seitdem ist die pädagogische Wissen-

schaft von unseren Schul- und anderen Räthen ad acta gelegt worden!

Es wurde auch die Einrichtung von Kreisschulcommissionen empfohlen, damit auf diese ein Theil der Geschäfte der bisherigen Schulräthe bei den Regierungen übertragen werden könne; vor allem aber trat der Wunsch nach Selbstverwaltung der Schule im Sinne des Professors Gneist hervor, allerdings noch mit Unklarheit über das Wie und Wo und über Personen und Mittel.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß in allen diesen Wünschen und Urtheilen Wahres enthalten ist. Aber dennoch halte ich nach Maßgabe der thatsächlichen Verhältnisse, und insoweit die Aufgabe der Volksschule streng im Auge behalten wird, immerhin an meiner idealen Auffassung der Stellung eines Schulrathes im wesentlichen fest. Es handelt sich auf seinem Wirkungsfelde viel weniger um eine sogenannte wissenschaftliche Pädagogik mit ihren sich widerstreitenden Ansichten und Principien, sondern mehr um eine praktische Pädagogik, welche unterscheidet, was die Volksschule, deren Lehrer und das Volk selbst wirklich bedürfen. Hier sind Theorien und philosophische Systeme oft mehr gefährlich als nützlich; sie können leicht mehr verwirren als belehren und die Schule zu einer Versuchsstation machen, deren Kosten die Jugend und das Volk mit Schaden bezahlen. Jene genannten Schulmänner und Pädagogen waren in erster Linie durchaus praktische Leute, und deren Schriften weisen unverkennbar darauf hin, daß sie das Können, daß sie die Schule und den Lehrer im Auge hatten, und viel weniger wissenschaftlich als praktisch einwirken wollten. Wer dies bezweifelt, kennt eben jene Männer nicht. Diesterweg und Overberg — man entschuldige diese Zusammenstellung so heterogener Charaktere — wirkten hauptsächlich durch Liebe und Eifer, gepaart mit praktischer Erfahrung, und solche

Männer wie diese, wie ein Zerrenner, Harnisch, Natorp, Türk rc., haben den Lehrern näher gestanden, waren ihnen blutsverwandter, als jemals ein Benecke, Herbart, Kant und deren Nachfolger ihnen geworden sind und werden können. Grau, theurer Freund, ist alle Theorie!

Die Einfachheit, die feste Richtung auf das fürs praktische Leben Nothwendige entschwinden nur zu leicht, um Speculationen Platz zu machen, welche in der Ferne suchen, was in der Nähe sicher zu finden ist, und welche den Blick von der eigenen Persönlichkeit und deren eigenen Pflichten ablenken. Die praktische Pädagogik fordert zunächst den Mann, dessen Pflichtgefühl, Kraft und Beispiel, sodann aber, wie schon bemerkt, richtiges Verständniß dessen, was der Volksschule und dem Volke wirklich noth thut. Deshalb gerade soll der Schulrath auch von den Lehrern und den Schulen selbst lernen. Wenn ihn die Liebe leitet, wenn zu dieser die praktische Befähigung hinzutritt, so wird er auch in dem ausgedehntesten Wirkungskreise noch wohlthätige Spuren hinterlassen, und wenn nicht immer unmittelbar auf die Lehrer selbst, doch auf deren nächste Vorgesetzte einwirken. Vor allem verlange ich somit von einem tüchtigen Schulrathe, daß er ein Vertreter der praktischen Unterrichts- und Erziehungskunst sei, und daß er das selbst leisten und zeigen kann, was er von seinen Untergebenen fordern und erwarten darf. Und er wird dieses Verlangen in dem Maße erfüllen können, nach welchem er selbst in der Schulwelt praktisch gearbeitet, die Freuden und Leiden des Lehrers durchlebt hat. Wohl kennen wir das vom Ministertische gefallene Wort: „Es sind ja keine eleusinischen Geheimnisse“; aber ebenso gut wissen wir, was ein unpraktischer Schulaufseher schaden kann. Wie vermag man zu lieben, was man nicht kennt? Wie vermag man zu kennen, was man nicht selbst durchlebt und geübt hat? — Ein Schulaufseher, bei welchem solche Negationen

zutreffen, wird stets die Gefahr empfinden, sich Blößen zu geben, und um dieser Gefahr zu entgehen, wird er im Formen- und Schablonenwesen seine Stärke suchen und am Aeußerlichen kleben bleiben, wenn er nicht gar noch in das gehässige Extrem verfällt, seine Schwäche durch hochfahrendes Wesen und Geringschätzung gegen Sache und Personen zu maskiren.

Vor jenem Jahre 1848 wurde die Schule, und besonders die Volksschule, fast ausschließlich als eine allgemeine Menschenbildungsanstalt betrachtet, welche nach allgemeinen Gesetzen der geistigen Entwicklung, sowie aus den Forderungen des praktischen Lebens zu beurtheilen und zu leiten sei. Nach jener Zeit aber wurde sie schnellen Schrittes eine Magd jeweiliger Politik. Der Schulrath, er mochte nun wollen oder nicht, wurde vorwiegend Regierungsrath, und mit und über ihm bestimmten noch andere Kräfte und Personen seine Wirksamkeit, als jene erwähnten allgemeinen Gesetze. Der Geist konnte entfliehen, die Maschinerie an seine Stelle treten.

Je mehr aber die Wogen einer aufgeregten materiellen Zeitrichtung immer neue Forderungen ans Gestade unserer Schulwelt anschlagen, desto nothwendiger ist eine besonnene, praktisch erfahrene Schulaufsicht, und deren Wahl ist nicht lediglich durch politische Rücksichten zu bestimmen. „Es sind ja keine eleusinischen Geheimnisse!“ Und doch gibt es gelehrte Schulaufseher niedern und höhern Ranges, welche keine passende Frage zu stellen, keinen Begriff zu entwickeln, keinen einfachen Lehrsatz zu veranschaulichen wissen. Und solches Unvermögen bleibt stets äußerst mißlich! — Wollen unsere Regierenden solche Männer berufen, dann mögen sie auch die Seminare zurückschrauben, damit diese nicht Lehrer ausbilden, welche die Sache besser verstehen und unter einer ungeschickten Aufsicht entweder mißmuthig und schlaff, oder schlaue, aber charakterlose Diener werden können.

Ich möchte jedoch mit diesen Aeußerungen nicht mißverstanden werden, nicht den Glauben erwecken, als schätze ich wahrhaft wissenschaftliche Bildung gering und begnüge mich mit einer einseitig praktischen Fertigkeit und Routine. Ohne den zündenden Funken der Liebe, ohne tiefere Geistes- und Herzensbildung wird der gewandteste Praktiker nicht eine Kunst, sondern ein Handwerk treiben. Ich wünsche eine Vereinigung beider Elemente, eine umfassende Bildung mit Erfahrung, mit praktischer Fertigkeit und Liebe zur Sache. Und wenn man mir entgegnet, solche Persönlichkeiten seien selten, so suche man sie ohne Vorurtheile mit jenem Eifer, mit welchem Diogenes Menschen suchte; aber es scheint mir, als wenn man in neuerer Zeit nicht immer mit der rechten Laterne und mit dem rechten Lichte suche und dem Begriffe „Gesinnung" eine zu einseitige Deutung gebe.

Wenden wir den Blick wieder auf das parlamentarische Leben, so drängt sich zunächst die Bemerkung auf, daß seit dem Jahre 1868 mehr und mehr die religiösen Fragen und mit diesen auch die Schulfrage sich verschärften, und daß eine Strömung zur Geltung kam, welche die Katholiken veranlaßte, sich enger aneinander zu schließen und zu centralisiren. Die Vorboten des nahenden Culturkampfes wurden immer sichtbarer, die Signale immer lauter, und endlich öffnete der sogenannte Klostersturm (Moabit) 1869 allen Katholiken, welche sehen konnten oder wollten, die Augen.

Meine Stimmung wurde nach allem, was ich hörte und sah, immer unbehaglicher, und die Sehnsucht nach dem eigentlichen Wirkungskreise wuchs um so stärker, je mehr mich die bisherige Erfahrung überzeugt hatte, daß meine Schulen und deren Gedeihen durch so lange Entfernung leiden mußten. Dazu kam noch, daß auch die Gesundheit unter den Aufregungen und den parlamentarischen Arbeiten wieder zu schwanken begann. Ich beschloß daher, das vor fünf Jahren übernommene

Mandat jetzt niederzulegen und jeder politischen Thätigkeit für immer zu entsagen.

Der damalige Regierungspräsident war auch im Interesse der Schulverwaltung mit meiner Absicht einverstanden, und sonach geschah der Schritt, welcher mich dem ersehnten Berufe zurückgab. Wie vergnügt nahm ich wieder im altgewohnten Arbeitszimmer Platz, und wie gern empfing ich wieder die Besuche der Untergebenen, an deren freundlichen Mienen ich nicht selten die Befriedigung erkannte, mit welcher sie mich an gewohnter Stelle begrüßten! Wie jedesmal nach langer Abwesenheit, fand ich auch jetzt wieder viele, oft unerquickliche Arbeiten vor, aber dennoch unterließ ich nicht, Schulen zu besuchen und zu revidiren, soviel es die Jahreszeit und die gesammten Verhältnisse gestatteten. Hierbei wiederholte sich ein Umstand, welchen ich schon früher nach längerer Entfernung vom Amte zu bemerken Gelegenheit hatte. Ich fand mich nämlich nach solch einer monatelangen Unterbrechung bei den ersten Wiederanfängen von Revisionen etwas fremd und fast unbeholfen; das ordnungsmäßige Verfahren mit Bezug auf die verschiedenen Abtheilungen, die angemessene Wahl der Aufgaben aus dem Stegreife, die passende Fragestellung, das alles war mir einigermaßen fremd geworden, und es dauerte erst einige Zeit, ehe der alte, praktische Schulmeister wieder aus einer gewissen Befangenheit oder Verpuppung heraus in das richtige Geleise und Fahrwasser kam. Sollte es anderen nicht ebenso ergangen sein, und sollte nicht daraus hervorgehen, daß Unterrichten und Prüfen Künste sind, welche geübt werden müssen, wenn man sie nicht verlernen will? Ein Schulrath, der selten handelnd unter Lehrer und in Schulen tritt, kann und wird sich auch nicht behaglich und sicher in diesen Kreisen fühlen können.

Meine schriftstellerische Thätigkeit wurde nebenbei fortgesetzt und fand Aufmerksamkeit und Beifall. Die nächste Folge

waren wieder manche freundliche Zuschriften, Dank und Freude oder auch Bitten aussprechend. Arme Lehrer baten um einzelne meiner Bücher als Andenken oder als Geschenk, andere fragten um Rath in amtlichen Angelegenheiten oder wünschten Lösung erhaltener Aufgaben, wieder andere dankten für die aus meinen Schriften geschöpfte neue Berufsliebe und Ueberzeugungstreue, und ich könnte in solchen Beziehungen manche mich ebenso erfreuende als tiefrührende Mittheilungen machen, wenn nicht Bescheidenheit und persönliche Rücksichten Schweigen auferlegten. Daneben wurden meine Schriften, insbesondere die sprachlehrlichen, bald dankbar, bald auch undankbar benutzt, und es geschah nicht gar selten, daß ich in irgend einer Zeitschrift oder in einem Lehrgange Sätze und Abschnitte las, die mich ganz besonders anheimelten, aber mir auch die Ueberzeugung gewährten, daß ich schließlich nur mein Eigenes gelesen hatte. Nicht immer war ich aber auf Rosen gebettet, und wenn in Oesterreich mein „Praktischer Lehrgang“ vielen Beifall fand, so wurden dagegen meine „Erziehungsgeschichte“, „Volksschulkunde“ und „Pädagogischen Mittheilungen“ gerade in diesem Lande mehrseitig nur abfälliger Kritik unterzogen. Eine derselben, die letztere Schrift betreffend und aus dem Jahre 1868, ist mit D. unterzeichnet und läßt daher der Vermuthung Raum, daß sie aus Dittes’ Feder stammt. Ich mag sie meinen Lesern nicht vorenthalten, weil sie die Parteien charakterisirt und wieder ein Zeitbild liefert.

„Pädagogische Mittheilungen aus den Gebieten der Schule und des Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf die Fortbildung der Lehrer in den Konferenzen. Herausgegeben von Dr. L. Kellner. I. Bändchen. Dritte vermehrte Auflage.

„Wenn man nach einem hervorragenden katholischen Pädagogen in Deutschland fragt, so wird sogleich und ohne Zaudern Kellners Name genannt, während bei weiteren Fragen die Antworten langsam und unsicher erfolgen möchten. Man kann also sagen, daß er eine Würde und Stellung erlangt hat, die von

seiner amtlichen ganz unabhängig ist, und er hat sie theils den Eigenschaften und Vorzügen, die ihn als pädagogischen Schriftsteller auszeichnen, theils aber auch dem Bedürfniß der katholischen Regierungen, Geistlichen und Lehrer zu verdanken, unter den pädagogischen Autoritäten auch einen ausgesprochenen (d. h. den katholischen Standpunkt ausdrücklich einnehmenden und vertretenden) Katholiken zu wissen, auf ihn hinweisen und verweisen zu können. Was jene Eigenschaften und Vorzüge betrifft, so lassen sie für den, der den Schulrath Bormann, den feinen Interpreten der Regulative, kennt und würdigt, durch die Vergleichung mit diesem sich am einfachsten charakterisiren. Beide sind entschieden conservativ oder vielmehr, gegenüber der breiten Strömung, welche die Popularität Diesterwegs bezeichnet, reactionär; beide schließen sich in politischer Beziehung aufs engste der Regierung, der sie dienen, an und sind in religiöser Beziehung streng confessionell; beiden ist es vor allem darum zu thun, daß die Schule die Pflegstätte der in ihrem Sinne ‚patriotischen' und religiösen Gesinnung theils bleibe, theils wieder werde; dabei steht beiden nicht nur eine gebildete Sprache, sondern auch ein wohlabgerundetes Wissen zu Gebote; sie sind Pädagogen durch ihre Erfahrung, durch ihre Studien und durch das kritische Verhalten gegen die ihnen nicht zusagenden Richtungen der modernen Pädagogik. Während es aber von vornherein verständlich und gewissermaßen selbstverständlich ist, daß sich Bormann als ebenso guten Preußen — im Sinne der preußischen Regierung —, wie als gläubigen Protestanten vergegenwärtigt, dürfte wohl von der ausdrücklichen Vereinbarung einer gut preußischen und gut katholischen Gesinnung, d. h. von der Nothwendigkeit einer solchen Vereinbarung, gesprochen und daher gesagt werden können, daß es Kellner — mit wie viel Mühe, bleibe dahingestellt — gelungen sei, die gut preußische mit der gut katholischen Gesinnung zu verbinden. Wenn ferner auch Bormann und Kellner in der Negation des religiösen Indifferentismus, der Emancipationsbestrebungen der Schule, der vorherrschenden Verstandesbildung u. s. w. zusammentreffen, so kann doch der Gegensatz des protestantischen und des katholischen Principes, und der Umstand, daß jenes von seinem pädagogischen Vertreter nicht geläugnet werden kann, dieses von dem katholischen Pädagogen als ein der geschichtlichen Entwicklung nicht entgegenstehendes dargestellt werden muß und dargestellt wird, nicht ohne Einfluß auf die positive Behandlung der pädagogischen Aufgaben von beiden Seiten sein.

Dabei hat Kellner von vornherein eine breitere und freiere Stellung dadurch gewonnen und eingenommen, daß er so wenig genöthigt war, wie geneigt sein konnte, die preußischen Regulative (das Werk protestantisch-gläubiger Pädagogen) als pädagogisches Dogma, als die einzig gute und rechte Basis für die im Sinne der Opposition gegen die verderbliche Zeitrichtung zeitgemäße Schule anzuerkennen und anzunehmen, während Bormann es zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, die Regulative (ohne die Gegner derselben einer ausdrücklichen Polemik zu würdigen) als positive Grundlage der Zukunftsschule zu vertreten und ihren unumstößlichen Text zu interpretiren. Dem entsprechend ist die schriftstellerische Thätigkeit Kellners ausgebreiteter und vielseitiger; insbesondere hat er auch Sinn und Geschick für historische Zeichnungen bewiesen, während Bormann nach dieser Seite hin merkwürdig enthaltsam ist und es nicht für gerathen zu halten scheint, die Blicke der Lehrer über das unmittelbar Gegebene hinauszuleiten und sie zur Umschau unter den verschiedenen Gestaltungen des Erziehungswesens, zum Vergleiche und zum Interesse für den Kampf der Gegensätze zu veranlassen Uebrigens schreibt Kellner gemüthlicher, breiter und formloser als Bormann, der alles, was er gibt, derart ausrundet und ausfeilt, daß es den Eindruck des Abgeschlossenen macht und sich zwar nicht schwer liest, aber zu einer wiederholten Lectüre herausfordert — eine Arbeit, die jedenfalls viel Zeit und mehr Mühe erfordert, als es den Anschein hat.

Was Kellner geleistet hat, braucht bei der Bekanntschaft, deren er sich erfreut, und bei der Verbreitung seiner Schriften nicht näher dargelegt zu werden. Wir müssen es auch von unserem Standpunkte aus als verdienstlich anerkennen, daß er sich dem falschen Fortschritte mit mildem Eifer und unläugbarem Erfolge entgegengestellt, daß er auf erstarrte katholische Kreise einen belebenden Einfluß geübt und vielfach eine natürlichere Unterrichtsweise angebahnt hat. Aber trotz der Gemüthlichkeit, die ihm eignet, und trotz seiner Abneigung gegen ein fanatisches Auftreten und rücksichtslose Polemik tritt bei ihm der Parteimann mehr und mehr hervor, wobei sich zugleich die richtigen Gesichtspunkte, die er dem falschen Fortschritte gegenüber mit Glück geltend gemacht hat, als beschränkt und unzulänglich erweisen. Für dieses Urtheil berufen wir uns insbesondere auf die vorliegenden ‚Mittheilungen‘ und weisen beispielsweise auf die Abschnitte: ‚Der Geburtstag des Landesherrn (eine Schulfeier)‘, ‚Die allge-

meine Aufgabe der Schule ist im Wachsen' und die Besprechung der Schrift von Lukas ‚über den Schulzwang' hin. Solche Schulfeiern, wie er sie beschreibt, sind nicht ‚germanisch', sondern ‚byzantinisch'; bei dem ‚Wachsen der Schulaufgabe' wird ihm die Opposition der Schule gegen den Zeitgeist zur Hauptsache, und in der Besprechung des Lukas'schen Buches finden wir, nachdem von dem Auskunftsmittel der Unterrichtsfreiheit die Rede gewesen ist, den Satz: ‚Wo indessen Staat und Kirche einig sind, da bleibt es am besten bei dem Schulzwange, und man thut alsdann nicht wohl, nach allgemeiner Unterrichtsfreiheit hinzudrängen.' Wer die hierin ausgesprochene Bedingung beachtet und mitten in den Verhandlungen steht, die neuerdings bei uns in Oesterreich über die Stellung der Schule stattgefunden haben, wird zu würdigen wissen, was in einem solchen Ausspruche und hinter ihm liegt. Uebrigens ist die fortschreitende Verschärfung der Gegensätze Naturgesetz, und wir haben also nicht darüber zu klagen. Auch der Gegensatz zwischen denen, welche den falschen Fortschritt (der das wahre Bedürfniß verkennt und unbefriedigt läßt) vertreten, und denen, welche sich ihm nicht vom conservativen, sondern vom Standpunkte der ideellen und praktischen Nothwendigkeit aus entgegenstellen, wird sich stufenweise verschärfen."

Schlimmer erging es diesen „Mittheilungen" unter der Feder Jessens, des Herausgebers der „Freien pädagogischen Blätter" und Freundes von Herrn Dittes in Wien. Schon einleitend sagt er:

„Kellner ist eine allbekannte Persönlichkeit, für viele ein Irrender, für viele eine Autorität. Wir sehen in ihm einen begabten und vielgewandten Mann, der seine besten Kräfte aber im Dienste des Ultramontanismus und des mit diesem nahe verwandten Pietismus verwendet. Man stößt bei dem Lesen seiner Schriften auf eine Fülle geistreicher, treffender Bemerkungen, die in einer anmuthigen, fließenden Sprache auftreten, eines jeden Interesse herausfordern und in hohem Grade für den Verfasser einnehmen können. Aber hinter dem gefälligen Vorhange der eleganten Sätze lauert die reactionäre Tendenz!"

Minister v. Mühler, nicht der König, wie Hr. Jessen meint, hatte einmal im Abgeordnetenhause mit Bezug auf da=

malige Zeitverhältnisse die Aeußerung gethan, die preußische Schule sei im Wachsen, und diese bedeutsame Aeußerung aus dem Munde des vielbekämpften Mannes wurde zunächst durch eine Kundgebung evangelischer Lehrer Westfalens und der Rheinlande vom 8. Juni 1866 hervorgerufen. In einer freundlich aufgenommenen Immediat-Adresse hatten sie es in jener schweren und verhängnißvollen Zeit für Pflicht erachtet, die Versicherung auszusprechen, daß sie als eine Hauptaufgabe ihres Lehrerberufes betrachteten, die Jugend zu gottesfürchtigen, dem Könige und der Obrigkeit in Gehorsam und Treue ergebenen Unterthanen zu erziehen, und daß sie selber treu und muthig zu ihrem schwer bedrängten, theuern Landesvater halten würden. — Die katholischen Lehrer des Trier'schen Bezirkes hatten eine solche patriotische Kundgebung zwar nicht gewagt, aber einen Ausdruck ihrer gleichwerthigen Gesinnung gab damals der Trier'sche Lehrerverein, welcher aus dem durch schriftstellerische Arbeiten erworbenen Gewinne nicht bloß hilfsbedürftigen und verwundeten Kriegern ohne Unterschied der Confession eine namhafte Summe spendete, sondern auch jenen Lehrern Unterstützungen zuwandte, welche in den Reihen des preußischen Heeres mitfochten.

Alle diese Umstände und Zeitbewegungen veranlaßten auch mich, die erwähnte Aeußerung des Ministers in einer Abhandlung nach ihrer Bedeutsamkeit näher zu beleuchten und darin hervorzuheben, welche Pflichten die Gegenwart der Schule und den Lehrern auferlege. Sie wurde im „Schulfreunde" veröffentlicht. Ohne die erfolgten Annexionen in politischer Hinsicht zu erörtern, ohne mich überhaupt auf das Gebiet der Politik zu versteigen, schloß ich mich im wesentlichen an den Ausspruch eines theuern Hohenzollern: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", zeigte, worin wahrer Patriotismus seine Wurzeln haben müsse, knüpfte daran das Streben nach steter Fortbildung auf religiöser Grundlage und sagte unter anderm folgendes:

„Durch die neuen Errungenschaften zählt unser Preußenland jetzt über 4 Millionen Seelen mehr, darunter katholische und evangelische Christen. Auch das ist bedeutungsvoll, und auch deshalb wieder ist die Aufgabe der Schule und ihrer Lehrer im Wachsen. Mehr als je hat erstere sich bewußt zu werden, daß sie verpflichtet ist, der Einheit des großen Ganzen durch die Pflege echter Toleranz zu dienen. Wohl zögert meine Feder, dieses Wort zu schreiben, weil mit ihm, wie mit so manchem andern, an sich edlen Worte, schnöder Mißbrauch getrieben worden. Toleranz predigten die Encyklopädisten, sowie die nachfolgenden Revolutionsmänner von 1789 und verfolgten oder mordeten daneben ihre Brüder; Toleranz verkünden noch heute alle Umsturzparteien, um nur für sich die Freiheit zu haben; Toleranz empfehlen die Feinde alles positiven Christenthums, um ungestraft das Heilige verhöhnen zu können, und jenes Wort dient oft nur als Deckmantel und Ausdruck der Gleichgiltigkeit und Geringschätzung gegen die positiv-christliche Wahrheit. Daß diese Deutung des Wortes nicht die unsere sein kann, braucht wohl kaum gesagt zu werden; aber auch wenn wir es mit Duldung übersetzen, drückt es diejenige Pflicht nicht aus, welche uns gegen Andersglaubende obliegt, und welche fort und fort durch die Schule gepflegt werden muß. Duldung ist oft nur eine beliebige schwächliche Nachsicht, ein Ertragen, weil man doch einmal nicht anders kann; sie ist mehr subjective Willkür, als Gesetzmäßigkeit. Wir wollen mehr für unsere confessionell geschiedenen Brüder, wollen auch für sie die volle Anwendung des Spruches: ‚Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch keinem andern.‘ Wir müssen vorerst Gerechtigkeit gegen sie üben, treu der Devise: Suum cuique, und ihnen daher alles geben und lassen, was sie mit Recht fordern können. Aber auch dies genügt noch nicht. Wir sind unseren andersglaubenden Brüdern auch Liebe schuldig, jene Liebe, die sich in der That, nicht bloß in schönrednerischen Phrasen äußert. Ja, Gerechtigkeit und Liebe sind unsere Pflicht, und wie diese vom Throne herab geübt werden muß, so soll und muß sie auch von unten hinauf durch alle Schichten hindurch geübt werden. Dahin zu wirken, das ist heute mehr als je auch Aufgabe der Volksschule, und diese Aufgabe schließt keineswegs aus, daß wir auch gegen unsern eigenen Glauben, gegen die uns heilige Wahrheit Liebe und Gerechtigkeit üben und sie als theures Kleinod festhalten. Im ganzen genommen löst

sich diese Aufgabe mehr durch unsere gesammte Handlungsweise als durch Worte; aber auch letztere sind da am rechten Platze und Pflicht, wo ein blinder oder übelwollender Eifer, wo Engherzigkeit und Unwissenheit zu Verleumdungen und gehässigen Urtheilen verleiten. In solchen Fällen kann ein verständiger Lehrer bei den Erwachsenen oft vieles wirken; noch mehr aber soll er es sich angelegen sein lassen, die Herzen der Jugend vor Haß und Verachtung Andersglaubender zu bewahren. Bei aller Entschiedenheit (sagt Möhler) ist es dennoch möglich, selbst die Unterweisung über die Lehrverschiedenheiten schonend, milde und liebevoll zu ertheilen, mit aufrichtiger Wahrheitsliebe und ohne Uebertreibungen, mit steter Einschärfung endlich, alle Menschen um Christi willen mit Liebe zu umfassen und den ganzen Reichthum an christlichen Tugenden auch in Bezug auf confessionell von uns Getrennte zu entwickeln. — Leider aber gibt es auch eine Hervorhebung der Unterscheidungslehren, und wir begegnen solcher selbst in verbreiteten Lehrbüchern, welche sich in Verleumdungen, Bitterkeiten und Spott gefällt, und diese Art der Hervorhebung ist eine Saat des Hasses und ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, welches nur bittere Früchte für die Zukunft bringen kann."

Diesen Passus mochten Herr Jessen und dessen Freunde wohl nicht gelesen haben, oder wenigstens nicht beherzigen wollen. Er dürfte auch nicht in den Rahmen der achten Lehrerversammlung zu Berlin gepaßt haben.

Aber die darin ausgesprochenen Grundsätze sind bisher Leitsterne meines Lebens gewesen, und es möchte Herrn Jessen und seinen Freunden schwer fallen, aus meinen sämmtlichen Schriften das Gegentheil zu beweisen. Und doch war es gerade diese Abhandlung, welche solche Kritiken erfuhr. Man muß es sich eben gefallen lassen, daß Männer, welche sich liberal nennen und freisinnig sein wollen, die Achtung vor der Autorität und dem Herrscherhause als byzantinisch und Knechtssinn, die Erziehung zum positiven Christenthum als Frömmelei und Muckerthum, die Warnung vor einseitiger Verstandesbildung und die Einwirkung auf das

Herz als Verdummung, das Streben nach confessionellem Religionsunterrichte und einträchtiger Wirksamkeit mit der Kirche als Unduldsamkeit, Pfaffenregiment und Klassenhaß bezeichnen. Wenn ich übrigens später in der vierten Auflage dieser „Mittheilungen" jene verurtheilte Abhandlung wegließ, so geschah es nicht wegen solcher Kritik, sondern weil sie ihren beabsichtigten Zweck erreicht und durch eine längere Zwischenzeit ihre Bedeutung mehr oder weniger verloren hatte. Dagegen behielt die andere, verwandte Abhandlung „Ueber den Geburtstag des Landesherrn" ihre Stelle, um meinen unveränderten Standpunkt zu bezeichnen, obgleich auch diese in gewissen Kreisen keine Gnade erwarten konnte. Mir galt damals wie noch heute der Ausspruch eines rheinischen Dichters jener Zeit (Wilhelm Reuter) als lebendige Wahrheit:

„Nur, wo vor dem Dorngekrönten
Volk und Fürsten gläubig knie'n,
Kann um eine Königskrone
Auch der Kranz der Treue blüh'n."

Aber es sei mit dieser Abschweifung auf das literarische Gebiet vorläufig genug. Mich selbst ließen Erfahrungen, wie die erzählten, um so ruhiger, als ich mir bewußt war, meinen Standpunkt frei und offen und ohne irgend welche Nebenrücksichten dargelegt zu haben. Arbeit gab es genug, und ich widmete mich derselben mit neuer Lust und Kraft. Wenn ich durch einzelne Erlasse über Präparandenbildung, über Gesundheitspflege in den Schulen, über den Unterricht in der biblischen Geschichte und anderes auf das Ganze einzuwirken strebte, so suchte ich anderntheils auch durch Revisionen und Conferenzen auf das Einzelne und auf engere Kreise belebenden Einfluß zu üben. Eine besondere Rückwirkung hatte diese Thätigkeit und der gesammte Charakter meiner amtlichen Stellung auch mehr und mehr auf meine schriftstellerischen Arbeiten und auf die damit verbundenen

Studien. Wenn ich mich früher mit Eifer und, nach den Erfolgen zu urtheilen, auch mit Geschick und Glück der Methode des Unterrichtes zugewandt hatte, so war schon mit meiner Stellung als Schulrath und vornehmlich nach meinem Abgange von Marienwerder in mir und meiner Neigung eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Sie bestand darin, daß ich mich vom Gebiete der Methodik mehr abwandte und dagegen meine Studien auf die Gebiete der Erziehung und der Geschichte der Pädagogik lenkte. Ich faßte nunmehr das Ganze der Erziehung und des Unterrichtes aus allgemeineren Gesichtspunkten auf und fand hierin eine Befriedigung, welche mir die Methodik mit ihrem Drängen ins Einzelne und oft ins Kleinliche bisher nicht gewährt hatte. Geben schon meine Bilder und Skizzen aus den Jahren 1861 und 1862 von dieser Richtung Zeugniß, so noch weiter die „Kurze Geschichte der Erziehung“, welche in dem Jahre 1876 ausgearbeitet wurde, rasch hintereinander neue Auflagen erlebte und manche Anregung bot. Wenn einerseits die amtliche Stellung von ihrem Standpunkte aus mehr auf die allgemeine Auffassung hinwies und zu diesem Wechsel hinüberleitete, so war es auch wohl anderntheils das Gefühl der nothwendigen Ergänzung des gewonnenen geistigen Horizontes durch das auf katholischen Gebieten noch wenig bebaute und praktisch ausgenutzte Feld der Geschichte. — Die vorhandenen Schriften von Schwarz und Cramer waren fast veraltet und vergessen und berücksichtigten auch die neueren Strömungen auf dem Gebiete der Volksschule nicht hinreichend, — Raumers Geschichte beachtete zwar mehr die Neuzeit und regte an, aber sie war vorwiegend vom humanistischen Standpunkte geschrieben und daher in den Kreisen der Volksschullehrer weniger heimisch. Nicht unwesentlich mag auch der Umstand mitgewirkt haben, daß die methodische Seite des Unterrichtswesens sich mehr und mehr einer Fruchtbarkeit rühmen konnte,

welche alle bisherigen Grenzen überschritt und nicht immer zu ihrem Vortheile Federn in Bewegung setzte, deren wesentliches Verdienst oft nur darin bestand, Kleines zu Großem aufzublasen und sich in Aeußerlichkeiten und in die Schale zu versenken, statt den Kern und die Tiefe zu suchen. Mir kommt dabei eine Stelle aus Pustkuchen=Glanzows „Kritik der Schulen" in Erinnerung.

„Gegenwärtig", ruft er aus, „ist in diesem Punkte eine wahrhaft chaotische Verwirrung. Man braucht nur das halbjährige Verzeichniß der neu erschienenen pädagogischen Schriften zu durchlaufen, um sich eine anschauliche Vorstellung davon zu machen und überzeugt zu werden, daß selbst in dem Felde der Romanliteratur kein ärgeres Uebermaß und Verderbniß herrsche, als in dem der Schulbuchschreiberei. Hunderte von Lesebüchern, Rechenheften, Liederbüchern, Denkübungen, Katechisationen, Sprachlehren, Leitfäden ꝛc. ꝛc. zeugen sowohl von dem Treiben der modernen Pädagogen, als von ihrem geringen Verstande von dem, was die Elementarschulen sein und leisten sollen. Alle Professoren aller deutschen Universitäten zusammengenommen schreiben über sämmtliche Wissenschaften ihrer vier Facultäten in einem Jahre nicht so viel, als die fast ohne Ausnahme im gründlichen Wissen ganz unbewanderten Schul= und Erziehungsfreunde. Und wenn ein praktischer Schulmann jede neue Leistung, die einem angeblichen Bedürfnisse abhelfen soll, künstlich sich aneignen wollte, so wäre ihm zu rathen, daß er den Himmel um eine Mäusenatur anflehte, um von der Makulatur wenigstens leiblich zehren zu können."

Was würde dieser Heißsporn jetzt erst zu unserer Ueberproduction sagen? Und doch war die Zeit, in welcher er so schreiben konnte, die Zeit eines Pestalozzi, eines Mannes, der durch seinen Geist, durch seine Trias von Zahl, Form und Wort und seine Anschauungstheorie in der That neue Gedanken weckte und belebend und anregend nach jener dreifachen Richtung hin wirkte. Wie sein ganzes Streben aus den innersten Tiefen des Geistes und Herzens hervorging, so leitete er auch erst vom innersten Denken und Fühlen auf

das Aeußere hin. Je mehr aber unsere Volksschule eine Magd für alles sein soll und sich in eine Breite des Wissens verliert, desto mehr macht sich das Streben nach einer möglichst vollendeten Technik geltend, und man geht von dieser aus und arbeitet für diese, nur um aufs schnellste zum Ziele zu kommen. Daher denn auch die Massenproduction. Wollte man aus dieser und aus der nicht minder staunenswerthen Vereinsthätigkeit auf den innern Zustand und Geist der Schulen schließen, so möchte es schwer sein, einen vortrefflichern zu finden; aber es liegt die Besorgniß nahe, daß gerade jene Thätigkeiten den Blick zu sehr auf das Aeußere hinlenken. Die vollendetste Technik macht noch nicht den Künstler, die vollendetste, bis ins kleinste geregelte Methode noch nicht den tüchtigen Lehrer. Viele unserer heutigen pädagogischen Schriftsteller und Schreiber für die Schulwelt zerpulvern sich aus Individualitäten zu reinen Specialitäten. Sie sitzen wie die Raupe auf ihrem einen und einzigen Blatte, unbekümmert um den Baum, und halten ihr Blatt für das wichtigste und beste. Aber rafft nur alle Blätter zusammen, einen Baum erhaltet ihr deshalb doch noch nicht! Der erwächst aus der Tiefe!

Ich spreche hier nur Gedanken aus, die denen nicht fremd sind, welche von gewissen Höhepunkten der Studien und Erfahrung das Ganze zu überschauen vermögen, und solche sehen auch wohl in den jetzt auf der Tagesordnung stehenden philosophischen Studien, etwa im Sinne Beneke's und Herbarts, ein heilsames Gegengewicht. Aber wer möchte es in Abrede stellen, daß solche Studien zwar den Blick auf das Innere lenken können, zugleich aber auch mit der Glaubens- und Sittenlehre im engsten Zusammenhang stehen! Und hier liegt eben eine Gefahr, besonders für junge, strebsame Geister, welche oft nur allzu geneigt sind, ihren Glauben glänzenden Hypothesen zum Opfer zu

bringen und an der Hand bestechender Meinungen ihrer Pädagogik eine Unfehlbarkeit zuzuschreiben, die aus dem Menschen machen kann, was sie will, ohne der sittlichen Forderungen zu gedenken, welche jeder Erzieher erst an und durch sich selbst erfüllen soll.

Auch Herbart, einst Pestalozzi's Schüler, entbehrte des dem Meister innewohnenden, in seinen letzten Lebensjahren zum lebhaftesten Ausdrucke gelangten Glaubensbedürfnisses, und seine Psychologie ist ungeachtet ihres Scharfsinnes daher schwer oder niemals mit der christlichen Auffassung der Seele und des Menschenlebens zu vereinigen, und noch viel weniger ist dies mit Beneke's Theorien möglich. Bei Herbart wird der Lehrer vom liebevollen Gärtner zum Techniker herabgedrückt, welcher nicht zur Entfaltung hinüberleitet, sondern den Geist als Maschine behandelt, oder zum Chemiker, welcher die Elemente herbeibringt und untereinander mischt, um daraus dieses oder jenes Product des seelischen Lebens zu bewirken. Weiß urtheilt wohl richtig, wenn er sagt, daß das eigenthümliche Wesen des Geistes, nämlich gerade die Persönlichkeit, sittliche Freiheit, Selbständigkeit und Selbstverantwortung, die eigentliche Subjectivität fallen gelassen werden. — Die Seele wird nach Herbart zu einem, wenn auch übersinnlichen, aber doch durchaus unselbständigen, ganz von dem Mechanismus des Vorstellungsprocesses beherrschten Naturwesen, gleichsam nur zu einem Bette für den Strom der Vorstellungen, der durch sie hindurchgeleitet wird, während sie doch ein selbständiger Quell des Geistes sein soll. Sagt der Materialist: Der Mensch ist ein Product von Eltern, Amme, Nahrung, Luft, Wasser und dergleichen, so muß man nach Herbart sagen: Der Mensch ist ein Product der gesammten Einwirkungen seiner Außenwelt, insbesondere seiner menschlichen Umgebungen, seiner Zeit und seiner Erzieher. — Treffend sagt Herbart selbst von seiner Psychologie, sie construire den Geist aus Vorstellungsreihen,

ähnlich wie die Physiologie den Leib aus Fibern. Was wir sonst selbst zu thun und zu leiden glauben, das thun und leiden nach ihm nur die Vorstellungen. Unseren jüngeren Lehrern möchte ich aber in Bezug auf die Anfänge ihrer psychologischen Studien noch folgendes sagen:

Zunächst betreibe man doch diese Studien subjectiv, d. h. mit der Einkehr in sich selbst und mit der Beobachtung seiner selbst. Man versetze sich sinnend in seine eigene Jugend zurück, in sein eigenes Fühlen, Denken und Wollen, als man selbst noch auf der Schulbank saß. Man vergegenwärtige sich, warum dieser Lehrer besser als jener gefiel, wodurch er Achtung einflößte oder Abneigung verursachte, und wie diese oder jene Strafe einwirkte. Man erinnere sich der einzelnen Unterrichtsgegenstände und erwäge, weshalb dieser besonders gefiel, weshalb jener nicht, und welche Aufgaben mit Lust oder Mißbehagen angefertigt wurden. Man denke an das gespendete Lob, an den erhaltenen Tadel, sowie an empfangene Auszeichnungen oder Zurücksetzungen, und vergegenwärtige sich deren Wirkung. Welchen Umgang suchte, welche Spiele liebte man, und was war es, wodurch wir zu einer Unredlichkeit oder gar zur Lüge verleitet wurden? —

Sodann erstrecke sich das Studium auf die Objecte, auf die Kinder, welche da täglich vor uns sitzen. Sie alle sind Individuen, keines gleicht dem andern. Den verschiedenen Pflanzen gibt man verschiedenen Boden, verschiedenes Licht, verschiedene Wässerung. Sollte es mit unseren Kindern anders sein? Und doch zumeist nur: Nivellisiren, gleiche Strafen, gleiche Methode, gleiche Aufgaben, in Summa: gleiche Behandlung. Da öffnet sich dem Lehrer ein weites Feld der Beobachtung, des praktischen psychologischen Studiums! Man achte auf die Kinder, auf jedes einzelne, aus welchen häuslichen Umgebungen es kommt, wie es körperlich beschaffen, welchen Umgang es sucht oder meidet, wie es sich beim Spiele

mit Altersgenossen verhält, und welche Spiele es liebt. Eine wichtige Frage ist auch, wie sich das einzelne Kind zu einzelnen Unterrichtsgegenständen verhält, welche es anziehen oder abstoßen, ob sich nicht ein besonderes Talent, etwa zur Musik, zum Zeichnen rc. offenbart. Und wie wichtig ist das Kind in seinen Uebertretungen und Vergehen! Wo sind die Motive zu suchen? Wie empfand es die Strafe, welche Wirkung konnte man wahrnehmen? — Doch ich gehe nicht weiter in Einzelheiten und möchte nur noch wünschen, daß jeder Lehrer sich ein Tagebuch über seine Schüler anlegte, in welchem er seine Beobachtungen, seine Maßregeln und deren Erfolge bemerkte. Das Ergebniß würde eine Erfahrungsseelenlehre sein, und der Lohn leicht die Bücherseelenlehre übertreffen. Jedenfalls sollten doch beide Hand in Hand gehen. — Freilich sind solche Aufgaben schwer in Schulanstalten zu lösen, wo die Kinder ruhelos jedes Jahr in andere Hände und Klassen wandern; aber die Aufgabe darf selbst unter solchen Umständen nicht gestrichen werden.

Kehre ich nach diesem Blicke auf die Zeitströmungen wieder zurück, so ist zunächst zu bemerken, daß die amtliche Stellung des Ministers von Mühler immer unhaltbarer wurde. Mit dem steten Wachsthum des Liberalismus wuchs auch die Zahl der Gegner und Angriffe, und im Anfange des Jahres 1872 trat der vielgeplagte und vielgeschmähte Mann endlich von seinem Posten zurück.

Ihm folgte, wie bekannt, das Ministerium Falk, und mit diesem begann nach Beendigung des glorreichen Kampfes gegen Frankreich auch der langdauernde, aber minder ruhmvolle „Culturkampf“. Waren doch schon als dessen Vorzeichen im Juli 1871 die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium und im December desselben Jahres der Kanzelparagraph vorausgegangen. — Am 11. März 1872 erschien hiernach das Gesetz über die Beaufsichtigung des

Schul- und Erziehungswesens, dessen tief einschneidende Bedeutung für alle bisherigen Verhältnisse sich nur allzubald fühlbar machte.

Ehe ich jedoch der amtlichen Tragweite dieses Gesetzes recht bewußt werden sollte, trat an mich unter dem 23. Mai 1872 die amtliche Forderung zur Theilnahme an Verhandlungen über das Volksschulwesen, welche unter dem Vorsitze des neuen Ministers in Berlin stattfinden und am 11. Juni beginnen sollten. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Einladung besondere Freude gemacht hätte. So manche Vorzeichen ließen mich schon mit Sicherheit ahnen, welcher Geist durch diese Verhandlungen zum Siege geführt werden sollte, und die früheren Erlebnisse als Mitglied der Unterrichtscommissionen konnten diese Vorahnungen nur bestätigen. Ich fürchtete für meine Person wieder manche Aufregungen, und an solchen sollte es auch nicht mangeln. Mir selbst fehlte die Gabe, Verhandlungen, welche mich lebhaft interessirten, mit der entsprechenden Seelenruhe beizuwohnen, und zu diesem Mangel gesellte sich noch eine gewisse Zurückhaltung, welche mich an jenem absprechenden Tone hinderte, dessen manche Theilnehmer in ausgiebigstem Umfange Meister waren. Zu einem solchen Mangel trägt ja auch das Bewußtsein entschieden bei, daß man sich doch mit seinen Grundsätzen und Anschauungen in der Minorität befindet und sicher weiß, auf welcher Seite der Sieg bleiben wird. So viel ging schon aus früheren Maßnahmen und Gesetzen deutlich hervor, daß die Schule dem Staate überliefert und ihr bisheriger Zusammenhang mit der Gemeinde, besonders aber mit der Kirche, bis zu den äußersten Grenzen hin gelockert werden solle. Auf protestantischem Gebiete mußte daher durch Beseitigung der Regulative dieser Zusammenhang und Einfluß gebrochen werden; auf katholischer Seite war schon durch das erwähnte Gesetz vom 11. März 1872 die Bahn zum Ziele eröffnet, und die

nächste Zukunft sollte weiter helfen. Neben diesem Zwecke und vielleicht nur zur Maskirung desselben und zu dessen leiser Förderung traten Fragen über Schuleinrichtung, Mittelschulen, Präparandenbildung, Seminare, Fortbildungsschulen, Zahl und Maß der Unterrichtsgegenstände in das Feld der Berathungen und scheinbar in den Vordergrund.

Die Conferenz selbst zählte außer dem Minister, dem Unterstaatssecretär, fünf Geheimen Ministerialräthen (darunter Stiehl) und einem protokollführenden Gerichtsassessor zwanzig Mitglieder aus den verschiedensten Ständen und politischen Richtungen, darunter sechs Schulräthe, fünf Seminardirectoren und einen Gymnasialdirector. Unter den Nichttechnikern befanden sich der Abgeordnete v. Mallinckrodt und der Oberpräsident, Mitglied des Herrenhauses v. Kleist-Retzow. Der Abgeordnete Dr. Paur aus Görlitz und der Prediger Richter aus Mariendorf dürften als bekannte liberale Mitglieder des Abgeordnetenhauses gleichfalls genannt werden. Die katholische Confession zählte drei Mitglieder (Mallinckrodt und die Schulräthe Arnold aus Liegnitz und Kellner); der Altkatholicismus war durch den Seminardirector Treibel aus Braunsberg vertreten.

Ein Stenograph war zu den Verhandlungen leider nicht zugezogen, ein Fehler, welcher später auch empfunden und gerügt wurde. Das im Drucke erschienene Protokoll, 70 Seiten in Octav, gibt ein ebenso mageres als unvollständiges Bild und ist nicht frei von irrthümlichen Auffassungen. Wenn Hr. v. Kleist-Retzow bemerkte, daß das Land bei der Bedeutung der Verhandlungen ein Recht auf eine möglichst eingehende und anschauliche Darlegung derselben habe, namentlich auf die Schilderung der den Regulativen geltenden Angriffe und deren Vertheidigung, so blieb diese Forderung durch die Protokolle im ganzen unbefriedigt. Eine Revision der letzteren, welche die Versammlung mir übertragen wollte, lehnte ich entschieden

ab, weil ich es für zu schwierig, ja geradezu für unmöglich hielt, die vorgebrachten Meinungen und Ansichten treu, umfassend und charakteristisch in einem magern Protokolle wiederzugeben. Ein liberaler und ein conservativer Theilnehmer evangelischer Confession ließen sich nachträglich noch bereit finden, diese Revision zu übernehmen. Wie wenig sie aber auch den Mangel eines stenographischen Berichts zu ersetzen vermochten, empfand später jeder Theilnehmer, und einzelne konnten nur bitter über mangelhafte, schiefe oder dürftige Wiedergabe ihrer Ansichten klagen. Meinerseits führe ich nur an, daß von mir bei Gelegenheit der Verhandlungen über Trennung der Geschlechter und über Lehrerinnen bemerkt worden war, letztere leisteten nicht selten wegen ihres innigeren Gemüthslebens und ihrer Ausdauer und Treue im kleinen in der biblischen Geschichte und Orthographie Besseres als manche Knabenschulen. Diese Bemerkung wurde ganz mißverstanden im Protokolle wiedergegeben, indem das Attribut biblische weggelassen und die Orthographie in Geographie verdreht wurde. Einzelne Mitglieder, insbesondere die Heißsporne, welche jetzt ihre Pläne und Wünsche der Erfüllung nahe glaubten, waren so unverdrossen, ihre Erörterungen und Anträge während der Verhandlungen, und auch schon vorher, ausführlich zu Papier zu bringen und nach den Debatten dem geplagten Protokollführer zur Verwerthung zu übergeben. Sie erreichten aber auch auf diesem Wege ihre Zwecke nur unvollkommen, weil einerseits ihre langen Darlegungen sich nicht mehr in die knappe Form des Protokolles einfügen ließen, und weil anderntheils durch die gewünschte Einschaltung eine auffallende Ungleichheit der Darstellung gegenüber anderen Mitgliedern unvermeidlich gewesen wäre.

Unter den Schulräthen und Seminardirectoren haben einige nach Beendigung der Conferenzen Beförderungen in höhere Stellen erfahren. Unter diesen ist mir durch sein ebenso

ruhiges als gemessenes Auftreten der leider am 18. Februar 1889 verstorbene Regierungs- und Schulrath Spieker aus Hannover noch am lebhaftesten in der Erinnerung. Er wurde später zum Provinzialschulrath ernannt und ist wohl manchen meiner Leser als Herausgeber mehrerer Schriften, darunter auch der Zeitschrift „Haus und Schule“, bekannt. Wie er in unserer Conferenz die christlich-conservative Richtung mit Würde, Mäßigung und Geschick vertrat, so hat er auch in jener Zeitschrift niemals die Achtung und Gerechtigkeit verletzt, welche der wahrhaft christliche und gebildete Mann auch Andersgläubigen schuldet. In freundlichem Andenken ist mir auch mein katholischer College, der geistliche Regierungs- und Schulrath Arnold aus Liegnitz, geblieben. Seine Einfachheit, sein schlichtes, biederes Wesen, seine gewinnende Freundlichkeit machten ihn allen lieb und werth. Noch vor unseren Verhandlungen ward er versuchsweise nach Straßburg versetzt, wo ich auch 1871 zum erstenmal mit ihm zusammentraf. Aber sein Aufenthalt im Elsaß war nicht von langer Dauer. Er konnte sich dort nicht heimisch fühlen, kehrte wieder nach Liegnitz zurück und starb bald nach der Berliner Conferenz in den besten Mannesjahren. Auch der Abgeordnete v. Mallinckrodt, welcher durch sein bestimmtes, würdevolles und in sich fest abgeschlossenes Wesen allgemeine Achtung einflößen mußte, ist mir in treuem Gedächtnisse geblieben. Wir hatten uns ja schon öfters im Abgeordnetenhause freundlich begrüßt, und auch auf diesem Felde hießen wir uns herzlich willkommen. Als wir uns beim Abschiede die Hand reichten, dachte ich nicht, daß der Tod diesen starkmüthigen Mann so bald (26. Mai 1874) der Sache, welcher er diente, entreißen würde. Unter Handbewegung auf mich und den neben mir sitzenden Schulrath Arnold rief einst nach einer der lebhaftesten Debatten Herr v. Kleist-Retzow: „Mit diesen Männern gehe ich entschieden lieber als mit Ihnen!“ Und er meinte hiermit die Herren,

welche für den Indifferentismus der confessionslosen Schule schwärmten. Dieses unerschütterlichen Kämpfers für die christliche Bildung des Volkes gedenke ich um so lieber, als ich schon im Abgeordnetenhause seinem Muthe meine Hochachtung nicht versagen konnte. Mein Interesse erregte auch der beredte Volksschullehrer, Rector Dörpfeld, der wackere Kämpfer gegen den didaktischen Materialismus.

Unvergeßlich vor allen bleibt mir natürlich auch Stiehl, welchem die Stellung des Referenten bei den Verhandlungen vom Minister eingeräumt worden war. Wie ich diesem merkwürdigen Manne seit länger als einem Vierteljahrhundert auf meinem Lebenswege an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Verhältnissen begegnet war und dabei stets Gelegenheit hatte, seine geistige Energie zu bewundern, so auch jetzt wieder auf einem Felde und in einer Umgebung, welche der letzte Schauplatz seiner Thätigkeit sein sollte. Alle Mitglieder der Conferenz wußten, er selbst am allersichersten, um was es sich handelte. Mit dem alten Systeme und dessen wesentlicher Grundlage, den Regulativen, sollte gebrochen, er aus seiner einflußreichen Stellung entfernt werden. Aber wenn man ihn schon in den Jahren 1849 und 1850 als den Mann mit der eisernen Stirne bezeichnete, so gab auch die Gegenwart noch volles Zeugniß von seiner geistigen Kraft und einer unerschütterlichen Ruhe, welche ihm manche Vortheile über seine oft erhitzten Gegner verschaffen mußte. Stets schlagfertig, wußte er an der Hand der Schulgeschichte und der bisherigen Gesetzgebung, sowie unter Hinweis auf das praktische Bedürfniß und die gegenwärtig maßgebenden Zustände, seine Position und Grundsätze zu vertheidigen, aber auch geschickt nachzugeben und zu entschuldigen, wo er die Nothwendigkeit fühlte und durch Concessionen noch zu gewinnen hoffte. Nur bei Gelegenheit der Debatten über den Religionsunterricht, an welchen sich die katholischen Mitglieder seltener betheiligten und nur dem

Confessionalismus energisch das Wort redeten, schien ihn bisweilen doch seine Kaltblütigkeit zu verlassen, und in der That war hier des Geredes fast kein Ende. Die Extreme traten sich schroff gegenüber, und als deren Repräsentanten konnten Dr. Paur und v. Kleist-Retzow gelten. Während ersterer verlangte, daß jedes confessionelle Element vom Unterrichte auszuschließen sei, erklärte letzterer, der Religionsunterricht solle den ganzen Unterricht überhaupt durchgeistigen und darauf abzielen, das Herz des Kindes zu gewinnen, der Religionslehrer selbst müsse daher einen Hauch von dem haben, was man gewöhnlich Pietismus zu nennen pflege. Am Schlusse der Debatten und der langen Sitzung konnte der heftig angegriffene Stiehl nicht unterlassen, uns zuzurufen: „Ex ossibus ultor!“ (Aus meinen Gebeinen ein Rächer!) und beim Abschiede zu sagen: „Es rast der See und will sein Opfer haben!“

Nach dieser Sitzung (17. Juni) trat es immer klarer hervor, daß Stiehls Position unhaltbar geworden, und daß er den neuen Zeitströmungen bald weichen müsse. Unter den wenigen, welche er am Ende der Conferenzen noch einmal gesellschaftlich in seine Wohnung einlud, war auch ich. Es war ein kleiner, gemüthlicher Abendzirkel, zumeist aus den Schulräthen und einigen Seminardirectoren bestehend. Die Gattin unseres Wirthes empfing uns mit gewinnender Freundlichkeit und erbaute die Gäste vor dem Abendessen mit dem gefühlvollen Vortrage eines Chorals auf dem Harmonium. Die Unterhaltung bei Tische wurde bald lebhaft, die gegebenen Verhältnisse blieben unberührt, und Stiehl selbst gab sich einer Heiterkeit hin, welche in nichts an die überstandenen Kämpfe erinnerte. Bald kam auch seine Neigung, heitere Geschichten und pikante Anekdoten aufzutischen, zur vollen Geltung, und seine meisterhafte Geschicklichkeit im Erzählen belebte die ganze Gesellschaft oft zum fröhlichen Lachen. Noch als wir uns in später Stunde zum Abschiede rüsteten, be-

gleitete er die letzten der Gäste mit einer Anekdote bis an die Pforte. — Es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. — Bekanntlich erfolgte bald danach seine Versetzung in den Ruhestand, er zog nach Freiburg im Breisgau und starb dort am 16. September 1878, wie man sagt, an gebrochenem Herzen. Er soll nicht bloß den Rücktritt aus seiner langjährigen, einflußreichen Wirksamkeit, sondern auch die Entfernung vom engern, aufrichtig geliebten Vaterlande nachträglich schmerzlich empfunden und in Freiburg still und zurückgezogen nur den Erinnerungen gelebt haben.

Wende ich noch den Blick auf den Minister, als Vorsitzenden dieser interessanten Gesellschaft, so weiß ich nicht, ob seine Geduld und Ausdauer oder sein Scharfsinn und seine strenge Logik mehr Bewunderung verdienten. Ich saß ihm während jener Tage gerade gegenüber, seine sprechenden, dunkeln Augen begegneten oft meinem Blicke, und während seine Mienen stets in gleicher Ruhe verharrten, konnte man doch am Aufblicke oder Glanze dieser Augen bisweilen die innere Erregung wahrnehmen. Während die, wenn auch nicht nach Versöhnung, doch nach Vermittelung der Extreme trachtenden Glieder der Versammlung sich durchschnittlich einer knappen, präcisen und ruhigen Sprache befleißigten, ergoß sich die Linke entweder in den breitesten Strom doctrinärer Beweisführungen oder in eine Flut von Angriffen, deren stete Wiederholung die Verhandlungen zu einer wahren Geduldsprobe machte. Der Minister hielt standhaft aus, nur selten schnitt er mit einem kurzen „Das gehört ja gar nicht hierher!" den Faden bodenloser Redseligkeit ab, um wieder in das rechte Fahrwasser hinüberzuweisen.

Hatte man endlich sich allseitig ausgesprochen, dann trat die hervorragende Begabung des Ministers ins glänzendste Licht. Mit seltenem Scharfsinne wußte er in klarer, fließender Sprache die verschiedenen Meinungen zusammenzustellen und

gegeneinander zu halten. Er selbst referirte bloß und behielt meistens die eigene Ansicht zurück. Aus dieser Zurückhaltung konnte man schließen, daß es ihm wesentlich um eigene Instruction und zunächst um Kenntniß der verschiedenen Ansichten und Strömungen auf einem Felde zu thun war, welches er in seiner bisherigen Stellung weder aus Schriften noch aus Büchern kennen gelernt hatte. In diesem Sinne sprach er sich auch in den Eröffnungsworten gegen die Versammlung aus.

Ein die Gegensätze momentan ausgleichendes Mittagsmahl vereinigte zum Schlusse die einzelnen Mitglieder an der gastlichen Tafel des Ministers, an dessen linker Seite ich Platz erhielt. Beiläufig sei bemerkt, daß ich wenige Jahre darauf nochmals mit dem Minister in nähere Berührung kam. Auf seinem vielbesprochenen Triumphzuge durchs Rheinland besuchte er auch Trier und präsidirte einer kurzen Sitzung des Regierungscollegiums, in welcher mir die Aufgabe oblag, über die neue Eintheilung des Bezirks in Kreisschulinspectionen, von welcher später noch die Rede sein wird, sowie über die Veränderungen in der Lokalschulaufsicht Vortrag zu halten. Da mein Vortrag der einzige war, so dauerte die ganze Sitzung nur eine Stunde. Ihr folgte ein festliches Mittagsmahl im Saale des Casino, an welchem sich über hundert Personen, darunter auch einige Geistliche beider Confessionen, betheiligten. Als Schulrath durfte ich nicht fehlen. Die Theilnehmer waren neben der städtischen Behörde und einzelnen liberalen Bürgern fast nur Beamte. Den auf den Minister ausgebrachten Toast erwiederte dieser unter Bezugnahme auf die Devise eines kaum erhaltenen hohen Ordens: Sincere et audacter!

Eine kleine Abendgesellschaft, zu welcher ich mit meiner Frau geladen war, sollte mich schließlich noch einmal mit dem Minister und dessen Gattin in Beziehung bringen. Der hohe

Gast war im ganzen ernst und schweigsam, die Gemahlin dagegen lebhaft und gesprächig und setzte den gefälligen Wirth in behagliche Stimmung. Die Gesellschaft trennte sich in guter Laune und mit der Versicherung der Dame, daß dieser in so gemüthlichem kleinen Zirkel verlebte Abend zu den angenehmsten Erinnerungen gehören werde. Meine Stimmung war trotzdem nicht gerade rosig; ich verlor mich auf dem Heimwege, und ehe mich der Schlaf umfing, in sehr ernste Gedanken, und mein Blick konnte sich den mannigfachen Veränderungen und Kämpfen nicht verschließen, welche auf die Ereignisse der Gegenwart folgen sollten und mußten.

Das Resultat dieser das Volksschulwesen betreffenden Verhandlungen sollte nicht lange ausbleiben, ja die Schnelligkeit, mit welcher es erfolgte, ließ der Vermuthung Raum, daß es schon vor dem Schlusse unserer Berathungen in seinen Grundzügen fertiggestellt war.

Bereits unter dem 15. October 1872 erschienen die Allgemeinen Bestimmungen, betreffend das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen. — Den Regulativen Stiehls war das Urtheil gesprochen; sie gingen mit ihm nach einer Herrschaft über die Volksschulen von kaum achtzehn Jahren. Schon 1848 erhielt der frühere idyllische Schulmeister, der Mann der Zufriedenheit in der Beschränkung, einen erheblichen Stoß in eine neue, veränderliche und aufregende Welt. Sein ganzer Stand wurde urplötzlich in das politische Getriebe hineingewirbelt und von den Parteien umworben, sein Selbstbewußtsein wuchs dadurch ebenso mächtig als seine Forderungen. Wenn Pestalozzi in der protestantischen, mit ihm Overberg und Sailer in der katholischen Lehrerwelt weit vor 1848 schon bedeutend angeregt hatten, so betraf doch diese Anregung entschieden mehr den innern Menschen als dessen äußere Verhältnisse, und selbst Diesterwegs späterer Einfluß vermochte unter dem Gegengewichte

Harnisch's und des Zeitcharakters anfänglich hierin wenig zu ändern. Immerhin fanden sich noch viele Lehrer, insbesondere auf dem Lande, welche ohne Stellenjägerei lebenslang mit bescheidenstem Einkommen auf ihrem Posten aushielten und eine ganze Generation unterrichtet und erzogen hatten, welche mit ihrer Gemeinde und ihrem Pfarrer in stillem Frieden lebten und sich um die Außenwelt ebenso wenig kümmerten, wie diese von ihnen Notiz nahm. Daß unter solchen Männern gar viele waren, welche mit rührendem Fleiße und gewissenhafter Hingabe in ihrem schweren Berufe arbeiteten, welche, genährt durch einzelne gute Schriften, selbst einer idealen Auffassung des Schulamtes stille zugethan waren, kann nur der in Abrede stellen, welcher nicht jene Zeiten selbst durchlebt hat. Die Regulative Stiehls athmeten noch eine Erinnerung an jene Zeiten und versuchten es, sie wieder zurückzurufen, indem sie von der einklassigen Schule ausgingen, den Lehrstoff beschränkten und den gesammten Kenntnißunterricht der Unterweisung in der Religion unterordneten. Mittlerweile waren jedoch Zeitgeist und Welt, Verkehr und politisches Leben so mächtig und unaufhaltsam vorgeschritten, daß dieser Versuch zumeist nur scheinbar und für eine kurze Periode gelingen konnte. Kriege, Eisenbahnen und ein gesteigertes politisches Selbstbewußtsein des Volkes schufen im gesammten Leben Veränderungen und einen Umschwung, welchem die Schule nothwendig folgen mußte. Diese hindern zu wollen, wäre ebenso thöricht und vergeblich, als einem dahinfließenden Strome ein „Halt“ zuzurufen. Es konnte sich nur noch darum handeln, möglichst zu verhindern, daß der Strom die nothwendigen Dämme nicht durchbreche und fruchtbringende Ufer nicht mit fortreiße. Die Allgemeinen Bestimmungen stellten sich dem Strome nicht herausfordernd entgegen, sie folgten ihm eher und segelten mit ihm, und wenn sie in ihrer Gesammtheit den in Scene getretenen Culturkampf nicht förderten, so hin-

derten sie ihn doch auch nicht. Indem sie der religiösen Bildung durch die Schule keineswegs feindlich entgegentraten, huldigten sie doch auch wieder entschieden der materiellen Zeitrichtung durch Förderung der Realien und durch die Einrichtung der Mittelschulen mit vorwiegendem Kenntnißunterrichte. In die Seminare warfen sie durch die Erziehungsgeschichte, sowie durch die Lectüre deutscher Classiker mit glücklichem Griffe einen neuen Bildungsstoff, und durch die Prüfungsordnungen für Mittelschulen und das Rectorat gaben sie einen Sporn zur Weiterbildung, jedoch weniger in Bezug auf die Person und den Beruf, als auf den Umfang des materiellen Wissens.

Den Betrachtungen und Erwägungen, welche sich an diese Thatsachen anreihten, gibt das hier passend eingeschaltete Gedenkblatt Ausdruck. Es ist keineswegs Dichtung, sondern in seiner ersten und zweiten Hälfte nur Selbsterlebtes. Mögen meine Leser darüber denken, was sie wollen, und je nach ihrer Stellung empfinden, immerhin spiegelt es Verhältnisse, welchen man in mancher Beziehung wieder eine Zukunft wünschen möchte. Ein Bild des Friedens, da fast überall Krieg in Sicht!

Ein Gedenkblatt aus dem Leben.

Als ich kürzlich zur Dämmerstunde mit einem ebenso braven als talentvollen Lehrer sprach, wandte sich die Unterhaltung auch auf die Wünsche des Standes. — Das nächste Ideal des strebsamen und tüchtigen jungen Mannes pflegt in der Regel die Stelle eines städtischen Lehrers zu sein. Er scheut das Land und die einfache Dorfschule, ja vielleicht hält er sich für solche zu gut. In der Stadt hofft er Umgang fördernder Art, gewecktere Schüler, größere Anerkennung, höhere, seinen strebsamen Sinn befriedigende Aussichten.

Aber merkwürdig! Hat er dies Ziel erreicht, ein Ziel, auf welches er mit tausend Masten der Hoffnung lossteuerte, dann, ja dann hört man nach kurzer Zeit häufig nur Klagen und findet nur Unzufriedenheit. Er hoffte Umgang. Ja, der findet sich schon; aber

hier findet er sich, und da, wo man ihn gerade wünschte, findet er sich wieder nicht. Die Nächsten sind nicht immer die Besten. Er hoffte eine fachmännische Aufsicht, vielleicht hat sie sich gefunden; aber neben dieser finden sich auch der fremden Elemente genug, welche von der Schule zwar wenig verstehen, nichtsdestoweniger aber viel darüber reden und urtheilen. Statt eines Meisters hat er dann gar viele. Aber das Gehalt ist besser! — Tausend Mark und noch darüber winken dem jungen Manne! Und doch findet er sich auch in dieser Beziehung getäuscht, oft freilich aus eigener Schuld. Er muß sich besser oder, wie man sagt, standesgemäß kleiden, die Kost ist nicht wohlfeil, die Wohnung sogar theuer, und der Anforderungen an seine Kasse sind daneben gar mancherlei. Er will doch auch sehen und hören, will das Stadtleben genießen. Also Vereine, Concerte, hie und da eine Vergnügungspartie oder auch ein Beitrag zu wohlthätigen Zwecken oder zu einem Lesezirkel. Daneben locken die Buchhandlungen mit ihren geistigen Schätzen, und die Wünsche und Bedürfnisse wachsen nach allen Seiten. — Der junge Lehrer zieht am Schlusse des Jahres die Bilanz, und siehe da, zu seinem Verdrusse übersteigt das Soll das Haben, und die Aussichten auf einen Ausgleich sind unsicher. — Doch, eine Hoffnung! Er sucht und findet Privatstunden! Das Mittel hilft vorläufig; aber der junge Mann arbeitet sich ab, die Fortbildung, die eigentliche Schularbeit leiden, und am Ende des mühsamen Tagewerkes sucht er Ruhe und Erholung in einem öffentlichen Lokale statt im traulichen Daheim. Und wie oft paart sich der Unmuth mit solcher Stundengeberei! Sind es doch in der Regel nur zweifelhafte Charaktere, geringe Talente oder ausgeprägte Faulenzer, zu denen der arme Lehrer als Hausarzt berufen wird. Gelingt die Heilung nicht, so liegt ja die Schuld wesentlich nur an ihm!

Das mag ja alles richtig sein! Aber ein Lehrer in der Stadt findet doch auch in gute Familien Einlaß und kann sich leichter eine Lebensgefährtin suchen, welche seiner Stellung und Bildung entspricht. Das kann und mag bisweilen zutreffen. Aber soviel ich erlebt habe und erfahren konnte, bleibt der Familienkreis, welcher sich ihm öffnet, doch häufig nur ein sehr beschränkter. Der Lehrer bleibt ja einmal Elementarlehrer, wie man ihn meistens noch zu bezeichnen pflegt; daneben sind sein Einkommen und seine Stellung so bescheiden, daß ihm schon deshalb manche Thüren verschlossen bleiben. Hierzu kommt aber noch, daß unsere Volksschullehrer, vielleicht wegen des sie zumeist beseelenden idealen Zuges, bei der Wahl einer Lebensgefährtin mehr das Herz als den berechnenden

Verstand entscheiden lassen. Ich möchte deswegen keinen Tadel aussprechen und mit dem Dichter sagen: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!

Doch auch nach dieser Seite hin gelingt alles vortrefflich. Eine Lebensgefährtin ist gefunden, ganz nach dem Herzen, vielleicht auch nicht ganz ohne Mitgift. Nun kann ja alles gut gehen. Hoffen wir nur, endlich so viel zu erreichen, daß die Gehaltsverhältnisse auch dem wachsenden Familienstande entsprechen, und daß der bescheidene Wunsch, den Subalternbeamten öffentlicher Behörden im Einkommen wenigstens gleichgestellt zu werden, schließlich in Erfüllung gehe.

Aber die Kinder! Wie wachsen mit den Anschauungen, welche die Stadt täglich bietet, auch die Ansprüche! — Sie wachsen schon in der Schule und wachsen, je höher die Anstalt, welcher man die Kinder im Laufe der Zeit anvertraut, sie wachsen schon durch den unvermeidlichen täglichen Umgang mit Schülern aus höheren Kreisen.

Bald kommt die schwere Frage: Was soll und wird schließlich aus meinen Kindern werden? Den Söhnen ist das ehrliche Handwerk zu gering, selbst der Beruf des Vaters erscheint ihnen oft zu niedrig. Sie streben mehr zu werden, höher zu steigen als dieser, und man gibt nach. — Also Gymnasium, höhere Bürgerschule, Akademie. Die Mädchen müssen in eine Pension oder Höhere Töchterschule. Nach meiner Umschau im Leben kann ich nur wünschen, daß in dieser Richtung alles gut gehe, daß Gebet und Segen nicht umsonst. Ich denke aber dabei an die schweren Sorgen und Entbehrungen, welche sich die Eltern auferlegen, denke an so manche Thräne und kummervoll durchwachte Nacht, und kann wiederum nur hoffen, daß die Kinder, falls sie wirklich zu höheren Stellungen gelangen, sich der Eltern nicht schämen und diesen durch Liebe und thätige Hilfe vergelten, was sie mit Verzicht auf eigene Lebensfreude an ihnen thaten. Wehe aber, wenn mit allen diesen Opfern nur der Eitelkeit gefröhnt und etwa eine Halbbildung erkauft wurde, welche für den Ernst des Lebens zu kurz, die thatenlose Unzufriedenheit mehrt und endlich zum geistigen und leiblichen Proletariate führt! Dann kann es leider kommen, daß unser Stadtlehrer schon in der Mitte seines Lebens an eine frühere Zeit denkt und dabei seufzt:

„Hast du im Thal ein sicher Haus,
So wolle nie zu hoch hinaus!"

Und so wandten sich denn auch meine Erinnerungen vom Berge des Stadtlebens zum stillen Dorfe im Thale. Hier traf ich bald nach jener Unterhaltung einen Lehrer, der in der Vollkraft des Lebens

steht und schon mehr als ein Dutzend Jahre in dieser Stille gewirkt hat. Er hatte in der Tochter eines einfachen, aber bemittelten Landmannes aus der Nachbarschaft die treue Lebensgefährtin gefunden, welche, gesund an Geist und Körper, ihm blühende Kinder schenkte. Er selbst ergänzte die Bildung, welche seine Gattin aus der Volksschule mitbrachte, und ihr klarer Verstand kam im Bunde mit der Liebe zum Gatten und den Kindern solchen Ergänzungen ebenso freudig als erfolgreich entgegen. In ihrer Kleidung ist sie bis heute keine Modedame, sie geht und steht wie eine einfache Bürgersfrau, immer aber sauber und reinlich. Wenn sie auch Frau Lehrerin ist und es gerne hört, daß man sie so nennt, so ist sie doch gegen jedermann im Dorfe freundlich und erwiedert jeden Gruß mit Herzlichkeit. Wie sie selbst, so sind auch die Kinder ein Muster der Reinlichkeit, und sie leidet es nicht, daß eines derselben sich stolz oder herrschsüchtig gegen die übrige Dorfjugend verhalte.

Das Schulhaus, erst vor einigen Jahren erbaut, gewährt mit dem anstoßenden, wohlgepflegten Garten einen freundlichen Anblick, und innen waltet die züchtige Hausfrau und weiß mit bescheidenen Mitteln ein behagliches Heim zu schaffen.

Die Schule zählt 70 Kinder, Knaben und Mädchen. Der Lehrer sagte mir, er möge die letzteren nicht gerne missen; sie wirkten sittigend auf die Buben und knüpften durch ihre Mütter ein freundliches Band mit der Schule und seiner Person, welches er hoch anschlage, weil es auch vortheilhaft auf die Väter einwirke. Eine Revision der Schule in Gegenwart des Pfarrers hatte ein durchaus befriedigendes Resultat, und mit voller Ueberzeugung konnte man dem wackern Arbeiter im Jugendgarten lobend die Hand reichen. Der Pfarrer, sichtlich heiter, bat mich, sein bescheidenes Mittagsmahl zu theilen, und ich willigte ohne Zögern ein, da die ganze Persönlichkeit des Mannes mir sympathisch war. „Sind Sie damit einverstanden," fragte er mich auf dem Wege ins Pfarrhaus, „wenn ich auch unsern Lehrer zu Tische lade?" — „Nicht bloß einverstanden, sondern auch sehr erfreut", war meine Antwort.

Unsere Unterhaltung bewegte sich auf verschiedenen Gebieten, ungezwungen und gemüthlich. Thut es doch einem Vorgesetzten ungemein wohl, mit Untergebenen zu verkehren, welche in treuer Pflichterfüllung und darauf beruhendem Selbstgefühle die bestehenden Unterschiede in der Stellung unbefangen auszugleichen wissen. Ich konnte mich nach Tische nicht gleich von beiden Männern verabschieden, die Unterhaltung fesselte mich, und ich kann es mir nicht versagen, einiges daraus ins Gedächtnis zurückzurufen.

Wir kamen zunächst auf das einsame Dorfleben zu sprechen und auf den damit zusammenhängenden verführerischen Wirthshausbesuch. „Nun," sagte lächelnd der Pfarrer, „der Herr Lehrer und ich gehen wohl auch ab und zu in unser Wirthshaus, aber nur Sonntagabends. Niemals nehmen wir aber am Kartenspiele theil, denn darin liegt die Gefahr falscher Popularität, welche schwer zu vermeiden ist. Ein Complimentirbuch hat der Landmann nicht studirt, dagegen bricht der Eifer des natürlichen Menschen beim Spiele die Schranken des Anstandes leichter, als man glauben sollte. Lieber bringen wir daher ein Zeitungsblatt oder sonst einen Tagesbericht mit und knüpfen daran Erörterungen über Politik, landwirthschaftliche Unternehmungen und Fortschritte, über religiöses Leben und die Schule, und es hat uns sodann niemals an aufmerksamen Zuhörern und angeknüpften Gesprächen gefehlt. Es kommt auch wohl vor, daß wir sogar ein Spielchen lehren oder vormachen. Schach ist freilich unsern Landleuten zu gelehrt und zu langweilig, dafür lassen wir uns Kreide reichen, zeichnen mit kräftigen Strichen ein Mühlenbrett auf den Tisch; der Wirth bringt neun schwarze und neun weiße Bohnen, und wir zeigen das uralte, echte Bauernspiel mit möglichstem Ernst und mit Würde. Wir wollen ja nur anregen und Nachahmung finden, und an solcher fehlt es nicht, ja auch nicht an Gelegenheit, das Combinationsvermögen des schlichten Landmannes zu bewundern, mit welchem er bald Meister wird. Da dieses Spiel wesentlich ein Verstandesspiel ist, so geht es dabei auch meistentheils sehr ruhig und ohne leidenschaftliche Erregung zu. Sind der Herr Lehrer und ich an den langen Winterabenden übrigens des Verkehres bedürftig, so besuchen wir uns wechselseitig. Schule und Kirche und die Zeitereignisse geben Gesprächsstoff in Fülle, und bei einer Pfeife Tabak lesen wir auch abwechselnd ein gutes Buch über Unterricht und Erziehung. Ja, ich darf es wohl verrathen, daß unser Lehrer auch die lateinische Sprache als unsere Kirchensprache liebt und lernt, und daß ich ihm gern dabei mit meiner Bibliothek und mit meinem Wissen behilflich bin. Er fördert mich dann wieder in der Pflanzenkunde, welche eine seiner liebsten Nebenbeschäftigungen ist. Somit haben wir zu keiner Jahreszeit in unseren freien Stunden Langweile."

„Aber wie ist es denn mit Ihrem weitern Umgange," wandte ich mich wieder fragend an den Lehrer, „und wie stehen Sie mit Ihren Amtsgenossen und den Lehrervereinen?"

„Gut, d. h. ich beschränke mich auf den Besuch der Seminar-Conferenzen und auf einen engen Kreis von vier oder fünf be-

nachbarten mittelalterlichen Lehrern, unter welchen ich solche verstehe, die nicht allzuweit vom silbernen Amtsjubiläum entfernt sind. Wir kommen abwechselnd bei diesem oder jenem alle Monate einmal zusammen, um uns mit den Fortschritten auf dem Schulgebiete und mit den Tagesereignissen auf dem Laufenden zu halten. Zu diesem Zwecke lesen wir zusammen auch zwei pädagogische Zeitschriften, welche uns vollständig genügen. Hie und da nimmt auch ein benachbarter Pfarrer oder eine ältere Lehrerin an unseren Zusammenkünften theil. Das genügt uns und kostet wenig. Die Seminar-Conferenzen sind uns sehr werth und lieb. Bringen sie uns doch mit unseren früheren Lehrern und Studiengefährten zusammen und erfreuen neben praktischen Vorträgen aus dem wirklichen Schulleben Geist und Herz auch durch die Leistungen im Gesange und in der Musik, welche von den Zöglingen vorgeführt werden. Erfreut, belehrt und gestärkt für den Beruf geht jeder wieder an seine Tagesarbeit. Wenn ich dagegen unsere großen parlamentarisch zugeschnittenen Lehrertage erwäge, so ist's mir immer, als wenn sie überhaupt zu erhitzend wirkten und insbesondere unseren jungen Collegen zu heiße Köpfe machten. Was dagegen die eigentliche fachmännische Thätigkeit dieser großen Vereine anlangt, so finde ich immer und immer dieselben pädagogischen und unterrichtlichen Fragen und Aufgaben, welche schon in allen Zeitschriften besprochen wurden, wieder und wieder verarbeitet. Ich brauche nur in unserer Kreisbibliothek nachzuforschen, um über alle die beliebten Thesen und Themen erschöpfende Abhandlungen zu finden, welche man zu Hause oder in einem kleinern Vereine mit entschieden größerem Nutzen lesen, überdenken und auch widerlegen kann. Und wer bürgt dafür, daß mein Glaube in solchen großen Versammlungen die gebührende Rücksicht finde?"

„Ich mag Ihnen schon Recht geben," entgegnete ich, „obgleich Sie mit Ihrer Ansicht manchen bittern Widerspruch finden dürften. Mein Urtheil neigt auch dahin, daß in den meisten dieser großen Versammlungen der Ausspruch der Heiligen Schrift: ‚Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, das übrige wird euch gegeben werden', zu wenig Beherzigung findet. — Aber da fällt mir eine andere Frage ein. Sie studiren Latein, Sie sind ein Freund der Naturwissenschaften. Haben Sie nicht daran gedacht, sich zu den Prüfungen für Mittelschulen und das Rectorat zu melden?"

„Vorläufig habe ich noch nicht daran gedacht," lautete die Antwort, „und ich glaube auch kaum, daß ich mich dazu entschließen dürfte. Die Absicht des Schöpfers dieser durch die Allgemeinen

Bestimmungen geregelten Prüfungen mag ganz gut gewesen sein, aber im allgemeinen halte ich sie doch nach ihren Erfolgen und ihrem innern Werthe für eine bedenkliche, wenn nicht verfehlte Einrichtung. Sie machen durstig, aber nicht satt; sie versprechen mehr, als sie halten können. Die Prüfungscommission ist keine wissenschaftliche, ebenso wenig das Examen ein wissenschaftliches, und deshalb überbrückt es auch nicht die Kluft, welche bisher noch den einfachen Volksschullehrer vom akademisch gebildeten Lehrer trennte. Dagegen entziehen diese Prüfungen unserm Stande bisweilen nicht bloß tüchtige Kräfte, sondern auch warme Herzen; sie scheiden oft den Geprüften mehr oder weniger von seinen früheren Standesgenossen, über welche er nunmehr vielleicht sich erhaben dünkt, kurz, sie trennen, was verbunden bleiben sollte. Auch glaube ich noch nicht, daß ein Lehrer, welcher beide bestanden hat, deshalb auch als Lehrer wesentlich tüchtiger geworden ist. Wissen schafft noch nicht Bildung und macht auch noch nicht den tüchtigen Lehrer. Diese Prüfungen legen aber den Accent wesentlich auf das Wissen, obgleich auch hierin nicht sehr viel gewonnen ist, wenn z. B. der Candidat sich etwa nur für Deutsch und Religion oder Religion und Geschichte eingeübt hat. Ich kenne etwa ein Dutzend jüngerer Herren unseres Bezirkes, welche sich diesen Prüfungen unterzogen, und viel Geld und Zeit auf die Vorbereitung verwendet haben. Aber soviel ich ersehen konnte, ist es bis heute nur sehr wenigen gelungen, sich zum Lehrer an einer Vorschule oder an der untersten Klasse einer höhern Lehranstalt, oder zum Hilfslehrer an einem Seminare emporzuschwingen. Die meisten müssen mit einer Stadtschulstelle zufrieden sein. Und wenn sie für eine solche gewählt wurden, so geschah es oft weniger wegen der Prüfung, sondern wesentlich, weil sie schon früher als strebsame und tüchtige junge Männer bekannt geworden waren. Wo aber alle Hoffnungen fehlschlugen, da nistete sich leicht Unzufriedenheit mit der einmal beschiedenen Stelle und dem erwählten Berufe ein. Wer sich als Volksschullehrer nicht beruhigen kann, und wer sich als solcher unglücklich fühlt, der möge sich auch zu einem höhern, wissenschaftlichen Examen vorbereiten und durcharbeiten."

„Es scheint mir also," schob ich dazwischen, „daß Sie nicht gerade nach der Anstellung in einer Stadt verlangen!"

„So leicht nicht," lautete die Antwort, „insbesondere nicht nach dem Rufe in eine größere Stadt. Ich athme hier auf dem Lande reine Luft, die einfachen Verhältnisse nöthigen und verführen nicht zu größerem Aufwande, und meine gute Frau dürfte sich schwer von den

heimatlichen Fluren trennen und noch schwerer an die Stadt und deren Forderungen gewöhnen. Und hier" — er sah dabei mit Befriedigung auf seinen Nachbar hin —, „hier bin ich nach dem Herrn Pfarrer doch die erste Person im Orte, hier werde ich von jung und alt zuerst freundlich begrüßt, während ich in der Stadt wer weiß vor wie vielen bedeutenden und unbedeutenden Personen den Hut ziehen müßte. Wie ich dem Herrn Pfarrer in Kirche und Schule mit Herz und Sinn vorarbeite, so unterstützt er wiederum mich in Haus und Schule, und ich darf wohl sagen, daß unsere vereinte Wirksamkeit bis in die ärmsten Hütten reicht. Ich kenne alle Einwohner hier im Dorfe ganz genau, vom Großbauern bis zum geringsten Taglöhner, und weiß mich hiernach in Schule und Haus zu richten. Das ist von großer Bedeutung, aber in den Städten schwer, und desto schwerer, je größer sie sind."

„Sie mögen darin Recht haben," erwiederte ich; „aber einem Familienvater eröffnen sich doch bessere Aussichten für seine Kinder! Denken wir nur an die verschiedenen Schulen und die Gelegenheit zur Weiterbildung!"

„Um meiner Kinder willen", lautete die Antwort, „bleibe ich gern auf dem Lande. Sie sind hier entschieden weniger Versuchungen ausgesetzt, und ich mag sie hier behalten, solange es die Sorge für ihr Fortkommen irgend gestattet. Mir fällt dabei ein, was ich kürzlich in einer unserer Schulzeitungen las. Nach dieser hat einmal ein neuerer Schriftsteller, Namens Gutzkow, sich dahin geäußert, daß man den nachtheiligen Einfluß viel zu sehr unterschätze, welchen das Flaniren der Schulkinder in den Straßen großer Städte und vor all den prunkenden Schaufenstern auf Geist und Herz übe. Der Mann hat wohl Recht. Zeigt doch hier der Versucher den jugendlichen Sinnen alle Reiche der Welt, bald einen Delicateß- oder Conditorladen mit den Leckereien verschiedener Welttheile, bald eine Fülle eitler Schmucksachen und Luxusgegenstände, bald wieder Bilder, welche die Einbildungskraft reizen und auf schlüpfrige Gedanken bringen. Es ist ja nichts Seltenes, daß solche Ausstellungen die Kinder zur Näscherei, zum Diebstahl und zur Bettelei verleiten. Dazu tritt noch der Vergleich mit der eigenen bescheidenen Häuslichkeit, und gar leicht nisten sich Neid und Mißgunst ein. Aber wenn ich auch hiervon absehe, so tritt doch noch eine andere Gefahr hinzu. In der Stadt kann ich, auch beim besten Willen, meine Kinder nicht vor einem Umgang hüten, der sie in Lebensverhältnisse blicken läßt, welche mit denen des elterlichen Hauses im Widerspruche stehen und somit Vergleiche und Wünsche hervorrufen, deren Wirkungen um so folgenreicher sind, als sie sich oft lange der Beobachtung entziehen. Es wächst

der Mensch nicht bloß mit seinen Zwecken, sondern auch die Begierden wachsen mit den Anschauungen!“

„Haben Sie eine starke Familie?“ fragte ich den Sprecher.

Der Pfarrer antwortete für ihn: „Drei ebenso wohlgeartete als gesunde Kinder, zwei Knaben von 13 und 9 und ein Töchterchen von 11 Jahren.“

„Und wie denken Sie über deren Zukunft?“

Mit einem Blicke frohen Vatergefühles antwortete der Lehrer: „Nun, ich will mit keinem Kinde hoch hinaus, sie mögen alle im Thale bleiben; aber zu braven Menschen möchten wir sie erziehen, zu Menschen, welche in treuer Pflichterfüllung Gott und dem Nächsten dienen und darin ihr Glück finden. Deshalb möchte ich sie auch so lange als möglich im häuslichen Familienkreise festhalten. Mein Aeltester macht in den Schulkenntnissen gute Fortschritte, ist mir ab und zu mit Lust und Geschick Helfer im kleinen Dienst, und ich glaube, daß er Neigung und Talent zum Berufe des Vaters hat. Ich denke, ihn nach der Entlassung aus unserer Schule selbst weiter fortzubilden und später unserm nahen Lehrerseminare anzuvertrauen. Ich kann kaum etwas Schöneres hoffen, als daß sich Vater und Sohn dereinst wieder in demselben Berufe zusammenfinden. — Mein Jüngster ist ein sonderbares Kerlchen. Still vergnügt hilft er mir gern in der Kirche als kleiner Küster, und wiederholt hat er mit dem Knaben Overberg geseufzt: ‚Ach, wenn ich doch einmal Pfarrer werden könnte!‘ Ich hoffe und warte ab. Einstweilen soll er die Schule mit unseren Dorfkindern durchmachen und daneben nach dem Wunsche des Herrn Pfarrers und unter dessen Anleitung sich mit der lateinischen Grammatik etwas befreunden. Ob Beruf vorhanden, oder ob nur kindische Laune, wird sich ja zeigen. Danken wir es aber unserer Kirche, daß sie Anstalten hegt und pflegt, in welchen auch gut geartete Söhne unbemittelter Eltern für den geistlichen Stand vorbereitet werden können.

„Was endlich die Tochter anlangt, so bleibt sie vorerst und bis zum 15. Lebensjahre in meiner Schule und in meinem Hause. Sie soll im Garten, in Küche und Keller der Mutter fleißig zur Hand gehen. Daneben werde ich im Vereine mit unserer benachbarten braven Lehrerin ihre allgemeine Bildung zu fördern suchen, besonders in den langen Winterabenden. Eine Stadtdame soll sie mir nicht werden, aber auch nicht ganz ein Dorfmädchen bleiben. Vielleicht entschließe ich mich, sie später in eines unserer klösterlichen Institute zu schicken, wo sie mehr praktisch zur Küche und Hausarbeit in größerem Umfange vorbereitet werden könnte. Sollte meine Tochter später Beruf zur

Lehrerin zeigen, so würde ich nicht dagegen sein. Aber hier heißt es: Abwarten und Gott vertrauen."

Unser Lehrer empfahl sich jetzt mit kurzen und angemessenen Worten. Ich merkte wohl, daß er voraussetzte, ich hätte mit dem Pfarrer als Lokalschulinspector vielleicht noch einiges unter vier Augen zu sprechen, und sein richtiges Tactgefühl mahnte zum Abschiede. Ich entließ ihn mit ebenso herzlichen als anerkennenden Worten. Der Pfarrer und ich saßen einige Minuten lang nach dem Abschiede einander schweigend gegenüber, jeder in seinen Gedanken.

Endlich sagte ersterer, indem er den ernsten Blick auf mich richtete: „Hoffentlich nehmen Sie doch meiner Gemeinde und mir diesen Mann nicht fort?"

„Gott behüte," entgegnete ich ebenso ernst; „mir fällt es nicht ein, aus einem Zufriedenen und Glücklichen vielleicht einen Unzufriedenen zu machen, oder einen Baum, welcher da, wo er steht, vortreffliche Früchte trägt, aufs Gerathewohl in ein anderes Erdreich zu verpflanzen. Das wahre Glück ist an keinen Stand und an keine Stellung festgebunden; es ruht zunächst im eigenen Herzen. Das konnte ich heute erfahren.

„Aber wissen Sie auch, Herr Pfarrer, daß ich diesen Tag in meinem Dienstkalender roth anstreichen werde? Sie und Ihr Lehrer haben mir einen ungetrübt glücklichen Tag geschenkt, so glücklich, wie er nicht allzu häufig einem Schulrathe auf seinen Wanderungen begegnet. Sie beide, und insbesondere auch der Lehrer, sind noch das treue Bild des Vollglückes in der Beschränkung, die verkörperte, aber immer seltener werdende Idylle eines bescheidenen, stillen Berufslebens. Möge Gott geben, daß der Geist, welchen ich hier gefunden, daß das freundliche Band, welches hier Schule und Kirche aneinander knüpfte, sich tausendfältig in unserm deutschen Vaterlande wiederhole! Mögen alle, welche berufen sind, jeder nach seinen Kräften und seiner Stellung hierzu beitragen!"

„Niemals aber", setzte der Pfarrer mit Ernst hinzu, „möge der über unseren Schulen schwebende Hirtenstab, er sei in welcher Hand er wolle, zum trockenen und harten Polizeistocke werden!"

„Soll das etwa ein Compliment für mich sein?" fragte ich.

Er lächelte und reichte mir die Hand.

Unser Abschied war kurz und herzlich. Ich aber wäre recht froh und zufrieden, wenn diese Erinnerungen auch nur einen ihrer Leser mit seiner Stellung im stillen Thale bleibend aussöhnten, oder sie ihm noch lieber als bisher machten!

Doch wieder vom Friedensbilde zum Kampfe. Dieser machte mittlerweile immer schnellere Fortschritte, und die Consequenzen seiner Gesetzgebung entwickelten sich rasch. Es war für viele ein fröhliches Jagen, eine Lust, zu leben! — Im Gebiete der Schule erstreckte sich das Jagen zunächst auf die vorhandenen Lesebücher. Wenn auch die Klage gerechtfertigt war, daß deren Verschiedenheit selbst in den einzelnen Bezirken eine unglaublich große sei, und jede Einheit auf diesem Gebiete mangele, so machte doch der katholische Theil des Trier'schen Bezirkes hiervon eine Ausnahme. Hier war bereits ein einheitliches Lesebuch im Gebrauche, welches katholische Lehrer nach dem Jahre 1848 ausgearbeitet hatten, und welches unter meiner Leitung später wesentlich verbessert worden war. Aber es mußte im Interesse des Culturkampfes mit anderen fallen. Im Mai 1874 wurde eine Conferenz sämmtlicher Schulräthe der Rheinprovinz nach Coblenz berufen, deren Hauptzweck das Gericht über alle zur Zeit noch im Gebrauche befindlichen Lesebücher war. Der Referent in der Angelegenheit brachte seine Forderungen etwa in folgendem Umfange zur Sprache:

„Die Bedeutsamkeit des Lesebuches liegt zunächst in dem Stoffe, welcher sich im Buche verkörpert, weshalb man es nicht mit Unrecht das weltliche Evangelium (?) der Volksschule und Volksbildung nennen kann! Alle 14 im Bezirke gebrauchten Lesebücher sind jedoch nicht geeignet, ihre wichtige Aufgabe zu erfüllen. Ihren Hauptmangel muß man darin erblicken, daß sie sämmtlich ganz falschen, oder doch höchst einseitigen Begriffen von den Zielen und Zwecken der Schulen ihre Entstehung verdanken, indem sie entweder als Compendium dem Schüler alle ihm nothwendigen Kenntnisse encyklopädisch übermitteln wollen, oder, wo dieser Zweck nicht vorwaltet, sich in den Dienst der Religion stellen und die Förderung des sittlich-religiösen Lebens sich zum Endziel nehmen. Beide Zwecke laufen theils nebeneinander, theils verbinden sie sich zu einem unerquicklichen Gemisch von realen Lehrstoffen und moralisirenden Erzählungen und Lehrstücken. Die

religiösen Stoffe gehören aber in den Religionsunterricht und in Erbauungsbücher. Sie haben bisher für die religiös-sittliche Bildung der Jugend keine Früchte getragen! Sie sind theils gar nicht zur Verwendung gekommen, theils nur flüchtig gelesen worden. Sie haben vielfach nur dazu gedient, den Lesebüchern ein gewisses Colorit zu geben. Der Realstoff dieser Lesebücher hat eben nur stofflichen Werth; die Form ist werthlos oder geradezu verwerflich. Nicht besser steht es um die Wahl des ethischen Stoffes. Die Tendenz allein war maßgebend bei der Wahl, der stoffliche Gehalt und die Form wurden nur nebensächlich in Betracht gezogen. Sie leiden an innerer Leerheit, an Pseudo-Kindlichkeit und falscher Sentimentalität. Die Poesie des Schullesebuches scheint vollends darauf berechnet, das poetische Gefühl der Jugend auszudörren und zu tödten."

„Was aber nun?" Die Antwort faßte Referent etwa in folgende Forderungen für ein Lesebuch zusammen:

„Es soll die Blüten der Volkspoesie, also das Märchen, die Fabel, die deutsche Sage, insbesondere die Heldensage, sodann eigentliche Volkslieder bieten. Außerdem soll der Inhalt im allgemeinen so eingerichtet sein, daß die classische Literatur ihre Vertretung finde; Männer wie Gellert, Claudius u. a. m. sollten in keinem Schullesebuch fehlen. Der realistische Stoff darf nicht den Zweck haben, den speciellen Unterricht in den betreffenden Fächern zu ersetzen oder diesem als Grundlage zu dienen; er soll vielmehr den Real-Unterricht nur ergänzen, in Fluß bringen und über einzelne Partien durch anmuthige Darstellungen den Horizont der Lesenden erweitern. Daher z. B. auch lebensvolle Bilder aus der deutschen Geschichte, aus der ältesten Zeit die Größe des Mittelalters, dessen Verfall, die Reformation, das Städteleben, Erfindungen, die Gründung der preußischen Macht" 2c. 2c.

Das wären in der Hauptsache die Forderungen an ein neues, vollkommenes Lesebuch, wie solche in der Conferenz gestellt wurden. Das liest sich nun recht schön und fesselt durch seinen Idealismus, obgleich der Praktiker, welcher tiefer in die Bedürfnisse der wirklichen Volksschulen geblickt hat, doch über manches zweifelnd den Kopf schütteln dürfte. Die Stim-

nung der Zuhörer war auch eine gemischte; man fühlte deutlich, daß vergeblich gegen den Strom zu schwimmen sei. Lassen wir aber nähere Erörterungen auf sich beruhen, um demnächst die Folgen dieser kritischen Verhandlungen zu beleuchten. Es wurde nicht bloß beschlossen, neue Lesebücher einzuführen, sondern diese auch inhaltlich confessionslos oder wenigstens doch paritätisch einzurichten. Die Herausgabe eines solchen unternahm denn auch bald darauf der Referent selbst, und ihm zur Seite soll als Berather und Censor der Verfasser der Allgemeinen Bestimmungen gestanden haben. In dieser Zeit des sich mehr und mehr entwickelnden Culturkampfes war ein solches Unternehmen freilich gewagt, und die unmittelbaren Folgen sollten bald beweisen, daß Tadeln leichter ist als Bessermachen, und daß gerade in Zeiten des Kampfes das Einreißen entschieden leichter ist als das Aufbauen. Alsbald nach dem Erscheinen dieser neuen Lesebücher zeigte sich auch die Uebereiltheit und das Bedenkliche der Reform. Fast niemand, fast keine Partei war mit dem Gebotenen zufrieden, der Liberalismus beinahe ebenso wenig als die Conservativen und der Confessionalismus; selbst ruhige, lediglich die praktische Seite der Bücher erwägende Schulmänner waren bedenklich, und binnen kurzem erschienen denn auch verschiedene Zeitungsartikel und selbst Flugschriften (Gnomon), welche die beißendste Kritik um so schonungsloser übten, als die Bücher auch neben manchem Guten einzelne pädagogische Mißgriffe in der Auswahl der Lesestücke enthielten[1]. Das Volk und ein nicht geringer Theil der Lehrer zeigte Mißstimmung über den Wechsel und wünschte die alten Bücher zurück. Aus katholischen Kreisen kamen gleich nach dem ersten Erscheinen einige Proteste der Geistlichkeit, welche es beklagte, daß die neuen Lesebücher stellenweise das sittliche Zart-

[1] So fand sich unter den Lesestücken auch dasjenige wieder, welches ich vor Jahren in Kehrs „Anleitung" getadelt hatte. Siehe Seite 447.

gefühl der Jugend beleidigten, aber auch den Indifferentismus förderten und katholische Anschauungen verletzten. Infolge dessen wurden später einige Stücke beseitigt, gegen welche der erstere Vorwurf erhoben worden war. Im Jahre 1878 berichtete auch die Königl. Regierung in Trier an den Minister und machte einige Ausstellungen, welche in späteren Auflagen berücksichtigt wurden. Die Lehrer klagten sehr über die außerordentlich große Zahl von Fremdwörtern, welche insbesondere in den Lesestücken aus unseren Classikern vorkamen, sowie über eine Form der Darstellung, welche dem Kindesalter nicht entspreche.

Scharf, ungleich schärfer wurden die neuen Lesebücher noch im Bezirke Trier von evangelischer Seite bekämpft. Ein federgewandter und begabter Geistlicher hatte in einer Denkschrift sich an die Behörde gewandt und im ersten Theile seiner Beurtheilung die Behauptung aufgestellt, das Lesebuch, insbesondere dessen Oberstufe, verherrliche die katholische Kirche und suche deren Grundsätze in die evangelischen Schulen einzutragen! Leider waren die als Beweismittel angezogenen Lesestücke fast sämmtlich von nicht katholischen Verfassern, welchen wohl nichts ferner lag, als eine Verherrlichung der katholischen Kirche und ihrer Glaubenslehren. Die citirten Lesestücke fanden sich zumeist seit Jahren in verschiedenen und ganz besonders in evangelischen Lesebüchern, und wenn solche bisher unangefochten geblieben waren, so konnte man aus solchen Behauptungen eben nur den traurigen Schluß ziehen, daß infolge des Culturkampfes die Gemüther reizbarer und die confessionellen Gegensätze schroffer geworden waren.

Mir wurde die Denkschrift mitgetheilt und mein Gutachten darüber gefordert. Ich kann nicht unterlassen, einiges daraus hier wiederzugeben, da es zur Beleuchtung und Würdigung damaliger Verhältnisse und der Bücher selbst beitragen dürfte. Ich äußerte mich etwa folgendermaßen:

„Gerne unterschreibe ich die Forderung, daß ein Lesebuch in maßvoller Weise und ohne Gehässigkeiten auch dem confessionellen, kirchlichen Leben und dessen Entwicklungen nicht fremd bleiben darf, und wer dieser Ansicht entgegentritt, scheint mir die Religion nur noch innerhalb der steinernen Kirchenwände gelten lassen zu wollen. Das nationale Element und das Volksleben werden stets auch mit der Confession im Zusammenhange stehen, und wer ersteres durchs Lesebuch vertreten wünscht, kann und darf letztere nicht ignoriren. Daß dieser Zusammenhang in den fraglichen Lesebüchern nicht klar zur Geltung kommt, ist allerdings ein Fehler. Im ganzen läßt sich außerdem das Urtheil des Herrn Kritikers dahin zusammenfassen, daß diese Lesebücher, insbesondere das für die Oberstufe, nach Form und Inhalt für unsere Elementarschulen zu hoch und über den Horizont der Kinder, insbesondere der Kinder des Landvolkes, hinausgehen, auch den Realien, namentlich wieder der vaterländischen Geschichte, nicht gebührende Rechnung tragen, und mehr in geistreichen, beziehungsweise classischen Skizzen, als in einfachen, wirklich anregenden Schilderungen und Beschreibungen ihre Stärke suchen. Daher auch die überschwänglich große Anzahl Fremdwörter, Bilder und symbolischer Ausdrücke, welche zum Theil selbst unseren Volksschullehrern unverständlich sind und häufig genug ein Fremdwörterbuch fordern.

Es dürften diese Ausstellungen wieder auf ein Princip hinleiten, welches in der neuesten Zeit bei Abfassung dieser und anderer Lesebücher sich entschieden geltend machte und nothwendig die erwähnten Folgen haben mußte. Sollte ich dieses kurz und mit einem Worte bezeichnen, so möchte ich es das ästhetisch-belletristische nennen. Man ging mit besonderer Vorliebe bei der Wahl der Lesestücke davon aus, daß nur classische Stücke aufgenommen würden, und erblickte somit im berühmten Namen des Verfassers ein Hauptmotiv zur Aufnahme. Nur classische Schriftsteller durften Eingang in die Walhalla unserer neuen Lesebücher finden, und die Inhaltsverzeichnisse sind denn auch in der That reich an vornehmen Namen. Im Hintergrunde schwebte zweifelsohne der Gedanke, das Volk durch die Schule mit unserer classischen Literatur zu befreunden, somit in der Cultur höher zu heben und nebenbei im Culturkampfinteresse zu arbeiten. Man bedachte hierbei nicht, daß diese Classiker mit ganz geringen Ausnahmen keineswegs die Absicht hegten,

für das gewöhnliche Volk, geschweige denn für die Schuljugend zu schreiben, und daß es in Bezug auf letztere wesentlich nur darauf ankommen kann, nach Form und Inhalt verständliche, dem jugendlichen Fassungsvermögen angemessene Bildungsstoffe zu geben, gleichviel, aus welcher Feder sie geflossen. Ein guter Stil ist übrigens heutzutage in solchem Umfange Gemeingut geworden, daß es gar nicht schwer fällt, auch auf Gebieten reiche Ernte zu halten, welche nicht gerade den Anspruch der Classicität erheben. Man hatte sich mit diesem Principe den Wahlkreis auf Unkosten der wahren Popularität und Verständlichkeit wesentlich verengert. Wollte man durch diese ästhetisch-belletristische Richtung aber die Volksschullehrer in die classische Literatur einführen, so geschah solches doch offenbar auf Unkosten der Schule und konnte billig den Seminaren überlassen bleiben, welche bereits mit ihren vielbändigen Lesebüchern in diesem Artikel fast zu viel leisteten. Was sollen unsere Elementarschüler z. B. mit den literarischen Notizen, welche jedem Lesestücke vorgesetzt sind und die Quellen angeben? Was denkt sich der 12- bis 14jährige Knabe beispielsweise unter „Lehre vom deutschen Stile von Ritsert, Darmstadt 1869, Seite 79", oder unter „Natur und Herz, von Joh. Gabriel Seidl, Stuttgart 1853, Seite 86"? Sind solche Bemerkungen und Hinweise nicht in einem Volksschul-Lesebuch Ballast, und werden sie unseren Lehrern irgend welchen Nutzen für die Berufsthätigkeit bringen?

Aus dieser ästhetisch-belletristischen Richtung sproßten nun zumeist die Fehler, welche unser Kritiker rügte und welche den Beweis lieferten, daß die Herausgeber die Volksschule und deren Ziele überschätzten, anderntheils aber auch das Lesebuch leider allzu sehr in den Dienst der Zeitströmungen setzten. Das religiöse Leben trat hiernach zurück; der Inhalt wandte sich vorwiegend der Natur zu, und die Geschichte, auch die biblische, mußte vielfach den Sagen und Märchen weichen. Wo sie jedoch Raum fand, da trat sie oft einseitig und mit übertriebenem Pathos auf, ohne Kindlichkeit, und ohne die einfache Erzählung aus schlichter Feder oder aus dem Munde des Lehrers ersetzen zu können."

Wenn ich sonach dem Kritiker in mancher Beziehung beistimmen mochte, so war doch das angefeindete Lesebuch mittlerweile eingeführt, und ich konnte mich für den Antrag, es

sofort wieder abzuschaffen, nicht erklären. Was sollte das durch den Culturkampf aufgeregte Volk von einem neuen Wechsel denken? Da keine directen Angriffe auf Glauben und Confession in den neuen Büchern waren, so hatte man sich in Erwartung von Schlimmerem bereits leidlich beruhigt und die Aufmerksamkeit anderen, noch ernsteren Ereignissen zugewandt. Wie die Angelegenheiten standen, konnte ich mich nur für Beibehaltung der angegriffenen Bücher unter der Voraussetzung erklären, daß jede neue Auflage von sachkundiger Hand verbessert und manche unpassende Lesestücke mit zweckmäßigeren vertauscht, überhaupt Form und Inhalt einer genauen Prüfung unterzogen würden.

Doch genug über diesen die Zeiten charakterisirenden Lesebuchkampf. Bücher haben ihre Schicksale, und somit sei nur noch bemerkt, daß die angegriffenen Bücher vorläufig zwar im Bezirke blieben, daß aber bereits im Jahre 1887 wieder ein Wechsel angeordnet wurde, und daß somit der Regierungsbezirk das Geschick hatte, in einem Zeitraume von etwa 13 Jahren mit drei verschiedenen Lesebüchern beglückt zu werden. Der Bezirk Köln ging auf keinen Wechsel ein; weshalb der Trier'sche einen solchen erfuhr, entzieht sich meiner Kenntniß, da ich zu jener Zeit bereits in den Ruhestand getreten war.

Bald sollte meiner wieder eine ebenso erhebliche als folgenreiche Arbeit harren. Gemäß der neuen Gesetzgebung war der Staat mehr als je alleiniger Herr über die Schulen geworden, und alle mit der Aufsicht betraute Personen handelten in seinem Auftrage, und dieser war jederzeit widerruflich.

Ehe ich die unmittelbaren Folgen dieses Gesetzes näher erörtere, wird es nicht unnütz sein, einen Blick auf die im Bezirke vorgefundene Schulaufsicht zu werfen. Während den einzelnen Schulen der Städte und des platten Landes Lokalaufseher vorstanden, welche ohne Ausnahme Geistliche waren, zerfiel der Bezirk in Werings-Inspectionen

von verschiedener Größe, je nach den örtlichen Verhältnissen. Die meisten, deren im ganzen etwa sechzig waren, umfaßten durchschnittlich zehn bis zwanzig Schulen, einzelne auch weniger. Die Inspectoren dieser Beringe wurden von der Regierung unter den Geistlichen ausgewählt, und man zog bei der Wahl gerne die Dekane oder jüngere Pfarrer vor, welche sich durch Bildung und Neigung für das Schulwesen bemerklich gemacht hatten. Sie waren die unmittelbaren Organe der Regierung in allen inneren Schulangelegenheiten und den persönlichen Verhältnissen der Lehrer, hatten alljährlich um die Osterzeit öffentliche Prüfungen in den verschiedenen Schulen ihres Bezirkes vorzunehmen und über deren Ergebnisse protokollarisch zu berichten, auch Conferenzen zu halten und die Entlassungen zu regeln. Somit fehlte es diesen Beringsinspectoren, welche auch oft mit außergewöhnlichen Revisionen betraut wurden, nicht an Arbeit, je nach dem Umfange ihrer Bezirke. Im ganzen kamen sie den Absichten der Regierung bereitwillig entgegen, und da die Bezirke meistens von geringem Umfange waren, so lernten sie die Persönlichkeiten bis in die kleinsten Verhältnisse kennen und konnten überall ohne Zeitaufwand eingreifen, helfen, rathen und berichten. Die Stellung selbst war eine e r w ü n s ch t e, da sie Einfluß und Ansehen gewährte und manchen Inhabern kleinerer Pfarreien eine ebenso belehrende als anregende Nebenbeschäftigung gewährte. Ich darf wohl sagen, daß gar manche dieser Berings-Schulinspectoren ihr Nebenamt mit besonderer Liebe erfaßten und sich durch dasselbe angetrieben fühlten, selbst den Schulen und dem Unterrichte eifrige Studien zu widmen. Revisionsreisen und Conferenzen überzeugten mich hiervon oft in erfreulicher Weise.

Dem Staate kam diese Schulaufsicht nicht theuer zu stehen. Es klingt fast fabelhaft, wenn ich erwähne, daß bei meinem Amtsantritte der ganze verfügbare Remunerationsfonds für

die Veringsinspectoren nicht viel über 2500 Mark betrug und erst später um etwa 1200 Mark erhöht wurde. Die Quote, welche es somit nach Maßgabe der Schulenzahl für den einzelnen Bezirk trug, konnte nur eine sehr mäßige sein, und meine Bemühungen mußten daher auch darauf gerichtet werden, einzelnen, durch hervorragendes Interesse sich auszeichnenden Inspectoren ab und zu noch besondere Gratificationen zu erwirken. Später wurden auch die Schulgemeinden angehalten, den Inspectoren für ihre durch die Prüfungen nöthig werdenden kleinen Dienstreisen noch eine Entschädigung aus der Gemeindekasse zu zahlen. Manche weigerten sich jedoch, weil sie die Schulaufsicht lediglich als Sache der Regierung betrachtet wissen wollten. Trotzdem liegt es wohl klar vor, daß die ganze damalige Schulaufsicht des Bezirkes kaum so viel kostete, als jetzt ein einzelner Kreis-Schulinspector an Gehalt und Reisediäten bezieht.

Die ganze Schärfe der neuen Gesetzgebung wandte sich jedoch zunächst auf die Lokal-Schulinspectoren, welche bisher ihres Amtes unentgeltlich gewaltet hatten und nur durch die Verings-Schulaufseher mit der weltlichen Behörde in Beziehung kamen. Auch sie verwalteten ihre Stelle nur im Auftrage des Staates, und die nächste Folge war, daß dieser sie dem Inhaber entzog, wenn es ihm zweckdienlich erschien. Aeußerungen in der Predigt, die Unterzeichnung einer Adresse, Betheiligung bei den Wahlen, Unregelmäßigkeiten oder Willkür bei den Entlassungen, Theilnahmslosigkeit bei patriotischen Festen und eine Menge anderer Ursachen reichten hin, dem Pfarrer die Lokalschulaufsicht zu entziehen. Der Verdächtigung und persönlichen Leidenschaften war ein weites Feld geboten. Anfänglich nahm man die Sache ernst, und in jedem einzelnen Falle mußte motivirt und in besonderem Berichte die Genehmigung des Ministers eingeholt werden. Bald aber häuften sich derartige Anträge seitens der Unterbehörden und

anderer Persönlichkeiten so sehr, daß diese Einzelberichte erlassen wurden und eine kurze Verfügung genügte, um die Entlassung auszusprechen, welche dann auch durch die Lokalblätter ging und bei den Liberalen und Kirchenfeinden stets ein Vivat sequens! hervorrief. An die Stelle der abgesetzten Pfarrer wurden zumeist Bürgermeister, Förster, Ortsvorsteher, Aerzte, Hüttenbeamte und dergleichen Personen berufen, von welchen einzelne auch bald Remunerationen verlangten und erhielten. Mit der Entfernung von der Schulaufsicht war in der Regel auch das Verbot des schulplanmäßigen Religionsunterrichtes verbunden und der Pfarrer hierdurch gezwungen, den Unterricht in seinem Hause oder in der Kirche zu ertheilen, was die störendsten Folgen für den Gegenstand selbst wie für die Schuljugend hatte. Daß sich bei diesen Umgestaltungen die Geister offenbarten, daß oft genug Parteileidenschaft, Servilismus mit Strebertum und persönliche Abneigung sich geltend machten, und daß sich einzelne Geister rührig im Denunciren zeigten, bedarf nicht der weitern Ausführung. Warum aber infandum renovare dolorem? Genug, daß ungeachtet des brennenden Culturkampfes noch etwa drei Fünftel der Pfarrer im Besitze der Lokalschulaufsicht blieben.

Was die Kreis-Schulinspection anlangt, so legten die vorläufig vom Abgeordnetenhause bewilligten Geldmittel Sparsamkeit auf, und es wurde daher demnächst nöthig, einige aneinander grenzende Kreise zu einer Inspection zu vereinigen. Der betreffende Kreis-Schulinspector hatte es hiernach auch mit zwei Landräthen zu thun, und hieraus, sowie aus dem größern Umfange der Aufsichtskreise, erwuchsen Unzuträglichkeiten, welche schon nach wenigen Jahren dahin drängten, jedem einzelnen Kreise seinen besondern Inspector zu geben und schließlich z. B. den großen Trier'schen Kreis in zwei Inspectionen zu theilen, so daß jetzt der ganze Bezirk dreizehn Kreis-Schulinspectoren zählt.

Die Stellung selbst war eine in ihrer Neuheit sehr verlockende. Der Kreis-Schulinspector sollte dem Landrathe beigeordnet sein, und das Einkommen war derart normirt, daß er darin diesen und seinen ihm vorgesetzten Schulrath sogar übertreffen konnte. Was Wunder, wenn sich zum neuen Amte manche berufene und unberufene Geister meldeten? Auch in meinem Bezirke fehlte es nicht an Candidaten, aber es gelang mir doch, einige Persönlichkeiten abzuwehren, deren spätere Zukunft noch mehr als ihre Vergangenheit die gänzliche Unwürdigkeit beweisen sollte. Einige der neuen Stellen des Bezirkes wurden unmittelbar vom Ministerium besetzt; in einzelnen Fällen blieb mir aber so viel Einfluß, daß es möglich wurde, tüchtige Männer vom Fache zu gewinnen. Je stärker jedoch später der Andrang, insbesondere aus den Kreisen der Real- und Gymnasiallehrer wurde, desto mehr ging auch die Berufung vom Ministerium aus, und desto geringer wurde der Einfluß der Regierungen. Wenn ein großer Theil der Lehrerwelt die neue Einrichtung willkommen hieß, so geschah es wesentlich in der Hoffnung, nunmehr eine rein fachmännische Aufsicht aus ihrer Mitte zu erhalten oder von der geistlichen Aufsicht befreit zu werden, welche der liberalen Richtung von jeher unbequem war. — In ersterer Hoffnung sah man sich jedoch durch die weitere Entwicklung oft getäuscht, da im Laufe der Jahre die neuen Stellen von so verschiedenen Seiten begehrt wurden, daß die Reihe der von der Pike auf gedienten Schulinspectoren sich immer mehr lichtete. Selbst diejenigen Volksschullehrer, welche die Prüfung für Mittelschulen und das Rectorat nach Maßgabe der Allgemeinen Bestimmungen bestanden hatten, mußten später oft Persönlichkeiten nachstehen, welche keinen andern Vorzug als ihre akademische Bildung aufzuweisen, aber niemals seit ihren Knabenjahren eine Volksschule gesehen hatten. Es ist ja möglich, und ich habe es selbst erlebt, daß auch solche Männer sich durch liebe-

vollen Eifer in ihr neues Amt und den ihnen fremden Berufs-kreis einbürgern; aber immerhin bleiben derartige Versuche im Erfolge ungewiß. — Ist der Mann ein Neuling in der Schule, so wird dies den Untergebenen am allerwenigsten verborgen bleiben, und wenn er aus Mangel an Geschick und Neigung ein Fremder bleibt, so wird er seine Kraft und seine amtliche Autorität auf Aeußerliches und auf die Schablone richten, um hierdurch die eigene Schwäche möglichst zu verdecken. Er wird ein Mann des Polizeistockes werden, aber den Schulen und Lehrern keinen Lebensodem einhauchen können. Meines Erachtens wäre stets die praktische Thätigkeit als Seminar-lehrer auch die beste Vorbereitung für die Kreis-Schulinspection, so daß sich etwa folgender Lebensgang eröffnete: Volks-schullehrer, vielleicht noch Examen für die Mittelschule und das Rectorat, hiernach Seminarlehrer und schließlich Kreis-Schulinspector.

Wenden wir den Blick nochmals auf des letztern Stellung, so kann nicht entgehen, daß das Verhältniß zum Landrathe, mit welchem er zumeist an einem Orte wohnt, ein zweifelhaftes und oft auch unerquickliches werden kann. Der Kreis-Schul-inspector soll diesem für den Staat hochwichtigen Beamten in Schulangelegenheiten coordinirt sein, aber damit ist doch nur etwas ausgesprochen, was in der Wirklichkeit unerfüllt bleibt. Die Stellung des Landrathes, welcher sein Patent vom Könige erhält und den Mittelpunkt eines ganzen Kreises bildet, ist ihrer Natur nach eine solche, gegen welche der Kreis-Schulinspector zurücktritt. Ersterer hat stets in allen äußeren Schulangelegenheiten eine wichtige, oft geradezu ent-scheidende Stimme, und dadurch schon ist ihm selbst auf die Lehrer ein bedeutender Einfluß gesichert. Wenn nun die Ge-schäftsinstruction außerdem anordnet, daß alle Berichte des Schulinspectors durch das Landrathsamt an die Regierung gehen sollen und umgekehrt die Verfügungen dieser Instanz

wieder durch die Hand des Landraths, so ist dadurch schon das untergeordnete Verhältniß bezeichnet. Letzterem steht die Befugniß zu, ja es wird von ihm erwartet, daß er den Berichten des Schulinspectors sein Gutachten beifüge, aber dieser erfährt oft gar nicht, wie das Urtheil der Zwischenstation ausgefallen. Viel kommt bei solchen wechselseitigen Beziehungen auf die Persönlichkeiten an, und leicht finden sich darin Ursachen zu Reibungen und Verdrießlichkeiten! Tritt nun etwa noch der Umstand hinzu, daß der Chef der Regierung auf das Gutachten seiner Landräthe entscheidendes Gewicht legt, so sind Beziehungen vorhanden, welche dem Kreis-Schulinspector nicht bloß seine amtliche Stellung erschweren, sondern ihm auch die innerliche Seite seines Wirkens trüben können.

Man hat durch das neue Institut eine größere Einheit in das gesammte Volksschulwesen bringen wollen, und eine gewisse Einheit, welche ich fast als militärische bezeichnen möchte, ist allerdings dadurch erzielt worden und die Uhr zu ihrem Rechte gelangt. — Es wird nicht leicht mehr vorkommen, daß ein lässiger Lehrer seinen Unterricht um Tage oder Stunden verkürzt oder die Versäumnißlisten unregelmäßig führt. Es werden die Tagebücher pünktlich gehandhabt und die Pensenvertheilung streng beobachtet, so daß genau berechnet und überwacht werden kann, was in jeder Stunde getrieben wird. Lehrgänge, Klassenziele und Lectionspläne sind überall festgestellt und die tägliche und monatliche Marschroute bis ins einzelnste vorgezeichnet. In allen diesen Dingen ist viel geschehen und geschieht immer mehr, so daß allerdings, auch mehr als früher, eine gewisse Regelmäßigkeit und Einheit in den gesammten Schulbetrieb gekommen ist.

Aber täuschen wir uns nicht, so ist diese Einheit oft mehr papieren und äußerlich, und bezieht sich noch nicht unfehlbar auf die geistige Thätigkeit und das geistige Leben.

Ja es liegt die Gefahr nahe, daß unter einem strengen Formalismus gerade dieses geistige Leben eingeschläfert werde, und daß schwache Seelen entweder zur Täuschung und Unwahrheit oder zu dem Glauben hingedrängt werden, die Form sei Hauptsache, während ein starker und selbständiger Charakter sich gedrückt und eingeschnürt fühlt.

Je mehr Kreis-Schulinspectoren, desto mehr Schulräthe im engeren Rahmen, von denen jeder seine Eigenart und seine individuellen Anschauungen hat. Der eine wird für Diesterweg oder Herbart, der andere für Palmer oder Harnisch erwärmt sein, dieser die deutsche Sprache, ein anderer die Realien als Lieblingsgegenstände hegen, der eine strenggläubig, der andere freigesinnt sein. Jeder wünscht, in seinem Kreise das eigene geistige Ich verkörpert zu sehen, und je tüchtiger er sich fühlt, desto stärker wird dieser Wunsch zu Tage drängen. Man glaube nicht, daß der Schulrath am Sitze der Regierung als geistiger Mittelpunkt vieles darin ändern könne, überall entschieden maßgebend und berichtigend sein werde. Selbst wenn er der tüchtigste Mann ist, wird er unter den gegebenen Verhältnissen es kaum hindern können, daß seine Geistesstrahlen so viele Schattirungen erleiden, als Medien vorhanden sind, durch welche sie sich brechen. Vielleicht würde er diese wiederum in einem Brennpunkte vereinigten Geistesstrahlen kaum oder gar nicht wieder erkennen.

Man dürfte nicht sehr irren, wenn man mit Rücksicht hierauf die Behauptung wagte, daß die frühere Einrichtung die geistige Einheit eher begünstigt und ermöglicht habe. Der abgethane Verings-Schulinspector war eben nur Aufseher im Nebenamte, und in dieser Stellung mußte er sich schon weniger selbständig, schon weniger als Schöpfer fühlen. Seine Pflichten waren der Schule gegenüber weniger ausgedehnt, seine Verantwortung geringer, und die ganze Thätigkeit wesentlich nur eine ausführende und überwachende. —

Eben aus diesem Grunde wollen viele der zunächst Betheiligten auch behaupten, daß sich zwischen dem Aufseher im Nebenamte und den Lehrern leichter ein herzliches und vertrauliches Verhältniß anbahne, als zwischen dem jetzigen bureaukratischen Kreis-Schulinspector und dessen Untergebenen. Die ganze Schöpfung der Kreis-Schulinspection ist wesentlich eine politische, im Sinne und Geiste der Staatsallmacht getroffene Maßregel. Wer daran zweifeln sollte, der erwägt nicht die Zeit und den Boden, woraus sie entsprossen. Darin aber liegt zum großen Theile ihre Schwäche, darin das Mißtrauen und theilweise auch der Zweifel an ihrem Nutzen und die Schuld an verfehlten Wahlen. Das stete Wandern vom Bureau in die Schulen und von diesen wieder zu den Acten kann im Laufe der Jahre und bei immer gleichmäßiger Wiederholung innerhalb ein und desselben Bezirkes bei unberufenen Persönlichkeiten auch leicht zu einem Mechanismus herabsinken, welcher die befruchtende Kraft verliert. Selbst die Conferenzen bringen oft wenig Wechsel und Erfrischung in das Lebensbild, da auch sie im Laufe der Zeit leicht zu gewohnheitsmäßigen Wiederholungen werden können. Aus diesen Umständen erklärt es sich vielleicht, daß selbst unter den tüchtigsten Kreis-Schulinspectoren ein häufiger Stellenwechsel stattfindet; sie drängen entweder nach oben hin, oder doch in einen andern Bezirk oder in größere Städte, um wieder einmal eine andere Anregung, eine andere geistige Atmosphäre zu finden.

Aber die Möglichkeit einer strengen Aufsicht, eines häufigen Revidirens bietet doch einen Vortheil, welcher alle anderen Bedenken aufwiegt. „Je nachdem!" antwortete bedächtig ein alter Lehrer dem jungen Naseweis auf die Frage, ob er analytisch oder synthetisch bei seinem Unterrichte verfahre, und ich sage auch im gegebenen Falle: Je nachdem! Vieles Revidiren kann auch nachtheilig werden, indem es den ruhigen

Fortgang des Unterrichtes stört; ungeschicktes Revidiren kann sogar schädlich wirken, Lehrer und Schüler verwirren, und überhaupt läßt sich endlich der Fortschritt der Schulen nicht so leicht und beliebig regeln, wie ein Zeiger an der Uhr sich schieben läßt. Ein gewöhnlicher Rechtfertigungsgrund für die neue Einrichtung ist häufig der, daß die bisherige geistliche Schulaufsicht zu wenig oder nichts gethan und sogar manches verdorben habe. Dieser Grund ist ein sehr wohlfeiler. Aber wenn er auch auf einzelne Geistliche paßte, so stifteten diese in ihren kleinen Kreisen doch entschieden weniger Unheil als ein verfehlter Kreis-Schulinspector, welcher oft an 60 bis 100 Lehrer beaufsichtigt und nicht so leicht zu beseitigen ist als der frühere geistliche Inspector, aber eine ungleich größere Machtbefugniß hat.

Wohl mag daher die mehrseitig erhobene Frage berechtigt sein, ob die schweren Kosten, welche die neue Schuleinrichtung fordert, dem Fortschritte entsprechen, welchen man von ihr erwarten zu dürfen glaubt; doch aber bin ich weit davon entfernt, über dieselbe ausnahmslos abweisend urtheilen zu wollen. Sie kann in rechten Händen großen Segen stiften und dürfte sogar unter den gegenwärtigen Verhältnissen und Entwickelungen oft zur Nothwendigkeit werden. Möchten aber die hier erhobenen Bedenken nur zur größten Vorsicht in der Auswahl der Personen mahnen, und diese Wahl nicht durch Einseitigkeiten im Urtheile, sondern nur durch die wirkliche Tüchtigkeit bestimmt werden. Immerhin schadet es nicht, derartige einschneidende Neuerungen von verschiedenen Seiten zu beleuchten und dadurch übermäßigen Erwartungen vorzubeugen.

Wende ich den Blick wieder auf mein eigenes Leben, so trat kurz nach Erledigung der mit dieser neuen Schuleinrichtung verbundenen mannigfachen Arbeiten im Februar 1873 von seiten des Oberpräsidiums die Frage an mich heran, ob

ich bereit sei, Mitglied der nach Maßgabe der Allgemeinen Bestimmungen von 1872 in Coblenz einzurichtenden Prüfungscommission für Mittelschulen und das Rectorat zu werden und demnächst die Prüfungen in der Pädagogik, Erziehungsgeschichte und deutschen Sprache zu übernehmen. Diese Anfrage überraschte mich um so mehr, als ich kaum unter der obwaltenden Stimmung ein solches Vertrauen erwarten konnte: hatte mir doch mein Präsident auf einer Dienstreise geradezu gesagt, daß ich ihm in Berlin als ein Ultramontaner bezeichnet worden sei. Ich antwortete jedoch auf die Anfrage ohne Zögern bejahend, denn einerseits hatten meine bisherigen Studien mich hinreichend mit der Pädagogik, insbesondere mit der Erziehungsgeschichte, befreundet, anderntheils waren mir im Laufe der Zeit auch einige Arbeitserleichterungen durch Bewilligung eines Gehilfen geworden. Nach mannigfachen, langwierigen Verhandlungen waren die Progymnasien St. Wendel und Prüm um die Secunda erweitert und somit an das Provinzial-Schulcollegium übergegangen, und gleiches Schicksal hatte auch die Bürgerschule in Saarlouis. Dagegen war freilich andererseits wieder die Einrichtung eines Lehrerinnen-Seminars in Anregung gebracht und nach manchem Schriftwechsel und Streiten in Conferenzen zu Aachen und Saarburg endlich durchgesetzt worden, daß der Bezirk Trier den Vorzug vor Aachen erhielt und Saarburg statt des Landstädtchens Linnich zum Seminarorte bestimmt wurde. Meine Freude hierüber war um so größer, als ich nunmehr den frühern Lehrerinnencursus in Trier reichlich ersetzt sah. In den erwähnten Prüfungen that sich mir aber wieder ein Arbeitsfeld auf, welches ich mit einigen kurzen Unterbrechungen bis zum Rücktritte vom Amte mit Lust und Eifer bebaute. Anfänglich meldeten sich bei der Neuheit der Einrichtung nur wenige Examinanden, im Laufe der Jahre stieg jedoch deren Zahl in solchem Maße, daß nicht selten die Anmeldungen sich

auf 40 bis 45 mehrten und mich daher die Prüfungen, welche im Mai und November stattfanden, durchschnittlich im Jahre auf sechs Wochen von Trier entfernten. Anfänglich hatte ich neben der mündlichen Prüfung auch sämmtliche schriftliche Arbeiten durchzusehen und zu begutachten; als jedoch deren Zahl wuchs, mußte meine Arbeit nur auf die Correctur der Clausuraufsätze aus dem Gebiete der Pädagogik beschränkt werden. Da ich übrigens im letztern mit der Erziehungsgeschichte verbundenen Gegenstande stets alle Examinanden ohne Ausnahme zu prüfen hatte, so war meine Aufgabe eine der umfangreichsten und ermüdendsten. Ein trüber November-Nachmittag, währenddessen ich an dritthalb Stunden beim Lampenlichte acht Candidaten zu prüfen hatte, regte mich derart auf, daß ein Augenübel die Folge war, welches man gewöhnlich als Mouches volantes (Myiodesopsie) bezeichnet, und welches mich bis heute nicht verlassen hat. Im übrigen brachten diese Prüfungen mannigfachen angenehmen Verkehr und gaben zugleich manche Anregungen. War das Tagewerk vollbracht, welches oft bis 8 Uhr abends dauerte, so erquickte die Ruhe um so mehr, als sie nicht selten noch durch gemüthliche Unterhaltungen versüßt wurde.

Zu letzteren trug eine hochgeschätzte Persönlichkeit vorzugsweise bei, nämlich der Seminardirector Schulrath Johannes Alleker in Brühl. Seit längeren Jahren hatte ich diesen Mann liebgewonnen und hochachten gelernt, da mich die Abgangsprüfungen in dem seiner Leitung anvertrauten Seminare jährlich einige Tage oder Wochen mit ihm in nähere Beziehungen brachten, deren Ergebniß bald ein Freundschaftsbündniß werden sollte, welches für manchen andern Verlust, der mich in jener Zeit traf, entschädigen mußte. Alleker, geboren am 30. December 1817 in Köln, übernahm, nachdem er sich als Lehrer und Seelsorger in verschiedenen Stellungen bewährt hatte, im August 1863 die Leitung des Seminars in Brühl, welche Anstalt im Jahre 1873 das Fest ihres 50jährigen

Bestehens feiern konnte. Mit einer seltenen Bescheidenheit paarte sich in ihm ein gründliches und umfangreiches Wissen. Die „Betrachtungen des hl. Augustinus für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres", ein sehr werthvolles Andachts- und Erbauungsbuch, — die Uebersetzungen des „Octavius" von Minutius Felix und der „Sieben Bücher des Arnobius wider die Heiden", — die in mehreren Auflagen verbreitete Volksschulkunde unter Mitwirkung von Fachmännern, und endlich seine im Kölner Bezirke eingeführte Biblische Geschichte geben Zeugniß von des Mannes Studien und regem Fleiße. Im Jahre 1874 übernahm er noch die Leitung einer Zeitschrift für Erziehung und Unterricht, welche der Lehrer Baegs vor Jahren gegründet hatte, legte sie aber wegen vielseitiger Beschäftigungen im Jahre 1880 in andere Hände.

Wenn ich mir das Muster eines Seminardirectors verwirklicht denke, so tritt mir Alleckers Bild in lebhafte Erinnerung. Mit einem zartgebauten Körper verband sich eine Gesichtsbildung, welche Ruhe und Milde paarte, seine Sprache war stets klar und wohllautend, und die ganze äußere Erscheinung erweckte Zuneigung und Vertrauen. Durch seinen Vortrag, welcher ebenso anregend als zu Herzen sprechend war, fesselte er die Zöglinge; durch seine ruhige und wohlwollende Art, zu prüfen, flößte er Muth ein und gewann sich ein freundliches Andenken bei allen Examinanden. Die Prüfungen in Coblenz brachten uns in die nächste Beziehung, und das Andenken an die bei dieser Gelegenheit mit dem Freunde verlebten Stunden wird nicht mehr aus meinem Gedächtnisse schwinden. Wenn wir uns nach der ermüdenden Tagesarbeit abends im Hotel zum „Anker" am stillen Ecktische zusammenfanden, tauschten wir unsere pädagogischen Ansichten und Erfahrungen, unsere Welt- und Lebensanschauungen mit Freimuth und Herzlichkeit aus. Bisweilen fanden auch Bekannte und Amtsgenossen sich an unserem Ecktische ein, und die Unter-

haltung wurde dann allgemeiner und lebhafter; Alleker selbst blieb dabei immer in einer gemüthlich-theilnehmenden Ruhe, welche keinen verletzte, jeden aber freundlich anregte. — Wie er prüfte, so war er auch in der Unterhaltung ein Muster harmonischer Bildung des innern Menschen. In dem Uhrwerke meines Prüfungseifers war er mir durch sein Beispiel oft der mäßigende Perpendikel, und wenn ich wieder zu rasch und lebhaft vorwärts geeilt war, pflegte er wohl am traulichen Abendtische mit aufgehobenem Finger lächelnd zu sagen: „Heute haben Sie sich wieder einmal zu sehr angestrengt!" Ich verstand den Wink und nahm mir dann allemal Besserung vor. Seminarlehrer Schumacher, sein langjähriger Amtsgenosse und Freund, sagt im „Schulfreunde" (Jahrgang 1888, S. 173) von ihm mit vollstem Rechte:

„Der Grundzug seines Wesens war Liebe, Milde und Nachsicht; auch wenn er über Unbotmäßigkeiten und Verkehrtheiten einzelner Zöglinge erregt wurde und für den Augenblick zürnte, so vergaß er doch gerne wieder, wenn sich nur aufrichtige Sinnesänderung und nachhaltige Besserung zeigte. Director Alleker gehörte zu denen, welche den glimmenden Docht nicht auslöschen wollen, und nicht leicht urtheilte er über einen Zögling ganz abfällig, weder was dessen Wissen und Können, noch was dessen Charakter anlangte, wie er sich denn überhaupt im Urtheile über den Nebenmenschen eine nachahmenswerthe schonende Zurückhaltung auferlegte."

Am 15. August 1888 feierte Alleker sein 25jähriges Amtsjubiläum als Seminardirector unter großer Theilnahme von nah und fern. Seine Verdienste wurden allerhöchsten Ortes durch den Charakter als Schulrath anerkannt. Einen Monat darauf hatte ich die Freude, ihn noch einmal bei mir in Trier als Gast willkommen zu heißen. Seine Gesundheit ließ zu wünschen übrig, er kam mir erschöpft vor, und aus seiner Unterhaltung konnte man die Sehnsucht nach Ruhe von des Lebens Arbeit herausfühlen. Aber doch dachte er noch nicht

an den Abschied aus dem lieben Amte, ja er glaubte, jetzt, nachdem ihm so viel Ehre und Anerkennung geworden, schon aus Dankbarkeit den Rest seiner Kräfte dem Berufe noch eine Zeitlang widmen zu müssen. Leider sollte ich ihn nicht wieder sehen. Er starb schon am 2. Juli 1889 im Bade Neuenahr, wohin er zur Stärkung der schnell sinkenden Kräfte sich einige Tage vorher in der Hoffnung begeben hatte, auch mich dort zu finden. Meine Absicht war ein Zusammentreffen gewesen; aber unvorhergesehene Umstände, welche dazwischen traten, ließen mich zu spät abreisen. Die Beerdigung geschah in Brühl unter einer so allgemeinen, schmerzlichen Theilnahme, wie sie der Freude am Jubiläum entsprach, und Freunde und Schüler haben sich vereinigt, dem lieben Entschlafenen ein würdiges Denkmal zu setzen.

Ehe ich auf diesen Blättern von dem Freunde scheide, kann ich einen Umstand nicht unerwähnt lassen. Wenn wir anderen Mitglieder der Prüfungscommission am Samstage von der Wochenarbeit ruhten oder uns durch Ausflüge und Besuche zerstreuten, fuhr Alleker regelmäßig nachmittags zurück nach Brühl, um dort Beicht zu hören und Sonntags den Gottesdienst abzuhalten. Erst spät abends kehrte er dann zurück. Alleker war Schulmann im edelsten Sinne des Wortes, aber er war und blieb dabei auch der gewissenhafteste Geistliche, der eifrige Seelsorger und Priester. Und dies erinnert mich an eine eigenthümliche Erfahrung. Ich habe in meinem langen Leben und in meinen verschiedenen amtlichen Beziehungen vielseitig Gelegenheit gehabt, katholische und protestantische Theologen, beziehungsweise Geistliche kennen zu lernen und zu beobachten, welche sich der Schule gewidmet hatten und in deren Bereiche ein Amt bekleideten. Während alsdann der letztere leicht im Schulmanne aufzugehen und den Theologen über dem Lehrer und Beamten zu vergessen oder als nebensächlich zu betrachten pflegte, blieb ersterer fast immer im

festen Bewußtsein der Stellung als Geistlicher und ließ diese und die daran geknüpften Beziehungen nicht aus dem Auge und Herzen. So innig der katholische Geistliche auch der Schule diente, seine Kirche und seine kirchlichen Obliegenheiten vergaß er deshalb nicht, und während er sich der Schule befreundet und verpflichtet fühlte, fand er sich zugleich durch den Gedanken gehoben, einer in sich einigen Genossenschaft anzugehören und durch heilige Gelübde verbunden zu sein, einer Genossenschaft, welche auch in der Schule ihren hohen Zwecken diente. Der katholische Geistliche bleibt auch als Schulmann ein Glied der Hierarchie; wenn er dieses vergessen sollte, so hatte er eben seinen Beruf verkannt. Aus solchem Zusammenhange erklärt es sich auch, daß er niemals die Trennung der Schule von der Kirche, weder im Begriffe noch in der Ausführung, billigen kann; er schätzt die Wirksamkeit eines Lehrers der Jugend nur als eine der Pflichten, welche das Reich Gottes und die Kirche auch von ihm fordert, sie ist ihm nur ein wesentlicher Theil der allgemeinen christlichen Liebe, ein einzelner Zweig seiner gesammten Thätigkeit.

Zu diesen Bemerkungen und zu dem, was ich soeben Seite 530 noch über die neue Schulaufsicht gesagt habe, möge eine Stelle aus des protestantischen Predigers Baumgarten Schrift „Volksschule und Kirche" (1890) hier folgen. Er sagt, daß er jetzt die gänzliche Ersetzung der Geistlichen durch weltliche Kreis-Schulinspectoren für unbedingt nöthig erachte, daß er aber zu solchen berufsmäßige, beamtete Fachmänner verlange. Er begründet diese Forderung durch eine in der Gegenwart kaum mehr zu bewältigende Visitations- und Bureauarbeit; sodann auch, und das ist eben charakteristisch, um den Gewissensdruck der katholischen Geistlichkeit auf die Lehrer zu beseitigen; endlich aber, um die unläugbare Gefahr der einseitig kirchlichen

Classification der Lehrer abzustellen. — So urtheilt ein Geistlicher, welcher sonst in seiner lesenswerthen Schrift viel Gutes sagt und seinen christlich-gläubigen Standpunkt offen bekennt. Gleichsam zur Entschuldigung solcher Ansichten fügt er hinzu: „Freilich müssen wir den katholischen Bekämpfern der Verstaatlichung Recht geben, daß eine der Berufsbildung der Lehrer entsprechende Behandlung von seiten staatlicher Aufsichtsorgane zu den frommen Wünschen gehört. Bureaukratismus und Schablonismus, von der militärischen in die Beamtenwelt übernommen, tödtet vielfach die freie Bewegung des Einzelnen und unterbindet die Berufsfreudigkeit der charaktervollen Erzieher." — Wer fühlt hier nicht neben zu scharfem und allgemeinem Urtheile die Widersprüche heraus, mit welchen man einerseits der bisherigen Aufsicht den Scheidebrief schreibt, diesem jedoch wieder so viele Gedankenstriche beifügt, daß er fast einem Willkommen im alten Heim gleichlautet?

Wird die Zeit diese Widersprüche und Extreme ausgleichen oder noch mehr zuspitzen? — Jedenfalls wird später die Lösung kommen und vielleicht die segensreiche Eintracht und die Vereinigung von Kräften wieder bringen, welche zum Wohle des Ganzen und zum Glücke der Einzelnen im Bunde arbeiten sollten. Möge man zunächst aus den Ergebnissen der Gegenwart lernen; ein Wunsch, welcher für alle Parteien gilt. Vielleicht schwindet auch die Meinung wieder, daß man, um als Fachmann im Schulamte zu gelten, keinenfalls ein Geistlicher sein dürfe; vielleicht auch die andere Meinung, daß der Geistliche als solcher schon Schulmann sei! Eins bleibt so falsch als das andere. —

Wenn ich es nicht schon längst erlebt und gewußt hätte, die Prüfungen, welche ich erwähnte, hätten mich überzeugen müssen, welch ein reger Fortbildungstrieb unsern Volksschullehrerstand beseelt, ja ich darf kühn behaupten, daß er darin

keinem Berufszweige nachsteht. Durch diese Prüfungen war nicht bloß ein Sporn und Antrieb, sondern auch ein bestimmtes Ziel gegeben, und es konnte nunmehr ans Tageslicht treten und Anerkennung hoffen, was bisher so oft mit rührender Hingabe im stillen errungen war. Nicht bloß Jünglinge, welche das Seminar erst seit einigen Jahren verlassen hatten, auch Männer, bereits in reiferem Alter, eilten zu den Prüfungen, und ihre Fortschritte im Wissen verdienten um so größere Anerkennung, wenn man bedenkt, welche Hindernisse zu besiegen waren und welch geringe Hilfsmittel oft den einzelnen zu Gebote standen. Nicht ganz selten trat der Fall ein, daß Persönlichkeiten, welche durch das Gymnasium und die Universität gewandert waren, gegen jene Männer zurückstanden, denen nur vergönnt gewesen, die Vorbildung in einem Lehrerseminare zu genießen. Die Prüfungen, sowohl für das Rectorat als für die Mittelschulen, hatten wesentlich den Zweck, ein Wissensquantum festzustellen; die eigentliche pädagogische Bildung trat dagegen mehr zurück, und der Examinand konnte ein Zeugniß erhalten, wenn auch seine Kenntnisse in der Erziehungsgeschichte und Pädagogik wenig befriedigten. Mein Urtheil über diese Prüfungen im allgemeinen trifft übrigens mit dem früher beigefügten Gedenkblatte und dem Gutachten des darin auftretenden Lehrers im wesentlichen zusammen.

In amtlichen Beziehungen wandelte mein Fuß mittlerweile nicht auf Rosen. — Den Freunden und Mitstreitern im Culturkampfe konnte es nicht entgehen, daß ich weder für sie noch für den Altkatholicismus Sympathien hatte, und ebenso wenig blieb es unbemerkt, daß die Entfernung der Geistlichen meines Bezirkes aus der Schulaufsicht nicht schnell genug vorwärts ging. Auch die Berufung einzelner Kreis-Schulinspectoren, für welche ich mich verwendet hatte, fand keineswegs culturkämpferischen Beifall. Rechnet man noch hinzu,

daß ich außerdem meine religiösen Pflichten erfüllte und mein Bedauern über den Culturkampf unverblümt äußerte, so kann es nicht befremden, daß auch die liberale Tagespresse von mir Notiz nahm und meine Person vor ihren Richterstuhl forderte. Ich gestatte mir, meinen Lesern wenigstens einen ihrer Urtheilssprüche aus dem Jahre 1875 wörtlich mitzutheilen, da er in mehreren Tagesblättern zugleich stand und die damaligen Zeitverhältnisse ziemlich offen charakterisirt. Er lautet:

„Während aus anderen Regierungsbezirken verlautet, daß durch Anstellung weltlicher Schulinspectoren schon nach Jahresfrist sich eine wohlthätige Wirkung auf die Entwicklung des gesammten Volksschulwesens, namentlich auf die Gesinnung des Elementarlehrerstandes zeigt, kann dies leider vom diesseitigen Bezirke durchaus nicht behauptet werden. Der bei weitem größere Theil der katholischen Lehrer des Regierungsbezirkes Trier ist nach wie vor ultramontan gesinnt; nur ein kleiner Bruchtheil wagt es, offen seine reichsfreundliche, nationale Gesinnung an den Tag zu legen. Forscht man nach den Gründen dieser anormalen Erscheinung, so findet man zunächst, daß die meisten Pfarrer noch die Lokal-Schulinspection ausüben; höchstens einem Dutzend (?) ist dieselbe infolge ihres regierungsfeindlichen Gebarens genommen worden. Durch das Amt eines Lokal-Schulinspectors übt der betreffende Pfarrer selbstverständlich einen weitgehenden Einfluß auf die Gesinnung des Lehrers aus, namentlich wenn der letztere, wie hier meistens der Fall, zugleich das Küsteramt verwaltet. Der Kreis-Schulinspector, welcher mit knapper Noth die sämmtlichen Schulen seines Ressorts nur zweimal im Jahre revidiren kann, muß sich daher meistens auf die Berichte der betreffenden Lokal-Schulinspectoren verlassen, die, wie oben bemerkt, im hiesigen Bezirke durchgehends die Pfarrer selbst sind. Steht der Lehrer nun gut mit seinem Pastor und Lokal-Schulinspector, so ist er sicher, daß er auch oben gut angeschrieben ist. Als zweiten Grund finden wir, daß, wie bereits in einer frühern Correspondenz erwähnt, die Trierer Regierung keineswegs glücklich in der Wahl ihrer Kreis-Schulinspectoren gewesen ist. Gerade hier — wo der Ultramontanismus seit Menschengedenken feste Wurzeln gefaßt und wo zwischen Geistlichen und

Lehrern stets das beste Einvernehmen geherrscht hat, indem der letztere des erstern allezeit unterthänigster Diener war — mußte man Männer von ausgeprägter nationaler Gesinnung, nicht aber ultramontan erzogene und geschulte Volksschullehrer oder Seminarlehrer als Kreis-Schulinspectoren hinschicken. Als dritten und Hauptgrund glauben wir aber hinstellen zu müssen, daß der betreffende Regierungs- und Schulrath bei seinen sonstigen Vorzügen als Schulmann und pädagogischer Schriftsteller von jeher ein ausgeprägter Ultramontaner war. Von einem solchen Manne, der seit länger als einem Menschenalter in ultramontanem Geiste lehrte und wirkte, verlangen, er solle oder werde bei eingetretenem Systemwechsel plötzlich seine Farbe wechseln und in das neue Fahrwasser einlenken — das scheint uns doch zu viel verlangt zu sein. Solange aber ein solcher Mann an der Spitze des Schulwesens in einem Regierungsbezirke steht, wird man nicht erwarten können, noch dürfen, daß seine Untergebenen eine andere Gesinnung als ihr Chef kundgeben. Nur aus vorstehend angegebenen Gründen ist es zu erklären, daß bei den letzten Wahlen zum Abgeordnetenhause in der Stadt Trier nur drei Elementarlehrer den Muth hatten, für die Candidaten der reichstreuen Partei zu stimmen, während die übrigen sich entweder der Abstimmung enthielten oder aber im ultramontanen Sinne stimmten; blieb doch der Schulrath selbst an diesem Tage von der Wahlurne fern. Nur aus den angeführten Gründen läßt es sich erklären, daß, während in anderen Regierungsbezirken die Elementarlehrer durch aus ihrer Mitte gewählte Deputationen dem Herrn Unterrichtsminister ihren Dank und ihre nationale Gesinnung bekunden ließen, in Trier während der zweitägigen Anwesenheit Sr. Excellenz sich weder eine Deputation von Elementarlehrern bei dem Herrn Minister einfand, noch auch ein einziger der Lehrer am Festbankette theilnahm, obgleich die Listen in der Stadt circulirten und außerdem im Casino auflagen. Selbst der Herr Kreis-Schulinspector fand es nicht für opportun, am Festessen sich zu betheiligen, wenngleich er in der Stadt anwesend war. Ob die oben geschilderten Mißstände im hiesigen Schulwesen noch länger dauern werden, wissen wir nicht. Das aber können wir der obersten Staatsbehörde mit Sicherheit prognosticiren, daß, wenn sie nicht mit ganzer Energie baldige Abhilfe schafft, selbst die kleine Schaar nationalgesinnter Elementarlehrer in Stadt und Land verschwinden wird. Videant consules!“

Ich hatte die sichere Ueberzeugung, daß dieser heroische Angriff der Erguß eines Herzens war, welches sich in seinen Hoffnungen auf eine heißbegehrte Kreis-Schulinspectorstelle getäuscht sah. Der Artikel blieb nicht unbemerkt, und als ich kurz nach dessen Veröffentlichung in Geschäften zu meinem Chef kam, richtete dieser die Frage an mich: „Was wollen Sie darauf thun oder antworten?“ — „Für meine Person gar nichts, als nur verachten!“ erwiederte ich. — „Wir könnten die Redaction belangen,“ sagte er nach einigem Nachsinnen, „aber das würde viel Staub aufwirbeln; lassen wir's!“ — Bei dieser Entscheidung konnte mir doch nicht entgehen, daß dem sonst wohlwollend gegen meine Person gesinnten Manne der Angriff nicht ganz gleichgiltig war. Lag ja auch für ihn die Gefahr nahe, daß höhern Ortes der Artikel bekannt und ihm selbst daraus der Vorwurf erwachsen werde, einen so gefährlichen Mann noch länger im Amte geduldet zu haben. Hatte doch der Culturkampf nach der am 6. März 1874 erfolgten Gefangennehmung des Bischofs Eberhard im Bezirke einen Höhepunkt und eine Schärfe erreicht, welche nur noch durch die Marpinger Wundergeschichten (Juli 1876) überboten werden sollte. Es war eben eine trübe Zeit, wo viele Geister offenbar werden sollten, und wo das erbärmlichste Streberthum sich unter der Flagge nationaler Gesinnung und der Reichstreue hervorthat. Bald sollte ich hiervon noch einen andern Beweis erfahren.

Ich fühlte mich unter solchen Umständen und Begegnissen doch immer unbehaglicher und gedrückter, und der Wunsch, aus einer so schwülen, mit jedem Tage neue Unannehmlichkeiten drohenden Atmosphäre in eine unabhängigere, friedlichere Stellung zu kommen, wurde immer lebhafter und reifte endlich zu dem Entschlusse, meinen Abschied nachzusuchen und in einem stillen Orte, abseits vom Kampfe, meine Tage zu beschließen. Ich hoffte dabei, daß meine Feder mir in etwas den großen

Verlust am Einkommen ersetzen werde. Die Aufmerksamkeit richtete sich demnächst auf eine freundliche, nicht sehr weit von der Heimat gelegene Stadt, und da ich darin einen Beamten kannte, mit welchem ich früher in gesellschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, so wandte ich mich wegen der näheren Lokalverhältnisse ohne Bedenken auch an diesen. Selbstverständlich hatten meine Fragen sich auch darauf gerichtet, ob an dem in Aussicht genommenen künftigen Wohnorte eine katholische Pfarrkirche sei. Bald trafen auch Nachrichten ein, und ich war schon bereit, weitere Schritte zu thun, als sich abermals die entfesselten Geister der Zeit auch an mir offenbaren sollten. Unerwartet erhielt ich von einem Beamten, mit dessen Vater ich früher befreundet gewesen, einen Brief, durch welchen er in alter Verehrung mir mittheilte, daß die Persönlichkeit, an welche meine Anfrage gerichtet war, in übel verstandenem Patriotismus meine Absicht, zu übersiedeln, für gefährlich erachtet habe, darin Störung des confessionellen Friedens, etwaige Gründung von katholischen Schulen und sogar von Klöstern wittere und daher meine Anfrage höhern Ortes zur Kenntniß gebracht habe. — Als ich in der ersten Entrüstung über einen so schnöden Vertrauensbruch und ein so albernes Befürchten meinem mir wohlwollenden Landsmanne antwortete, ich hätte Neigung, jenen falschen Freund öffentlich zu kennzeichnen, wurde mir bald die Nachricht, daß mein Correspondent unbedenklich bereit sei, mir in diesem Falle Zeugen namhaft zu machen.

Allmählich trat jedoch in meinem Gemüthe größere Ruhe ein und damit auch die Ueberzeugung, daß es besser sei, solche Wege nicht weiter zu verfolgen. Warum Vergeltung da üben, wo Bedauern am besten angewandt ist!

Wenn einstweilen wieder der Entschluß, vom Amte zu scheiden, in den Hintergrund trat, so trugen hierzu auch wesentlich die Wünsche und Ermahnungen bei, welche mir in dieser Zeit von verschiedenen Orten und Freunden zu theil wurden.

— „Was wird und kann Ihr Rücktritt nützen? Wird es dadurch besser werden? Glauben Sie, daß Ihr Nachfolger ein rüstigerer Kämpfer sein werde? Sta firmiter, ad minus sustine patienter, si non potes gaudenter!“ so rief man mir mit den Worten des Thomas a Kempis zu — und ich blieb. Gerade in dieser Zeit des Unmuthes und der Verzagtheit war es ein Trost und eine nicht geringe Stärkung, daß die mir unterstellten Lehrer fest und ruhig ihres Amtes walteten, nicht in den Chorus der Feinde und Verfolger ihrer Kirche und deren Diener einstimmten und treu in ihrem Amte und Glauben fortarbeiteten.

Mein alter Freund, Rector Otto in Mühlhausen, ein gläubiger Protestant, rief mir in dieser Zeit auch sein „Halten Sie aus!“ zu und fügte dieser Ermuthigung noch folgendes bei:

„Der Krieg, welcher jetzt auf dem kirchlichen Gebiete je länger je heftiger wird, gefällt mir nicht. Der Staat nimmt alle Mächte, die es gibt, in seinen Dienst; die Unfehlbarkeit, welche er auf anderem Felde verworfen, hat er sich wenigstens auf dem Gebiete der Schule ganz allein zugeeignet. In Berlin ist ein Verein entstanden, der sich zur Aufgabe stellt, die Rechte der Eltern an der Bildung ihrer Kinder zu wahren. Es wird schwer halten, ein Bewußtsein von solcher Nothwendigkeit in den Massen zu erzeugen. Von den verschiedenen politischen Parteien sind es vielleicht die Fortschrittler und die Centrumsleute, die das Bedenkliche erkennen, welches die staatliche Schulomnipotenz mit sich bringt.“

Von ähnlicher Anschauung gibt auch noch eine andere Stelle aus dem Briefe desselben Freundes vom Jahre 1873 Zeugniß. Er schrieb mir unter dem Eindrucke der Berliner Verhandlungen vom Juni 1872 und der danach erfolgten „Allgemeinen Bestimmungen“:

„Ich erachte diese nur als den krystallisirten Niederschlag Ihrer Berathungen, als Concessionen an den Zeitgeist. Daß nur die Leute ja nicht zu viel Religion lernen und sich vor niemand weiter

fürchten, als vor der Criminaljustiz. Es wird sich bald genug zeigen, wie weit die freigeschulten Lehrer durch Darwins Theorien die Sittlichkeit fördern. Mir will es so scheinen, als wenn Eines den neuen Bestimmungen durchweg fehlte, nämlich eine alles einzelne aus einem Guß und Fluß normirende Grundanschauung, von einem Geiste erzeugt, der nicht von unten, sondern von oben stammt, getragen von dem Grunde bewährter Erfahrung und geklärt in der Erkenntniß des wirklichen Volks-Bildungs-bedürfnisses.

„Wer wird in diesem heißen Kampfe siegen?" — so fragte ich in jener trüben Zeit während der Prüfungstage zu Coblenz einen höhern Staatsbeamten. — „Nun, wer es am längsten aushält und aushalten kann", lautete die lakonische Antwort.

So willst denn auch du aushalten und abwarten, was kommen wird! sagte ich zu mir selbst und harrte aus. Schlimmer kann es immer noch werden; aber der Rücktritt bleibt auch alsdann noch unverwehrt. Verhehlen konnte ich mir freilich nicht, daß der leidige Kampf auf meine gesammte Wirksamkeit einen unerquicklichen Einfluß übte. Wenn die weltlichen Behörden jeglicher Kategorie früher mit der Geistlichkeit in friedlichen und schiedlichen, nur durch seltene Fälle gestörten Verhältnissen gelebt und auch auf dem Felde der Schule ohne erhebliche Reibungen sich begegnet hatten: so traten mit dem Culturkampfe und mit dessen begleitenden Maßregeln Mißmuth, Argwohn und zum öftern eine gehässige Spionage ein, welche wie eine düstere Wolke auf dem ganzen Gebiete lagerte und ihm ein trübes Gepräge gab. Streberthum, nicht selten auch persönliche Abneigungen machten sich geltend und trugen oft gehässige Denunciationen zur Frucht. Somit war es natürliche Folge, daß sich das frühere Verhältniß umwandelte, daß man sich gegenseitig mit Argwohn und Mißtrauen ansah, und daß der wechselseitige persönliche Umgang, soweit er nicht zu vermeiden war, ein geschraubter und

gezwungener wurde. Die frühere Unbefangenheit im gegenseitigen Verkehre schwand in dem Maße, in welchem der Kampf an Schärfe zunahm. Männer, mit denen ich sonst bei Gelegenheit von Schulrevisionen aufs freundlichste in Berührung kam, mit welchen ich gern über Erziehung und Unterricht zu reden pflegte, kamen mir bei späteren Gelegenheiten zwar höflich und zuvorkommend entgegen, aber es war doch aus der ganzen Begegnung herauszufühlen, daß etwas zwischen uns getreten war, was den freien, ungezwungenen Verkehr hemmte. Ich war ja eben auch Beamter und Organ der Regierung, und ein Theil der Gesammtstimmung mußte naturgemäß auch auf mich übergehen. Besonders empfand ich solche Schatten bei pflichtmäßigen Revisionen. War ich es sonst gewohnt und fand ich es natürlich, in Gemeinschaft mit dem Ortspfarrer als Lokal-Schulaufseher in die Kinderkreise zu treten, so mußte ich mich jetzt bei solchen Gelegenheiten fragen: Wie steht der Mann zur Regierung, und ist er nicht bereits aus der Schule herausgewiesen? — Im letztern Falle hätte ich mit seiner Zuziehung gegen meine Dienstpflicht gefehlt und mich selbst den gehässigsten Anklagen preisgegeben. Ich mußte an ihm vorbeigehen und statt seiner vielleicht einen Förster, Ortsvorsteher, Gastwirth, Gutsbesitzer, Bürgermeister 2c. heranziehen. War doch auch mancher Lehrer, welcher mit dem von der Schulaufsicht entfernten Pfarrer noch in freundlichem Verhältnisse blieb, der Verdächtigung ausgesetzt, ein Reichsfeind oder, was ja gleichbedeutend, ein Ultramontaner zu sein. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß ich meine Revisionsreisen beschränkte und daß der unmittelbare Verkehr mit den Geistlichen und Lehrern sparsamer wurde. — Am tiefsten schmerzte mich der in dieser unruhigen Zeit begonnene und zu Ende geführte Feldzug gegen die noch mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend beschäftigten religiösen Genossenschaften. Ich war nicht ohne einige V o r u r t h e i l e gegen weibliche Lehr-

kräfte hierher gekommen. Mit meinen Idealen vom Berufe eines Lehrers konnte ich die Stellung und die Fähigkeiten des Weibes längere Zeit nicht recht in Einklang bringen, und die vereinzelten Erscheinungen, welche mir bisher auf meinem Arbeitsfelde begegnet waren, hatten mich nicht eines Bessern belehrt. Dagegen war es dem Trier'schen Bezirke vorbehalten, mich dem Stande der Lehrerinnen günstig zu stimmen. Es mochten bei meinem Eintritte in den neuen Wirkungskreis etwa 140 Schulklassen in den Händen von Lehrerinnen sein und unter diesen vielleicht ein Sechstel das Ordenskleid tragen. Meine Revisionen überzeugten mich bald, daß in diesen Schulen mit vieler Treue und Berufsliebe gearbeitet wurde, und daß die letztere oft reichlich ersetzte, was etwa an regelrechter Vorbildung für das Amt und an Kenntnissen mangelte. In Trier selbst waren die Ursulinerinnen und sogenannten Welschnonnen mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend beschäftigt. Erstere unterhielten neben einem Pensionate noch eine höhere, mehrklassige Mädchenschule; letztere theilten sich mit mehreren weltlichen Lehrerinnen in den Unterricht der städtischen Elementarschule; die Ursulinerinnen bereiteten auch junge Mädchen für das Schulamt und für die Lehrerinnenprüfung vor. Etwa eine Meile von Trier entfernt hatten die Franziskanerinnen in einem frühern Karthäuserkloster eine größere Niederlassung und beschäftigten sich hier in schönen Räumlichkeiten und nicht minder schöner Gegend gleichfalls mit der Vorbildung junger Mädchen für den Lehrerinnenberuf und mit Waisenpflege. Was damals der Trier'sche Regierungsbezirk an weiblichen Lehrkräften bedurfte, wurde ihm vorwiegend durch diese Orden kostenlos geliefert. Die Regierung übte über die Unterrichtsthätigkeit unbestritten ihr Aufsichtsrecht, bestimmte die Lehrbücher, nahm die Wahlfähigkeitsprüfungen ganz in ihre Hand und fand stets bereitwilliges Entgegenkommen. Das gegenseitige Verhältniß war noch in den sechziger Jahren ein

friedliches ohne Mißtrauen, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch jener Zeiten, wo mein Chef jene Anstalten in Gemeinschaft mit mir besuchte, den Prüfungen beiwohnte, allen Einzelheiten seine Aufmerksamkeit widmete und stets mit Aeußerungen der Zufriedenheit Abschied nahm. Niemand hätte damals geahnt, daß nach Ablauf eines Jahrzehnts alle diese Anstalten geschlossen und ein Theil der wackeren, sich aufopfernden Lehrerinnen in die Welt hinausgetrieben würden. Viele Thränen begleiteten die Scheidenden und wurden ihnen noch lange nachgeweint; besonders reichlich flossen solche den Ursulinerinnen und Welschnonnen in Trier, welch letzterer Orden die Stürme der französischen Revolution überstanden hatte, nunmehr aber für immer ein Opfer des Culturkampfes werden mußte. Den Franziskanerinnen wurde zwar gestattet, zu bleiben, aber nur unter der Bedingung, sich inskünftig ausschließlich der Krankenpflege zu widmen und das Pensionat zu schließen. Die Welschnonnen mußten dagegen im Juli 1877 Trier und ihre Schule verlassen. Mit den Ursulinerinnen wurde sehr ordnungsmäßig verfahren. Ein Ministerialrath in Begleitung eines Rathes vom Provinzial-Schulcollegium revidirten in meiner Gegenwart deren Schulanstalt zwar einige Stunden lang, aber das Urtheil war ja schon vorher gesprochen, und am 12. Mai 1879 mußte der Orden Trier verlassen. Eine Höhere Töchterschule mit Simultancharakter sollte den Verlust ersetzen und nahm bald darauf in den leeren Räumen des Welschnonnenklosters Platz.

Wenn ich in diesen Schulkreisen weilte, so fand ich stets das eifrigste Streben nach Vervollkommnung im Berufe, stets dankbare Geneigtheit, Besseres anzuerkennen und anzuwenden, stets jene Geduld, welche nicht müde wird, das Schwache zu stützen. Der religiöse Geist, welcher ein solches Schaffen beseelte, war keineswegs, wie so manche wähnen, ein Geist der Knechtschaft und düstern Ascetik, sondern ein

Geist frischen und heiteren Lebens unter den Lehrenden und Lernenden. Selten habe ich ein so frohes und zufriedenes Arbeiten in Jugendkreisen gefunden, als gerade in diesen Anstalten, wo jede Lehrerin eine liebende Mutter der Zöglinge war, welche bald herausfühlten, daß hier zeitliche Rücksichten und Vortheile das geringste treibende Motiv waren.

Mit solchen Anstalten und Lehrkräften konnte sich freilich die auf der Tagesordnung stehende Simultanschule nicht vertragen. Es war eine merkwürdige Zeit! In der Simultanschule erblickte man urplötzlich ein Hauptmittel für die Heilung aller socialen Schäden, eine Hauptstütze aller nationalen Bildung. Die bisher confessionell gehaltenen Seminarconferenzen sollten simultanisirt werden, desgleichen die Höheren Mädchenschulen, und Zeitschriften und Reden eiferten mit einer an Fanatismus grenzenden Begeisterung natürlich auch für den simultanen Charakter der Volksschule. So geschah es auch in der Metropole des Rheinlandes, im alten Köln, wo in den kräftigsten Ausdrücken, wie: clerikales Geschrei, bigotte Beschränktheit, erhitzender Fanatismus, egoistische Propheten, fanatischer Priesterverband ꝛc., für die Simultanschule Propaganda gemacht wurde. Wenn dennoch im Regierungsbezirke Trier die neue Einrichtung ihre Fortschritte nur auf einige Kreise beschränkte und überhaupt kein Glück hatte, so lag dieses weniger in meinem Einflusse als an anderen maßgebenden Personen. Ich mag deshalb nicht behaupten, daß sich hieraus auf eine Schonung des katholischen Lebensbewußtseins sicher schließen lasse, sondern ich bin vielmehr geneigt, die Ursache darin zu erblicken, daß sich der Protestantismus des Bezirkes in einer bedeutenden Minorität befand, und daß daher die Simultanisirung der Schulen diese Minorität in den allermeisten Fällen dem Umgange, dem engern persönlichen Verkehre und sonstigen mannigfachen Einwirkungen der katholischen Majorität preisgegeben hätte. In den gewerbereichen Städten

des Rheines, wo andere, den Katholiken ungünstigere Verhältnisse obwalteten, konnte man ohne solche Gefahr rascher vorwärts gehen und die Culturkampfziele fester ins Auge fassen.

Der Mädchenunterricht, vorzugsweise der höhere, zog in dieser Zeit ganz besonders die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf sich. Es war leider eine alte Gewohnheit der Rheinländer, die Töchter gewissen Alters ins Ausland zu schicken, sei es in belgische oder französische Pensionate. Man bevorzugte bei der Wahl einer solchen Anstalt fast ausnahmslos die klösterlichen Institute, einerseits wegen des durchschnittlich geringen Kostenaufwandes, anderntheils auch aus Vertrauen auf die Pflege und Erziehung der Anvertrauten. Es ging auf diesem Wege jährlich eine nicht unbedeutende Summe Geldes außer Landes, und von einer deutschen Erziehung und deutscher Gründlichkeit des Unterrichts mochte wohl nicht viel Rühmens sein. Hauptzweck war oft nur die Fertigkeit in der französischen Sprache, und solange unsere Gesellschaftskreise hierin den Gipfel der weiblichen Bildung erblicken, dürfte es schwer fallen, anderen Bildungsstätten den Vorzug zu verschaffen. Man glaubt einmal nicht ohne gewisse Berechtigung, daß eine fremde Sprache auch am sichersten in der Fremde erlernt werden könne. Man hätte es daher nur billigen sollen, wenn inländische religiöse Orden sich mit dem höhern weiblichen Unterrichte beschäftigten und dadurch doch manchen Eltern Gelegenheit boten, ihre Töchter innerhalb der heimatlichen Grenzen zu behalten. Besaßen doch die Regierungen Macht und Mittel genug, um auch diesen Unterricht zu überwachen und zu leiten. Aber mit dem Culturkampfe kam auch die Meinung, ja sie wurde in gewissen Kreisen zu einem Glaubensartikel, daß jeder aufrichtige Katholik ein Ultramontaner und ein Staatsfeind sei. Somit konnte es denn auch die Regierung schlechtweg als einen Uebelstand bezeichnen, der sich in den gegenwärtigen politischen Kämpfen ganz besonders geltend mache, daß gerade

in den Provinzen, wo die staatsfeindlichen Mächte vorzugsweise stark sind (also in den katholischen), es an gut geleiteten, den ultramontanen Einflüssen unzugänglichen Höheren Mädchenschulen fehle und eine große Zahl der Töchter aus den gebildeten Klassen bis in den mittlern Bürgerstand hinein ihre Erziehung entweder in den Klöstern des Inlandes oder im Auslande erhielten. Den daher kommenden ungünstigen Einflüssen könne nur durch die Einrichtung und Unterstützung von Höheren Mädchenschulen begegnet werden, welche in staatstreuem Sinne geleitet würden und dabei doch das Vertrauen der Bevölkerung in dem Grade genössen, daß ihr Besuch auch seitens derjenigen Mädchen erwartet werden könne, welche jetzt in staatsfeindlichen Anstalten erzogen würden. Schade nur, daß durch die bisherigen Culturkämpfe das Vertrauen der wirklichen Katholiken bereits mächtig erschüttert und durch diese Art Mädchenschulen schwerlich wieder zu erringen war. Bloße Namenkatholiken bedurften aber keiner neuen Schulen, denn solche hatten für ihre Kinder längst das zusagende Heim gefunden. Mit diesen in maßgebenden Kreisen vorherrschenden Ansichten war auch der Stab über die klösterlichen Anstalten gebrochen. Die Bestrebungen gingen dahin, möglichst bald Mittel und Wege zur Erreichung des bezeichneten Zweckes zu schaffen und für solche auch den Staatshaushalt dienstbar zu machen.

Gern gehe ich von diesem unerfreulichen Kapitel wieder auf ein anderes Gebiet über, welches mit der Politik nichts zu thun hat und uns einen alten, lieben Bekannten nochmals in Erinnerung bringt. Vor meiner bereits erwähnten persönlichen Zusammenkunft mit Kehr in Thale (1880) erhielt ich mitten in den Aufregungen der Culturkampfzeit ein längeres Schreiben des gefeierten Schulmannes, welches mir wieder die längst ruhende Schriftstellerfeder in die Hand zu drücken versuchte. Sie hatte unter dem lähmenden Einflusse der bewegten Zeiten lange geruht und sich nur auf unvermeidliche Cor-

recturen und Verbesserungen neuer Auflagen beschränkt; da kam Kehr, nachdem er in seiner bereits erwähnten Dankbarkeit unserer früheren Beziehungen gedacht hatte, mit einem Plane, wegen dessen ich ihn noch einmal ins Gedächtniß meiner Leser zurückrufe. — Ich lasse ihn selbst reden, da hierdurch ein tieferer Einblick in die umfassende Thätigkeit des Mannes eröffnet und zugleich der Plan seines Werkes in Umrissen dargelegt wird. Dieses Werk ist auch später erschienen und wird vielen meiner Leser nicht unbekannt geblieben sein.

Er schreibt:

„Jetzt habe ich wieder vor, ein Werk herauszugeben, nämlich eine Geschichte der deutschen Volksschulmethodik. Ich möchte darin einmal den Nachweis führen, wie das, was jetzt ist, allmählich geworden ist. Ich allein kann freilich diese Arbeit nicht zu Ende bringen, denn die Aufgabe ist eine riesige. Ueberall müssen Quellenwerke aufgesucht und nachgeschlagen, überall müssen Citate eingeflochten werden 2c. 2c.; genug, eine solche Aufgabe kann nur durch einen Bund vereinter Kräfte gelöst werden. Ich habe darum auch die einzelnen Unterrichtsfächer (biblische Historie, Kirchenlied, Katechismus, Geschichte, Leselehre, die deutschen Lesebücher, die Orthographie und Grammatik, die Stilübungen, das Rechnen, die Geometrie, den Geschichtsunterricht 2c.) unter Schulmänner vertheilt, die ich zur Ausführung eines so schwierigen Unternehmens für geeignet halte. So hat z. B. Fechner in Berlin die Lesebuchfrage, Engelien die Geschichte der Grammatik, A. Richter in Leipzig den Geschichtsunterricht; genug, von ungefähr 24 Schulmännern hat jeder ein Fach. Ich hatte für mich die Geschichte des ersten Leseunterrichtes und die Erklärung der Lesestücke aufgehoben. Jetzt, da ich an den letztern Gegenstand herantrete, kommt mir wie ein schönes Bild aus längst vergangenen Tagen die Erinnerung an Sie wieder vor die Seele und legt mir die Frage nahe, ob es nicht richtiger wäre, wenn Sie selbst, der Vater dieses pädagogischen Literaturzweiges, die Sache in die Hand nähmen. Sie selbst haben die Entwicklung der verschiedenen Perioden mit durchlebt, Sie können aus dem Vollen schöpfen und brauchen nur Ihr Gedächtniß zu fragen. Darf ich darum auch wohl fragen, ob Sie geneigt sein würden,

die Arbeit über die geschichtliche Entwicklung der Erklärung deutscher Lesestücke zu übernehmen? Der deutschen Pädagogik würden Sie damit entschieden einen gar großen Dienst leisten. Ich habe mir gedacht, daß man von der Nothwendigkeit der Erklärung ꝛc. ausgehen müsse, — zu zeigen habe, wie schon die Bibel die Vermittelung des Verständnisses fordert, wie im Lateinischen und Griechischen auf den Gymnasien die Erklärung auch nie gefehlt habe, wie diese Anstalten aber auf die Erklärung deutscher Classiker erst später aufmerksam wurden. — Dann kämen Sie und Ihre Bearbeitungen auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichtes für Seminare und Volksschulen — dann Friedrich Otto (wie hat mich doch der Heimgang dieses trefflichen Menschen schmerzlich berührt!), dann die Nachfolger Berthelt, Kehr, A. Lüben, C. Richter, Gude, Kriebitsch, Götzinger, Dietlein, Leimbach u. a. Ueberall müßte die Eigenthümlichkeit der Auffassung charakterisirt und mit Citaten aus den Schriften der betreffenden Verfasser belegt werden, so daß die Lehrer ein getreues objectives Bild des gesammten Entwicklungsganges dieses Zweiges am Baume der pädagogischen Literatur erhalten. Indem ich Ihnen meine ganz unmaßgebliche Meinung mittheile, kann ich nur wiederholen, daß es mir eine Freude und Ehre sein würde, wenn Sie die Güte hätten, die kleine Arbeit (mehr als zwei Druckbogen dürfte sie nicht umfassen) zu übernehmen und dieselbe mir zu Anfang des neuen Jahres zuzusenden. Sollten Sie aber nicht Zeit oder Lust haben, so bliebe dann zu meinem Bedauern nichts weiter übrig, als die Sache selbst in die Hand zu nehmen, und für diesen hoffentlich nicht vorkommenden Fall möchte ich Sie dann wenigstens bitten, mir einige Angaben über Quellen, Hindeutungen auf geeignete Materialien ꝛc. zu machen. Sie haben, wie gesagt, als Bahnbrecher auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen, die man im Interesse der gesammten Pädagogik nicht ungenutzt lassen darf. Uebernehmen Sie die Sache, für Sie ist die Aufgabe leicht!"

So weit Kehr. — Ich lehnte freundlich ab.

Zunächst war es meine Gemüthsstimmung, welche mich hierzu bewog. Gegenüber den großen Zeitfragen und Kümmernissen, welche jedes katholische Herz bewegten, inmitten mannigfacher, oft aufregender Einzelfälle, kam mir

jede derartige Unternehmung unbedeutend vor. Ich hatte Schwereres zu denken und durchzuarbeiten, als hier gefordert wurde, und lebte in einer Stimmung, von welcher der gute Kehr in seinen Umgebungen keine Vorstellung haben konnte. Daneben sprachen aber auch sachliche Gründe gegen meine Betheiligung. Mir erschien die selbständige Behandlung einer Geschichte der Methodik, getrennt von der Erziehungsgeschichte, nicht zweckmäßig und nicht natürlich. Vereinigt mußte beides gewinnen, getrennt verlor die Methodik ihren natürlichen Boden und damit auch an Interesse; sie mußte schließlich in ihrer isolirten Stellung langweilig werden. Auch der praktische Nutzen des Unternehmens schien mir zweifelhaft. Den Satz, daß die Entwickelung einer Wissenschaft auch deren Methode enthalte, erkannte ich nicht für richtig. Die Gegenwart mit ihren Errungenschaften und Forderungen behauptet ihr Recht; was sie an ersteren bietet, muß zu Gunsten der letzteren Verwendung finden, das Feld des Experimentirens beschränkt werden. Jeder denkende und erfahrene Schulmann weiß außerdem, daß neben der objectiven Methode, soweit solche den Unterrichtsgegenstand und die Individualität des Lernenden ins Auge faßt, auch die subjective Methode, der Geist und das Leben des Lehrers, kurz dessen Persönlichkeit vom entschiedensten Einflusse sind, und daß Stumpfheit und Trockenheit niemals durch die sorgfältigste Gliederung des Stoffes ersetzt werden können. Das Mechanisiren des Unterrichtes, wie es Pestalozzi vorschwebte, ist ein Unding, aus welchem niemals ein tüchtiger Lehrer hervorgehen kann, und nur in einer Zeit, welche in der Hast des Lebens und Strebens die Schulen zu Kenntnißfabriken machen und den Nürnberger Trichter erfinden möchte, wird sich das Mechanisiren durch Schrift und Wort einzubürgern versuchen. Ein letztes Bedenken gegen das Unternehmen erblickte ich endlich noch in dem Mangel an Einheit. Vierundzwanzig Schulmänner waren zusammen-

gesucht, um das Werk zu fördern! Wie verschieden mußten da die Ansichten und Grundsätze sein, welche sich auf gleichem Arbeitsfelde zusammenfinden sollten! Wie schwer mußte es werden, ein Ganzes aus einem Guß und Fluß herzustellen! Uebten nicht auch hier die philosophischen, psychologischen und religiösen Grundsätze der einzelnen Mitarbeiter und deren Ansichten über die Zwecke der Schulen und des Unterrichtes einen sehr wichtigen Einfluß? — Der Mangel an Einheit mußte aber noch mehr hervortreten, wenn Kehr aus Rücksichten auf die Mitarbeiter Unterrichtsfächer trennte, welche ursprünglich zusammengehörten und aus einem Grund und Boden sproßten; wenn er z. B. Geschichte der Leselehre, der deutschen Lesebücher, der Orthographie, der Grammatik und Stilübungen jedes für sich behandelt wissen wollte und in die Hände verschiedener Personen gab; wenn er endlich die Erklärung von Lesestücken als eine besondere Disciplin betrachtete, während ich die Musterstücke oder das Lesebuch lediglich als den Mittelpunkt und die Grundlage des gesammten Sprachunterrichtes schätzte und hiernach auch die Erklärungen regelte.

Das waren im wesentlichen die Gründe meiner verweigerten Mitwirkung; ob sie triftig genug, bleibe in Bezug auf das Unternehmen selbst dahingestellt. Die Geschichte der Methodik ist erschienen und hat Beifall gefunden, obgleich auch manche Stimmen sich mit meinen Ansichten entschieden berührten. Mit dem Erscheinen der Allgemeinen Bestimmungen hatte sich daneben eine schriftstellerische Thätigkeit mehr und mehr entwickelt, welche häufig nur im Dienste des Mechanisirens stand und nicht selten den Charakter fabrikmäßiger Buchmacherei ohne Scheu in solchem Maße an den Tag legte, daß man wenig Neigung verspürte, wieder zur Feder zu greifen. In dieser Zeit war es, wo ich dem früher als Seminarlehrer in Weißenfels erwähnten, spätern Schulrath Prange in Oppeln

zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum Glück wünschte und eine Antwort erhielt, welche in einzelnen Beziehungen ganz zu meiner damaligen Stimmung und Anschauung paßte.

„Sie haben Recht," sagt er unter anderm, „unsere Jugendjahre im Lehramte hatten Ideale, und wir haben unsere beste Kraft redlich und nachhaltig am Streben nach solchen zu üben gesucht; man lernte von Männern im Leben und aus deren Büchern, und rankte sich an ihnen, so weit die Kraft reichte, empor. Es gab noch eine warme Begeisterung für anstrengende Arbeiten, deren Verfolg manche Entsagung von Freuden und Genuß gebot. Man kannte die nicht allzu reichlich ausgesäten Lichtpunkte, wo Meister vom Fach an eigenartig ausgeprägten Anstalten wirkten und sich Jünger erweckten, und man hatte Sehnsucht, sich wo möglich einmal auf einige Tage zu deren Füßen zu setzen. In den letzten Jahrzehnten — so scheint es mir — ist die Flamme der Begeisterung mit den verblichenen Idealen in der Schulwelt gesunken und hat öfters einem Geiste phrasenhaften Redens und aufregenden Schreibens weichen müssen, der viel ungöttliches Wesen gebiert. Neben der Sonne, welche den Tag regiert, sind vielerlei Lichtlein aufgegangen, welche schwerlich die Nacht erhellen werden. Sie kennen dies, und als Sie mir vor fast 40 Jahren Ihren Besuch in Weißenfels schenkten, waren wir schon über manche Principien einig, denen Lüben nicht hold war und welche der gute Nacke deshalb nicht den Muth hatte, zu acceptiren."

In das trübe Jahrzehnt 1870 bis 1880 fiel auch der herbe Verlust meines ältesten Freundes, des Rectors Friedrich Otto, dessen Andenken noch Kehr in seinem vorstehend mitgetheilten Schreiben feierte. Schon im December 1874 erhielt ich einen Brief, welcher mich mit Besorgniß erfüllte. Der Freund litt am Herzen und an Nierenkolik mit Athmungsbeschwerden, hatte aber durch einen längern Urlaub und Aufenthalt in Friedrichsrode doch so viel Erleichterung gefunden, daß er wieder ins Amt treten und unterrichten konnte. Sein Brief trug jedoch eine sehr elegische Färbung und ließ zwischen den Zeilen die trüben Ahnungen durchblicken, welche sein edles Herz erfüllten. Dieser Brief ist so charakteristisch, daß ich die theilweise Mitthei-

lung meinen Lesern in der Ueberzeugung nicht versagen mag, daß er rühren und erbauen wird.

„Freilich“, so schreibt er, „regt sich zuweilen der Anspruch meines Alters. Wenn in der jetzigen Jahreszeit ich im Halbdunkel und Schneegestöber nach der Schule wandern muß, da spricht wohl die Beigabe des Alters, die Bequemlichkeit: Bist viele Jahre rastlos thätig gewesen; solltest dir nun auch Ruhe gönnen und anderen die Arbeit überlassen. Aber wenn ich erst im Gange bin, so freue ich mich doch, daß es noch geht, und zwar im Unterrichte in sonstiger, jugendlicher Lebendigkeit. — Lange wird es indes doch nicht mehr gehen. Es mag zwar vieles für sich haben, mitten im Berufe zu sterben, aber dann muß es ein Beruf sein, in dessen Ausübung nicht so viele Anstöße liegen, wie in dem eines jetzigen Lehrers, vornehmlich eines Schulrectors, der mit so vielen gegebenen Größen rechnen muß, von denen oft nur wenige Factoren zu dem Producte sind, welches er für erstrebbar hielt. Ach, Freund! Als Jüngling bin ich mit tausend Masten fröhlichen Herzens hinausgeschifft aufs Meer des Schullebens, und still auf gerettetem Boote suche ich den sichernden Hafen! In solchem Unmuthe, der zuweilen sehr stark über mich kommt, schrieb ich schon 1871 in mein Tagebuch:

Mein Arm ist schwach, mein Muth ist klein,
Nehmt mir den Schulstab ab!
Ich mag nicht fürder Rector sein,
Gönnt mir die Ruh’ im Grab!

Was soll ich noch im greisen Haar,
Im wilden Strom der Zeit?
Ich schaffe nun bald fünfzig Jahr’
Und bin vom Ziel doch weit!

Nun, ich habe mir ein Ziel gesteckt; wenn das auch Gottes Wille ist, so will ich noch bis zu Ostern 1876 mitgehen. Dann sind die fünfzig voll. Vielleicht erfüllen sich da auch Ihre fünfundzwanzig Schulrathsjahre. Dann wäre es ja köstlich, wenn wir uns räumlich wieder nahe kämen und dann das Ende unseres Lebens mit dem Anfange, da wir uns gefunden, verknüpfen könnten. — Unterlassen Sie ja nicht, den 25jährigen Schulrath zu schreiben, aber ohne Schminke!“

Genau ein Jahr später (24. December 1875) erhielt ich den letzten Brief aus der lieben Hand, welcher leider die deutlichsten Spuren zunehmender Schwäche zeigte. Mit kurzen Worten wird darin das Uebergewicht der Realien in unseren Volksschulen und die Zurücksetzung anderer Gegenstände, auch des Religionsunterrichtes, beklagt und die sichere Erwartung einer gesunden Reaction zu Gunsten der wahren Volksbildung ausgesprochen. Im Herbste 1874 besuchte Otto noch einmal seinen alten Freund und Gönner, den frühern Erfurter Schulrath Graffunder. Dieser hatte nach seiner Pensionirung die letzten Tage in Rudolstadt verlebt und war dort am 5. Juli 1875 nach schwerem Leiden im 74. Lebensjahre gestorben. Das Wiedersehen der Freunde war ein wehmüthiges; beide dachten wohl mit Freude der frühern Wirksamkeit, aber beide fühlten auch nur zu deutlich, daß es auf Erden ihr letztes Wiedersehen sei. Otto sollte nicht, wie er hoffte, das fünfzigjährige Dienstjubiläum feiern, ihm war ein früherer Tod beschieden. Er schloß die Augen wenige Monate nach diesem mir gewidmeten Briefe am 17. Februar 1876. Bei dem Begräbnisse eines Lehrers hatte sich der rücksichtsvolle und theilnehmende Mann erkältet, ein Katarrh mit stärkster Athemnoth war die nächste Folge, und wenige Tage darauf trat eine Unterleibsentzündung ein, welche den Tod brachte. Der Sohn, Pfarrer in Groß-Bodungen, kam noch zur rechten Zeit, um mit dem Vater beten, ihm noch den Trost und die Hoffnung des christlichen Glaubens zurufen und ihm die Augen schließen zu können, Augen, welche so warm, so ernst und geistig dreinschauen konnten. Dieser Sohn beabsichtigte, später die Lebensbeschreibung des Entschlafenen herauszugeben, und erbat und erhielt deshalb auch von mir einige Nachrichten aus früherer Zeit, insbesondere aus unserem Zusammenleben in Erfurt. Leider blieb sein Vorhaben unausgeführt, denn schon ein Jahr nach dem Tode des Vaters sank auch er infolge eines Herz-

schlages in die frühe Gruft. — Mit Thränen tiefer Rührung lege ich jetzt die Feder nieder, um, ehe ich weiter schreibe, noch einmal des Freundes still zu gedenken, der auf diesen Blättern den Lesern zum letztenmal begegnet ist; aber ich zweifle kaum, daß alle, welche nicht bloß mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen Lehrer sind, diese einem vorbildlichen Geiste in unvergänglicher Liebe gewidmeten Zeilen mit Theilnahme und erhöhtem Berufseifer lesen werden!

Das Jahrzehnt des Culturkampfes ging zu Ende, Minister Falk trat vom Schauplatze zurück, und es kamen wieder ruhigere und besonnenere Zeiten. Ich selbst erreichte mein 70. Lebensjahr, theilte mit meinem Freunde Otto die Sehnsucht, den Schulstab niederzulegen und den Rest des Lebens den Vorbereitungen für die Reise in die Ewigkeit und Privatstudien zu widmen. Eine Ermunterung gewährten mir wieder die herzlichen Glückwünsche meiner Amtsgenossen und vieler Freunde aus dem Lehrerstande von nah und fern. Einige Jahre nach diesem Ministerwechsel wurde auch mein Chef in eine höhere Stellung berufen. Ich sah ihn nicht ohne Theilnahme scheiden. Ueber seine Thätigkeit im Culturkampfe mögen andere urtheilen; ich kann nicht unbemerkt lassen, daß er mir, ungeachtet meines ihm wohlbekannten Standpunktes zu den Zeitströmungen, stets mit Achtung und Zuvorkommenheit begegnete und mir innerhalb meines nächsten Wirkungskreises so viel Freiheit und Rücksichten gewährte, als ihm selbst die Umstände und die eigene Stellung zur Sache gestatteten. Er konnte und wollte mir seine persönliche Achtung nicht versagen und zeigte diese dadurch, daß er mir noch vor seinem Abgange den Rothen Adlerorden III. Klasse mit der Schleife erwirkte.

So wartete ich denn ruhig den Nachfolger ab und harrte der Dinge, welche mit ihm etwa noch kommen würden. Er kam, und das neue Regiment hielt die Zügel der Regierung fest, die einzelnen Arbeitskräfte wurden nicht geschont, das Interesse

und die Ueberwachung gingen bis in geringe Einzelheiten; aber man mußte sich dabei immer gestehen, daß man nicht bloß sachlich und formell lernen konnte, sondern auch an eigener Regsamkeit des Geistes gewann. Es gelang mir, auch dieses Chefs Anerkennung und Wohlwollen zu gewinnen, und als ich ein Jahr nach seinem Geschäftsantritte meinen Abschied einreichte, war er selbst es, der mich ersuchte, im Amte zu bleiben, und dieses Ersuchen noch wiederholte, als ich nach einiger Zeit abermals den Antrag erneuerte. Es gereicht mir noch heute an meinem spätesten Lebensabende zur Freude und Genugthuung, daß ich von beiden Männern im Frieden scheiden und ihr freundliches Andenken mit in meine Zeit der Ruhe hinübernehmen durfte. Dank ihnen, daß sie mich nahmen, wie ich war, und den festen Kern in mir zu achten wußten. Es gab ja in jenen Zeiten viele schmiegsame Naturen, denen es auch gelang, ihren Lebensweg zeitweilig mit Rosen zu bestreuen; aber ob unter diesen auch die Blume persönlicher Achtung und innerer Befriedigung blühte, möge dahingestellt bleiben.

Wenn ich Kehr die Mitwirkung an seiner Geschichte der Methodik abgeschlagen und damit der Schriftstellerei vorerst Valet gesagt hatte, so trat doch in dieser Zeit ein Umstand ein, welcher mir wiederum die Feder in die Hand schob. Der Pfarrer und Dechant Hubert Schmitz gab die Veranlassung und verdient hier für den Bezirk Trier nähere Erwähnung. Geboren in dem romantisch gelegenen Flecken Manderscheid am 27. August 1807, wurde er 1834 zum Priester geweiht und Kaplan in Wittlich, wo er sich durch seine Hingabe an die Erziehung und den Unterricht der Jugend derart auszeichnete, daß ihm später die bedeutende Pfarrei Gillenfeld in der Eifel anvertraut wurde. Hier war es auch im Mai 1856, wo ich auf einer Revisionsreise den Mann persönlich kennen lernte. Im Pfarrhause wurde mir der Bescheid, daß der Herr Pastor in der Schule sei, und hier fand ich

ihn auch mitten unter den Kindern, welche er gerade in der biblischen Geschichte unterrichtete. Mit Vergnügen hörte ich zu, weilte nach beendigter Revision noch einige Tage im gastlichen Pfarrhause und besuchte im Laufe dieser Zeit mit meinem freundlichen Wirthe die Schulen der Umgegend und freute mich nach vollbrachtem Tagewerke der ebenso heitern als anregenden Unterhaltung des Mannes. In Gillenfeld sollte ich ihn nicht wiederfinden, denn schon im Jahre 1857 wurde ihm in dem Städtchen Zell an der Mosel ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Die angebahnte Bekanntschaft dauerte jedoch fort und gestaltete sich im Laufe der Zeit unter gegenseitigen Besuchen und lebhaftem Briefwechsel zur Freundschaft.

Schmitz' Verdienst um das Schulwesen des Bezirks bestand zunächst in der Herausgabe einer pädagogischen Zeitschrift, deren erster Jahrgang 1845 unter dem Titel „Eifeler Schulfreund, eine Quartalschrift zur Förderung des Elementarschulwesens und der Jugenderziehung" im Verlage von Plaum in Prüm erschien. Um dieses Unternehmen recht zu würdigen, erwäge man, daß ein ganz unbekannter, schlichter Landpfarrer etwas wagte, was in jener Zeit nicht ohne Schwierigkeiten war und durch die noch sehr beschränkten Verbindungsmittel, sowie durch die Abgelegenheit des Verlagsortes von so vielen heute bereitstehenden Hilfsmitteln abgeschnitten blieb. Aber Liebe zur Sache und Vertrauen auf höhern Beistand hoben über alle Bedenken hinweg. In der Einleitung zum ersten Hefte spricht er sich voll Hoffnung über den Zweck seines Wagnisses dahin aus, daß eine zeitgemäße wissenschaftliche Fortbildung der Lehrer auf religiösem Grund und Boden von ihm erstrebt werde, und daß er dabei auf die Mitwirkung aller Schulfreunde rechne. Keineswegs sei es seine Absicht, nur Selbsterfundenes oder Selbsterdachtes zu bringen, sondern er werde sich im Gegentheile gerne begnügen, wenn die Worte: „Ein jeder Lehrer im Reiche der Himmel

ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Vorrathe hervorlangt Altes und Neues" (Matth. 13, 52), sich auch an seinem Unternehmen erfüllten. Und es gelang. Schon binnen kurzer Zeit gewann die Zeitschrift eine über die Grenzen des Heimatlandes hinausreichende Bedeutung, und dieser entsprechend wurde auch bald der Titel dadurch verallgemeinert, daß sie als „Schulfreund" erschien und auf die lokalisirende Bezeichnung des Eifelers verzichtete. Auch der Verlag wechselte zum Vortheile der weitern Verbreitung. Vorerst ging er auf die Gall'sche Buchhandlung in Trier, später auf die Lintz'sche Verlagshandlung über. Die Verbreitung nahm im Laufe der Jahre derart zu, daß sich der Absatz bis auf 1000 Exemplare hob. Mit dem Culturkampfe begann die Theilnahme jedoch zu sinken, und nur der muthigen Ausdauer des Herausgebers und der treuen Mithilfe einzelner Schulfreunde, unter welchen der wackere Seminarlehrer und Naturforscher Dr. Bach in Boppard (starb am 17. April 1878) rühmlich zu nennen, bleibt es zu danken, daß der „Schulfreund" noch bis heute lebt und wirkt.

Eine der ersten Früchte meiner nähern Bekanntschaft mit Schmitz war dessen Wunsch, mich zum Mitherausgeber seines lieben „Schulfreundes" zu gewinnen, ein Wunsch, welchem ich gern entsprach. Vom zwölften Jahrgange ab trat ich der Redaction bei und verblieb dieser bis zum Beginne des 16. Jahrganges, zu welcher Zeit ich, anderweit schriftstellerisch und amtlich stark in Anspruch genommen, einstweilen auf die Mitherausgabe verzichten mußte. Erst vom 20. Jahrgange ab gestatteten mir die Verhältnisse wiederum, der Redaction beizutreten und ihr bis zum 27. Jahrgange treu zu bleiben. Meine hiernach erfolgende Wahl zum Landtagsabgeordneten und der damit verbundene mehrjährige Aufenthalt während der Wintersemester in Berlin nöthigten mich abermals zum Rücktritte von der Mitherausgabe. Die letzten zehn Jahre des Pfarrers Schmitz wurden ihm nicht bloß durch die trüben Er-

eignisse auf politischem und religiösem Gebiete verkümmert, sondern auch durch körperliche Leiden, welche der schwere und ausgedehnte Dienst mit sich brachte. Wo die Pflicht befahl, da kannte der schon in den Jahren vorgeschrittene, treue Seelsorger keine Schonung, sowie keinen Unterschied in der Zeit, und wenn ihm noch einige Muße übrig blieb, so wandte er sie gerne seinem Lieblingskinde, dem „Schulfreund", zu. In Freundeskreisen konnte auch die frühere Heiterkeit bisweilen noch erwachen, und dann vermochte er durch seine seltene Gabe des Erzählens und Schilderns, sowie durch sprudelnden Humor alle Hörer zu beleben und zu fesseln. Doch wurde seine Stimmung während der Culturkampfzeit immer trüber, seine Gesundheit schwankender. Nach Trier, der Stadt des Schreckens, wie er sie damals nannte, kam er nicht wieder, und somit trat denn auch zwischen uns eine Trennung ein, welche nur zeitweise noch durch Briefe gemildert wurde.

Pfarrer Schmitz erfreute sich noch eines jüngern Bruders, Joseph, welcher sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, und dem es vergönnt war, seinem Vater im Amte als Friedensrichter in Manderscheid zu folgen. Die neue Organisation des Justizwesens führte ihn noch im spätern Lebensalter nach Wittlich, wo er als Amtsgerichtsrath am 7. October 1882 starb. Obgleich selbst leidend, reiste der Bruder tief erschüttert an das Todtenbett. In einer befreundeten Familie fand er gastliche Aufnahme und bereitete alles zum Begräbnisse vor. Der erste Tag des Aufenthaltes in Wittlich bot keinen Anlaß zu Besorgnissen; hernach aber stellten sich Athembeschwerden und bald danach eine Lungenlähmung ein, auf welche am 14. October der Tod erfolgte. Die Leiche wurde nach Zell gebracht. Er ruhe in Frieden! Wenn aber der Männer gedacht wird, welche sich um das Schulwesen des Trier'schen Bezirks Verdienste erworben haben, dann wird neben Victor Joseph Dewora (vgl. „Schulfreund", Jahrg. 1883, S. 119) auch Dr. Joseph

Hubert Schmitz mit Ehren und Dank genannt werden. Außer dem „Schulfreund“ gab er im Laufe der Zeit noch heraus „Sitten und Sagen, Lieder, Sprüchwörter und Räthsel des Eifler Volks nebst Idiotikon“, 2 Bändchen, Trier, Verlag von Lintz, 1858. Das Werkchen, durch welches Schmitz für sein interessantes Eifelland das leistete, was Birlinger für Schwaben, ist von solcher Bedeutung, daß Simrock es gerne mit einer Nachrede begleitete. Eine andere Schrift aus seiner Feder ist betitelt: „Geschichte der Kirche des Sohnes Gottes, in Lebensbildern für die katholische Jugend und die Volksschule“, Verlag von Stein in Saarlouis, 1856. Ueber beide Werke finden sich eingehende Kritiken im 14. Jahrgang des „Schulfreundes“, S. 89, und im 12. Jahrgang, S. 422.

Wenn ich mich nun entschloß, dem Wunsche des Verlegers durch Uebernahme der Redaction des verwaisten „Schulfreundes“ zu entsprechen, so geschah es zugleich in der Ueberzeugung, daß ich dadurch einem Wunsche des Begründers entgegenkomme, welcher mehrmals noch in den letzten Jahren das Verlangen geäußert hatte, mich wieder als Mitarbeiter begrüßen zu können. Nach meinen früheren Beziehungen zu ihm und zu der Zeitschrift selbst durfte ich diese gewissermaßen als sein Vermächtniß ansehen. Sonach erschien denn im Januar 1883 das zweite Heft des 39. Jahrganges unter meinem Namen, und der 41. Jahrgang konnte in dankbarer Erinnerung noch das wohlgetroffene Bildniß des Begründers allen denen bringen, welche ihn persönlich gekannt oder ihm und der Zeitschrift ihre Zuneigung bewahrt hatten.

Ich hatte mir aber doch eine über Erwarten schwere Arbeit aufgebürdet. Wenn mich zunächst ein gewisses Gefühl der Pietät gegen den ursprünglichen Herausgeber hierzu veranlaßt hatte, so war es anderntheils auch wieder die Besorgniß, daß in den damals aufgeregten Zeiten der „Schulfreund“ in

zweifelhafte Hände gerathen könne, und Elemente hierzu waren vorhanden. Wenn es mir auch gelang, der Zeitschrift neuen Aufschwung zu verleihen, so wurde ich doch der Arbeit nicht recht froh, denn die Unterstützungen, welche ich von manchen Seiten gehofft hatte, flossen nur sparsam, oder sie kamen oft aus unzureichenden Federn. Klagte doch schon Schmitz in einem Briefe vom März 1870, daß nach einer Empfehlung der Zeitschrift durch die Behörde nur zwei Geistliche der Diöcese sich zur Subscription veranlaßt gesehen hätten. Die verflossenen Jahre mit ihren Kämpfen waren leider auch nicht geeignet, das Interesse zu steigern. — Die Concurrenz wurde hierneben immer stärker; fast jedes Jahr brachte neue Zeitschriften, von denen einzelne nur kurze Lebensdauer hatten oder schnell die Herausgeber wechselten. Eine Folge war, daß sich die vorhandenen guten Kräfte zersplitterten, daß endlose Abhandlungen über Methoden sich wiederholten, und daß man selbst in den besseren Blättern nicht selten nur wiederfand, was man in jeder Schulkunde oder Erziehungsgeschichte ebenso gut und besser hätte finden können. Wenn mich solche Betrachtungen verstimmen konnten, so mochte ich mir doch auch wieder die Lichtpunkte und guten Seiten dieser Thätigkeit vorhalten. Und da konnte ich mich denn leicht wieder überreden, daß auch mancher Uebelstand aufgedeckt, manches Talent geweckt, mancher träge Kopf aus dem Schlafe gerüttelt werde, und daß neben der Nachtigall auch der bescheidene Zeisig seine dankbaren Zuhörer finde.

„Darum schreibe, wem die Schrift gegeben, in dem deutschen Lehrerwald."

Die Welt ist einmal keine Idylle und dürfte es auch niemals werden, — aber alles kann gut bleiben und noch besser werden, wenn unsere Lehrerwelt die auf religiösem Sinne gegründete Berufsliebe sich erhält. Und dafür sprechen ja wieder manche erfreuliche Zeichen der Zeit!

Zu solchen Hoffnungen veranlaßten mich auch die freundlichen Beweise der Theilnahme an meiner Person und schriftstellerischen Thätigkeit. Wenn mir, wie früher angeführt, in Oesterreich und speciell in Wien einzelne Gegner erwuchsen, so waren es auch wieder Oesterreich und Ungarn, wo ich manchen warmen Freund fand und woher manche ebenso herzliche als ermunternde Zuschriften kamen, wo ein Janos Szücs und ein Ludwig Nagy meine „Aphorismen" und „Bilder und Skizzen aus der Erziehungsgeschichte" ins Ungarische übersetzten. Nicht selten enthielten solche Zuschriften auch belehrende Bemerkungen oder anregende Fragen aus der Schulwelt.

In dieser Zeit (1880—1885) wuchs auch die Zahl meiner Freunde im Süden und südwestlichen Theile Deutschlands und in der Schweiz. Vorzugsweise waren es jüngere Lehrer, welche mich oft um Rath in Angelegenheiten der Schule oder des Lebens fragten, oder mir für die aus meinen Schriften geschöpften Anregungen und Belehrungen in warmen Worten dankten. Ich habe es nur in seltenen Fällen und aus ganz besonderen Ursachen unterlassen mögen, solche Zuschriften freundlich zu beantworten und auf etwaige Wünsche und Fragen einzugehen. Eine unterlassene Antwort war mir gleich einem Anklopfen, auf welches kein „Herein!" folgt, und der Gedanke, daß ja meine Briefe wieder Freude machen, Trost, Ermunterung und Belehrung gewähren könnten, drückte mir immer wieder die Feder in die oft ermüdete Hand.

Wenn ich auch aus naheliegenden Rücksichten vermeide, auf Einzelheiten einzugehen, so muß ich mir doch gestatten, eine dieser Annäherungen besonders hervorzuheben, weil sie mich durch die Aufrichtigkeit der Gefühle mächtig anzog und die wärmste Liebe zum Berufe mit tiefer Religiosität verband. Es war im October 1882, als mir aus Hohenems (Vorarlberg) ein Brief zuging, in welchem ein junger Lehrer in seinem und seiner Freunde Namen den Dank

für die Stärkung im Berufe und für die Vertiefung in dessen ideale, d. h. religiöse Seite in der herzlichsten Weise ausspricht und zugleich darauf hinweist, daß es meine „Schulkunde" und „Aphorismen" gewesen, welche ihn vor falschen Propheten gewarnt und ihn auf die wahren Lebensquellen hingeführt hätten. Der Brief athmete so tiefe Innigkeit und Herzensgüte, und zeigte daneben einen so hohen Bildungsgrad, daß ich mich lebhaft angezogen fühlte und mit Wärme antwortete. Es knüpfte sich daran ein Briefwechsel, wie dereinst mit dem guten Horvath, aus welchem ich entnahm, daß mein Correspondent einen Erziehungsverein mit anderen Berufsgenossen gegründet hatte, dem auch Geistliche beigetreten waren, und welchem ich später als Ehrenmitglied zugesellt wurde. Der Verein erfreute sich bald einer regen Unterstützung und des Beifalls geistlicher und weltlicher Personen. An den jährlichen Stiftungsfesten gab sich eine stets wachsende Theilnahme kund. Von diesen Festen erhielt ich als Ehrenmitglied regelmäßig Nachricht und versäumte nicht, jedesmal auch mein Interesse an dem fröhlichen Wachsthum und Gedeihen des Vereins durch einen brieflichen Gruß zu bekunden. Mein junger Correspondent und Vorstand des Verbandes heißt J. M. Schmidinger und wurde bald auch durch seine Thätigkeit als Lehrer und Vereinsvorsteher in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt. So kam es denn, daß der Director des Cassianeums in Donauwörth, Ludwig Auer, auf den tüchtigen und strebsamen Mann aufmerksam wurde und ihn für seine großartigen, jedem katholischen Lehrer bekannten Schöpfungen zu gewinnen suchte. Wenn Hermann Francke's Stiftungen die Inschrift tragen: „Fremdling, was du hier siehst, hat Glaube und Liebe gegründet", so gilt dasselbe auch von Auers Unternehmungen, welche vor länger als einem Vierteljahrhundert mit wenig Mitteln, aber starkem Gottvertrauen begonnen wurden und in stetem Wachs=

thum begriffen sind. Ich selbst hatte seit Jahren dem in rastloser Aufopferung für Schule und Kirche thätigen Mann lebhaftes Interesse zugewandt und ihm auch für das in seinem Verlage erschienene Schulblatt einzelne Beiträge geliefert. Daß Persönlichkeiten wie Auer und Schmidinger sich wechselseitig anzogen, lag in deren gesammtem Charakter, und somit gelang es dem Director des Cassianeums auch, den jungen, thatkräftigen Mann an seine Schöpfungen zu fesseln. Schmidinger wurde unter annehmbaren Bedingungen Mitglied des Instituts und verließ Hohenems und den ihm lieben Verein, um in seiner neuen Stellung zunächst die Redaction eines Literaturblattes für die Schulzeitung und des „Raphael", einer Zeitschrift für die reifere Jugend und das Volk, zu übernehmen. Der elfte, lediglich von ihm redigirte Jahrgang (1889) liegt mir vollendet vor und dürfte jeden Leser überzeugen, daß die Herausgabe keinen besseren Händen anvertraut werden konnte. Insbesondere beweist auch die Auswahl der Illustrationen, daß der Redacteur seine Studien der Kunst mit Erfolg zugewendet hat.

So rückte denn unter diesen und anderen Anregungen das Jahr 1886 immer näher, und mit ihm trat auch der Wunsch nach Ruhe immer ernster heran, zumal es des ehrliebenden Mannes Grundsatz sein sollte, von einer wichtigen und verantwortungsvollen Stelle zurückzutreten, ehe er selbst zurückgetreten wird. Ich habe es oft kaum begreifen und nur durch äußere, drückende Umstände entschuldigen können, wenn greise und entschieden von der Last der Jahre gebeugte Männer noch mit äußerster Zähigkeit an ihrer Stellung hingen und abwarteten, bis ihnen deutlich und bestimmt gesagt wurde, daß es für sie Zeit sei, jüngeren Kräften zu weichen.

Von jeher und meiner Natur nach war ich kein Freund äußerlichen Gepränges und geräuschvollen Auftretens, ich liebte ein stilles, aber stetiges Arbeiten und hielt ein solches auch

der Wirksamkeit eines Lehrers stets am angemessensten. Somit hatte ich auch keine Freude an geräuschvollen Jubiläen und an allen ihren Aeußerlichkeiten, welche damit fast unzertrennlich verbunden sind. In meiner langen Beamtenlaufbahn hatte ich auch hinreichende Gelegenheit gehabt, bei solchen Anlässen Schein von Wahrheit, Natur von Kunst, Herzensdrang von formellem Zwang zu unterscheiden, und wahrzunehmen, daß die Eitelkeit uns arme Menschen oft noch bis zum Grabesrande begleitet. Ich blieb in solchen Dingen meinen Ansichten auch insofern getreu, als ich nicht nur unwiderruflich mein Entlassungsgesuch einreichte, sondern auch dahin formulirte, daß der Abschied noch vor dem Termine fallen sollte, an welchem ich 50 Jahre im Staatsdienste gestanden haben würde. Die Zwischenzeit benutzte ich, um die meisten vor und nach Ostern stattfindenden Schulprüfungen in Trier abzuhalten, noch einer Lehrerconferenz im Seminar zu Wittlich beizuwohnen und die Abgangsprüfung an der Ackerbauschule in Saarburg zu leiten. Es waren meine letzten Amtshandlungen, begleitet von dem wehmüthigen Gefühle, welches wohl jeden erfüllt, der aus einer ihm lieben Berufsthätigkeit scheidet und im Augenblicke des Abschiedes alles Leid und alles Bittere vergißt, was ihm wohl früher begegnete und sein Herz beschwerte.

Lag es mir fern, ein 50jähriges Amtsjubiläum festlich zu begehen oder begehen zu lassen, so stand auch hiermit der Gedanke im Einklange, den 75. Geburtstag still zu feiern. Am liebsten hätte ich ihn mit meiner treuen Lebensgefährtin fernab in einem ruhigen Erdenwinkel verlebt, aber der Monat Januar war hierzu für einen Greis wenig geeignet, und so mußte ich schon ruhig alles herankommen lassen. Ich war ja gefaßt darauf, daß manche Freunde, insbesondere aus dem Lehrerstande, meines Geburtstags sich erinnern würden, aber nicht im entferntesten hatte ich dessen gedacht, was meiner wartete und mir kommen sollte.

In Arbeiten vertieft, saß ich am 22. Januar abends an meinem Tische, als der erste Vorbote des Kommenden mir in einem Briefe aus Solothurn vom 20. Januar übergeben wurde. Das Schreiben lautete wörtlich:

„Ein alter Schüler, den Sie persönlich nicht kennen, der aber Ihrer ‚Volksschulkunde‘ die Lebensrichtung in seinem pädagogischen Wirken verdankt, vereint sich zum herzlichsten Glück- und Segenswunsche mit Ihren zahlreichen Schülern und Verehrern. Es war eine heilige, ernste Mannesthat, als Sie mit Ihrer ‚Volksschulkunde‘ auf den Kampfplatz traten! Wie war die pädagogische Literatur beherrscht von Geistern, welche theils rationalistisch-indifferent, theils feindselig der katholischen Kirche, ihrem Glauben und ihrer allbewährten Erziehungsweisheit sich entgegenstellten, und wie vieles auch auf katholischem Boden in Unterricht und Erziehung verflacht und der herrschenden Mode unterthänig! Da erschien Ihr herrliches Buch, die Schrift eines Laien, muthig, ruhig, besonnen, vorkämpfend, treu katholisch und doch andere confessionelle Ueberzeugungen nicht verletzend.

Ich hatte mich als Landpfarrer viel mit Hebung der Schule beschäftigt und mich mit Ihrem Buche vertraut gemacht. Da wurde ich zum Director des Lehrerseminars in Solothurn berufen, und es blieb während der 13 Jahre meiner Wirksamkeit an demselben Ihre ‚Volksschulkunde‘ der Leitstern meines Lebens. Ich darf mich also mit Recht Ihren Schülern einreihen und mit deren Glückwünschen meine dankbaren Segenswünsche vereinigen. Im Namen der heiligen katholischen Kirche ihrem treuen Sohne ein dankbares: Vergelt's Gott! Im Namen der alten Stadt Solothurn, welche ein Vers des Directors Glarnau als Schwesterstadt Triers bezeichnet, einen herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Ehrentage. Gottes Gnade erhalte Sie noch lange in körperlicher Gesundheit und in geistiger Kraft. Der Herr segne Sie!

In hochachtungsvoller Verehrung und Dankbarkeit

† Dr. Friedrich Fiala,
Bischof von Basel.“

Mit Thränen im Auge las ich diesen Gruß. Innigste Rührung drückte mir bald darauf die Feder in die Hand, um dem edeln Manne zu danken, welcher schon wenige Jahre danach

den Hirtenstab mit der Krone des ewigen Lebens vertauschen sollte. Auch der Fürsterzbischof Eder in Salzburg begleitete eine Unterschrift unter die mir gewidmete Adresse mit folgenden Worten:

„Zum 75. Geburtstage des Herrn Dr. Kellner beehrt sich im Hinblicke auf dessen langjährige, in Wort und Schrift überaus ausgezeichnete und segensreiche Wirksamkeit zum Wohle der Jugend und deren Erzieher mit herzlichstem Segenswunsche seine innigste Verehrung und vorzügliche Hochachtung ergebenst auszudrücken.“

Zunächst folgten hiernach in einer großen Zahl pädagogischer Zeitschriften Hinweisungen auf meinen Geburtstag, welche meistens von kürzeren oder längeren Lebensskizzen begleitet waren. Eine Hauptanregung ging von den Erziehungsvereinen im Südwesten Deutschlands, insbesondere von Vorarlberg und den bereits erwähnten Freunden Schmidinger und Auer aus. Sie pflanzte sich weiterhin fort bis nach Oesterreich-Ungarn, und auch Norddeutschland und der Rhein blieben nicht zurück. Das Ergebniß war zunächst eine künstlerisch ausgestattete Adresse, welche viele Tausend Unterschriften trug, darunter hohe geistliche Würdenträger, Beamte, Gelehrte, Dichter, klösterliche Erziehungsanstalten, Lehrervereine, Lehrer und Lehrerinnen aus den verschiedensten Lebensstellungen. Sie wurde mir an meinem Geburtstage auf den Wunsch ihrer Verfasser durch den Herrn Bischof von Trier, Dr. Felix Korum, überreicht. Noch am selben Tage liefen eine große Zahl Briefe und Telegramme ein, darunter viele aus Oesterreich-Ungarn und Böhmen, und zumeist von größeren Lehrervereinen. Es sei ferner erwähnt, daß es an freundlichen Glückwünschen aus der Nähe nicht fehlte, welche mich vom Morgen bis zum späten Abend begrüßten, und daß noch am selben Tage und tags darauf eine große Zahl zum Theil reich ausgestattete Adressen von Seminaren und Lehrervereinen an mich ergingen, unter denen mich die aus meiner Heimat und dem Seminare zu Heiligenstadt

am tiefsten bewegte. Die Kreis-Schulinspectoren meines Bezirks ließen es gleichfalls nicht an persönlichen Glückwünschen oder Adressen aus den Lehrerkreisen fehlen. Auch die „Trier'sche Landeszeitung" gedachte in einem warmherzigen Artikel meines Geburtstages und Wirkens. Unter den verschiedenen Lebensskizzen kann ich die in Nr. 2 der Innsbrucker „Katholischen Volksschule" vom 20. Januar 1886 nicht übergehen, welche mir im freundlichen Festgewande übersandt wurde. Außer der Biographie bot sie den Lesern noch Bruchstücke aus meinen Schriften und begann mit folgendem, v. Sch. (v. Schaching?) unterschriebenen Sonette:

Heut' hältst du an — und schaust zurück aufs Leben.
Wie an den Stamm sich winden grüne Ranken,
Umwinden Kinder, Lehrer dich — zu danken
Für all' das Gute, das du hast gegeben.

Du sahst mit klarem Blick die Wurzel kranken,
Der Jugend Bildung, — neu sie zu beleben
In Christi Geist, das war dein ganzes Streben,
Der Kampf, den du gestritten ohne Wanken.

Die Fahne hoch, bist du vorangegangen
Der Lehrer Schaar, — sie haben dich verstanden,
Begeistert haben sie an dir gehangen.

Du hältst sie fest noch mit der Liebe Banden,
Sie steh'n an deiner Seite ohne Bangen
Und danken Gott, daß sie den Führer fanden.

Als Verfasser der Lebensskizze vermuthe ich den meiner Familie seit Jahren befreundeten Seminardirector Dr. Beck in Brühl bei Köln. Weiterhin nenne ich noch als Freunde, welche mich und meine Schicksale im wesentlichen richtig, aber nur zu wohlwollend schilderten, den Seminarlehrer C. Werner in Heiligenstadt in der „Katholischen Warte", meinen Schmidinger in den „Christlich-pädagogischen Blättern", G. Ommerborn, jetzt Rector in Charlottenburg, in der „Katholischen

Lehrerzeitung", und den wackeren Rector Murrmann in Berlin in der „Katholischen Schulzeitung für Norddeutschland". Ihnen allen und noch manchen anderen auch an dieser Stelle meinen Dank für ihre theilnehmende Liebe; ebenso auch denen, welche mich mit Dichtungen erfreuten, besonders aber dem auch in weiten Kreisen durch seine poetischen Gaben bekannten Rector Joseph Cüppers in Ratingen und dem Gymnasiallehrer Hubert Mönch in Boppard, dessen Poesien unter den Lehrern viele Freunde gefunden haben. Aber ich breche hier ab! Wenn mich auf der einen Seite die Pflicht der Dankbarkeit drängte, aus der Fülle von Freundschafts- und Liebesbeweisen einzelne hervorzuheben, so geschah es doch nur mit jenem Gefühle der Demuth, welchem ich in dem Spruche einst Ausdruck gab:

„Blick' ich zurück auf die durchlauf'ne Bahn,
Mir hab' ich nie genug gethan!" —

Ja, ich bin mit mir selbst am wenigsten zufrieden gewesen, und je älter ich wurde, desto mehr war ich bereit, mich meiner Schwachheit zu rühmen, damit die Kraft und Gnade Gottes nicht von mir weiche.

Am 20. Juni überreichte mir der Regierungspräsident meine Entlassung mit dem Kronenorden II. Klasse, und am 30. desselben Monats nahm ich vom Collegium Abschied, ein Act, welcher mich tief ergriff. Am 3. Juli sagten die Lehrerinnen der Stadt mir Lebewohl, und am 15. desselben Monats hatten der evangelische Schulrath Dr. Schumann und der Kreis-Schulinspector Hoffmann die Lehrer des Kreises noch zu einer Abschiedsfeier zusammenberufen, deren tiefschmerzlichen Eindruck ich nie vergessen werde. — Am 27. Juli nahm die gesammte Pfarrgeistlichkeit Triers, den Stadtdechanten Lehnen, meinen langjährigen Freund und frühern Mitarbeiter am Lehrerinnencursus, an der Spitze, gleichfalls von mir Abschied.

Die bisherige Laufbahn als Lehrer und Schulrath war geschlossen, und von nun ab konnte ich mir selbst leben und angehören, solange es Gott gefiel. Nur noch einmal sollte ich hinaustreten auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens, und zwar an der Stelle, wo ich zwölf Jahre lang in voller Jugend- und Manneskraft für die Schule gearbeitet hatte.

Der 20. September des Jahres 1886 war der Tag, an welchem vor 50 Jahren das Seminar in Heiligenstadt unter der Leitung meines Vaters eröffnet wurde. Daß ich dieses Tages in jener Zeit öfters gedachte, bedarf wohl keiner Rechtfertigung nach allem, was ich früher erzählt habe, aber was vom Januar bis zu meinem Ausscheiden aus dem Berufskreise geschehen, hatte doch mehr Aufregungen gebracht und mehr auf meinen Gesundheitszustand eingewirkt, als gut war, und es stellte sich neben einem wieder schärfer hervortretenden alten Uebel ein Zustand nervöser Erschöpfung ein, welcher Luftveränderung und mehrwöchentlichen Aufenthalt im Bade Wildungen nöthig machte. Hier erhielt ich denn auch eine ebenso herzliche als dringende Einladung des Seminars, die Jubelfeier durch meine Anwesenheit zu verschönern. Ich schwankte lange, ob ich bleiben oder gehen sollte; endlich entschieden aber doch mein Interesse an der Sache und der Gedanke manch eines Wiedersehens für letzteres. Wartete meiner doch in Heiligenstadt noch die einzige unverheiratete Schwester mit Sehnsucht, und fand ich dort noch an dem Nachfolger meines Vaters, dem Director Schulz, und an dem Musikdirector Hohencamp mir freundlich gesinnte Berufsgenossen.

Das Fest verlief programmmäßig mit Gottesdienst, Redeact, Begrüßungen und Festmahl. Mein Gesundheitszustand erlaubte nur eine beschränkte Theilnahme, eine kurze Ansprache und die Erwiederung eines freundlichen, meiner Person geltenden Toastes. Ich hatte dann auch die Freude, meinen frühern Chef, den Oberpräsidenten der Provinz, und manche andere inter-

essante Persönlichkeiten wieder zu begrüßen oder kennen zu lernen: so den mir durch seine gesammte Thätigkeit, besonders auch durch seine „Brosamen“ lieb gewordenen Kreis-Schulinspector Polack in Worbis und meinen verdienstvollen frühern Mitarbeiter, den bischöflichen Commissarius, Geistlichen Rath und Jubilarpriester Dr. Zehrt. Die Schaar der früheren Schüler, deren Reihen der Tod mittlerweile stark gelichtet hatte, versammelte sich so oft in meiner Wohnung, als es die Festlichkeiten zuließen, und dieses Wiedersehen in Herzlichkeit und treu bewahrter Liebe war für mich ein Gewinn, welcher noch lange in der Erinnerung fortlebte. Hienieden werde ich wohl keinen von allen wiedersehen, auch meine gute Schwester, welche mir der Tod schon bald nach dem Feste, am 19. October, entriß, begrüßte ich hier zum letztenmal.

Die Rückkehr nach Trier sollte mir noch eine große Freude bringen. Am 9. October kamen abends der Director Auer mit Gattin und mein junger Freund, der Lehrer Schmidinger, als Abgesandte süddeutscher Erziehungsvereine hier an, um mich persönlich kennen zu lernen und mir herzliche Grüße zu überbringen. Sie trafen mit meinem lieben Sohne, dem Professor an der Universität Bonn, zusammen, und die wenigen Tage, welche ich in diesem kleinen Kreise verlebte, bildeten für mich einen milden und schönen Abschluß des so ereignißreichen Jahres.

Nach dem Abschiede dieser werthen Personen trat in meinem Leben eine Ruhepause ein, deren ich in Wirklichkeit auch bedurfte. Ich gewann Zeit zu einem Rückblicke auf alles binnen Jahresfrist Erlebte und zur ernsten Würdigung dessen, was diese Zeit mir genommen und gebracht hatte, sowie zu Plänen für die Spanne Zukunft, welche mir von einer höhern Hand etwa noch vorbehalten bleiben sollte.

Die Versetzung in den Ruhestand hat ihre eigenthümlichen Seiten und Wirkungen. Kann sich der Mann nützlich be-

schäftigen, erlaubt ihm sein Gesundheitszustand noch den Verkehr mit einer geistigen Richtung oder mit der Wissenschaft, so wird er leichter die neue Art des Daseins ohne frühere öffentliche Wirksamkeit ertragen. Er wird in der stillen Einkehr in sich selbst, im engen Familienkreise und in der Beschäftigung mit Literatur und Kunst ein Glück finden können, welches den Rest seines Lebens verschönert, wie das Abendroth den sinkenden Tag verklärt. Ueber manche Verluste an äußerer Ehre und über die Lösung mancher conventionell-geselligen Bande wird er sich leicht zu trösten wissen, und an ihm sich alsdann erfüllen können, was Goethe seinem Götz in den Mund legt:

„So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu sein."

Er kann sich sagen, daß nunmehr alles Gute und Liebe, was ihm noch entgegengebracht wird, lediglich dem Menschen, nicht aber der Stellung gilt, daher auch doppelt werthvoll bleibt und für sein eigenes Leben ein ernster Prüfstein ist. Wer jedoch geistig arm, nur in der zur Gewohnheit gewordenen Beschäftigung mechanisch fortlebte und ohne idealen Zug das tägliche Brod möglichst bequem verdiente und genoß, der wird sich im Ruhestand leicht unbehaglich, ja oft geradezu unglücklich fühlen. Er ist geneigt, die in Wegfall kommenden Aeußerlichkeiten in ihrem Werthe zu überschätzen, und da das Uhrwerk der gewohnten Thätigkeit stille steht, er selbst aber nichts Edles wieder an dessen Stelle zu setzen weiß, so verfällt er gewöhnlich in die Zeitungsliteratur, ins Tagesgeschwätz und ins Wirthshausleben, um die leeren Stunden des Daseins einigermaßen auszufüllen. Oft vereinigt sich hiermit noch eine verbitterte Gemüthsstimmung wegen eingebildeter oder wirklicher Zurücksetzungen, welche den noch übrigen geselligen Verkehr stört und die Persönlichkeit mehr isolirt, als die geänderten Verhältnisse nothwendig fordern würden.

Ich darf wohl sagen, daß ich nicht zu diesen letzteren gehörte. Mein Herz schlug auch nach dem Rücktritte vom Amte noch warm für die Schule und für alles auf sie Bezügliche. Jeder freundliche Besuch meiner früheren Untergebenen war mir willkommen, und der „Schulfreund“, jene übernommene Erbschaft, sorgte schon dafür, daß es nicht an täglicher Arbeit im Geiste des Berufes fehle. Ein Briefwechsel mit manchem braven Lehrer und Schulmanne regte immer wieder von neuem an, und die Jahre der Ruhe brachten mit neuen Auflagen einzelner meiner Schriften auch wieder mehr Arbeit, als mir vielleicht nützlich war. Im Jahre 1886 ging meine „Schulkunde“ nach längerer Pause doch wieder als 8. Auflage in die Welt; 1887 erlebten meine beiden Lesebücher neue Auflagen, und im Jahre 1888 forderten die „Aphorismen“, die „Pädagogischen Mittheilungen“ und der erste Theil des „Praktischen Lehrganges in der deutschen Sprache“ gleichfalls neue Ausgaben. Somit fehlte es denn keineswegs an Arbeit, da ich mir stets Verbesserungen eifrig angelegen sein ließ und daneben auch noch die letzte Correctur besorgte.

So kam denn das Jahr 1887 heran, und wenn ich Ursache hatte, Gott innig und voll Demuth für alles das zu danken, was er mir in dem vergangenen an Liebe und Freude hatte zu theil werden lassen, so erinnerte mich der Wechsel der Zeit doch ernstlicher als je an die Vergänglichkeit alles Irdischen und an die Pflicht, ob des letztern nicht das höhere Ziel aus den Augen zu lassen. Hätte ich einer solchen Mahnung vergessen können, so wäre sie mir doch bald nachdrücklich eingeschärft worden. Schon in den ersten Wochen des neuen Jahres trat ein krankhafter Zustand ein, welchen ich anfangs wenig beachtete. Ein steter Durst und eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Fleischspeisen waren die Vorboten einer ernsten Krankheit, welche so schnell zunahm, daß ich bereits am 25. Januar morgens die heiligen Sterbesacramente empfing und meine

Umgebung glaubte, die darauffolgende Nacht bringe das Ende. Mein Sohn war an das Bett gerufen worden. Soll ich mit wenigen Worten den fast schmerzlosen Zustand beschreiben, so war es der einer vollkommenen Ruhe und Ergebung, und ohne Furcht sah ich der Auflösung entgegen und gab mich still in die Hand Gottes. — Aber der erwartete Todeskampf blieb aus, die an Bewußtlosigkeit grenzende Schwäche wich, am Morgen trat bereits einige Besserung ein, welche von Tag zu Tag, wenn auch mit einzelnen Unterbrechungen, derart zunahm, daß ich am 7. Februar zum erstenmal wieder mit dankendem Aufblicke nach oben das Krankenlager auf einige Stunden verlassen konnte. Volle Genesung kam jedoch nur langsam mit dem April, und erst im August durfte ich es wagen, das Bad Neuenahr zu besuchen, um durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt daselbst und durch den Verkehr mit Freunden Geist und Körper zu erfrischen. Es gelang auch insoweit, daß ich mit wenigen Unterbrechungen das Jahr in befriedigender Gesundheit schließen und ab und zu mit frohem Sinne noch arbeiten konnte. Und so blieb es denn auch bis jetzt, und es ist mir daher unter Gottes Beistande möglich geworden, dieses Lebensbild glücklich zu vollenden. Ich stehe am Ziele! Und wenn ich ab und zu im Angedenken an so manchen vorausgegangenen lieben Freund mich vereinsamt fühle, oder wenn ich erwäge, wie mein Ringen und Streben doch so weit hinter dem Ideale zurückblieb, und wenn das erreichte hohe Alter die Schwingen des Geistes hemmt, — dann tröste ich mich gern mit dem Dichter und Christen Franz v. Pocci (gest. 7. Mai 1876), welcher sagt:

„Und hast du Eins nur auf der Welt gelassen,
Für das ein einz'ger Mensch dir bleibend dankt,
So fürchte nicht, daß du umsonst gelebt!“ —

Zum Schlusse dieser Lebensblätter erfülle ich noch eine Pflicht des heißesten Dankes gegen Gott, dessen Gnade mir

vergönnte, am 3. September 1890 auf das 50jährige Ehebündniß mit meiner Gattin zurückzublicken. In voller Uebereinstimmung mit der treuen Lebensgefährtin feierten wir den Tag ganz in der Stille; selbst in unserer nächsten Umgebung erfuhr niemand, was unsere Herzen so tief bewegte, und nur von fernen Verwandten und Freunden kamen einzelne Telegramme und Glückwunschschreiben. In stiller Morgenfrühe erneuerten wir kirchlich unsern Bund in jener kleinen Kapelle, in welcher einst mein erwähnter Sohn seine Primiz gefeiert hatte. Nur unser Schwiegersohn aus Magdeburg hatte es sich nicht versagen können, mit dem ältesten der Enkel mündlich Glück zu wünschen und den Festtag mit uns zu feiern. Auch mein Sohn würde nicht gefehlt haben, wenn ihn nicht Rücksichten auf seine Gesundheit zu einer Reise genöthigt hätten. Sein inniger Glückwunsch kam aus weiter Ferne. Der allbarmherzige Gott, der mir auch in schwerem Leid und Kummer gnädig war, möge mir verleihen, daß diese Lieben und die treue Gefährtin meines 50jährigen Erdenwallens mir erhalten bleiben, nachdem so viele, die ich im Herzen getragen, vorausgegangen sind.

Aber noch einmal darf ich mit Dankgefühlen eines andern Tages nicht vergessen. Am 29. Januar 1891 vollendete ich mein 80. Lebensjahr, und gegen alles Erwarten erregte dieser Tag abermals die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Wiederum kamen in der „Kölnischen Volkszeitung", in der katholischen „Lehrerzeitung" von Dürken, in der „Rheinisch-westfälischen Schulzeitung", in Waldeck's „Monatsschrift für Lehrerinnen" und anderen Tagesblättern mehr oder weniger ausführliche Lebensbilder, unter denen das in der Lehrerzeitung" vom Seminarlehrer Habrich in Boppard und das in der „Kölnischen Volkszeitung" aus der Feder des Lehrers Herold in Münster sich besonders eingehend mit meiner schriftstellerischen Wirksamkeit beschäftigten. Auch an sinnigen

Gedichten fehlte es nicht, unter denen ich dankbar wieder nur die vom Gymnasiallehrer H. Mönch in Boppard, vom Lehrer Görgen in Niederemmel und von der Seminarlehrerin Herber in Saarburg erwähne. Eine große Anzahl Briefe und Depeschen trafen schon am Tage vorher ein, und an diese schlossen sich Adressen von Lehrervereinen und Seminaren. Am 28., 29. und 30. Januar kamen viele persönliche Gratulationen, und die Pfarrgeistlichkeit der Stadt widmete mir durch den Dechanten Herrn H. Grünewald die herzlichsten Glückwünsche. Der Kirchenchor meiner Pfarrgemeinde, den Herrn Pfarrer Schmitz und den Kirchenvorstand an der Spitze, erfreuten mich in meiner Wohnung am Vorabend des Geburtstages mit einem Ständchen. Vor allem sei dankbar erwähnt, daß auch der Herr Bischof Dr. Korum und dessen Secretär, sowie mehrere Herren Domkapitulare mich mit ihren Besuchen beehrten. Innig rührten mich auch die Glückwünsche gar vieler Lehrer und Lehrerinnen aus der Stadt und dem Regierungsbezirke. Selbst die älteren Glieder des Regierungscollegiums hatten den früheren Mitarbeiter nicht vergessen und brachten mündlich und schriftlich ihre Glückwünsche.

Aber der Verlauf dieses Jahres sollte noch einmal eine kleine Frucht meiner pädagogischen Thätigkeit bringen. Sie knüpft sich liebevoll an einen großen Geist und dürfte somit einen würdigen Schluß bilden.

Es ist der Schulwelt bekannt, daß Seminardirector F. X. Kunz in Hitzkirch (Schweiz) eine „Bibliothek der katholischen Pädagogik“ im Verlage der Herder'schen Buchhandlung unter Mitwirkung von Dr. Knecht, Dr. Rolfus und meiner Person herausgibt. Ich hatte mich zunächst für Sailer und dessen bedeutungsvolle pädagogische Wirksamkeit verbindlich gemacht und zu diesem Zwecke meine Aufmerksamkeit einem Erstlingswerke des seltenen Mannes zugewandt, welches im ganzen als

ein Vorläufer seiner „Erziehungslehre“ betrachtet werden kann und preisgekrönt 1778 im Drucke erschienen war. Herrn Director Kunz und mir schien diese erste pädagogische Arbeit werth, der Vergessenheit entrissen und der pädagogischen Bibliothek einverleibt zu werden. Gern erklärte ich mich bereit, diese Abhandlung „Ueber die wichtigste Pflicht der Eltern in der Erziehung ihrer Kinder“ herauszugeben und mit einer geschichtlichen Einleitung und mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

Mein Interesse an der Aufgabe wuchs mit der fortschreitenden Arbeit, und im Januar 1889 lag sie vollendet vor mir. Fast ein Jahr später übergab ich diesen Beitrag dem Herausgeber der Bibliothek, einestheils um ihn bei mir selbst erst noch möglichst reifen zu lassen, anderntheils weil ich der Bearbeitung älterer Schriftwerke nicht vorgreifen mochte. Der vierte Band der Bibliothek erschien im Jahre 1891 und bietet noch einmal den bisherigen Freunden eine bescheidene Gabe aus meiner Feder.

Damit aber die Leser nicht meinen, ich unterschätze mein Alter und überschätze meine Kräfte, so sei noch bemerkt, daß ich mit dem Schlusse des 46. Jahrganges des „Schulfreunds“ auch dessen Redaction niederlegte. Sie ging mit dem 47. Jahrgange in die Hände des Seminardirectors Dr. Beck und des ersten Seminarlehrers Schumacher in Brühl über, also in die Hände von Männern, welche meinen Lesern schon rühmlich bekannt und bisher durch Schrift und Wort der Jugend und der Lehrerwelt nahe standen. Die Zukunft der lieben Zeitschrift ist hiernach gesichert. — Daß dieser Abschied mit einiger Wehmuth geschah, kann ich nicht in Abrede stellen. Aber: „Maß in allem und halte die Grenzen!“ rief ich mir zu, und daneben wieder tröstete mich der Gedanke, daß mir auch fernerhin vielleicht im weiten Garten der Schule und Jugend ein Plätzchen

übrig bleiben werde, auf welchem ich noch ein bescheidenes Blümchen pflanzen dürfte. Das walte Gott! Er leite, schirme und schütze auch ferner unsere Schulen und alle, die darin arbeiten! Möchten aber meine Leser am Schlusse dieser Blätter von mir sagen:

„Er hat gestrebt und gestritten,
Hat auch geirrt und gelitten;
Aber bis zum Grabesrande
Blieb er treu dem Lehrerstande!"

Personenregister.